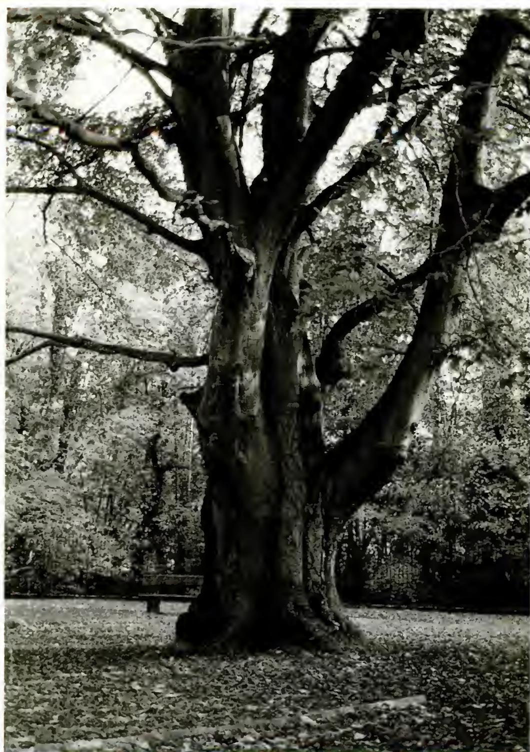
Nelly Moia

Für die Katz'



Copyrighted material

Nelly Moia
Für die Katz'

Copyrighted material

Von Nelly Moia sind bisher erschienen:

Minettskalenner 1991
Für die Tiere (1992)
Für die Frauen (1992)
Géint d'Pafen (1994)
Mascarons de Luxembourg (photos) (1995)

Titelbild:
Die Blutbuche im
Escher Schloßpark
1995 gefällt

© by Nelly Moia
ISBN 2-87978-013-6
Imprimerie Centrale S.A.

Copyrighted material

Nelly Moia

Für die Katz'

C'est que je fais partie de la Nature
et quand on m'en enlève un bout,
ça fait mal.

Christiane Rochefort
(„Adieu Andromède")
1997



Copyrighted material

Es sollte ein Vorwort werden ...

Zwei Verse eines römischen Dichters der Antike wollte ich einleitend zitieren, vermochte sie aber trotz langer Suche nicht mehr rechtzeitig aufzustöbern. Mein „Vorwort" beginnt also — wie passend! — mit einem Mißerfolg; laut Titel geht es in diesem Buche ja um Niederlagen. (Vielleicht hätte ich es einfach „Flops" nennen sollen).

Jener Dichter beschrieb die Gefühle eines Menschen, der von sicherer Warte hinausblickt auf das tobende Meer, wo in wilden Wellen ein Schiff mit dem Sturme kämpft. Echte Besorgnis und echtes Mitgefühl, sogar Entsetzen vermischen sich da in der komplizierten menschlichen Psyche mit einer Art von Selbstzufriedenheit und Genugtuung, die der Schadenfreude verdächtig ähnlich sind ... Der Römer auf dem sicheren Festland vor 2000 Jahren ist der Bruder eines heutigen Zuschauers des Abendmagazins: in warmen Pantoffeln seiner Geborgenheit genüßlich bewußt, während draußen, in wohltuender Ferne, alles drunter und drüber geht auf stürmischen Meeren.

Als solcherart von aller ökologischen Unbill verschonte „happy few" in unserer heilen Luxemburger Ecke fühlten wir Naturfreunde uns noch in den späten Sechzigern, da Rachel Carsons Bestseller „Silent Spring" schon jahrelang im fernen Ausland die Gemüter bewegte. Hierzulande aber gab der Durchschnittsbürger noch nichts auf die ersten Zeichen der sich anbahnenden (und bald mit voller Wucht hereinbrechenden) Zerstörung von städtischer und ländlicher „Umwelt" (ein bis dahin kaum benutztes Wort.)

Doch auch als schon anderweitig im Land die Bau- und Hauhelden der Nation, die „Ponts et Chaussées", zuschlugen, als in der Hauptstadt die disproportioniert hohe „Bâloise" in die Höhe wuchs, der ehemals so schöne Boulevard Royal verbaut und versaut wurde, als die Ortschaften ihre Spinnenarme mehr und mehr in die Landschaft streckten, da konnten im Minett wir Waldläufer uns weiterhin in Sicherheit wähnen. Unsere landesweit verkannte und verachtete, „dreckige" Gegend zog niemanden an, die rotbraunen Staubwolken über Esch schreckten alle von Norden her nahenden potentiellen Eindringlinge ab. Dachten wir. Und waren so zufrieden: wir selbst kannten ja unsere heimlichen Kleinode, die Escher z. B. den noch weitgehend unentdeckten „Ellergronn", vor allem aber die nunmehr zugänglich gewordenen Tagebaugebiete, von uns schnell „Canyons" oder „Mini-Colorado" oder „Arizona" benannt — unser rotfelsiger Luxemburger Südwesten, den wir mit steigender Begeisterung erforschten, je weiter sich die Arbed dort zurückzog, z. B. ab Mitte der 70er Jahre vom „Lalléngerbierg", diesem „Paradies vor unserer Tür".

Früher, auf Spaziergängen in meinem Lieblingswäldchen beim Fola-Stadion, als Backfisch in den 50ern, hatte ich noch hinter den Bäumen Deckung gesucht, wenn die Sirene aufheulte und in nächster Nähe in der „Schneierkaul" gesprengt wurde. Doch nun tat sich überall eine bislang verbotene, wildromantische Welt auf, neugierig betraten wir die verlassenen „Mondlandschaften" und erlebten,

Copyrighted material

wie sie sich allmählich wieder mit Grün überzogen, mit Tieren bevölkerten — mit vielerlei Schmetterlingen, mit Lerchen, mit Eidechsen und Blindschleichen, mit Orchideen und mit Enzian, mit Füchsen und Rehwild, Heckenrosen und Glockenblumen im Trockenrasen. (In den 90ern sind dann noch Tausende prächtigster Anacamptis pyramidalis, eine der schönsten und größten der wilden Orchideen, hinzugekommen; früher sehr selten, sind sie heute auf dem „Lalléngerbierg" nicht mehr zu zählen).

Ob diese in Luxemburg einzigartig schönen Landschaften bewahrt und in die Zukunft hinübergerettet werden können, ist ungewiß und meines pessimistischen Erachtens nach unwahrscheinlich. Es sei denn, die Mehrheit der Wähler (denn wir leben in einer Demokratie...) würde sich des ökologischen und ästhetischen Wertes der alten „Minières" bewußt, stoppe ihre galoppierende Verbuschung, verhindere die touristische „Amenagierung" und Verfälschung der kleinen Wildnis und, last not least, ihre seit kurzem ebenfalls drohende Vermarktung durch die Politiker-und-Immobilien-Mafia. Doch dazu müßte dieses Volk mehr Schönheitssinn und Naturliebe besitzen als augenscheinlich der Fall ist.

Gestern abend bin ich zufällig auf einen Passus in einem Krimi gestoßen, der mich an die vielen Male erinnerte, da man nur zu etwa sieben zusammensaß — weil sich eben nicht mehr eingefunden hatten, interessiert waren, mitmachen wollten. Auch hier (im Buch) waren zu einem politischen Treffen nur ihrer sieben gekommen. Zitat: „But seven people were nothing (...), they were evidence of the inertia of the uncapturable mass. They broke your heart." In der Tat. Aber nicht sieben, sondern siebentausend Mitglieder konnte im Nu eine Vereinigung zählen, die vor ein paar Jahren das Recht auf persönliche Autonummern auf ihr Banner geschrieben hatte. (Die Natur- und Vogelschutzliga hat ca. 12 000 Mitglieder; sie besteht seit 1920!).

Nun, wir alle wissen, was in diesen Jahren geschehen ist. Warum also dieses Luxemburger Umweltbuch zusätzlich zu den vielen Veröffentlichungen zu einem allmählich abgedroschenen Thema?

Zum einen, ohne Umschweife: wie für meine vorhergehenden Bücher — um mir selbst eine Freude zu machen und das Leben zu erleichtern, indem ich meinen frustrierten Ordnungssinn befriedige. Ich war es satt, in Stößen und Stapeln mehr oder weniger zerknitterten Papiers wühlen zu müssen auf der Suche nach einem Artikel oder Brief an die Behörden — (ogott! hab' ich deren geschrieben! Tonnen!). Sie endlich übersichtlich geordnet, gebunden/gebändigt in **einer** Hand halten zu können — wie unwiderstehlich!

Dann die Freude, die ich Gleichgesinnten mit meinen Farbfotos machen möchte. Sie sollen ihre Herzen erfreuen wie damals in der großen Ausstellung „La Splendeur du Minett" im Escher Theater 1987; sie dokumentieren Veränderungen; und sie müßten „konstruktive Empörung" entfachen angesichts der Zerstörung oder Bedrohung von soviel Schönem, also zum Schutz dessen reizen („inspirieren"), was noch übrig und gefährdet ist. (Der Traum vom **un**gefährdeten Minett ist endgültig ausgeträumt). Texte und Bilder sind hoffentlich auch von

Copyrighted material

Interesse für die Handvoll „Baumnarren“ und andere Umweltschützer, die sie an vergangene Kämpfe, Niederlagen und Teilsiege (provisorische…) erinnern werden.

Natürlich — den Einwand kann ich verstehen: Es geht in diesem Band hauptsächlich um die Minettgegend, und in ihr wiederum fast nur um Esch und seine Umgebung, die paar Quadratkilometer zwischen Monnerich und Rümelingen, die ich haßliebe (Dreiviertel Liebe, ein Viertel Wut und Erbitterung). Und es geht vor allem um den Erhalt der Schönheit, der Stille und des Noch-alleinsein-könnens, der Bäume und wildlebenden Tiere, der ehrwürdigen alten Bauten, die nicht mehr der Ehre würdig erachtet werden in einer Nation von Neureichen. Andere wichtige Elemente der Umweltschutzbewegung haben mich relativ wenig berührt, z. B. der Kampf gegen Cattenom oder das Interesse für gesundheitliche Gefahren. Mea culpa, aber ich kann's nicht ändern. Jedem Tierchen sein Pläsierchen — und seine Ängste.

Somit mag man diese Sammlung von Schriften und Illustrationen als thematisch zu eng begrenzt ablehnen. Zudem: alles Texte aus nur einer Feder. Riskiert subjektiv zu sein, oder nicht? Nun, das könnte man (u.v.a.) ebenfalls den Umwelt-Anthologien eines Cavanna vorwerfen, „Coups de sang“ und „La belle fille sur le tas d'ordures“ (hiermit schleichwerbend empfohlen). Natürlich, ich bin nicht Cavanna. Den liest man auch, wenn man nicht mit ihm einverstanden ist, während meinesgleichen (minderbemittelt Schreibende) nur diejenigen aushalten, die mit uns auf einer Wellenlänge liegen. Aber denen können wir Information + Formulation = Munition liefern.

Denn das mit der egozentrischen Subjektivität stimmt so nicht ganz: wir umweltbewegten/besorgten Protestler groß **und** klein schreiben stellvertretend für viele, die gar nicht dazu kommen, von Familie und Beruf aufgefressen werden, oder zu schüchtern sind. Ich kenne ihrer nicht wenige. Sie teilen durchaus meine Gefühle und Ansichten und sind froh, wenn andere an ihrer vielgeplagten Stelle das Maul auftun (und sich manchmal auch „schleefe“ lassen…).

Was aber den kleinen Raum anbelangt, in dem sich das meiste abspielt oder befindet, das in diesem Buch gepriesen oder angeprangert wird, so findet er sich mit denselben Problemen heutzutage auf der ganzen Welt hunderttausendfach wieder. Die hier agierenden Gegner, die hier heiß diskutierten Umweltthemen und -desaster spiegeln das wider, was sich heute allenthalben abspielt in einer sehr unter Beschuß geratenen, „blutenden“ (Um)welt.

Es gibt da eine Bilderserie für Jugendliche, die in den Siebzigern viel Aufsehen erregte. Sie heißt: „Alle Jahre wieder/geht der Presslufthammer nieder“, Untertitel: „Die Veränderung einer Landschaft“. Sie zeigt in sieben Bildern die Schritt um kleinen Schritt fortgesetzte Verschandelung einer typischen europäischen Landschaft von 1953 bis 1972. Viele, denen ich die Bilder zeigte, glaubten ihnen bekannte Luxemburger Gegenden wiederzuerkennen, und immer wieder wurde der heimtückisch gangräneartige Zerstörungsprozeß als besonders

Copyrighted material

gefährlich erkannt, weil niemand wegen nur eines Baums, eines Hauses, eines Wäldchens, einer Straße (usw. usf.) auf die Barrikaden gehen will. Und nach einem Jahrzehnt ist dann die ganze Landschaft futsch.

Doch wie exemplarisch oder repräsentativ die Dinge auch sein mögen, die in meinen Leserbriefen zur Sprache kommen, es ging nicht an, ein Buch wie dieses zu veröffentlichen, ohne der Pioniere und Mitkämpfer zu gedenken, ohne eine Reihe vergangener (oder noch andauernder) Probleme, Katastrophen, Diskussionen und Kämpfe wenigstens aufzuzählen. Hier quollen ja aus den Regalen und Schubläden meine seit dreißig Jahren ausgeschnittenen, datierten und (oh weh!) — **nicht-** sortierten Artikel hervor. Sie einigermaßen zu ordnen hat Wochen gekostet. Dann: Was daraus zitieren, was nicht?! La mer à boire!

Aber es ist nicht nur (mitunter) eine rechte „Benediktinerarbeit" gewesen. Es ist vor allem eine bewegende Reise in die Vergangenheit geworden. Wenn man da gänzlich unerwartet auf Erinnerungen an Lydie Schmit stößt, die, von langen Auslandsreisen auf fernen Kontinenten zurückgekehrt, den Seltenheitswert unseres kostbaren europäischen Mischwaldes hervorhebt und sich entsetzt zeigt über die Art, wie wir mit ihm umgehen. Wenn da plötzlich in einem verrutschten Papierstapel auf einem Pressefoto Thers Bodés Gesicht einen anlächelt, und die Erinnerung an jenes Begräbnis mit voller Wucht zurückkehrt ...

Andere Gesichter, andere Pressefotos — da ist der junge Théid Faber von „Jeunes et Environnement" mit einem noch dunkelhaarigen Struwelkopf; und das treue Gesicht meines Ajistenfreundes Carlo Hemmer; oder, ganz bärbeißig dreinblickend, Umweltminister Rob Krieps — und auch seine verärgerten Briefe, wenn meine „vitupérations" ihn genervt hatten, und er das lästige Weib z. B. mit einem abschließenden „M'enfin!" als unbelehrbar abtat. Ich hatte damals ebenso gereizt zurückgeschrieben und meinerseits mit einem wegwerfenden „M'enfin!" den Brief beendet, was er mir aber nicht nachtrug.

Einige Schnipsel überraschten, enthielten längst Vergessenes. Da stellte in einer öffentlichen Debatte ein junger „Répu"-Reporter namens Alvin Sold den hauptstädtischen Politikern die Frage, warum man denn die Bankenungetüme am Boulevard Royal nicht auf den Kirchberg gebaut habe, und wurde schnöde auf seiner Frage sitzen gelassen. Und wer, glauben Sie, ereiferte sich als junger Journalist 1972 darüber, daß weltweit „Tausende und Abertausende von Hektar Land zubetoniert, verstädtert werden"? Und zeigte sich 1975 empört über „die Verschandelung ganzer Stadtteile, die zu einer Zubetonierung zahlreicher Grünflächen und zu einer Verödung ganzer Viertel geführt hat"? Und stellte dann die Frage angesichts der „wuchtigsten Bauklötze und Glaskasten, welche sich an den früher schönsten Arterien unserer Stadt türmen: Wer hat mitverdient bei der (Baugesellschaft) in all den Jahren des Baubooms, wer hat sein frommes Scherflein erhalten und in Sicherheit gebracht?" (usw. usf.) Wer war's? — Robert Goebbels war's, der damals solche Töne spuckte. Wie sagten die Lateiner? „Tempora mutantur nos et mutamur in illis". (Die Zeiten ändern sich und wir ändern in ihnen). Andere relevante Zitate aus dem alten Rom, die mir spontan in den Sinn kommen, unterdrücke ich vorsichtshalber ...

Copyrighted material

Andere Zitate ... ogott, es gäbe ihrer soviele anzuführen, allein diejenigen über Bäume würden zig Seiten füllen. Joseph Beuys z. B. (1983): „Das einzig Vernünftige, was in diesem Jahrhundert passierte, war Bäume pflanzen." Und die letzte Rede, die Jemp Bausch 1935 vor dem Parlament hielt: die Wälder und Wiesen im Minett würden langsam von der Industrie aufgefressen. „Solle Minettsdäpp nëmme méi roude Stëps frässen a kä Grings méi gesinn?" fragte er. Ob er wohl heute bei den Grünen wäre?

Warum ist man überhaupt „grün", ein sogenannter Naturfreund und ein engagierter, leidenschaftlich kämpferischer dazu? Erstens ist es logisch, das zu verteidigen, was man liebt. Hinzu kommt dann eine kämpferische Protestlernatur oder -veranlagung. (Oft genug wird man aber auch als friedfertiger Mensch in die Rolle hineingedrängt.) Warum aber liebe ich „die Natur" so, werde nicht müde, ihre Pflanzen und Tiere entzückt anzustarren? (Dabei liebt sie mich kein bißchen zurück, ist total gleichgültig).

Wie meine „âmes-sœurs" bin ich wohl eine genetisch bedingte Baumnärrin, um es einmal so zu formulieren, wozu dann noch eine äußerst umweltfreundliche Erziehung kam. Dazu der weltverbesserische Charakter — und schon geht's auf die Barrikaden für jeden Baum. Alles ganz schön deterministisch erklärlich.

Über Vererbung läßt es sich spannend grübeln. Da waren die beiden Großmütter, die luxemburgische Boma, die von Asselborn nach Düdelingen, dann nach Esch kam, und die Nonna, die hagere Italienerin mit den wasserblauen Augen, hoch oben in den Dolomiten geboren und als verwaistes, junges Mädchen ihrem Bruder nach Esch gefolgt.

Die Boma packte als junge Mutter jeden Donnerstagnachmittag (der einzige schulfreie Nachmittag zu jener Zeit) eine große Tasche mit Butterbroten und Äpfeln voll und wanderte mit einer ganzen Kinderschar, den eigenen Vier plus Nachbarskindern, hinauf auf den Galgenberg, wo alle herumtollen und Indianer spielen konnten. Die Nonna aber entwickelte sich in den Luxemburger Wäldern zur passionierten Pilzesammlerin und „Schneckenfängerin". Da aber machte ihr meine Tierliebe einen bösen Strich durch die Rechnung.

Damals gab es herrliche „suppeg Wisen" (heute sagt man vornehm: Feuchtbiotope) in Mondorf, wo sie lange lebte, und meine zwei kleinen Kusinen und ich waren mit einem großen Eimer ausgeschickt worden auf Weinbergschneckensuche. Bald war der Eimer randvoll; da kamen mir Bedenken. Ich entriß den Kusinen den Eimer und schleuderte sämtliche Biester in weitem Schwung in die Brennesseln. Die Nonna war nicht froh. Sie war es noch weniger an jenem Morgen, da sie mich wecken kam und kurz nach dem Betreten des Schlafzimmers — es war das große, runde im Turm (gegenüber vom Kloster) — in gellende Schreie ausbrach. Ich hatte am Vorabend einen ziemlich großen Eimer (noch einen) voll mit meinen Lieblingsschnecken — den niedlichen, kleinen, bunten — mit ins Schlafzimmer genommen, (ich war etwa sechs). Schnecken sind scheint's nachtaktive Tiere. Und so klebte nun der ganze (sch)neckische Eimerinhalt an der Decke, und die Tapete rundum glitzerte von silbrig-schleimigen Streifen ...

Copyrighted material

Aber gehört dergleichen in das Vorwort zu einem Umweltbuch? Ich hätte die Geschichte in meinem Tierbuch erzählen sollen; aber nun soll sie bleiben; im Alter wird man eben geschwätzig. Und zugleich erlaubt mir die Episode, eine kurze Bemerkung einzuflechten in bezug auf Tiere und Umweltschützer. Ich bedaure, daß so manchem „ökologisch Bewußten" weit, weit mehr an seiner kleinkarierten Gesundheit zu liegen scheint als an unserer horrenden Ausbeutung der Tiere. Solchen „Naturfreunden" ist der tierquälerische Aspekt der Massentierhaltung ziemlich egal. Sie hegen gesundheitliche Bedenken, was den Verzehr gequälten Fleischs betrifft, keine moralischen ... (Eh oui — „On ne choisit pas ses alliés.")

Zurück zu den Müttern. Naturliebe und Schönheitssinn förderte meine Mutter durch ihr ganzes Wesen und Handeln. Sie malte viel und gut — ihr Lehrer Rabinger hatte der begabten Lyzeumsschülerin die Münchner Kunstakademie empfohlen — und wir Kinder verbrachten einen beträchtlichen Teil unserer Zeit eifrig mit Farben und Malen beschäftigt. Und erst ihr Garten! Soviele Farben, soviele Blumen — am liebsten waren mir die Kapuziner und die „pois de senteur". Und im Winter fütterten wir die hübschen, bunten Vögel — Rotkehlchen und Dompfaff, Blau- und Kohlmeise und den lärmenden Spatzenschwarm, der im Efeu neben der Veranda hauste; im Sommer schauten wir ihnen entzückt zu, wenn sie im Vogelbad herumhopsten. Die Wände der Veranda aber bemalte meine Mutter mit Figuren aus Walt Disneys Schneewittchen und Bambi, in Lebensgröße, und zwar vor allem waren das Tiere. Als Kind wuchs man da sozusagen umgeben von Hasen und Eichhörnchen auf.

Und im Haus dann die große Plüschtiersammlung, die vielen Tierbücher — das heißgeliebte Dschungelbuch und Nils Holgerssons Abenteuer, die Biene Maja und Mario + die Tiere, Geschichten von Felix Salten (Autor von „Bambi") und später, im Kino, nach Kriegsende, nochmals Bambi und natürlich Schneewittchen, und Tarzan. Unvergeßlich jener erste Film über Mowgli und seine Freunde, mit dem jungen Inder Sabu (?), der wahrlich nichts gemeinsam hatte mit dem heutigen, grotesken Produkt der Disney-Industrie. (Jedoch: keinem Kind auf dem „Continent" ist es vergönnt, so schnell und schön Zugang zu Blumen und Blumennamen zu finden wie den kleinen Engländer/innen dank der anmutigen und wissenschaftlich so exakten „Flower Fairies" der Cicely Mary Barker, welche die angelsächsische „nursery" und ihre Bücherregale seit Generationen beleben!).

Draußen, vor den Toren von Haus und Garten, aber lagen die großen Wiesen bis hin zum „Lankholzerbösch" — wir sagten nie „hëlzer" — mit unzähligen Feldmäusen, die vor uns hin und her huschten, und vielen Tausenden von geschwätzigen, spielenden Krähen im Winter, während wir im Sommer auf den Weiden auch mal die Pferde und Kühe bestiegen bzw. besteigen wollten ... (dort, wo sich heute das Cinquantenaire-Viertel ausbreitet). Und dann der Wald — der große auf dem Galgenberg, dann die grünen Ellergrund-Weiher, vor allem aber die wildwuchernde, bezaubernde „Dschungel" des Ostberg-Wäldchens mit ihrem Labyrinth von Pfaden, den umgestürzten Bäumen, den schroffen Felsen und den vielen, dicken, verschlungenen „Lianen"!

Copyrighted material

Die heutigen Escher Kinder, die vor Fernseher und Computer hocken oder in Sporthallen trainieren (nach strengen Stundenplänen...), kennen sie nicht mehr, die spitz zulaufende „Bugattishöhle" bei der „Schneier-Kaul"; sie ist fast ganz zugewachsen, keine kleinen Räuber und Indianer verstecken sich mehr in ihren vor Quartz glitzernden Wänden.

Und erst — die Muscheln! Mit acht, kurz nach dem Krieg, hatte ich zum erstenmal das Meer gesehen, in der Bretagne, es hatte mich tief beeindruckt. Nun zu hören, daß früher hier, wo wir im Moos unter knorrigen Kiefern herumkraxelten, ein Meer sich ausdehnte, und zum Beweis fossilisierte Muscheln in den rotbraunen Steinen zu entdecken — das war unglaublich, das war fantastisch!

Das verschwundene Meer des Minetts hat nie seine Faszination verloren. Ach, wer die Minettswälder kennt mit ihren Schluchten, ihrem Felsendickicht, ihren moosigen Geröllhaufen, mit dem Tumult der Steine und vielfältigen Vegetation in rascher Abwechslung, der findet manchmal die klassischen Luxemburger Wälder — leicht langweilig! Wir „Minettsdäpp" sind halt etwas verwöhnt in puncto Naturschönheit.

Die reizvolle (und auch so wohlriechende!) Mischung von Wald und Gestein beschert uns das Land natürlich auch in der „Luxemburger Schweiz" (anscheinend eine von ca. 600 solchen Schweizen auf der Welt). Ihre Entdeckung und Erforschung verdanke ich den Luxemburger Jugendherbergen und der „petite reine", dem vielgeliebten Veloziped! Ab fünfzehn, gewöhnlich in Begleitung meiner damaligen Schulfreundin Lou, strampelte ich über Berg und Tal und lernte das Land auf eine Weise kennen, die heute wegen des Verkehrsaufkommens nicht mehr möglich ist. Autos waren selten, und überhaupt hatte noch niemand das Wort Ökologie gehört oder von Umweltgefahren/belastung/verseuchung, aussterbenden Tierarten usw. usf. Wir saßen oben auf dem sonnigen, viereckigen Turm von Hollenfels (damals noch nicht spitz gekrönt und überdeckt), sahen auf die Wälder hinaus, in denen der in den 50ern noch wundersam stille, wenig bekannte, wenig besuchte „Hunnebur" plätscherte, und malten uns stundenlang unsere zukünftigen Weltreisen aus.

Denn nach den Karl-May-Jahren war nun die Jack-London-Periode gekommen und die von J.O. Curwood, Blaise Cendrars, Hemingway und Steinbeck. Und, wie gesagt, der Hauch der großen Welt — die Begegnungen mit Jugendlichen aus aller Welt in den AJ. Für sie rührte Rosch Krieps in meinem Leibblatt „d'Letzeburger Land" die Trommel; irgendwie und -wann landete ich dann auf seiner „Jonktem"-Seite, auf welcher er Naturliebe und jugendliche Schreiber fördern wollte. Es ist ihm auch gelungen.

Tja, und über die JH geriet ich an oder in den GAL (Groupe Alpin Luxembourgeois), ein ganz eigentümlicher Haufen. Man hat ja manchmal den Eindruck, Luxemburg sei weitgehend von angepaßten, phantasielosen Spießbürgern bevölkert. Wer die Luxemburger aber nach dem damaligen GAL beurteilen wollte, käme zu völlig entgegengesetzten Schlußfolgerungen. In keiner anderen Gruppierung habe ich jemals Originale in solcher Dichte vorgefunden.

Copyrighted material

Ich weiß bis heute nicht, wer von ihnen allen der (bzw. die) Erstaunlichste war! Besonders im Herbst, wenn die Kletterer aus dem Hoggar oder den Himalayas, dem Hindukusch oder den Anden zurückgekehrt waren, verflogen die zig Kilometer der „Grandes Randonnées" über dem Zuhören wie im Flug. Und diese „Grandes Randonnées" hatten es in sich, galt es doch, ab Morgengrauen und bis in die Nacht hinein, durch dick und dünn, steil bergauf und bergab, 40 bis 60 Kilometer zurückzulegen; die Tollsten stopften sich zusätzlich Ziegelsteine in die Rucksäcke, um die Sache spannender zu machen und sich selbst fitter für die ganz großen Sachen, à la „Mer du Nord-Méditerranée". Einmal war auch einer von uns in Mittelamerika von Guerilleros gekidnappt worden und weilte nur dank eines glücklichen Zufalls wieder in den Berdorfer Felsen. Genug — sonst schwelge ich noch seitenlang in Jugenderinnerungen. Aber in ihnen ist eben viel Liebe zu unserer Umwelt verwurzelt.

Nach Auslandsaufenthalten, wie schön auch immer, tat es gut, Luxemburger Wald-und-Wiesen wieder zu durchstreifen. Wie hatten sie mir z. B. gefehlt als Austauschstudentin mit achtzehn in Baltimore (1955-56) — und übrigens auch unser gutes, knuspriges Luxemburger Brot! Das war drüben als „French bread" nur in seltenen Spezialgeschäften aufzutreiben. Später dann, nach mehreren recht spannenden Jahren in schönen Großstädten, gegen Ende meiner Zwanziger und der wilden „Sixties", des Trubels und der Menschenmassen müde, war ich froh, die Landschaften und die stillen Wälder wiederzufinden, die meine Kindheit und Jugend geprägt hatten. Hinzu kam nun im Süden ihre wundersame Erweiterung durch die Öffnung der verlassenen Tagebaugebiete.

Bloß sind sie dann nicht mehr lange still geblieben, die Wälder, u. a. wegen der Eindringlinge auf brüllenden Motorrädern — **das** ist ein jahrelanger, zermürbender Kampf gewesen! — und auch wegen der vielen Schießstände, die sich mit steigendem Wohlstand steigender Beliebtheit erfreu(t)en. Sowohl die neuen Paradiese wie das altbekannte, vertraute — seit Generationen friedlich, problemlos, selbstverständlich begangen und genossen — waren zu unserm wachsenden Schrecken nicht mehr selbstverständlich da (um begangen, betrachtet, genossen zu werden), sondern wurden mehr und mehr gefährdet, bedroht, zerstückelt. Statt des Geniessens in Sicherheit, nun Bangen, Abwehr, Kampf; es war gänzlich unerwartet, es war schrecklich — und ist es geblieben.

Aber den Kampf, den Einsatz war man den „Wäldern seiner Jugend" schuldig, und nicht nur den Wäldern, auch in den Ortschaften den schönen Straßen, Bäumen, Parks, Häusern, über lange Jahre vertraut und geschätzt. Natürlich galt es, sich selbst Angenehmes zu erhalten, „Lebensqualität" (damals ein neues Wort), aber man empfand auch den gefährdeten Dingen gegenüber eine Art von Dankesschuld und ritterlicher Schutzpflicht, denn Bäume wie Häuser, Natur wie Kultur hatten einem schließlich unzählige schöne Stunden „geschenkt". Dazu die Dankbarkeit gegenüber den Pionieren, die soviel Gutes erkämpft, geschaffen, hinterlassen hatten. (Das traf natürlich so nicht überall zu. Die ARBED schuf die Roten Terrassen des „Lalléngerbierg" nicht, damit dereinst Luxemburgs Romantiker ihre Augen darin laben könnten!)

Copyrighted material

Der Einsatz als eine abzutragende Schuld — nicht das einzige Motiv, aber untrennbar mit den andern verknüpft. Im gängigen Geschichtsunterricht wird nicht genug darauf gepocht: auf den Mut der Pioniere und auf unsere gottverdammte Pflicht, das von unsern Vorgängern Ererbte zu verteidigen, es weiterzureichen und für dieselben Ideale zu kämpfen. Als Feministin, als antiklerikale Atheistin, als Tierrechtlerin und Naturschützerin bin ich mir mit endloser Bewunderung des Mutes, der Ausdauer, der Intelligenz meiner Vorkämpfer/innen bewußt. Daß im Luxemburger kirchenschonenden Unterricht das Leben kultureller Pioniere kaum erwähnt wird, liegt wohl daran, daß die Lehrer — wie peinlich — darauf hinweisen müßten, wie oft und heftig diese tapferen Menschen, die eben klüger waren als die Massen, gegen die Macht der feindlich gesinnten, christlichen Kirchen kämpfen mußten.

Was die Natur und unsere Einstellung zu ihr betrifft (mit allem, was darin kreucht und fleucht), s. in dem Zusammenhang Darwin, s. Giordano Bruno, s. die ganze Geschichte der Wissenschaft, der Medizin! Die christliche Religion hat nachweislich Tiere und Natur verraten — das Resultat ihrer schonungslosen Ausbeutung läßt sich (weltweit) sehen.

Noch 1973 brachte der damalige Papst es fertig, seine Jahresbotschaft zu Weihnachten nicht der Natur und dem Umweltschutz zu widmen, sondern der Verherrlichung des Menschen, „Ebenbild Gottes, zur Herrschaft über alle andern Geschöpfe berufen!" Derselbe Vertreter Gottes verteufelte dann noch die Geburtenkontrolle und hat damit der Welt und allem Leben darauf mehr geschadet als sämtliche Umweltverschmutzer zusammengenommen. Sein gegenwärtiger Nachfolger setzt die Sache unverdrossen fort, nämlich die kriminelle Behinderung einer planetarischen Lebensnotwendigkeit.

Zurück zu unsern grünen Luxemburger Pionieren, die ja weder Scheiterhaufen noch sonstige Verfolgung riskierten; sie mußten jedoch zäh und mühselig den Weg bahnen, weisen, erklären, verteidigen, und so manche mühen sich weiterhin ab. Doch Robert Krieps, Thers Bodé, Frank Wolff, Leo Kinsch, Lydie Schmit, Carlo Hemmer sind nicht mehr. Zuviele der unsrigen, unserer Besten, sind viel zu früh gestorben — Thers mit 35, Frank Wolff und Lydie mit 49, Kinsche Léi mit 57.

Wieviele Namen, Gesichter, Persönlichkeiten tauchen da auf in meinen Papieren, Büchern, Artikelsammlungen — weltberühmte Ausländer, Wissenschaftler, Schriftsteller, und bescheidene Luxemburger Biologen, Lehrer, Reporter; anprangernde Eiferer, bittere Pessimisten, unermüdlich Warnende, Politiker, Künstler, Frauen wie Männer. Wieviel Lebenshilfe verdanken meinesgleichen ihnen doch während dieser Jahrzehnte — und wieviel (Über)leben, ganz konkret, verdanken ihnen unzählige Tiere und Pflanzen in Biotopen, die wegen dieser Warner und Aufklärer **nicht** zerstört wurden!

Da sind auf einem Bild vereint Bombard und Cousteau; da schreibt Wolfgang Hildesheimer: „In hundert Jahren keine Menschen mehr...!" und Hoimar v. Ditfurth seinen Bestseller „So laßt uns denn ein Apfelbäumchen pflanzen", und Herbert Gruhl sein „Glücklich werden die sein..." (die **vor** der

Copyrighted material

kommenden Sintflut abkratzen können). Da beschwören Carlo Hemmer (in einem Vortrag 1988) und Herbert Marcuse (1969) den Wert und die Notwendigkeit des Alleinseins. Hemmer: „Il existe encore des endroits de solitude, mais . . .“; und Marcuse: „Es gibt keine freie Gesellschaft ohne einen inneren und äußeren Bereich der Einsamkeit, des Alleinseins, in dem sich die individuelle Freiheit entfalten kann.“

Thers Bodé — „wollte den Scheinwiderspruch Ökologie-Ökonomie“ aufbrechen. Petra Kelly und Gert Bastian — auch sie haben uns verlassen. Namen, Namen . . . Jane Goodall und ihre Chimps; Rachel Carson mit dem ersten internationalen, ökologischen Bestseller „Silent Spring“ (1962); Jean Rostand; Konrad Lorenz; Dennis Meadows („Die Grenzen des Wachstums“ 1972); Jonathan Porritt (Direktor von „Friends of the Earth“, GB), und wieder zuhaus ein Ed Melchior vom „Regulus“ und Vogelschutz, ein Henri Rinnen, Mitbegründer von NATURA, Vorsitzender der Natur- und Vogelschutzliga bis 1985, Léopold („Poldi“) Reichling, mehrfach ausgezeichnet (und mittlerweile fünfundsiebzig), Norbert Stomp in seinem Naturhistorischen Museum (das Robert Krieps soviel verdankt) und der unermüdliche, zornige Théid Faber, noch immer an der Spitze des „Mouvement Écologique“ (von mir auch schon mal wütend „Stagnation Écologique“ gescholten).

Prof. Alfred Kastler, Peter Singer, Horst Stern, Paule Drouault und Cavanna, Barry Commoner, Paul Ehrlich, Desmond Morris, Dian Fossey, Gerald Durrell, Françoise d'Eaubonne, René Dubos, Frans De Waal, Jean-Jacques Barloy, Otto König, Grzimek — meine Generation kennt sie, hat sie gelesen (und viele andere mehr), sie haben unsere Epoche, unser Leben (mit) geprägt.

Ich wühle in den Papiermassen der aufregenden Siebziger. Es ist ganz schön rührend, diese Anfänge wieder mitzuerleben. (Wer wohl einst die ökologische Geschichte Luxemburgs schreiben wird?) Natürlich, den ehrwürdigen, wackeren Vogelschutz gibt's schon lange, der war schon da, als es die meisten Leser dieser Zeilen noch nicht waren, nämlich 1920 (am 28. April gegründet). Der kleine „Regulus“, zuerst ein bescheidenes Heft, ein wahrer „Zaunkönig“ unter Luxemburgs Zeitschriften, hat sich ganz schön gemausert zu einem stattlichen, bunten Vogel und dürfte sich heute Distelfink oder Buntspecht nennen. Und die Vogelschützer schützen heuer nicht nur Vögel, sondern die ganze Natur gleich mit; aus der LLEPO (Ligue Luxembourgeoise pour l'Étude et la Protection des Oiseaux) ist 1982 die „Lëtzebuerger Natur- a Vulleschutzliga“ geworden. Im selben Jahr wurde die Stiftung „Hëllef fir d'Natur“ gegründet von der LNVL; sie hat seither über 500 ha aufgekauft, viele wertvolle Lebensräume für Fauna und Flora unter ihre Fittiche genommen. Die Stiftung macht's dem reichen Staate vor, bloß der macht's nicht nach.

Ich halte die Nummer vom Sommer 1979 in Händen. Vom Baggerweihergebiet Remerschen / Wintringen geht da schon die Rede, und vom FIR, der sympathischen französischen Vereinigung zum Schutz der Greifvögel; sie hat sich kürzlich der französischen Vogelschutzliga angegliedert; damals mieteten diese Leute (und seither immer wieder) den Col d'Orgambidexa in den Pyrenäen, um

Copyrighted material

Zugvögeln einen von Nimroden unbehelligten Durchflug zu ermöglichen. Zwanzig Jahre habe ich da mein Scherflein beigesteuert, den berühmten Col aber noch nie zu Gesicht bekommen.

Auch auf den Schutz der Hecken dank des damals funkelnagelneuen Naturschutzgesetzes vom 27. Juli 1978 wird hingewiesen ...

Das ist also jetzt fast zwanzig Jahre her, daß ich mich wegen illegal abgeholzter Schlehdornhecken auf dem Escher „Bouwenaker" aufregte mit Hinweis auf „das neue Gesetz". Man wird alt, tatsächlich. Aber kein bißchen abgeregt. No rest to the wicked, heißt es ja.

Ein weiterer „Regulus" fällt mir in die Hände, vom Herbst 1984, auf der Titelseite der rotumrandete Aufkleber für umweltbewußte Autofahrer: „80/100 km/h fräiwëlleg!" Tja —„long time no see, no hear" diesen Aufkleber, diese Aufforderung; und vor fünfzehn Jahren schmückten wir alle unser Heck damit. Alt und älter ...

In dem Zusammenhang: ganz alt und fast so ehrwürdig wie der Vogelschutz ist die Jugendherbergsbewegung Luxemburgs: am 13. April 1934 gegründet. Dank ihrer — nicht nur, aber sehr viel — ist meine Generation umweltbewußt gewesen, lang ehe das Wort zum Begriff für alle wurde und in aller Munde war — dank der JH Zentrale mit „Zentralsed" (Ed Nicolay), dank eines Ajisten wie unser allerwichtigster, bahnbrechender Wortführer Carlo Hemmer, Gründer des „d'Letzeburger Land" (1953), welches daraufhin unter der Führung des großen Journalisten L. Kinsch ein Vierteljahrhundert fortschrittlich meinungsbildend wirkte — nicht zuletzt ökologisch und umweltbewußt „avant la lettre", ehe das also Mode wurde. Heute hat das „Land" Konkurrenz bekommen auf dem Gebiet, denn in den Fünfzigern und Sechzigern gab es weder den „Kéisecker" noch den „Grénge Spoun" noch „Greenpeace/Luxemburg" und, wie gesagt, der „Regulus war ein rechter Zaunkönig. („Greenpeace", Geburtsjahr 1971, startete in Luxemburg erst 1984). Zu Hollenfels noch folgende Zeitungsnotiz dieser Tage zufällig:

„Jubiläumstag — 50 Jahre Jugendburg Hollenfels. Im privaten Freundeskreis feierte am vergangenen Donnerstag, den 26. November, eine Gruppe Veteranen der Luxemburger Jugendherbergsbewegung den 50. Jahrestag der ersten „Kompaß"-Wanderung nach Hollenfels. Dank Carlo Hemmer war die Burg von ihrem Privateigentümer an die JH-Zentrale vermietet worden. Erst einige Jahre später sollte sie vom Staat gekauft werden.

Bis 1978 war die JH-Zentrale alleinige Mieterin. Ihren goldenen Jubiläumstag begannen die alten Wanderkameraden von 1948 mit einer Blumenniederlegung am Grab der unvergesslichen Herbergsmutter Mathilde Schmit ..."

Weiter. — Unser „Méco" entsproß Luxemburgs erster Bürgerinitiative, die alle weiteren inspirieren sollte, nämlich der von Madame Kox Ende der Siebziger gegründeten „Biergerinitiativ Museldall" gegen ein Atomkraftwerk in Remerschen. Und zuerst nannte man sich A.J.L.E.C.N. Wir Luxemburger scheinen ja eine

Copyrighted material

besondere Begabung für unmögliche Kürzel zu haben, s. die vom „Feierkrop" verewigte FNCT&%§! oder die Horesca, ein Gebilde aus Horror + grotesk, könnte man meinen, („Horresco referens!" sagten schon die Lateiner); eine Hodilux hat's auch schon gegeben, gibt es vielleicht noch, die Hommes Divorcés Luxembourgeois; das Kürzel CUL aber verdient, in einem „sottisier" nicht nur erwähnt, sondern direkt prämiiert zu werden. Was natürlich alles nichts mehr mit Naturschutz zu tun hat und mit jenen Neunzehn, welche am 28. Dezember 1968 die „Association de la Jeunesse Luxembourgeoise pour l'"Étude et la Conservation de la Nature" gründeten. Daraus wurde 1975 „Jeunes et Environnement" und wiederum daraus 1981 der „Mouvement Écologique", auch „Méco" genannt, (unseres „Betonministers" Lieblingsvereinigung — was auf Gegenliebe beruht . . .).

Schade, daß sie ihre Zeitschrift „Kéisecker" nannten. Eine verleumderische Bezeichnung für den guten Igel sei das, belehrte uns Carlo Hemmer. Die Bauern schimpften ihn früher „Kühe-Säuger", d.h. der Igel wurde verdächtigt, nachts auf den Hinterbeinchen stehend, den Kühen die Milch abzusaugen — dabei handelte es sich um diebische Knechte, welche die Milch klauten. Der Igel aber hatte seinen Namen weg. Und ausgerechnet Naturfreunde haben ihn übernommen!

Nächsten Monat wird der „M.E." also seinen 30. Geburtstag feiern – (ich schreibe diese Zeilen im November '98). Mit gemischten Gefühlen voraussichtlich, und sei es nur wegen der rezenten, schlimmen Niederlage nach jahrelangem, verzweifeltem Kampf gegen den Bau der Nordstraße. Während der Festreden (?) wird so mancher unterschwellig die Bagger und die Motorsägen hören, die den Grünewald auf immerdar verstümmeln und die Landschaft ab der Hauptstadt gen Norden ... Ich vermochte übrigens davon **keine** Fotos zu machen; ich reagierte „emotional": heulte los und ergriff die Flucht, als ich vor mehreren Monaten ganz unerwartet auf die verwüstete Gegend „um Rouscht" traf.

Ich meide sie seither ...

Es gibt immer mehr Stellen — Ortschaften, Straßen, Waldstücke, Pfade, einst vielbegangen und geliebt — die ich gelernt habe, zu meiden. Was noch heil ist an meiner Welt, schrumpft von Jahr zur Jahr. Mein schönes Minett — immer mehr zersiedelt, übervölkert ... Und die Bevölkerung Luxemburgs soll nun auch noch so schnell wie möglich verdoppelt werden! Der reinste Wahnsinn ist das!

Ob anläßlich der kommenden Geburtstagsfeiern der M.E. diesen demographisch-ökologischen Wahnsinn anprangern — oder vielmehr aus Angst vor dem billigen Schimpfwort „Rassist" darauf verzichten wird?

Jedenfalls, die Bilanz nach dreißig Jahren dürfte so entmutigend sein wie weiland diejenige nach zwanzig Jahren Bemühen. Zwar hat es dank „Méco" und „Greenpeace", dank Grüne und Vogelschützer, dank einer wahren Lawine von Büchern, Zeitschriften, Vorträgen, öffentlichen Debatten und Bürgerinitiativen eine starke Zunahme der Sensibilisierung der Bevölkerung gegeben. Aber anderes hat **auch** Zunahmen zu verzeichnen, und weit stärkere, so die Landschaftszersiedlung, der tägliche Lärm, die Verseuchung von Luft, Erde, Wasser ... Dies nicht nur, weil die Umweltzerstörer so aktiv sind, sondern weil die Politiker, die

Copyrighted material

sie an ihrem verderblichen Tun hindern sollten, so inaktiv bleiben. Wenn sie nicht selbst die schlimmsten Zerstörer sind, s. Nordstraße. Weshalb das Geburtstagskind M.E. vor zehn Jahren nicht eben frohlockte — und es auch nicht viel zu bejubeln gibt nächsten Monat. Nachfolgend ein Zitat aus dem „GréngeSpoun" zum 20. Geburtstag unserer ökologischen Bewegung. (Wo sind da unsere Fortschritte seither? Viel bewegt hat besonders die Gegenseite.)

„T. Faber stellt denn auch eine große Diskrepanz zwischen dem öffentlichen Bewußtsein und den daraus zu ziehenden Konsequenzen fest (...) und spricht von einem akuten Handlungsnotstand (...) Einige typische Beispiele: (...) die Straßenverkehrsprobleme, nachweislich von Berufspendlern/innen und Schwertransporten verursacht, harren jeder Lösung; die strukturellen, landesplanerischen Probleme werden überhaupt nicht in Angriff genommen; die Landwirtschaft wird durch die auf Europa-Ebene getroffenen Maßnahmen zur immer intensiveren Bewirtschaftung des bebaubaren Bodens gezwungen. (...) Der ökologische Einsatz der traditionnellen Parteien zeigt sich vornehmlich, wenn Wahlen ins Haus stehen. (...) Dies wird besonders deutlich im Falle der Landesplanung. Die rationelle und umweltverträgliche Nutzung einzelner Landesteile wird in Luxemburg nicht einmal ansatzweise betrieben. (...) Das Resultat ist eine Zersiedlung des Landes, die sich durch ein wahres Wirrwarr an Industriezonen und eine Ansammlung von nebeneinandergesetzten Wohnsiedlungen, vor allem an den Ausfallstraßen der Ortschaften, auszeichnet."

1988=1998 ...! Deprimierend? Natürlich. Soviel Arbeit umsonst, für die Katz'! Ohne die fleißigen Idealisten wäre es natürlich noch schlimmer gekommen; ein bißchen bremsen konnten sie — ein karger Trost, aber immerhin. Ja, es wurde viel geschuftet all die Jahre, mit Liebe und mit Wut — Liebe zur Umwelt, Wut auf ihre Feinde.

Ein Jahr nach dem Europäischen Naturschutz-Jahr wurde am 14. Juni 1971 NATURA gegründet und die Dachorganisation zählte knapp zehn Jahre später nicht weniger als 38 Vereinigungen. Bitter ist es natürlich, die Liste der Ziele — in einem Geburtstagsartikel 1981 vor meinen Augen — durchzusehen, denn als erstes prangt da: „Die vollständige Erhaltung unserer Wälder in Ausdehnung und Zusammensetzung". (Im „Gréngewald" heulen die Motorsägen, fallen die hohen Stämme). Ein anderes Ziel: „Landschaftsschutz durch geeignete Maßnahmen" (!). Wie dieses schöne Jahr zwischen Mersch und Ettelbrück ... Überall verschandelte Landschaften, wo die Industriezonitis wütet, „Zittiën" den weichen, braunen Boden versiegeln, und Straßen wie graues Riesengewürm zwischen den Ortschaften das Grün zerwühlen. Landschaftsschutz, Landesplanung — wo denn?

Aber ich will ja die mutigen Anfänge hochleben lassen, nicht die bedrückende Realität von heute — 1998 — zeigen. Und die Anfänge waren vielversprechend. Was doch ein einziger, wirklich energischer, wirklich der Natur verbundener Minister vermag! Da wurde unter dem Impuls von Robert Krieps, Erziehungsminister, 1975 das Nationale Jugendzentrum auf Schloß Hollenfels geschaffen. Da wurde das Naturhistorische Museum sozusagen großjährig, erhielt eine separate, eigenständige Verwaltung; da wurde 1977-78 der „Service

Copyrighted material

Éducatif" dieses Museums gestartet (1997 besuchten 1 500 Klassen das Museum im „Gronn" in seinen prächtigen, neuen Räumen). „Umwelt: Ein Schulfach?" fragte ein großer Titel über einem „tageblatt"-Artikel 1978. „Umweltbewußtsein durch schulische Erziehung" war ein anderer neun Monate später betitelt. Alles so hoffnungsfroh... Wie jener „Répu"-Artikel 1974 zur neuen Idee eines Umweltministeriums:

„Nous retiendrons de cette soirée deux éléments positifs: Premièrement, la volonté des socialistes d'appuyer les démocrates dans leur projet d'établir un ministère de l'Environnement, et deuxièmement, les bonnes intentions des chrétiens-sociaux qui ont affirmé leur désir de faire du plan d'aménagement du territoire un instrument au service non pas de l'économie, mais de la qualité de la vie." (1998: Wer lacht denn da? Oder vielmehr: Wer schluchzt denn da? Oder: Wer muß sich da erbrechen?).

Aber die Idee eines Luxemburger Umweltministeriums war geboren, fortan ließ man nicht mehr locker, und zehn Jahre später, am 31. August 1984, konnte Josiane Kartheiser im „tageblatt" schreiben: — (Titel: „Zur Schaffung eines Umweltministeriums") — „Die Aufbauphase dürfte etwa zwei Jahre in Anspruch nehmen. (...) Interessant ist die Grundphilosophie, mit der Umweltminister Robert Krieps an seine Zielsetzung herangeht: die Umwelt gehört weder dem Staat noch irgendeiner Verwaltung noch der Industrie, sondern der Gemeinschaft der Bürger; sie ist uns nur geliehen; sie ist unersetzlich. (...) Also keine Geheimniskrämerei mehr, wie sie am Beispiel „Kuelbecherhaff" durchexerziert wurde (...) (Während der Aufbauphase aber müssen) in jenen Fragen, wo sich konkrete Lösungsversuche aufdrängen, sofort entsprechende Initiativen eingeleitet werden. Und diese dringenden Probleme sind bekannt: das Problem der Müllhalden, Hutbierg, Ronnebierg ..."

Ach, das „dringende" Problem von 1984! Erst im Sommer 1999 sollen die vielen Bauschuttdeponien, in der Luxemburger Natur verstreut, gestoppt werden. Fünfzehn Jahre, um die „dringend" benötigten Regionaldeponien einen Schritt ihrer Konkretisierung näher zu bringen! Mein langjähriger Kampf gegen den skandalösen Kayler Bauschutt-Tipp endete (s. Artikel usw.) dieses Frühjahr mit einer totalen Niederlage. Und was hatte damals, 1982, unser begründeter Escher M.E.-Protest gegen den Bauschutt alias Dreckstipp im Escher „Bourgronn" genutzt? Ja, der „Hutbierg" ist oder scheint gerettet, aber der „Ronnebierg" ist allen unheimlich und wartet vielleicht noch mit Überraschungen auf. (Während der Aufklärungsversammlung wußten die Verantwortlichen nicht einmal die Frage zu beantworten, ob sich Galerien darunter befinden...) Seit dem rezenten „Haebichter" Sieg sieht es danach aus, als wolle man in Zukunft alles über die Grenze jagen, was uns an Dreck hier nicht behagt (?). Eine Lösung, das?!

Ach, wie konnten sie so mutig und fröhlich sein, die Pioniere, die Gründer all der schönen Dinge — Vereine, Zeitschriften, Erziehungsprogramme (in Hollenfels, in den Schulen, im Museum) und, last not least, denn nun war auch ihre Zeit gekommen: einer Grünen Partei! Wie konnten sie fast optimistisch sein

Copyrighted material

— jedenfalls nicht so bedrückt, wie wir es heute sind, Jahre und Jahrzehnte nach den schönen Anfängen, mit „lendemains qui chantaient". Mittlerweile ist uns das Singen vergangen.

Doch vertrauensvoll blickten sie in die Zukunft, die da im Mai 1983 das bescheidene Schreibmaschinenblatt verteilten, auf dem zu lesen stand: „Warum eine neue Partei?" (Titel). Und dann die Ankündigung: „Am kommenden 19. Juni wird endlich hierzulande eine neue, ‚grüne' und ‚alternative' Partei gegründet. ‚Bloße Modeerscheinung' oder ‚Zersplitterung der fortschrittlichen Kräfte' behaupten Parteigänger der traditionellen Linken, indes das ‚Luxemburger Wort' — wen wundert's — gleich subversive und kommunistische Systemveränderer ‚unter grüner Tarnkappe' am Werk wittert." Die Rede geht noch von der „ökologischen Zeitbombe", die man „am Explodieren hindern" will, vom „kollektiven ökologischen Selbstmord", der ebenfalls verhindert werden muß, von seinen vielen Komponenten, als da sind „Saurer Regen, Dioxin-Skandal, Tankerkatastrophen, aufberstende Atommüllfässer auf dem Grund der Weltmeere, welche nur die Spitze des Eisberges sind ..." (eine etwas gewagte Metapher: Eisbergspitzen auf dem Meeresgrund).

Ebenfalls gewagte Zukunftsvisionen konnte man sich damals noch leisten, wie es folgendes Zitat aus einem „tageblatt"-Artikel vom 8. Februar 1977 beweist — Titel: „Naturschützer, auf die Barrikaden!" — worin von „einer nicht zu unterschätzenden Radikalisation der Nachfahren von Orchideen- und Käfersammlern" die Rede geht. „Vielleicht einen sich Naturschützer in einigen Jahren mit andern Gruppen (...) zu einer kämpferischen außerparlamentarischen Opposition, die (...) Betonsilos und DDT, Medienverdummung und Fließbandarbeit, Pkw-Verkehr und Barbituraten den Krieg erklärt. Atomgegner und Uhuschützer sind möglicherweise Ahnen einer noch nicht absehbaren politischen und sozialen Strömung ..." (usw.) Was aber die Politiker „absahen", das war nicht eine solche radikale Strömung, sondern die Vernarrtheit des, homo luxemburgensis' in sein liebstes Kind, den Pkw, dem er zwanzig Jahre später noch immer nicht denkt den Krieg zu erklären, weit gefehlt. Sowenig wie der Medienverdummung. (Nach „Barrikaden" hat es die braven Luxemburger noch nie viel gelüstet).

Nun, dies soll ja keine ökologische Geschichte Luxemburgs werden, aber es gäbe da so manch' Ergötzliches auch zu berichten, z. B. aus einem „Répu"-Artikel vom 23. Juni desselben Jahres: „À l'issue du Te Deum lors de la Fête Nationale, les badauds ont assisté à une scène étonnante, digne d'une opérette, devant le bâtiment de la Chambre des Députés. Une trentaine de „Verts" qui tenaient hier leur congrès ont planté un tilleul dans la bordure devant ce bâtiment et déroulé une pancarte: „Les Verts sont là". Alors que les parlementaires, en frac, regagnaient dignement et lentement la Chambre des Députés, ils ont été accueillis par les écologistes, très décontractés, à la tenue vestimentaire bariolée, qui applaudissaient en scandant: „À l'année prochaine". Une manière de rappeler qu'ils pourraient bien siéger l'année prochaine (1984) dans l'immeuble du ‚Krautmaart' (...)". La question reste d'actualité ...

Copyrighted material

Voici encore une photo d'Antoine Waechter (eh oui), venu à Luxembourg pour parler contre le nucléaire, comme le rapporte le „Grénge Spoun" en 1989, car entretemps il avait paru à son tour, alors que le „RTL-Ökomagazin" n'a pas survécu à l'Année de l'Environnement 1988. (Un coup de chapeau en passant à son ‚spiritus rector', l'excellent reporter Marc Thoma qui continue à défendre la nature et les bestioles à la télé nationale). Né le 23 septembre 1988, l'hebdomadaire vert vient de fêter ses dix ans et mérite pleinement d'y ajouter dix années encore (au moins!) We've come a long way, baby — seit den Sechzigern, da uns die Augen aufgingen, den Siebzigern, da wir die Ärmel hochkrempelten, den Achtzigern, da die Lawine voll losrollte, den Neunzigern, die nun zu Ende gehen und die Besten, Unverbrauchten von uns verbissen weiterkämpfen sehen. Aber ich mag nicht mehr.

Diese paar Tage, da ich mich mit den Zeitungsausschnitten der vergangenen Jahrzehnte herumschlage, schneide ich weiter (fast automatisch) Artikel, Nachrichten, Pressefotos aus. Im gerafften Überblick: „Die Zeit drängt!" heißt es da im „Journal"-Leitartikel zur Klimakonferenz in Buenos Aires, die kein Schwein zu interessieren scheint. Als „Non-event" bezeichnet sie das „tageblatt" und vergleicht sie in puncto Interesse mit den Klima-Konferenzen von Rio de Janeiro 1992, Berlin 1994 und Kyoto 1996. Und die haben auch nichts gebracht. Die Bürger sind mittlerweile blasiert oder defätistisch/resigniert, was diese drei K's betrifft: Klima, Katastrophe, Konferenzen (die großen, internationalen, teuren, nutzlosen) (außer für die Globetrotter „aux frais de la princesse"). „Effektvoll aufgemachte Warnungen führen in ihrer Häufung zu einem Prozeß der Abstumpfung", schreibt Arno Plack in „Ohne Lüge leben". Und fährt fort: Man denkt: „Wenn jetzt der prophezeite Weltuntergang nicht bald kommt, dann kann mir der ganze Umweltschutz gestohlen bleiben."

Tja, da hilft es wohl nichts, daß heute auch im „t"-Leitartikel mal wieder „die Zeit drängt", diesmal wegen der Überbevölkerung, die der Schreiber plötzlich wieder entdeckt hat, und die leider seit Jahrzehnten von sämtlichen Umweltschützern nach Kräften **skandalös und unverzeihlich** ignoriert wird, mit einer Feigheit und ideologischen Blindheit, die ihresgleichen suchen! Jeden Tag **steigt** die Weltbevölkerung um eine Viertelmillion, also um ca. 250 000 Einheiten. Wieviele Abiturienten, glauben Sie, daß diese Zahl kennen? Kaum eine/r. Pour cause. Wir leben in einem katholischen Land; und die Tiersmondisten jeder Couleur wollen die Zahl auch nicht wahrhaben.

Dann ist da noch dieser Tage das vorläufig letzte oder neueste Tankerunglück — (wer zählt sie noch, seit der „Amoco Cadiz" 1978?). „Zehntausende Seevögel durch Ölpest bedroht" — „Die Ölpest des havarierten Frachters ‚Pallas' hat den Strand von Sylt erreicht und gefährdet massiv die Tierwelt im Wattenmeer." — Morgen aber feiern wir den „Tag des Baumes", und der Escher „Mouvement Écologique" leistet sich ein kleines Nachhutsgefecht in Form einer Demo im Lavalspark, der bald eine Reihe schöner, alter Bäume zugunsten eines

Copyrighted material

sog. Erlebnisbads verlieren wird. Aber „Erlebnis" muß sein, z. B. ein Shopping-Erlebnis, ein Gastronomie-Erlebnis. (Es laufen auch hauptsächlich Bäuche durch die Gegend, dicke Mägen, teuer betuchte).

Erlebnisse der zerstörerischen Art hat unsereins auf Schritt und Tritt: ein Erlebnis jede Fahrt in eine Luxemburger Gegend, die man ein paar Monate lang nicht besucht hat — sie ist nicht wiederzuerkennen! „Tag des Baums" — eine gute Sache, ja, aber „während wir einen Baum pflanzen, legen die einen Wald um", so der deutsche Schriftsteller H.P. Piwitt. Oder: Während wir eine Wiese retten, betonieren sie ihrer zehn zu; wo wir ein Haus vor dem Abbruch bewahren, verschandeln sie ein ganzes Viertel.

Denn sie haben die Macht, sie haben das Geld. Sie handeln, wir schreiben (z. B. dies), sammeln Unterschriften, halten Vorträge, sensibilisieren, klären auf, rufen auf, reden und reden. Dieweil die Bäume fallen — und am „Tag des Baums" ein paar Alibi-Bäume in einer Handvoll Ortschaften gepflanzt werden. Apropos: Darf ich ein bißchen prahlen? Meine Eltern und ich haben ihrer 280 gepflanzt in unserm Garten diese dreißig Jahre! Ist das nicht wunderbar? (Nicht nur „ein Apfelbäumchen" also ...) Wieviele aber hat der ekle Kayler Bauschutt-Tipp verschlungen? Daß ich die nicht retten konnte! (Siehe Fotos).

Der „Kéisecker" Nr. 5/1988 rief die Pädagogen zu fröhlichen Umweltlektionen auf, denn es habe sich herausgestellt, die Kinder hätten Angst vor der Zukunft wegen all der Umweltgefahren- und zerstörung. Bloß sagte man uns nicht, woher den Mut nehmen und auf welche Fakten die zu vermittelnde Zuversicht basieren. — Jetzt, Anfang November, wird auch des 10. Todestages von Carlo Hemmer gedacht; er starb 75jährig am 11.11.88. Wie bitter müßte er sich fühlen, wenn er noch lebte, er, der so früh schon und realistisch und unablässig warnte, so vernünftig argumentierte. Für die Katz'.

Nicht nur er, der da gewarnt, beschworen hätte. Die Medien schreien es seit 30 Jahren in hundert und aberhundert Schlagzeilen und Bildern den Lesern, den Zuschauern ins Gesicht, und sei's nur des Papierverkaufs und der Einschaltquoten wegen. Es rutschen mir ganze Stapel von Artikeln und Zeitschriften entgegen, die allesamt von Schrecklichem künden, empört Taten anprangern oder nach Taten rufen; überall Protest und wütende Kritik. Stichworte, Stichnamen, daß es einem vor den Augen flimmert, Schlagzeilen, Fotos von gefällten Bäumen, bedrohten Häusern, neuen Straßen, verschmutzten Flüssen ...

Die nachfolgende Flut von dergleichen — Meldungen, Forderungen, Anklagen, Klagen — mögen alle geneigten (oder mittlerweile unter der Last dieses ausufernden „Vorworts" gebeugten) Leser ignorieren, überspringen. Es wird diese Flut absichtlich abschnittslos auf die Beherzteren unter der Leserschaft losgelassen, um eben recht anschaulich zu illustrieren, was uns plötzlich überwältigte ab Anfang der 70er (und was in so manchen von uns Erinnerungen wachrufen wird, die dabei waren, oder mitfühlten, sich mit-ereiferten durch die Jahre.)

Copyrighted material

„Noch immer stinkt die Korn!" (8.3.1972) — „Öffentliche Müllhalde verschmutzt die Gander" (24.4.1972) — „Jugend putzt die Wälder" (23.7.1971) — „Die Luxemburger mit großem Abstand an der Spitze Europas (290 kg Haushaltsabfall pro Kopf und Jahr)" (18.1.1974) — „Verseuchung der Attert in Bissen" (8.8.1973) — „Petition gegen geplante Industrieanlage in Betzdorf" (4.1989) — „Ozonkiller Dupont de Nemours" (20.11.1998) — „Bulldozer zerstören Wald in Schüttringen" (3.3.1989) — „Skandalöse Umweltverschmutzung durch die Industriezone Wiltz" — „Der langsame Tod unserer Gewässer" — „Le défi écologique est un défi que le gouvernement est déterminé à relever dans une démarche politique globale et cohérente" (Premier J. Santer, 13.8.1989) — „Skandal Gaspericher Teerfabrik" (27.9.1974) — „CASA Nostra 1981" — „Protestmanif gegen Teerfabrik in Differdingen" (Juni 1983) — „Greenpeace-Spruchband an ARBED-Fassade Luxemburg" (Juli 1988) — „Demonstration gegen weitere Bodenversiegelung in Ingeldorf" (26.3.1994) — „Aktioun Karblumm" (1988) — „Greenpeace besetzt Euroflor Wiltz" (Okt. 1987) — „Gegen Scheierhaff Golfplatz in Canach" (1988) — „Kuelbecherhaff — die verlorene Schlacht" (18.10.1985). — Skandal Calumite (1989) — / Einmal Luft schnappen: ein Abschnitt jetzt trotz allem. Weiter:

„Der Aufstand der Bürger" (im „d'Letzeburger Land" v. 2. Februar 1973) — das war Marcel Engel, der den hauptstädtischen Stadtpark verteidigte; „Unmut mit der Umwelt" — wieder im „Land", Jean Jaans am 17. Januar 1975; „Skandalöse Praktiken in Sassenheim" (gemeint ist die Industriezone „Pafewee") in der „Zeitung v.L.V." (nicht datiert); „Das schlägt dem Faß den Boden aus" befindet das „tageblatt" am 31. Oktober 1975, ein Alzinger Bauskandal nämlich; „Sidor-Kuddelmuddel" heißt es am 8. Februar 1974 im „FF"; „Umweltfrevel auf Feldern und Wiesen" prangert „de Konsument" im September 1990 an; „Eurocast in der Illegalität!" ruft der „Grénge Spoun" am 3. Januar 1989; und „Ortschafts(ver)planung am Beispiel Lamadelaine" stellt der „Kéisecker" im April 1988 fest; „Wir brauchen Gartenland" ereifert sich der „Coin de Terre et le Foyer"; „Nun stinkt es auch in Consdorf" entrüstet sich das „t" am 21. Mai 1975; „Mitläuferpolitik" (in Sachen Europäische Energie-Charta) wirft der „Grénge Spoun" dem Energieministerium am 20. Dez. 1996 vor; „Die häßlichen Autoschrotthalden" mißbilligt das „Land" am 6. April 1973 schon; „Skandal auf dem Cessinger Tipp" (am 20. August 1974 im „t"); „Wie kann ein solches Projekt genehmigt werden?" fragt es am 13. Dezember 1996 (mit Bezug auf die Hochspannungsleitung von Wecker bis Potaschberg); eine andere Frage stellte die „Auto-Revue" im Juli 1973: „Straßenbau auf dem Buckel geschichtlicher und kultureller Tradition?" (am Beispiel Waldbredimus); „Alarm bei den Einwohnern des ‚Géschtefeld', Wiltz" im Juli 1973 (wegen des Klinikbaus); „Mouvement écologique" kritisiert die Cegedel (16. Juni 1998, „t"); „Le Mouvement écologique dénonce les agissements du ministre Lahure" im „Répu" vom 26. 1. 1997 (und erst die vom „ministre Goebbels", immer wieder); „Ein grober Planungsfehler" (wieder die Wiltzer Klinik, im „L.L." v. 27. Juli 1973); „Naturschutzgesetze = Gummiparagraphen?" — erneute Frage im „tageblatt" v. 20. November 1982; und am 21. März 1973 spottet es bitter über „Naturschutz

nach Luxemburger Art" (wegen einer Industrieniederlassung im unteren Syrtal); am 13. März 1996 vermochte die „Zeitung v.L.V." zu erklären, „Wie aus einer illegalen Deponie plötzlich ein Feuchtbiotop wurde" (in Kehlen); und Schloß Meysemburg war auch schon unrühmlich im Gespräch 1981, s. „t" v. 16. Juni (u.v.a. Pressemeldungen damals), Titel: „Staatliche Kommission im Zwielicht" und am 14. Oktober 1982: „Deckt Innenminister Felser Korruptionsaffäre?" — Am 1. August empörte sich J. Jaans im „Land" in „Bonzönnen auf Bonzenbierg" über Baugenehmigungen in einstmals ruhiger Gegend — 1975 war das... Und 1998 noch immer, noch mehr.

Mir begegnen immer mehr Leute, die „ein Haus in ruhiger Lage" suchen; sie wohnen in den verschiedensten Gegenden des Landes — das ist das Beunruhigende daran. Und die Bevölkerung steigt in einem fort; ergo, die „ruhigen Lagen" werden noch seltener werden. Vor einigen Tagen las ich, daß binnen der nächsten zehn Jahre „die Schülerzahl von heute (fast 27 000) auf 37 400 schnellen wird, was zusätzlich zu den heuer angegangenen und geplanten Projekten den Bau von mindestens fünf neuen Lyzeen notwendig macht" („Grénge Spoun" vom 30. Oktober). Und A. Bodry erklärt in der Nummer der Woche zuvor, „er sei nicht so optimistisch zu glauben, das Kapitel Autobahnbau sei endgültig abgeschlossen — die Verbreiterungsdiskussion sei in vollem Gange; zweitens stünde jetzt das Problem der überall geforderten lokalen Umgehungsstraßen an: Allein 30 Anträge für solche „contournements" liegen zur Begutachtung vor."

Und während ich hier noch aus der bewegten Vergangenheit zitiere, unterbricht mich ein aufgeregter Telefonanruf aus dem „Bourgronn" (Esch), wo den Anrainern der so hübsch ins Grün gebetteten Häuserzeile des südlichen Teils ein Parking (mit viel Verkehr..., s. nahegelegenes „Vereinshaus"!) vor die Nase gesetzt werden soll. Wie die wildgewordenen Wühlmäuse sind sie am Werk, rastlos, non-stop. „Es reißt nicht ab!" schrieb mir Erika vor zehn Jahren; und stieg aus... Verständlich angesichts dessen, was Piwitt z. B. folgendermaßen beschreibt: „Wie mühsam er teleologisch dahertrottelt, der Riesen-Esel Menschheitsgeschichte, immer dem Versprechen einer schöneren Zukunft nach, das ihm wie eine Karotte in gleichbleibendem Abstand vors Maul gehängt ist. Und was er dabei niederwalzt, diese immer breitere Spur der Vernichtung von Schönheit." (Konkret 3/88).

Wo ihm aber Schönheit wichtig ist und er sie bewahren will, muß er hilflos bangen, wie Carlo Hemmer im „Land" vom 21. September 1984 berichtet und kommentiert (Titel: „Straßenbau, Flurbereinigung und Umweltschutz"): „Die Erfahrung zeigt, daß fast jede Straßenerweiterung oder -begradigung Landschaftsverlust bedeutet (...) Wie das ungestüme Straßenbauprogramm von den Betroffenen empfunden wird" (zeigt sich in Ospern). „So bangen die Einwohner von Ospern um den Lindenbestand, der den Dorfausgang verschönert und zusammen mit einer Wegkreuzkapelle und einem alten Waschbrunnen ein malerisches und stimmungsvolles Ganzes bildet (...). Wir haben anscheinend den Untertanengeist noch nicht überwunden. Über die Köpfe der Bürger hinweg

entscheidet die Behörde und führt ihre Entscheidungen ohne Beachtung der Einwände der Interessierten durch (. . .) Wie die „Ökologische Bewegung" hervorhebt, unterliegt der Straßenbau „weder auf kommunaler, noch auf nationaler Ebene einem Einspruchsrecht der Bürger." Gerade der Straßenbau aber greift in die Lebenssphäre der Bürger und in das Landschaftsbild besonders gewaltsam ein (. . .)".

Hemmer fordert dann noch vom Bürger, von dem begrenzten Einspruchsrecht, das er besitzt, regeren Gebrauch zu machen. Und da liegt bei dem eher passiv veranlagten Luxemburger wohl der Hase im Pfeffer. Ach, die bovine Akzeptanz des von oben Verordneten, sobald es sich um Einsatz (über bloßes Gemecker am Stammtisch hinaus) handelt! „Do kann een näischt maachen." Wohl sind quer durch das Land die Entrüstungsschreie erklungen (s. oben die kleine Auswahl), aber die zerstörerische Karawane ist weitergezogen und hat uns kläffen lassen. Wir beissen ja nicht, wir melden ja nur gesitteten Protest an und sammeln Unterschriften. Denn die Masse, trotz „gestiegenen Umweltbewußtseins", findet, daß es so schlimm doch wohl nicht sei oder komme.

Wie es Pir Kremer in nachfolgenden Versen zum Verzweifeln treffend parodiert (in der Nr. 1/1996 der „Cahiers Luxembourgeois"):

DAT GEET ERËM AN D'REI!

E wéineg Mazout an der Baach,
E Kauzekapp, dout an der Baach.
En dënnen Uelegteppech um Séi.
En etlech futti Frellen am Séi,
Wat as dann do derbei?

Et as esouvill Waasser op der Welt.
Et as esouvill Waasser op der Welt.
Dat geet erëm an d'Rei.

Eng Grimmelche Bläi an dem Gaart.
Gepoukegt Zalot aus dem Gaart.
Eng Grëtzelche Phosphater um Bann.
E bësselchen Nitrater um Bann.
Wat as dann do derbei?

Et as esouvill Buedem op der Welt.
Et as esouvill Buedem op der Welt.
Dat geet erëm an d'Rei.

E klenge Schlued sauere Reen.
E Supsong Atomstrahl am Reen.
E puer dir Dännennolen um Bam.
En etlech Borkenkäfer am Bam.
Wat as dann do derbei?

Copyrighted material

Et gin esouvill Bëscher op der Welt.
Et gin esouvill Bëscher op der Welt.
    Dat geet erëm an d'Rei.

Eng Spur Auspuffgas an der Loft.
Eng Onz Dioxin an der Loft
E Sträppchen Nikotin op der Broscht.
E wéineg Longekriips op der Broscht.
    Wat as dann do derbei?

Et as esouvill Sauerstoff ëm d'Welt.
Et as esouvill Sauerstoff ëm d'Welt.
    Dat geet erëm an d'Rei.

Eng Well vu Gewalt a vu Krich.
Eng Onmass Geschäfter mam Krich.
Millioune Kanner jäitzen no Brout.
Millioune Kanner kréie kee Brout.
    Wat as dann do derbei.

Et gin esouvill Kanner op der Welt.
Et gin esouvill Kanner op der Welt.
    Dat geet erëm an d'Rei.

Schon 1981 klagte Cavanna in „Charlie-Hebdo": „L'écologie n'est pas devenue le vaste mouvement de masse qu'elle aurait dû être, qu'elle promettait d'être (...) Ce n'est pas la faute aux écologistes, c'est la faute à Ducon-tout-le-monde, pour autant que faute il y ait. Il n'a pas d'imagination, le brave homme, que voulez-vous. (...) Parlez-lui „défense de l'emploi" ou „défense du pouvoir d'achat", là, d'accord, il montre les crocs (...) Mais le Sahel, les baleines, l'eau qui va manquer, l'explosion démo (...). L'écologie est devenue un combat marginal des pépères à manies, un peu obsédés, comme la lutte contre l'armée, ou pour la laïcité, ou contre la peine de mort, ou contre la vivisection, croyez que ça me fait peine de le dire, un grand machin „idéaliste" de plus (...). Ils n'ont rien vu, ils n'ont rien compris, pas plus quant à l'importance de l'écologie qu'à celle de chacun des grands machins que je viens d'énumérer, ne croyez pas que je me gausse d'eux, simplement les bras m'en tombent." Pas qu'à lui.

Doch ist es **nur** stupider Optimismus, Phantasiemangel, Schönheitsblindheit und bornierter Eigennutz, der viele dazu bewegt, „den Umweltschutz" aus einer gewissen Distanz zu betrachten? Ist es nicht vielmehr oder zumindest **auch** so, daß man vor der Komplexität und Masse der Probleme — in die Kniee geht? Dépassé par les événements — überfordert, überwältigt, hilflos. Und wissend bzw. ahnend, daß es so manchen unserer Vertreter, den Politikern also, nicht viel besser geht? Denn die Lawine ist über uns alle ganz plötzlich hereingebrochen.

Copyrighted material

Straßen

Zum Thema Straßenbau, „Landschaftsfresser Nr. 1“, spannt sich mein Artikel-Bogen von jenen verrückten, fehlgeplanten, überschüssigen (!) 500 m Autobahn Steinbrücken-Esch 1972 (s. „t“ v. 7. Dezember z. B.) bis zu einem kürzlich im „Grénge Spoun“ erschienenen Artikel über „Die dunkle Seite des Straßenbaubudgets“, verziert mit einem Foto des berüchtigten „Betonministers“ namens Goebbels.

Schon 1974 konnte NATURA klagen, daß „die Planung weit hinter der Bautätigkeit zurückbleibt (...). Die meisten Ausfallstraßen aus der Hauptstadt sind fast lückenlos auf weiten Strecken verbaut“. (Die Gegend Esch-Foetz-Steinbrücken war damals noch nicht heillos versaut). „Entlang den Verbindungsstraßen wuchern Häuserzeilen von Ortschaft zu Ortschaft und in die Landschaft hinaus... Innerhalb der bebauten Ortschaften herrscht zudem noch ein chaotisches Durcheinander, s. den Ortsteil Helfenterbrück“ (usw. usf.). Ist es seither besser geworden? Nein, schlimmer.

Und lange vor dem „Schreckgespenst Nordstraße“ („Kéisecker“ 3/88), d. h. lange ehe besagtes Gespenst begann Gestalt anzunehmen, ganz konkret, tobten auch die Diskussionen um die „Collectrice du Sud“. Auch sie hat Gestalt angenommen, obwohl 1983 das „Letzebuerger Land“ melden konnte, ihr Bau sei „vorläufig gestoppt“, denn „die Straßenbauverwaltung (sei) nicht mehr von der verkehrstechnischen Notwendigkeit noch von der ökonomischen Zweckmäßigkeit des Projekts überzeugt“ (sic). Noch 1988 „bleibt das Bautenministerium Antworten schuldig“ an die „Bauerninitiative-Süden“. Die „Collectrice“ wurde trotzdem gebaut.

Die Gründungsversammlung der Bürgerinitiative gegen den Ausbau der Nordstraße fand 1983 in der Steinseler Schule statt. Auf dem Pressefoto („t“ v. 3. Juni) sitze ich hinter René Kollwelter, seines Zeichens Präsident der Umweltkommission des Parlaments. Er fiel mir sogar über die Füße beim Aufstehen; denn er stand auf, um eine geharnischte Rede gegen weitere, überflüssige (!) Straßen vom Stapel zu lassen. Worauf T. Faber erwiderte (und viel Beifall erntete), der Herr solle die Dinge dort erzählen, wo sie am nötigsten wären, in seiner Partei und in der Kammer. Begeistert hatten mich damals die Argumente der „Aktioun Öffentlechen Transport“ und die Entschlossenheit der Versammelten, sich zu wehren. Alles für die Katz'. Die Entscheidung, die beanstandete Straße doch zu bauen, fiel schließlich, als das Hauptargument, die Entlastung des Alzettetals, sich als nicht mehr stichhaltig herausstellte, denn das Tal würde nicht nennenswert entlastet... Schilda hieß eine Ortschaft. Bei uns könnte man das ganze Land so nennen. Schildaburg.

Von Autobahn zu Kreisverkehr — z. B. die Saarautobahn (ganze 17,5 km lang; kostet Luxemburg 8 Milliarden); oder das „Karussell“ auf der Nationalstraße in Sandweiler seit letztem Jahr; oder der eben beschlossene Verteilerkreis in Kayl = Landschaft und Ortschaft werden zerstückelt; graues Asphaltgewürm überall. Sogenannte „Mobilität“ ist Trumpf, ob per Straße oder Bahn, und zu letzterer sei vermerkt, daß der TGV auch nicht gerade ein Naturfreund ist! Da bleibt nicht

Copyrighted material

wenig Getier auf der Strecke. Aber Luxemburg wird seine 450 Millionen zum TGV Strasbourg-Paris (Gesamtkosten: 112 Milliarden Luf) beisteuern; dann wird man um 75 Minuten eher in Paris sein! Dieser „solide gain de temps de 1h15" (sic) ist uns doch lumpige 450 Millionen wert. Mir hun et jo. Und die Franzosen sind bekanntlich das rote Licht in Europa, was Umweltbewußtsein betrifft und Umweltschutz.

Ja, im Ausland steht es nicht besser um die liebe Natur. Hier ein köstliches Beispiel aus „Charlie-Hebdo" (30. Mai 1977): „(Selon la presse) Chirac a calmé la colère des écologistes parisiens en abandonnant le projet de l'autoroute baptisée ‚la radiale Vercingétorix', qui devait traverser le XIVe arrondissement de Paris. L'autoroute à quatre voies prévue va être remplacée par, tenons-nous bien, par une avenue à deux doubles voies. Que ceux qui font la différence entre un âne à quatre pattes et un baudet à deux doubles pattes nous écrivent, ils ont gagné."

Sport

Nicht nur der Straßenbau setzt der Natur zu. Ganz treffend reimen sich Sport/Mord (an der Natur). Vor zehn Jahren (am 28. 9.) stieß Paule ihren Wutschrei aus in „Charlie-Hebdo": „Je hais le sport qui entraîne le massacre des arbres! Est-ce qu'il pousse des arbres dans une piscine, sur un court de tennis, sur une piste cyclable? Est-ce que les lanceurs de poids, de javelot, les tireurs à l'arc, les sauteurs à la perche, les qui tourniquent sur des barres parallèles ou se contorsionnent au sol ont des arbres au-dessus de la tête et des petits oiseaux qui fientent sur leur maillot!? Jamais." Et de remettre ça l'année suivante (3. 5. 1989) pour la défense de son bois de Vincennes chéri, menacé, mutilé: „Est-ce beaucoup de Parisiens se battent pour le sauver? Entre un bouquet d'arbres et un court de tennis, leur choix est tout de suite fait: c'est le tennis qui l'emporte." Et pas qu'à Paris.

Ich denke an die Vermehrung der Tennisfelder auf Kosten meines heißgeliebten Folaswäldchens hier in Esch. Wo übrigens ebenfalls dieses Jahr die „Boullisten" ein prächtiges Stück wildwachsende Natur plattwalzten, dort wo ich noch kurz zuvor auf ein Rehkitz mit Mutter gestoßen war, zu beiderseitigem Schrecken. Paule vergaß, abgesehen vom Tennis, in ihrer Aufzählung die Skifahrer und die vielen Ballbesessenen, für deren Spiele (Fußball besonders, aber auch Basket-, Hand- und Volleyball, Baseball drüben, Golf usw. usf.) erschreckend viel Land draufgeht. Und wo es nicht großflächig eingezäunt und wortwörtlich denaturiert wird, da trampelt oder fährt man achtlos drüber.

Deprimierend ist dabei die Pervertierung einst harmloser Tätigkeiten im Freien. Sogar mein guter, naturnaher G.A.L. (Groupe Alpin Luxembourgois) ist nicht mehr, konnte anscheinend nicht mehr bleiben, was er in seinen Anfängen war. „Freizeitrummel — Ausverkauf der Natur" betitelte das „t" schon vor zehn Jahren einen Artikel über ein „Zuviel des Guten" (nämlich Tourismus) und bemerkte zum Berdorfer Klettern in den dortigen Felsen: „Konnten das Klettern und die Höhlenforschung als wenig bedenklich eingestuft werden, als nur der G.A.L. und die „Speleo" diese Aktivitäten ausübten, so herrscht seit der kommer-

Copyrighted material

ziellen Ausnutzung dieser Sportarten durch ausländische Freizeitunternehmer akute Gefahr für die betroffenen Biotope." Und auch des Müllers Lust, das Wandern, ufert aus, was Liliane Hoschet (im „Journal" v. 22. Juni 1966) am Beispiel der Volkswanderung illustriert: „Dem Wald tut es überhaupt nicht gut, wenn eine Herde Menschen hindurchmarschiert und ihre leeren Büchsen, Zigarettenschachteln, Stanniol von Kaugummiverpackungen usw. hinterläßt (...). Anscheinend ist der Mensch nicht imstande, auch nur das Simpelste zu tun ohne die Natur zu schädigen."

Zum Beispiel zu radeln. Weiche Erde und allerlei Grünzeug sind auch der Velozipede wegen unters Rad, d. h. unters Macadam, gekommen, auf Hunderten von Kilometern... Und gewisse Mountainbiker, wenn sie in Horden auftreten, die mit Natur nichts am Hut haben, „hinterlassen Spuren, als hätten Bachen herumgesaut. Jawohl!" (L. Hoschet nochmals, zu Recht wütend). Und Léon Weber aus Rodingen („t" v. 26. 2. 1996) ist es ebenfalls, „ein Wanderfreund für viele", der sich „auf verlorenem Posten" fühlt in seinem Kampf gegen „Mountainbiker und Reitsportler auf den Wander- und Trimmpfaden". Alles drängt heuer in den Wald — die auf zwei Füßen, die auf vier Hufen, die mit Vierbeinern, die mit Schießgewehren, die auf zwei Rädern (mit und ohne Motor), die auf vier Rädern (Jeep usw.), die mit Schlitten und auf Skis. Und sie alle (oder fast) möchten dort ihre mehr oder weniger menschenleere Ruhe haben (außer den Motorradheinis) (meine Erzfeinde im Wald!).

Und wie hatte alles so unschuldig angefangen, das mit den Fahrrädern, meine ich. Da fällt mir ein längst vergessener, sympathischer Brief in die Hände, vom Ministre des Travaux Publics Jean Hamilius am 20. Januar 1976; anscheinend hatte ich ihm wegen Fahrradwegen geschrieben: „Faisant suite à votre lettre du 8 novembre 1975, j'ai l'honneur de vous faire savoir que depuis plus d'un an j'essaye de mettre en route, avec le concours des autres ministères compétents, un programme d'aménagement de pistes cyclables, notamment sur le tracé des lignes de chemin de fer désaffectées. Jusqu'à ce jour, mes efforts n'ont pas eu de résultat. J'ai profité de votre lettre pour leur rappeler mes suggestions." Gut Ding will Weile. Im Oktober 1975 hatte Evy Friedrich schon beklagt „daß noch keiner das Problem der Radfahrwege auf den alten Bahndämmen studiert hat." Doch 1977 vermochte er den ersten Radwanderweg (am 2. April eröffnet) anzukündigen und eine Reihe konkreter Vorschläge zu machen zwecks Umbau alter Bahndämme in Radfahrwege. Auf diesem Gebiet hat sich seither viel getan, aber ich kenne persönlich wenig davon, da mein Hund nicht radeln kann. (Und die „Hutbierg"-Piste bleibt mir ein Dorn im Auge...). (Siehe Fotos und Leserbriefe).

Lärm

Apropos akustische Verseuchung durch Motorräder: sie sind es nicht allein, die die „Waldesstille" zerstören; da gibt es die mir so verhaßten Schießstände (nicht nur mir, natürlich). Dagegen habe ich x-mal vergeblich angeschrieben, gewettert. Hartnäckiger vorgegangen und klüger, denn erfolgreich, ist da ein Mann, dessen Einsatz bewundernswert war — im Kampf gegen den Krach- und

Knallstand vom Petinger „Prënzebierg", Alphonse Pelles. Letzter Wunsch seiner Gegner, offen ausgesprochen, als der Stand geschlossen wurde: „Wär de Pelles gudd vreckt!" Den Gefallen hat er den Leuten aber nicht gemacht. Doch in andern Minettswäldern ballert es weiter.

Über Lärm-in-Luxemburg könnte man ein Buch schreiben. Er wird hierzulande kaum bekämpft, von Politikern UND Umweltschützern zu wenig wahrgenommen (verglichen mit dem Ausland auch, z. B. München). Die ALCB (Association Luxembourgeoise Contre le Bruit) gab schließlich entmutigt auf. Und es gibt natürlich noch ganz andere Lärmquellen als Motorräder oder Schießstände (welche Lustwandlern im Minett das Spazieren verleiden), Industrie- und Baustellenlärm, Verkehrslärm, u. a. der Krach der Flugzeuge und die rücksichtslos-bis-boshafte Lärmfolter durch die Nachbarn . . .

Unter Fluglärm hat Esch (bislang!) so gut wie gar nicht gelitten. Bislang! Denn nichts ist mehr sicher, was unsere Lebensqualität betrifft. Wir müssen dauernd bangen vor dem, was „die da oben" als nächsten Coup aushecken werden. Als ich hier einzog, im Norden der Stadt, war es noch „la ville à la campagne", und so sollte es auch bleiben, versprachen die Politiker hoch und heilig, keine große, böse Straße käme hin, drei Jahre später wurde der Bd Charlotte gebaut und ich ließ Doppelglasscheiben einsetzen. Wer in ein neues Viertel zieht (und der neuen Viertel gibt es nicht wenige im Ländchen), der lebt viele, viele Jahre mit Baulärm in den Ohren. Diese Seiten wurden großenteils mit „Boules Quiès" in den meinen geschrieben, wegen gleich drei Baustellen in nächster Nähe (zwei Fassadenrenovierungen plus ein Neubau), von dauernden Umzügen und Reparaturen in Luxemburgs Appartementshäusern ganz zu schweigen (und von schwerhörigen Musikliebhabern . . .). Ich hasse Lärm.

Dem Grünen Muck Huss sei an dieser Stelle gedankt für seine Stellungnahmen im Escher Gemeinderat gegen den Schießlärm hinter unserm Galgenberg (am 23.12.88). Zum Lärmproblem s. auch C. Hemmer S. 15 in „La valeur de l'inestimable" 1970.

Luft

Natürlich ist die Luxemburger Luft noch ganz anders als akustisch verseucht. Auf dieses Andere reagiert der gewöhnliche Sterbliche weit stärker (wenngleich ebenso erfolglos) als auf verschandelte Landschaften und zertrampelte Blümlein. Zum Teufel mit der Schönheit, hier geht es um die eigene Gesundheit, das höchste Gut! Der heimtückisch unsichtbare Feind, ahnungslos eingeatmet, eingesogen die Krankheitserreger — und schon packt nicht nur den Hypochonder die alte Angst, die spätestens seit dem Schwarzen Tod in den europäischen Knochen sitzt. (Blumensträuße unter den Nasenlöchern, verbrannte Essenzen, Ausräucherungen jede Menge damals — und dann waren's die Flöhe!) Wahr ist: wir im Minett sind relativ abgebrüht in dieser Sache. Wer seit zartester Kindheit den Himmel rotbraun verdunkelt sah . . .

Copyrighted material

Einmal, als kleines Mädchen, schlief ich im Freien, im Garten hinterm Haus (nahe der jetzigen „Runden Klinik"): eine Rothaut fand man anderntags vor, ein Winnetou, der sich lachend im Spiegel nicht wiedererkannte. Da sind Dioxin, Schrott + Elektrosmog schon unheimlicher... Laut Muck Huss „ist Luxemburg das Land, in dem die Krebsfälle am häufigsten sind"! (Gemeinderatssitzung v. 5.3.1990).

Zeitungsausschnitte melden: in den 70ern wurde sich viel aufgeregt über die roten Staubwolken im roten Süden, doch auch in den 80ern über die CASA, ein „Betrieb, der unheimlich viel Gift in die Luft pustete. Und zudem unheimlich viel Gift ins Wasser abließ. Inmitten einer Wohnzone." („Revue" zu Weihnachten 1987). Und zehn Jahre später im „tageblatt": „Luftqualität — Schlechte Noten für Luxemburg." Die EAA (European Environment Agency) wies nach, daß Luxemburg besonders schlecht abschneidet, was die Belastung der Luft mit Feinststaubpartikeln angeht. (...) Platz drei in dieser Hitparade von Europas Städten mit schlechter Luft hält Esch-Alzette mit einem Wert von 175 µg. Luxemburg Stadt folgt mit 108 µg im guten Mittelfeld. (In London wurden 85 µg gemessen!)

Sensibilisierung

Doch es wurde nicht nur gestänkert und geklagt, angeprangert und protestiert. Wie hat man uns doch aufgeklärt und belehrt, „sensibilisiert" und informiert all diese Jahre! In den 50ern, als ich jung war, dachte niemand daran, den Luxemburgern den Reiz von Feldwegen nahezubringen, oder den Wert von stinkenden Tümpeln — diese „Dëmpelen a Suppen", deren leicht modriger Geruch, grüne Algen und schlüpfriges Getier mich schon als Kind faszinierten. Jetzt waren sie auf einmal „in", die nach Fäulnis duftenden Gewässer — aber weil **gefährdet** und immer mehr zerstört auch sie. Wie auch Biotop Straßenrand, „blütenreicher Krautsaum, Refugium für Wildkräuter und Kleintiere". Ihre drohende Vernichtung lenkte unsern Blick auf bisher wenig beachtete Lebewesen, Insekten z. B. Wir lernten auch, daß die Traktoren und Mähdrescher von Jahr zu Jahr schwerer werden und den Ackerboden hart pressen, schädigen. Wir lernten, daß die Mahd alljährlich unnütz die Lebensräume für unzählige Insekten zerstört (ach, die Sauberkeitsfanatiker! Blieben sie nur in der guten Stube!). Wir lernten, die Felderzusammenlegung als unheilvoll, unökologisch abzulehnen. Wir hörten, daß in Luxemburg „nur 0,5 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche ökologisch bewirtschaftet wird", und daß es bei uns „nur 24 Ökolandwirte" gibt („Grénge Spoun" v. 20. Nov. 98), oder daß seit 1985, wo wir dem Naturschutz lediglich 316 Millionen zur Verfügung stellten, die Ausgaben in dem Bereich zwar nunmehr 1 132 Millionen erreicht haben (1997), wovon aber nur 0,5 % dem eigentlichen Schutz der Natur und der natürlichen Ressourcen dienen, (aber z. B. 31 % der Abfallverwaltung) („Zeitung v.L.V." 17.4.97)

Ein Blick in diesbezügliche Veröffentlichungen — eine Lawine von Schlagwörtern, Forderungen, Begriffen aus dem Bereich der Ökologie, mit dem

Copyrighted material

heute jeder (fast jedes Schulkind!) jongliert, und die noch vor relativ kurzer Zeit ganz und gar nicht zum allgemeinen Wortschatz gehörten:

Grünplan und Biotopkartierung, Pilotprojekt und Habitatschutz, Heckenpflege, Feuchtgebiet, Öko-Fonds, Tabuzonen und Quellschutzgebiete, umweltschonende Produkte und Grundwasserspiegel, renaturieren und begradigen, Klimaschutz und Ozonloch, Monokultur und Zersiedlung, Kläranlagen und Kommodo/Inkommodo, Halbtrockenrasen und Artentod und Rote Liste ...

Nicht nur die Fachzeitschriften und einschlägigen Veröffentlichungen, Broschüren u. a., haben den Bürger erzogen, die gängigen Medien mach(t)en mit; sie sind zu ihren zahlreichen Beiträgen zu beglückwünschen — z. B. die wöchentliche Seite „Umwelt" im „tageblatt" oder, mit Hilfe eben der großen Presse, Initiativen wie die „Belle Etoile"-Naturschutzaktion „Een Honnerter fir d'Natur" (Oktober 1993). Edel, hilfreich und gut ist das alles, aber noch nicht gut, noch nicht hilfreich genug. Es ist einerseits bewundernswert und ganz schön rührend, wie sich da um den Schutz des „kâl/agathon", des Schönen und Guten, abgemüht wird — und erschütternd, wie wenig es bisher genutzt hat. Zum Beispiel den Flüssen.

Wasser

Was sich dazu in diesem letzten Jahrzehnt bzw. Jahren so zusammenklauben läßt, ist nicht gerade ermutigend. Ich zitiere aus dem „Journal" v. 16. Juni 1998: „Der Sportfischerverband drängt auf Klärung nicht nur für Gewässer ..." (sondern auch) „auf mehr Transparenz beim Fischereifonds und bei der Förderung der natürlichen Wiederbelebung unserer Bäche und Flüsse, (...) auf den dringenden Bedarf an Kläranlagen im direkten Einzugsgebiet von Mosel und Sauer vor allem (...) Gerade im reichen Luxemburg (würde) seit mehr als 10 Jahren alljährlich vom Bedarf an Kläranlagen gesprochen, ohne daß dies bislang konkrete Folgen gezeitigt hätte." Nun bin ich wahrhaftig kein Mitglied obigen Verbandes, aber „on ne choisit pas ses alliés" (noch einmal), und diese Ankläger haben recht in puncto Kläranlagen — wenngleich nicht (im restlichen Artikel), wo sie einmal mehr die sog. „Plage" der Kormorane aufbauschen. Daß sie übertreiben, weiß ich aus den Mitteilungen der englischen CAA (Campaign Against Angling) (BM Fish, London WC1N 3XX) und leider nicht aus Luxemburger Blättern (oder habe ich das übersehen?). Und daß diese „assassins du dimanche", wie Cavanna sie nennt, oder auch noch „assassins en pantoufles", am 15. Februar 1996, nach mehr als 20 Jahren Streit um den „Haff Réimech", „einen beachtlichen Teilerfolg" erringen konnten, daß also **kein** generelles Angelverbot in diesem Naturschutzgebiet erlassen wurde, das freut meinesgleichen kein bißchen. Wieder einmal war wenn nicht alles, so doch vieles für die Katz'!

Daß es endlich zur Schaffung von „Tabuzonen" längs der Flüsse kam, wo also nicht gebaut werden darf, das hat man den Überschwemmungen von 1993–94 zu „verdanken", ohne die es wohl noch immer keine solche Zonen gäbe. Daß es auch anderweitig in puncto Gewässerschutz „nicht abreißt", sondern die Naturschützer immer und immer wieder auf die Barrikaden müssen (wohlge-

Copyrighted material

merkt: die meisten in ihrer Freizeit, unbezahlt, im Gegenteil zu ihren Gegnern) beweist u.v.a. die Diskussion um den Schifflinger Brill im Mai 1995, als dieses kostbare Naturreservat ebenfalls bedroht wurde. Das Wort kommt übrigens von der alten, deutschen Bezeichnung „Brühl", d. h. sumpfiges Gelände, belehrt mich Ed. Melchior im „t" v. 13.5.1989; der Brill wurde im Dezember 1988 Naturschutzgebiet, ist 10 ha groß, besitzt zwei Weiher von je 45 a, und es wimmelt dort von vielerlei Fauna und Flora. Aber bei aller „ersten Güte" als Feuchtbiotop: wie soviele ist dieser „Brill" nur ein in extremis geretteter Restbestand, „der winzige Restteil eines ehemaligen großflächigen Gürtels von Feuchtgebieten, der sich nördlich von Esch bis auf die Schifflinger und Monnericher Gemarkungen hin erstreckte. Die rasche Industrialisierung des Luxemburger Südens hatte das Zuschütten großer Teile dieses Sumpflandes zur Folge." Und der rezente Straßenbau! Wie schön waren die großen Schilfbestände, die weiten grünen Flächen, von Tausenden goldgelber Schwertlilien betupft, noch vor wenigen Jahren hier vor dem „Lankholzerbësch"!

Wenig Erfreuliches haben meine gesammelten Titel zu vermelden aus einem Vierteljahrhundert. Natürlich: schlimme, aufregende Nachrichten verkaufen sich besser als das Gute, Harmlose. Noch ist **nicht alles** kaputt. Aber ach, das ominöse Wörtchen „noch", das man so oft hinzudenken muß. Wenn ich im pfadlosen Trockenrasen-mit-Gestrüpp des nördlichen „Lalléngerbierg" (oberhalb der Cité Leesberg) herumstapfe oder in ähnlichen Zufluchtsgebieten, da taucht doch immer wieder das ungemütliche Wort „noch" auf: „Noch gibt es dies. Noch kann ich hier Ruhe finden. Noch haben sie wenigstens dies nicht verbaut." Was natürlich die bange Frage impliziert: „Wie lange — noch?"

Lange gibt es jedenfalls Fälle von (immer wiederkehrender) Verschmutzung und Verseuchung. Am 19. Mai 1973 meldete die Presse, daß 1.200 l Masut in die Alzette geflossen waren. Man konnte die Sache „eindämmen"(?). Am 5. Mai desselben Jahres waren eine Wiltzer Brauerei und Fabrik zu 100 000 Luf Entschädigung verurteilt worden, wegen ihrer Abwässer in Sauer und Wiltz. Das freute die Fischer (das Urteil!), doch im Juli protestierten sie vergeblich gegen die geplante Eislaufpiste von Kockelscheuer; sie befürchteten die Zerstörung des delikaten ökologischen Gleichgewichts der Gegend und protestierten gegen die verschwenderische (über 80 Mio.) „politique des loisirs". Noch ein paar typische Titel aus jenen fernen Jahren: „90 % der Fischereiparzellen verschmutzt" (11. Februar 1974); „Fluß- und Bachvergiftung im ganzen Land — Erschreckendes Fischsterben" (19. August 1974); „Die Gewässerverseuchung" (6. Juni 1975). „Wer ist schuld an der Verschlammung der Mittelsauer? Nur noch ein Dutzend Fische zwischen Stausee und Rosport". (Sommer 1975)

Viel Aufregung entfachte Mitte der Siebziger das brutale Vorgehen der staatlichen Saubermänner alias Notstandsarbeiter längs Flußläufe und Weiher. Zitate: „An manchen Stellen ähnelt der Lauf des sonst so idyllischen Attert-Flüßchens einem nackten Kanal..." Und: „Die Weiße Ernz sollte gesäubert werden. So rückte auch ein Arbeitstrupp an, verscheuchte Ratten und Vögel, ... aber wo sollen nun unsere Enten und Wasservögel Zuflucht finden?..." Und: „Bald

Copyrighted material

erwiesen sich verschiedene Säuberungsaktionen als derart radikal, daß die Bevölkerung Alarmrufe an Natura richtete ..." Und: „ ... was zur Zeit mit den Gipsweihern zwischen Bereldingen und Bridel geschieht! Der obere der beiden Weiher wurde im vergangenen Herbst (1975) gründlich instandgesetzt und lag seither sauber da; anders gesagt: öde und leblos. Den unteren sah ich Ende April (1976) noch mit Wasser gefüllt — inzwischen ist auch er entleert worden, also zu einer Zeit, da die Wasservögel ihre Brut aufziehen, ungezählte Eier und Larven geschützter Amphibien ausschlüpfen bzw. heranwachsen, Tausende von Kleintierarten zur Reproduktion schreiten, Wasser- und Uferpflanzen, Blüte und Frucht ansetzen sollten ... Und das im Jahre 1976, vom Europarat zum „Jahr der Feuchtbiotope" proklamiert! ... Und das in einem Weiher, der in Staatsbesitz ist und sich in der Obhut der für Naturschutz zuständigen Forstverwaltung befindet! ..."

Ich kann mich noch gut an mein Entsetzen erinnern, als ich in jenen Jahren die Ufer der Eisch beim „Hunnebur" in Augenschein nahm, zwar von wunderhübschen Eisvögeln begleitet wurde (!), jedoch die Saubermänner wünschte ich zum Teufel, die da mit der „unordentlichen" Natur gründlich aufgeräumt hatten!

Dreck

Wirklicher Unrat aber blieb oft lange liegen in unsern Wäldern oder an den Flußläufen. Mitte der Achtziger rückte man in Esch endlich den unzähligen Styropore-Brocken zuleibe, die den Ellergronn verschandelten und sogar einen Jugendlichen das Leben kosteten, der einen Brocken zum Boot ausgebaut hatte, welches kenterte, (im November 1982).

Einmal putzte ich mit einer Freundin vom M.E. (Privataktion) die Umgebung des Weihers an einem heißen Sommermorgen, wir schufteten, der Schweiß lief uns in die Augen. Da nahte aus Richtung französische Grenze ein junger Nordafrikaner mit Hund. Auf seine Frage hin erklärten wir ihm unser Tun. Er zeigte sich begeistert, krempelte die Ärmel hoch und packte mit an! Wir stopften an jenem Morgen unsere Autos zweimal voll bis zum Dach. Und ab in die Escher Container mit dem Ellergronn-Dreck. Doch die ungezählten Fotos und Briefe, die ich bezüglich des Unrats auf dem „Bouwenaker" jahrelang an die liebe Escher Gemeinde richtete, waren vergebliche Liebesmüh'; man spöttelte über „der Joffer Moia hiren Album". („Kommt Zeit, kommt Unrat", schrieb schon Jean-Paul, und auch Uwe Dick.) Und dann wird 1997 dieser Unrat ausgebeutet von der Immobilien-Mafia, um die geplante Zerstörung der „Bouwenaker"-Gärten zu rechtfertigen!

Wieder Wasser

In den Achtzigern (1983-84) gab es die Europarat-Kampagne „Schützt Ufer und Küsten" (Ach, manchmal kann man das Wort „Schutz" und „Schützer" nicht mehr sehen noch hören! Keine vierzehn Tage Ruhe, ungestörte, hintereinander!) — „Braucht das Naturschutzgesetz nicht befolgt zu werden? — Luxemburg zählt

nur noch wenige Schilfgebiete. Schilfgebiete sind wertvolle Lebensräume mit einer reichen und spezifischen Tier- und Pflanzenwelt ... Ende Juli, mitten in der Brutsaison, wurde der Schilfbestand, mit Dutzenden von Nestern von Jungvögeln, des letzten Schilfgebiets des Alzettetals gemäht". („t" vom 24.8.1985). Die zu Hilfe gerufene Forstverwaltung erwies sich mal wieder als machtlos.

„Hände weg von der Attert!" heißt es dann am 30. Dezember 1987, denn dem armen Fluß sollte eine wahre Zwangsjacke verpaßt werden in Form von Uferbefestigungen, das Ganze mit ca. 70 Mio. Unkosten verbunden. Oder: „Cri d'alarme des écologistes — Vallée de la Syr: Arrêtez le massacre!" Und danach Horrorvisionen, die so ziemlich alles kumulieren, was des Naturfreundes Alpträume sind: „Une agglomération informe ... une grande surface commerciale ... l'autoroute qui coupe en deux (un très beau paysage) ... une zone industrielle intercommunale ..."

Wie ist es in dem gebeutelten Landesteil weitergegangen? Mea culpa: ich weiß es bis heute nicht! Zuviel wird zuviel. Und jeder muß schon so sehr in seiner eigenen Ecke kämpfen. Zwar: „Es geht uns alle an!" ruft ein Titel am 10. September 1988, und wieder bzw. noch geht es um die katastrophale „Sanierung" der Bäche und Flüsse, wobei diesmal die hübsche, kleine Gander mores gelehrt und ihr das überflüssige Schlängeln angetrieben wird. Geht es uns alle an? Wieviele aber wenden sich, mal gleichgültig achselzuckend mal gestreßt stöhnend, ab von derlei Rufen? Ganze Nachmittage spielten wir Kinder in der kalten Gander damals, in den Vierzigern, zwischen Mondorf und Altwies, und legten zierliche „Japanische Gärten" auf den dicken Steinblöcken im Wasser an. Wie habe ich damals das plätschernde Bächlein geliebt in meinen Mondorfer Sommerferien. Aber wie ihm Ende des 20. Jahrhunderts helfen? „Les bras m'en tombent." Nicht nur in bezug auf die Gander.

Wald

Sehr in bezug auf den Wald zum Beispiel. „Le Département des Forêts" aus Napoleons Zeiten. Der Luxemburger Forst. Das erinnert an (Luxemburger) Förster ... Und das wiederum, spontane Gedankenverbindung, an Marc Thoma, unsern mutigen Umwelt-Reporter, und die unselige Försteraffäre. Auf die ich hier nicht eingehen werde, nur Thoma ganz fest die Daumen drücke in seinem Kampf um Pressefreiheit.

Mittlerweile ist dies kein Vorwort mehr, ich muß den Titel abändern! Das Buch wird eben, was die Angelsachsen „one man's book", in diesem Fall „one woman's book on the environment" nennen: inhaltlich subjektiv-beschränkt; doch quantitativ „logorrhäisch" sehr wenig beschränkt, wie es zunehmend den Anschein hat. Aber dies erscheint schließlich im Selbstverlag, und wenn ich das selber bezahle (und wahrscheinlich einem Mißerfolg entgegengehe wie mit meinen „Mascarons"), so beanspruche ich das Vergnügen des hemmungslosen Schwatzens; ich mußte mich oft genug in der Vergangenheit vom knapp bemessenen Raum der Zeitungsseiten tyrannisieren lassen. Wen dies alles langweilt, muß es ja nicht lesen. Love it or leave it, wie die Amerikaner sagen würden.

Copyrighted material

Boileau hat natürlich recht mit seinem „Qui ne sut se borner, ne sut jamais écrire", wozu ich aber (feige) bemerke, daß diese meine „unendliche Geschichte" nicht den Anspruch erhebt, Literatur zu sein, nur Information und Klage.

Zurück in den (Luxemburger) Wald. Wie groß sind in den letzten Jahrzehnten Gefährdung, Zerstörung, Skandale, öffentliche Besorgnis gewesen? Es wurde ihm stellenweise böse zugesetzt (s. Schüttrange im März 1989), und besonders entsetzt natürlich alle Naturfreunde die gegenwärtige Verstümmelung des Grünewalds wegen der Nordstraße. Aber trotz Saurem Regen, Borkenkäfer, Verfichtung, verstümmelnden Eingriffen und zunehmender „Begehung" durch Erholungssuchende bleibt uns beneidenswerten Luxemburgern unser prächtiger Mischwald weitgehend erhalten verglichen mit der Sturzflut von Schreckensnachrichten über den Wald im Ausland (weltweit).

Warum aber berührt uns Naturfreunde alles, was den Wald befällt, besonders stark? Weil wir uns der Schönheit, Kostbarkeit, Seltenheit unseres europäischen Mischwaldes bewußt sind, denn er ist in der Tat, weltweit gesehen, wenig vorhanden vgl. mit den Meeren, Wüsten, Savannen, Regenwald und Steinöden, verglichen mit hochgelegenen Fichtenwäldern und mit ausgedehnten Agrarflächen, Weideland und Kornkammern à la Prärie, verglichen mit Eiswüsten, Tundra und wilder Steppe: unser Mischwald ist klein, er ist keinesfalls über die ganze Erde verbreitet! Die erste, die mir diesbezüglich die Augen öffnete, war Lydie Schmit, von Reisen in Afrika und Asien zurückgekehrt. Es ist nur richtig und wichtig, daß wir die typische Vielfalt unserer Baumsorten — Ahorn und Eiche, Buche und Birke, um nur die bekanntesten zu nennen — schätzen und schützen. Ihre Vielfalt an Farbe und Form (des Blatts wie der Silhouette) wird noch vermehrt durch die Abwechslung der farbenprächtigen Jahreszeiten in Europa, ihrer vier mit Vor- und Nachsaison, Vorfrühling und Nachsommer z. B. Wir Luxemburger sind schon sehr verwöhnt, was Schönheit und Ausdehnung unserer Laubwälder betrifft. Sie sollten nicht als selbstverständlich betrachtet werden.

Aber nicht nur im vertrauten, (ein)heimischen Wald bewegen uns Zerstörungsaktionen und tun weh. („Es tun mir viele Sachen weh, die andern nur leid tun", schrieb Lichtenberg). Der hohe Wert des einzigartig reichen Regenwalds ist mittlerweile bestens bekannt: viele seiner Pflanzen und Tiere könn(t)en dem-Menschen-nützlich-sein als Heilmittel. Ja, aber nicht nur deswegen, aus eigennützigen Gründen, erschreckt uns seine fortschreitende Zerstörung und diejenige vieler anderer Wälder, z. B. in Südfrankreich. Es sind Masse und Ausdehnung, die enorme Quantität der Waldflächen, die da verschwinden, und es sind, last no least, die Brutalität, die Grausamkeit der eingesetzten Mittel — das Feuer vor allem — die entsetzen.

Wald ist Leben, jeder Baum lebt, und überall kreucht und fleucht, klettert und läuft es in den Wäldern der Erde, vom deutschen Mümmelmann über die (bedrohten) Lemuren Madagaskars zu den Jaguaren in Südamerika und den nordamerikanischen Grizzly-Bären, überall Tiere. Doch heute: überall Tiere auf der Flucht, Tiere, die lebendigen Leibes verbrennen. Millionen von ihnen. Die menschliche Zerstörungswut ist mitleidslos. Dabei fürchtet der Mensch selbst

Copyrighted material

nichts so sehr als das Feuer, s. die Erfindung des ewigen Höllenfeuers! Doch Baum und Vogel und Tier stürzt er in den Flammentod, mit höchstens einem Schulterzucken. „Die Menschen sind die Teufel der Erde, und die Tiere die geplagten Seelen," schrieb Schopenhauer.

Natürlich gäbe es auch da jede Menge an Schlagzeilen zu zitieren, aus TIME und STERN und einheimischer Presse (u. a.) mit schier masochistischer Sammlerwut angehäuft:

„Apokalypse von Menschenhand — Am Amazonas wütet ein gewaltiges Feuer" (usw. usf.); das war im April letzten Jahres im STERN. Und das JOURNAL meldete: „15 % der Staatsfläche im brasilianischen Staat Roraima verbrannt". Im August noch immer, im „tageblatt": Amazonasdschungel geht weiter in Rauch auf. „Und im JOURNAL unentwegt: „Zerstörung des Regenwaldes nimmt zu" (Dez. 1997). Im Januar dieses Jahres (also 1998) nennt die „Zeitung v.L.V." Zahlen: „Von 1978 bis 1996 wurden 12,5 % des tropischen Regenwaldes am Amazonas zerstört."

Ein Strom von neuen Siedlern, lies: verstärktes Abholzen, nicht nur El Niño, ist an den Feuern schuld. Von der Regierung Mitte der 80er Jahre angesiedelte, arme Bauern ... Laut dem Gesetz müssen sie die Hälfte einer bewaldeten Fläche bewaldet lassen. Sie fällen also die eine Hälfte und verkaufen die bewaldete an den nächsten Siedler, der davon wiederum die Hälfte fällt oder verbrennt, bis manchmal der „Wald" auf einem noch „bewaldeten" Stück aus einem einzigen Baum besteht ... Wird aus Brasilien ein Wüste?!

Doch nicht nur in Südamerika wüteten die Feuer: „Waldbrände in Brasilien erreichen indonesische Dimensionen", hieß es im Oktober 1997, und jedermann wußte, was das damals für ein Horror war, als von Juli bis November 1997 Feuer und Smog Südostasien beherrschten. Im Frühjahr zogen die Zauberlehrlinge Bilanz: Waldbrände und Smog ergaben 4,4 Milliarden Dollar Schäden. Das niedergebrannte Gebiet ist größer als Niedersachsen, zwei Millionen Hektar wurden verwüstet, Resultat der Brände, die von 176 Unternehmen (Holzindustrie und Plantagenbesitzer) gelegt worden waren. Doch im Januar ging es auf Borneo frischfröhlich weiter: 72 000 ha verbrannten. Im März war Angkor Wat in Kambodscha von Waldbränden bedroht, und weitere Feuer brachen auf den Philippinen aus, ihrer ca. 30 auf Tausenden von Hektar. Im Wonnemonat Mai war es dann an Mexiko, wo 250 000 ha Wald und Busch verbrannten ...

Es gibt diesen Horror nicht nur auf der südlichen Hemisphäre und nicht erst seit 1997, cf. zwei Titel aus den Jahren 1989 und 1998: „Riesige Waldbrände auf Sachalin"; auf der Insel vor der Ostküste Sibiriens verbrannten 1989 mehr als 90 000 ha Wald; und: „Waldbrände behindern den Flugverkehr in Ostrußland" (August 1998); 130 000 ha standen in Flammen. Oder: „Ein Feuer-Inferno von 350 Kilometern Länge verheerte die Provinz Manitoba" (Spiegel v. 31. Juli 1989), und Protest in British Columbia gegen das Abholzen der letzten unberührten Regenwälder der Nordhalbkugel durch Holzkonzerne war Inhalt einer vielbeachteten Greenpeace-Kampagne eben jetzt im Oktober 1998.

Copyrighted material

Vor allem aber haben Riesenbrände dieses Jahr geprägt, rund um den Erdball, wie es eine von lodernden Feuern gelbrot gestreifte Weltkarte im STERN im Herbst mit erschreckender Anschaulichkeit verdeutlichte unter dem Titel „Die Welt in Flammen". Aber auch das ist „old hat" — schon im August 1977 betitelte „Newsweek" einen Artikel „Summer of the Forest Fire" (von Alaska bis Kalifornien). Alles schon mal dagewesen — bis eben nichts mehr da ist! In knappen 30 Jahren (von 1960-90) hat der Waldbestand des Globus um 13% abgenommen: eine Fläche so groß wie Spanien. Und zehn Prozent aller Baumarten sind vom Aussterben bedroht, teilte der „World Wildlife Fund" letzten Sommer mit.

Wüsten und Demographisches

Die Wälder schrumpfen, die Wüsten wachsen. „Jährlich verödet weltweit eine Fläche der Größe Irlands" verkündeten 1997 in Rom die Unterzeichner der UN-Wüstenkonvention, und ein Jahr später wies die Presse erneut auf die „Zunahme der Dürregebiete" hin. Sogar im Luxemburger Parlament ging davon die Rede, und das reichste Land der Welt stellte großzügig 70 Millionen Luf zur Verfügung zur Bekämpfung der Wüstenbildung; doch niemand erwähnte die Bevölkerungsexplosion. „Wassermangel im 21. Jahrhundert größte Bedrohung der Menschheit" titelte das „t" am 25. November. Doch die größte Bedrohung der Menschheit ist die Menschheit selbst! **Jeden** Tag kommen **250 000** Einheiten **hinzu**, (die Tagestoten sind natürlich schon abgezogen). „Vermehrt Euch wie der Sand am Meere" — und Ihr werdet die Welt tatsächlich in eine Wüste verwandeln.

Man sage nicht, vor der demographischen Katastrophe sei nicht rechtzeitig gewarnt worden; das taten die Befürworter der Geburtenkontrolle schon im letzten Jahrhundert (Malthus' berühmtes Buch ist immerhin 200 Jahre alt). Und auch vor der Wüstenbildung wird schon seit Generationen gewarnt. Ich besitze da zufällig ein Büchlein, das uns „unser" G.I. hinterließ am Ende des 2. Weltkriegs, er war ein gebildeter Amerikaner. Es erschien 1935 in den Staaten und heißt „Deserts on the March". Es ist so aktuell wie nur irgendein Greenpeace-Artikel von heute ... „Aber in der Themse in London schwimmen wieder Fische!" erzählt mir ein unverwüstlicher Optimist. Ich kriege einen Schreikrampf, wenn ich das noch einmal höre, das von den Themse-Fischen. **Jeden** Abend atmen 250 000 Menschen **mehr** auf Erden. Und wollen schon bald so leben wie die Luxemburger. Was nicht drin ist. Drin ist die Verwüstung der Erde. („Am Anfang war die Welt wüst und leer. Jetzt ist sie wüst und voll." Erwin Chargaff zitiert von Uwe Dick).

Vielleicht ficht das alles unsere „optimistes béats" nicht an, weil Wüsten und hungernde, übervölkerte Länder so schön weit weg sind. Vielleicht müßte jemand Cecil Day Lewis' Gedicht „Newsreel" auf ökologisch umschreiben (und darin das Kino durch das Fernsehen ersetzen). Und es gewissen Dummköpfen um die Ohren hauen. Dabei haben wir ja mittlerweile auch unsere echt europäischen Waldbrände: letzten August brannten die Wälder Spaniens, Italiens, Griechen-

Copyrighted material

lands, zigtausend Hektar wurden in Katalonien vernichtet, Hymettos und Olymp blieben nicht verschont, und wie üblich war „Brandstiftung zur Baulandgewinnung" die wahrscheinliche Ursache.

Wie in Südfrankreich. „Ce soir, nous ne nous sommes pas baignées. Il faisait très chaud et très soleil, mais un grand mistral travaillait à se lever (...). L'eau était chaude encore (...). On était là debout sur le bord, on pensait; avec ce vent-là, il y aura encore des feux sur les collines, des centaines d'hectares de forêt vont brûler. Les terrains vaudront trois sous, et cinq ans après, délai légal, on verra pousser là-haut des boîtes à vacances. Avec vue mer. Puisqu'il n'y aura plus d'arbres pour la cacher. La mer." So beschreibt es in ihrem Büchlein „Adieu Andromède" (1997) Christiane Rochefort, die im April achtzigjährig starb (und unsere Jugend begeistert hatte mit „Le repos du guerrier" — „Les petits enfants du siècle" — „Printemps au parking" ...). Naja, man gewöhnt sich an vieles, man hat ja viele schöne Erinnerungen:

Mai

Au petit lever du dernier croissant
à la fenêtre de l'est, là où
il était une fois le petit bois
j'écoute
le souvenir des rossignols.

(„Adieu Andromède").

Wenn hier an der rue H. Dunant das große, grüne Rechteck verbaut wird nächstes Jahr, wird auch uns nur mehr die Erinnerung an unsere Nachtigallen bleiben. Nachtigallen lassen sich auch ohne jede Brandstiftung vertreiben, Gegenden höchst legal verbauen. Wie, nochmals, in Rocheforts letztem Büchlein:

Mesures

Hier un promoteur est venu chez moi. Ses démolisseurs avaient défoncé le mur de mon jardin avec leurs pelleteuses, on ne pouvait pas l'éviter, n'est-ce pas (...)

Planté dans mon jardin, il contemplait d'avance la haute bâtisse en béton qu'il se proposait de dresser entre mon ciel et moi. Dans sa bonne conscience il se laissa aller à me confier que les affaires ne marchaient plus tellement ces temps-ci.

J'ai dit gaiement: quelle bonne nouvelle!

Ça ne lui a pas bien plu (...)

J'ai dit, tranquille: voyez-vous, la seule chose intéressante dans la vie, c'est la beauté.

Copyrighted material

Juste pour m'amuser à éprouver sur le terrain la sensation de la distance entre deux spécimens de la même espèce comme on dit.

Elle était infiniment plus grande qu'avec un poulpe (...)

Daß es überhaupt noch Wälder zu verbrennen gibt in Südfrankreich ist erstaunlich. Depuis le temps que ça dure! „La forêt provençale est-elle condamnée?" fragte der „Répu" schon am 12. August 1974. Es waren nicht die ersten Brände damals, es war bloß ein Rekordjahr. (O-Ton „tageblatt" am 23.8.1974: „Die Brände in Südfrankreich und auf Korsika haben in diesem Jahr alle Rekorde geschlagen ..."). In den nachfolgenden Siebzigern vermochte man nur „Große Schäden durch Waldbrände" zu melden (10.7.1979), und Cavanna bemerkte mit trockener Wut: „Il n'y aura bientôt plus un seul arbre dans les pays méditerranéens. C'est à cause du tourisme. (...) Il faut savoir ce qu'on veut. (...) Les forêts sont un argument esthétique pour dépliants publicitaires. Mais le seul vrai argument, c'est le soleil. (...) Une forêt, c'est joli, mais ça ne fait pas bronzer. Et puis, ça risque de prendre feu, il faut toujours faire attention, ça aliène, moi je trouve. Une fois brûlée, au moins, ça risque plus, on est tranquille (...)" (26.7.1979 „Charlie-Hebdo").

Wenn dann alles verbaut und versaut ist für den 'vulgus' an der Küste, können sich die Feinfühligen noch immer zurückziehen in die Hügel (sofern sie eben die Feuer nicht zu sehr fürchten) und es sich dort noch eine Weile schön machen, wie es „Harpers" im Sommer 1987 schon empfahl: „Giving up the Coast". Man muß eben wissen, was man will, würde Cavanna auch dazu sagen. Wie gut, daß der Mensch so wahnsinnig anpassungsfähig ist (bis zum Wahnsinn, in der Tat).

Was wir aber den **Tieren** antun mit unserer Umweltzerstörung (und überhaupt) ist quantitativ und qualitativ so ungeheuerlich (und unverzeihlich), da muß ich mir Scheuklappen anlegen jetzt und nur ein paar repräsentative Ziffern nennen, sonst wird ein Wälzer, ein „Vorbuch" aus diesem Vorwort (das sich zunehmend eigenständig macht und mich mit fortschwemmt!)

Zum Beispiel also: Im Jahre **1800** gab es 50-60 Millionen Bisons in Nordamerika. Ein Jahrhundert lang räumten dann die Weißen auf unter den „buffaloes". Im Jahre **1900** waren ganze 750 Stück übrig. Nun wurden sie hastig unter Schutz gestellt, (so daß man in den 70ern etwa 10 000 Bisons in Kanada und 30 000 in den USA zählen konnte).

„Die nordamerikanische Wandertaube zog früher in ungeheuren Schwärmen über die offene amerikanische Landschaft. Man hat die Kopfstärke eines solchen Schwarms auf zwei Milliarden geschätzt; er verdunkelte für viele Stunden den Himmel von einem zum andern Horizont." (Aus „Anthropologie des

Copyrighted material

Tieres" von Joachim Illies, 1977). Die Menschen schossen die Wandertaube in den Artentod. Over seit 1899. Wie der Dodo seit 1681, der Auerochs ebenfalls seit dem 17. Jahrhundert.

„Der Koala-Bär war vor wenigen Jahrzehnten noch so häufig, daß 1920 allein an der Pariser Messe mehrere Millionen seiner Felle gehandelt wurden." (Illies). Apropos Australien: Jeder Tierfreund sollte das grundlegende Werk des australischen Pioniers und Tierrechtlers Peter Singer „Die Befreiung der Tiere" (rororo 1996) in seiner Bibliothek haben.

„Allein auf den Landstraßen Dänemarks starben im Jahr 1957 pro Tausend Kilometer 180 000 Frösche und Kröten sowie 15 000 Igel den Verkehrstod; 200 000 Vögel brachen sich an Windschutzscheiben und Kühlern das Genick." (Illies). Und das war 1957 (!).

Rhinozerosse gibt es seit 40 Millionen Jahren. Jetzt stehen sie vor ihrer Ausrottung. Noch 1960 gab es ihrer 100 000; 1970 waren es 65 000; 1995 sind ihre Zahlen auf weniger als 3 000 geschrumpft. Wegen der Obsession des menschlichen Männchens mit seinen Erektionen. Weil die Idioten in Asien und Afrika glauben, zerriebenes (teures!) Rhinohorn im Essen würde ihnen zu Super-Orgasmen im Bett verhelfen. Dabei bezahlen und schlucken sie nur eine Substanz, die es genausogut in ihren (gratis) Fingernägel gibt. Wer bringt es den geilen Asiaten bei, sie sollten an ihren Fingernägeln kauen vor einem Koitus? Ich sehe mittlerweile nur Viagra als Rettung für die Nashörner. (Andererseits... wie schrieb Paule Drouault? „Les espèces éteintes ne souffrent plus.")

„Abschied von der Tierwelt" hieß vor einiger Zeit eine „Spiegel"-Coverstory mit entsprechendem, erschütterndem Titelbild. Und schon meldeten sich Kotzbrocken zu Wort, die „wissenschaftlich belegend" nachweisen wollten, es sei für den Menschen gar nicht so wichtig oder gar notwendig, daß es außer ihm noch viele Tierarten auf diesem Globus gibt. Wen regt es also da noch auf, daß pro Jahr 25 000 Arten endgültig ausgerottet werden durch die Zerstörung von Lebensräumen (lies: wegen der menschlichen Bevölkerungsexplosion, aber das darf man nicht laut sagen ...) und durch den Handel mit wildlebenden Tierarten. Wen regt es auf, daß es (s. die „Zeitung" von gestern, den 27. November) den südchinesischen Tiger bald auch nicht mehr geben wird? In den 50er Jahren gab es ihrer noch 4 000; die letzten überleben (ganze 53 Stück) in Zoos. Was brauchen wir auch südchinesische Tiger? Rindfleisch brauchen bzw. wollen wir. Aber als es letzten März am Amazonas loderte, kamen auch 12 000 Rinder und andere Weidetiere in den Flammen um. Apropos: wo der Mensch nicht den **wilden** Tieren auf den Leib rückt, verseucht er die Natur mittels gequälter **zahmer** Tiere, s. Weidetiere/Massentierhaltung (die Gase und Gülle jede Menge produzieren ...). „Saving the Last Frontier" rief ein TIME-Titelblatt (mit bunten exotischen Tieren und Orchideen geschmückt) noch im Oktober 1982. Und seither? Nix Rettung, Feuerchen. Und in Europa hat's diesen Wonnemonat Mai die Verseuchung des großen spanischen Vogelschutzgebietes Doñana gegeben, weil man den Tier- und Baumnarren mal wieder nicht zugehört hatte.

Copyrighted material

Ach, der tierfreundlichen Zitate möchte ich noch soviele hier anbringen, aber davon gibt es schon einen dicken Band: „The Extended Circle — An Anthology of Humane Thought" v. Jon Wynne-Tyson, ed. Cardinal 1990), deshalb nur noch zwei oder drei: von Milan Kundera in „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins": „Die wahre moralische Prüfung der Menschheit, die elementarste Prüfung (...) äußert sich in der Beziehung der Menschen zu denen, die ihnen ausgeliefert sind: zu den Tieren. Und gerade hier ist es zum grundlegenden Versagen des Menschen gekommen, zu einem so grundlegenden Versagen, daß sich alle andern aus ihm ableiten lassen." Und Mark Twain: „Man is the only animal that blushes, or needs to." — „Heaven is by favour; if it were by merit, your dog would go in and you would stay out." — „Of all the creatures (...) man is the only one that possesses malice. He is the only creature that inflicts pain for sport, knowing it to be pain." (Die erste Bedeutung von „sport" ist „Spaß").

Demographisches

„Ich kann den Menschen ihre Grausamkeit gegen Tiere nicht verzeihen," schreibt Axel Munthe gegen Schluß seines berühmten Buches „Das Buch von San Michele" — übrigens ein ‚must' für Tierfreunde, bes. das letzte Kapitel im Himmel(!) oder die Episode, wie der Arzt damals die Zugvögel auf Capri rettete. Ich kann darüberhinaus den heutigen Menschen ihr zögerliches Umgehen mit dem Gebot der Stunde nicht verzeihen, das da heißt **weltweite Geburtenkontrolle,** aus ideologischen Gründen weitgehend totgeschwiegen. Wie schon Hoimar v. Ditfurth im „Apfelbäumchen", so auch Desmond Morris in „The Animal Contract" (1990): Die Wurzel allen Elends ist die Bevölkerungsexplosion!

Morris: „Conservation has gone astray because it has failed to confront the disease that is causing all the trouble (...) If human breeding is not restricted, wildlife will disappear. Conservationists have shirked this central issue. It is a tricky subject (...) Solutions have been sought" (to preserve the environment) (...) „These are all usefull measures, but in the end they will simply not be enough. The explosion of human populations will swamp everything (...) **The conservation movement must come out of the closet and declare itself totally behind human population control.**" Und weil unsere lieben Umweltschützer zu feige oder zu ideologisch verblendet sind, um das zu tun, überzeugen sie mich nicht mehr und verraten sie ihre eigenste Sache. Dazu nochmals ein paar Ziffern (die z. B. so gut wie keine/r unserer Schüler/innen kennt) (und viel zu wenige Erwachsene):

Während der Steinzeit gab es ca. 5-10 Millionen Menschen auf der Welt. Vor 2000 Jahren waren es ungefähr 200-400 Millionen. Die Menschheit erreichte ihre erste Milliarde um 1830 unserer Zeitrechnung. Und seither geht alles ganz, ganz schnell und immer schneller:

1830 — 1. Milliarde
1930 — 2. Milliarde
1960 — 3. Milliarde
1976 — 4. Milliarde ...

Copyrighted material

Nun steuern wir auf die 6. Milliarde zu, sie liegt um die Ecke; und es wird nicht dabei bleiben, natürlich. (Aber *wo* sollen da die Tiere bleiben?!) — Mehr zu dieser wichtigsten aller Umweltgefahren in dem Buch von Reiner Klingholz (GEO 1994) „Wahnsinn Wachstum — Wieviel Mensch erträgt die Erde?" Und: ein *„UNO-Jahr der Tiere"* ist dringend notwendig! Aber das werde ich nicht mehr erleben.

Luxemburgs Bäume

Angesichts der riesigen Ausmaße und Zahlen der Umweltzerstörungen im Ausland, angesichts der dort brennenden Wälder, zögere ich fast, auf die einheimischen Kämpfe um vereinzelte Bäume hinzuweisen. Und doch: Sie mußten, sie müssen sein, denn Lebensqualität und eine schöne, gesunde Umwelt sind wie ein Mosaik, in dem auch einzelne Stückchen zählen. Reißen Sie einem prächtigen, römischen Mosaik, das aus Hunderten von Steinchen eine Göttin darstellt, das Stückchen Nase weg, plus ein Auge ... und Sie werden sehen, was ich meine. Es gibt Bäume in den Städten, die ästhetisch so wichtig sind wie die Gesichtszüge in einem schönen Frauenantlitz. Werden sie gefällt, so ist eine ganze Straße entstellt, verschandelt, reizlos geworden.

Oft schelte ich die Luxemburger schönheitsblind; trotzdem: es ist beachtlich, wieviel Tinte geflossen ist all diese Jahre wegen schöner, geliebter Bäume! Es mag immer nur eine unrepräsentative Minderheit gewesen sein, die da auf die Barrikaden ging und sich ereiferte, aber daß sonst so behäbige Luxemburger soviel Leidenschaft an den Tag legen können wegen Baumalleen oder einzelner, liebgewonnener Baumriesen, das ist doch recht erfreulich — überraschend und rührend. Ein paar Erinnerungen gefällig? Die große Tischplatte hier ist völlig übersät mit Artikeln, den vergangenen Kämpfen um bedrohte Bäume gewidmet — oder es sind empörte, trauernde Nachrufe auf gefällte.

Was an den vielen Bürgerinitiativen und Protesten natürlich bestürzt, das ist die Kluft, die sich da auftut zwischen den Bürgern und ihren offiziellen Vertretern. Nicht mehr sind es Feinde aus dem Ausland oder kriminelle Elemente im Innern, die beschädigen und zerstören, sondern es sind die vom Volke selbst frei gewählten Verantwortlichen für Wohl und Wehe im Land, die hier schönheitsblind wüten und kaputtmachen. Denn der gängige Politiker ist nun einmal nicht ein Freund des Alleinseins in stiller Natur, ein „promeneur solitaire" und Waldläufer; er ist vielmehr ein Mann (manchmal eine Frau ...) der „zivilisierten" Räume, d.h. der Städte, der Partei- und Vereinslokale, der Menge, der An- und Versammlungen, der „bains de foule", wo er Reden schwingen oder diskutieren kann; er **kennt** einfach die Natur viel weniger als es ihre Freunde unter den Wählern tun, und weil er sie nicht kennt, ist sie ihm — ob als Wald oder als Einzelbaum oder Allee einer Ortschaft — ziemlich egal. Er ist blind, und mit Blinden diskutiert es sich schwer über den Wert von Farben.

Nachfolgende Beispiele legen Zeugnis ab von den Auswirkungen solcher Blindheit unter den Machthabern. Vom ersten Luxemburger Baumfrevel, der meine Generation schockte, ist mir kein Artikel geblieben, aber an den Skandal

Copyrighted material

erinnere ich mich auch ohne. Anläßlich der Staatsvisite des belgischen Königs Baudouin im Juni 1959 hatte man den idiotischen Befehl gegeben, die ganze Baumpracht des „Knuedler", die aus herrlichen alten Kastanien bestand, umzulegen — um dem hohen Besuch einen freien Blick auf das Stadthaus zu gewähren(!). Man gab aber zugleich den Blick frei auf eine häßliche Häuserfront, welche die schönen Bäume bis dahin barmherzig verdeckt hatten. Doch sie waren nun dahin. Ein wahrhaft grotesker Schildbürgerstreich. Er gab sozusagen den Auftakt zu folgenden in Stadt und Land — erinnern Sie sich? Als in den 60ern die Linden in der Freiheitsavenue fielen, Ende der 60er die Bäume im Eicher Berg — ganz zu schweigen von verstümmelten Wäldern, ob in Bascharage oder Leudelingen.

Auszüge aus der Presse:

Das aktuelle Bild — Allenthalben geht im Land das Massakrieren von Bäumen weiter. Hier fiel, dicht **an der Echternacher Straße** in Dommeldingen, wieder eine imposante Baumallee der Motorsäge zum Opfer. Der Eigentümer besaß die erforderte Genehmigung für das Fällen dieser Bäume nicht.

d'Letzeburger Land — 2.3.1973

Das aktuelle Bild — Vieles von dem, was hierzulande seit einiger Zeit unter dem Vorwand des Straßenbaus geschieht, ist überhaupt nicht mehr zu verantworten. Unser Bild zeigt die Verwüstungen, die zur Zeit mit Dutzenden Millionen Steuergeldern im **Heiderscheidergrund** angerichtet werden, nur um eine zweispurige Straße auf drei Spuren zu erweitern und einige Kurven zu begradingen.

d'Letzeburger Land — 13. Sept. 1974

Die Pappeln-Story von Strassen

(die Gemeindeverwaltung von Strassen ließ ihrer 30 fällen)

d'Letzeburger Land — 21. Feb. 1975

Wie die Pappeln starben

Hoch und stolz schauten die Pappeln des Pershing ins weite Land

Da freute sich jeder, der den Weg zu ihnen fand

Des Nachbars Säge aber, ritsche, ratsche, ließ keine mehr am Leben

Was übrig blieb, war Nachbars Häuschen und ein Loch daneben.

tageblatt — 12. Juni 1980

Einwohner von Luxemburg-Belair kämpfen um ihre Platanen-Allee

(Allée Léopold Goebel)

tageblatt — 9. Okt. 1975

Wie lange noch?

(werden die von Ehrenstaatsminister Bech persönlich geschützten drei Linden am Boulevard Joseph II unverstümmelt den Tod ihres Protektors überleben?)

d'Letzeburger Land — 17. Okt. 1975

Copyrighted material

Das aktuelle Bild — In der Gemeinde Hesperingen wartet man auf die noch immer nicht fertiggestellte Verbreiterung der **Straße Hesperingen-Itzig.** — Die prachtvolle Reihe Linden, die an dieser Straße Spalier steht, soll laut dem Plan der Straßenbauverwaltung geschont werden.

d'Letzeburger Land — 13. Juni 1975

Aufgepaßt: Der Fortschritt wird wieder einmal ca. 400 Meter länger!

Die Bäume fallen, die stattlich schönen Bäume zwischen Hesperingen und Itzig ... Diese mörderische Straßenlust ... Aufforderung zur Beschleunigung, zum Rasen ... (Lucien Steil, Architekt)

tageblatt — 17. Jan. 1980

Das aktuelle Bild — Große Aufregung rief am Dienstag das Fällen von 3 Bäumen der mächtigen Platanen- und Eschenallee von **„Quatre vents"** an der Nationalstraße 12 hervor.

d'Letzeburger Land — 17. Feb. 1977

Unsere schönsten Baumalleen weiterhin in Gefahr

tageblatt — 22. Feb. 1977

Abattage d'arbre à Bissen — Le ministre des Travaux Publics écrit au ministre de l'Intérieur — (Lettre à l'éditeur) — (au sujet d'arbres abattus sans autorisation ...)

d'Letzebuerger Land — 29. April 1977

Grober Unfug ... (Absurdes Fällen der Bäume am Wanderpfad hinter der Clerfer Jugendherberge)

tageblatt — 11. Nov. 1978

Was haben diese Bäume verbrochen? — Am Boulevard Joseph II, eine der wenigen übriggebliebenen Baumalleen der Hauptstadt, sterben die Linden weiter aus (auf Grund der Bauarbeiten am Boulevard).

tageblatt — 15. Dez. 1978

Diekirch: Esplanade bei Nacht und Nebel abgeholzt

Diekirchs Bürgermeister hat zugeschlagen. Klammheimlich, bei Nacht und Nebel, ließ er seine Mannen anrücken, mit Motorsägen und Äxten bewaffnet, um einem der schönsten Stückchen Diekirchs, den Bäumen der Esplanade, den Garaus zu machen.

tageblatt — 18. März 1980

In Sachen Lindenallee in Küntzig: — Gemeinderat verabschiedet einmütig Resolution für Erhalt der Allee.

tageblatt — 18. Okt. 1981

Küntziger Lindenallee wieder im Gespräch

tageblatt — 5. März 1982

Die Holzhacker wüten an der E 420 (in der Nähe von Weiswampach)

tageblatt — 30. März 1982

In memoriam Kastanienallee Niederanven-Senningen

tageblatt — 7. Aug. 1982

Copyrighted material

Trauerspiel „Schoetterhardt" — Schandtat gegen Natur und Naturschutzgesetz. (Hundertjährige Eichen, Buchen und Hainbuchen wurden umgesägt für das Lotissement „Tuiles des roses").

tageblatt — 24. Nov. 1990

Who's to blame? (für Vandalismus: 15 Bäumen, von Schulkindern in Düdelingen gepflanzt, wurden die Kronen abgebrochen; von Hunderten von neugepflanzten Bäumen längs der Straße von Düdelingen nach Hellingen: nur noch eine Handvoll übrig).

tageblatt — 12. Feb. 1994

All Uebstbeem ewech? (Im Januar wurden an der Straße von Lintgen nach Fischbach 15 prachtvolle Birnbäume abgesägt und zu Brennholz verarbeitet, als Teil eines Konzepts, sämtliche Obstbäume an den Landstraßen zu entfernen, weil ihre Früchte im Herbst auf die Straße fallen und den Autofahrer gefährden könnten) (cf. die gefällte Birnbaumreihe zwischen Tetingen u. Rümelingen 1985).

tageblatt — 8. Feb. 1989

Cinq frênes abattus — Le Mouvement écologique part en croisade (à Biwisch près de Troisvierges).

Le Républicain Lorrain — 6. Nov. 1987

Fünf hundertjährige Eschen waren von der Straßenbauverwaltung gefällt worden, angeblich weil von Fäulnis befallen. Die Gegenexpertise des M.E. befand die Bäume kerngesund. Und der Méco pflanzte trotzig fünf neue Eschen an die Stelle der gefällten!

Das Massaker am Baum (in Cessingen) — (Leserbrief von Liliane Hoschet)

tageblatt — 24. Juli 1993

D'Zéissénger Beem musse stoë bleiwen! — (Re-Hoschet, energisch wie eh und je)

tageblatt — 29. Aug. 1998

D'Zéissénger Beem bleiwe stoën! — (jubelt sie dann)

tageblatt — 29. Sept. 1998

Endlich einmal ein kleiner Sieg! Doch nicht stehen geblieben sind die Kirschbäume im Ortszentrum von Petingen, noch die 27 Platanen auf dem Differdinger Marktplatz, um die lange und heiß und vergeblich gekämpft wurde. Siehe im Journal v. 25. Juli 1998: „Aufregung um Petinger Bäume" sowie jede Menge Artikel und Leserbriefe wegen der Differdinger Affäre, u. a.:

Que le cœur de Differdange reste vraiment vert! (Lettre ouverte au ministre de l'Environnement par la „Biirgerinitiativ fir d'Erhale vun de Beem op der Déiferdanger Martplatz")

Journal — 28. Feb. 1998

Mobil Beem, firwat? — (Die Ermächtigung des Umweltministers, die 27 Platanen vom Marktplatz ins Schwimmbad zu verpflanzen, liegt vor. Im Freiluftbad Oberkorn werden deshalb 24 gesunde Robinien und Eschen gefällt ...)

Journal — 9. April 1998

Copyrighted material

Den 1998er Schlußpunkt (hoffentlich!) an Baumfällaktionen stellt der **Schifflinger Kahlschlag** dar, eben der Öffentlichkeit kundgetan:

Falsche Interpretation des Gärtnereibetriebs — (Gut ein Dutzend Kirschbäume auf dem Grande-Duchesse Charlotte Platz sind weg. Sorry, Irrtum.)

tageblatt — 1. Dez. 1998

Wir sind also nach etwas Zickzack durchs Land wieder im Minett angelangt, zu Hause. Artikel zu Minettsbäumen hatte ich zum Teil separat aufbewahrt und möchte nur ein paar Episoden in Erinnerung rufen. Und da wäre zuallererst die höchst erfreuliche der Rettung schöner Bäume im Hof des Lycée Hubert Clément, Esch, durch die damaligen Schülerinnen, allen voran Françoise Schmit, im Mai 1979! Die prächtige, dicke Trauerweide und die drei Kastanienbäume (mit rosa Blüten) sollten verschwinden, einem Parkplatz für fünf Schulbusse in der Jean-Pierre-Michels-Straße weichen. „Hilfe! Ich will leben!" schrie bald ein großes Spruchband, um den Stamm der Trauerweide geschlungen, und 933 „lycéen/nes" plus 52 Professor/innen unterschrieben die Petition zugunsten der Bäume, eine Initiative der Schüler/innen. Die Bäume blieben stehen und gedeihen prächtig. Bravo! (cf. „Le Républicain Lorrain" v. 23. Mai 1979).

Nicht überlebte jedoch die ehrwürdige Escher Linde des Norbert-Metz-Platzes, welche 1972 den Straßenarbeiten geopfert wurde. Dieser Baum war aber 1906 als „Gedenkbaum" angepflanzt worden, als dem damaligen Dorfe Esch durch Großherzoglichen Beschluß der Stadttitel verliehen wurde (s. „tageblatt" v. 21.10.1972 und Marcel Engel: „Der Escher Baum" im „d'Letzebuerger Land" v. 8. Dezember 1972).

Ein neuer Lindenbaum wurde angepflanzt, wie mir schon am 27. Oktober versprochen in einem bürgermeisterlichen Antwortschreiben von Ady Useldinger auf meinen Meckerbrief vom 23. (einer von vielen...). Geduldig ging er auf alle ein, (und dann haderte ich noch mit ihm rund um den Galgenberg, wo er täglich um zwei während seines Spaziergangs zu sprechen war, ehe er sich ins Büro begab.)

Aber: nicht ersetzt wurde, noch immer fehlt eine schöne Linde am Eingang zur Avenue de la Gare, wie sie so lieblich auf jenem Escher Archiv-Foto prangt, vor dem einstigen Café Nicolay. Dort wäre noch immer Platz für einen schattenspendenden Baum. Warum also bleibt die Stelle leer? (Siehe besagtes Foto im „t" vom 22. Sept. 1992.)

Und die Vergrößerung des Escher sog. „Lycée de Garçons" (das seit Jahrzehnten auch Mädchen besuchen, die aber offenbar keiner Erwähnung wert sind) kostete die schöne, große Trauerweide neben dem Direktorhaus das Leben; der Vorschlag, sie in einem Atrium miteinzubauen, wurde verworfen (1988). Auch die mächtige Trauerweide hinter dem Haus Massard (Schulkommission heute) wurde 1972 gefällt.

Einen Escher Baum vermochte ich selbst zu meiner Freude zu retten — mit Unterstützung eines Monnericher Naturfreundes namens E. Kralj. Wir verpflanzten 1988 eine kräftige, junge Kastanie, die hier an der Place Churchill in einer

Copyrighted material

Baulücke herangewachsen war und gefällt werden sollte, neben das Gemeindehaus/Polizei in Monnerich, wo ich sie noch manchmal begrüßen gehe. „Kurz, Du hast nicht umsonst gelebt", spotten meine Freunde.

Auch anderweitig wurde hie und da ein Baum gerettet, sogar extra gepflegt, z. B. sanierte man 1988 in Düdelingen eine prachtvolle 150jährige Robinia Pseudo Acacia („t" 28.4.1988) und im Frühling 1980 wurde die stärkste Eiche des Landes restauriert bei Hersberg, die 500 Jahre alt ist (t - 10.5.1988); das Pflänzchen begann in Luxemburg zu sprießen, als Kolumbus Amerika entdeckte.

Auch Privatleute retteten Bäume (in weniger spektakulären Aktionen), so in Esch eine neuzugezogene Familie, Mitglieder des M.E., welche über gefährdete Platanen in der Spitalstraße eine kompetent schützende Hand hielt (1996). Und Meckerbriefe zeitigten manchmal — naja... selten! — erfreuliche Antworten, wie nachstehende der Cactus-Direktion am 10. März 1976: „... les deux arbres abattus (au Supermarché Cactus/Lallange) seront remplacés. Leur abattage s'était avéré nécessaire à cause de leur caducité... Nous avons absolument tenu à sauvegarder les 4 arbres en question pour avoir au moins un peu de verdure. Au nouveau Centre «La Belle Etoile» nous avons créé, à grands frais, de larges plates-bandes fleuries et des aires de gazon. En plus, des centaines d'arbres et arbustes y ont été plantés pour rendre au moins partiellement à la nature ce que nous lui avons pris pour édifier les constructions et aménager les parkings."

Ja, viel weiche, braune Erde, viel Grün ist in diesen Jahrzehnten den Supermärkten vor den Toren der Städte geopfert worden. Doch kann man den Supermärkten die Schuld daran anlasten? Niemand ist gezwungen, sie aufzusuchen... Und schon landen wir wieder bei der Verteufelung des Autos und der Konsumgesellschaft. Wobei die Ankläger samt und sonders Autobesitzer sind und Konsumenten und Supermarktkunden.

Dem Cactus-Direktor Paul Leesch war übrigens viel daran gelegen, das prächtige Baum-Trio (zwei Pappeln und eine Trauerweide) vor dem Cactus in der Luxemburger Straße zu erhalten, von dem ich ihm ein paar Fotos geschickt hatte. Diese Bäume bilden einen wirklich hübschen Schlußpunkt am Ende der Jean-Pierre-Michels-Straße.

Sehr schockierte mich Anfang März 1970 das Fällen des Wäldchens oberhalb der Anhöhe zwischen Steinbrücken und dem Leudelinger Wald; es schirmte das Dorf gegen den eisigen Nordostwind ab, so daß alles empört war, als 4,68 ha „im Hau" einer Escher Eisenwarenhandlung geopfert wurden trotz der Petition der Dorfbewohner. Ich erinnere mich noch genau an die entrüsteten Kommentare des alten Footing-Fans und Apothekers Georges Welschbillig, der sich in Steinbrücken niedergelassen hatte und der in diesem Buch erwähnt werden soll wegen seiner unermüdlichen Wanderungen durch das ganze Land und seiner Behauptung, von allen Landschaften, die er gesehen, sei der „Lalléngerbierg" die schönste! Mir aus dem Herzen gesprochen.

Aber es riß nicht ab, es reißt nicht ab. So wurden 1971 vielfach Straßenbäume gefällt, u. a. ihrer zwanzig an der Wickringer Straße, die man heute wahrscheinlich schonen und die Verkehrsteilnehmer mittels Rampen schützen würde.

Copyrighted material

Es riß, es reißt nicht ab, Esch ist nur eine unter Tausenden von Eschs in Europa und weltweit. Zwar meldet die Presse dieser Tage, daß „neue Bäume den Escher Campingplatz schmücken", ganze drei Eichen und zehn Fichten. Wieviel Wald dieser Campingplatz das Leben gekostet hat, wieviele Bäume seinetwegen fallen mußten, bleibt unerwähnt. Ebenso die ungenierte Art und Weise, wie damals vorgegangen wurde. Einzelheiten sind im Escher Gemeinderatsbericht vom 20. Februar 1978 nachzulesen. Ich zitiere Gemeinderat Paul Helbach:

„Im Bericht der Generalversammlung des Camping- und Caravaning-Clubs steht ein Passus, der mich besonders befremdet hat. Es heißt: ‚Außerdem legt (Schöffe) Jos. Brebsom dem Verein ans Herz, nicht zu sehr auf die Attacken verschiedener Leute zu achten, die wegen dem Fällen einiger Bäume ein Haar in der Suppe gefunden hatten.' (...) Im Jahre 1973 wurde das Camping durch eine Nacht-und-Nebelaktion vergrößert, im Jahre 1976 wiederholte sich die Prozedur zum zweiten Mal. Hier wird ein Vergehen bagatellisiert, welches durchaus straffällig ist (...) laut Forstschutzgesetz von 1951. (...) Am 21. Juni 1977 schrieb der Schöffenrat an den CCC: (...), qu'il a abattu en automne dernier des arbres d'une parcelle de 26 ares environ et ce malgré notre lettre du 14 janvier 1976 en laquelle il a été stipulé que la végétation existante devra être maintenue dans son état actuel' (...)."

Aber schon im Januar 1973 hatte der Vogelschutzverein vergeblich gegen das Projekt der Vergrößerung des CCC protestiert, doch der Präsident des CCC soll damals öffentlich dekretiert haben: „Eng Biirk as jo kee Bam!" Immer dasselbe: Volksvergnügen auf Kosten der Natur statt mit der Natur.

Bemänteln, verharmlosen, vertuschen, was sie vorhaben, darauf verstehen sich die Naturzerstörer bestens und halten uns in den Medien für dumm, so z. B. mit einem lachhaften Titel wie „Ungewisse Zukunft für den Pappelwald", als sei damals, 1994, nichts von vornherein gewisser gewesen als seine Vernichtung (im Escher „a Sommet"). Was haben Pappeln auch in einer Gewerbezone verloren? Sie hatten gefälligst einer Schule zu weichen, die partout dorthin gebaut werden „mußte". Danken möchte ich hier den Gemeinderäten A. Hoffmann, Eschenauer und Jaerling für ihr Bemühen, das Wäldchen zu retten (s. die Gemeinderatsberichte v. 18. Juli + 3. Oktober 1994). Trauer und Wut packen mich jedesmal, wenn ich an der Stelle vorbeigehe. Mutwillige Zerstörung war das. Und es tut weh, verdammt nochmal.

Über die „Schneise durch den Clair-Chêne-Wald" (1995) konnte ich nur noch müde die Schultern zucken, und als ich 1995 eines Tages im Vorbeifahren sah, daß *MEIN BAUM*, die große Blutbuche im „Schlasspark", fort war — kurz zuvor gefällt, sang- und klanglos, der schönste Baum der Gemeinde und einer der schönsten im Land! — da fand ich nur noch dumpf, daß es der passende Schlußpunkt zur Verschandelung des Schloßparks war und zu seiner eigenen, denn das ARBED-Monstrum aus Glas und Stahl hatte ihm schon lange böse zugesetzt, dicke Arme waren vom gigantischen Leib abgetrennt worden und der einstmals so prächtige freie Blick auf den Riesenbaum jenseits der großen, leeren Fläche war

Copyrighted material

hin, abstrakte Kunst-Ungetüme „verzierten" nun das Reststück des „Bourgart". So soll er denn noch ein bißchen auf der Titelseite und mehreren Fotos dieses Buches weiter „leben". Wut und Trauer.

Tja, und jetzt ist es also an 19 Bäumen im Lavalpark, Platz zu machen für Besseres als Bäume. Darunter eine wertvolle Kastanie von 2,30 Meter Umfang. Ach, Roger Mond, Fränz Hengen, Felix Braz, Escher Grüne, der Einsatz war umsonst! „I think that I shall never see /A poem lovely as a tree" (Joyce Kilmer). Lieblicher als Bäume und Gedichte sind Erweiterungen von Badeanstalten. Deshalb steht auch im Gemeinderatsbericht vom 17.1.1994 zu lesen: „Grünanlagen — Eine Stadt ohne Grün ist eine tote Stadt. Vor allem die Bäume als grüne Lunge einer Stadt sind für ihre Lebensqualität von entscheidender Bedeutung. Deshalb müssen wir die Bäume im Stadtinnern hegen und pflegen... Ein Kadaster des Baumbestandes unserer Stadt soll erlauben, gezielter auf diesem Gebiet zu planen und zu agieren." Gezielt 19 Bäume weggeplant. Das nenn' ich agieren, das nenn' ich Äckschen!

So viele Baumfrevel, zu viele Baumfrevel — wieviele habe ich hier vergessen? Die herrliche Allee von 28 alten Kastanien (120 Jahre alt!), die zum Merscher Friedhof hinaufführte. Und das brutale Wegrasieren des üppigen, altehrwürdigen Baumbestands auf den Michelsplatz (ebenfalls in Mersch). Ich wette, die waren mal wieder „krank". Wie sagt doch das arabische Sprichwort: „Wenn Du Dich Deines Hundes entledigen willst, schimpfe ihn räudig." Als man mir 1996 von den gefällten Bäumen des „Mëchelsplaz" erzählte — ein schockierter, ausländischer Diplomat tat's — glaubte ich, es sei ein Scherz! Und fuhr nach Mersch, um mit eigenen Augen... Tja, es war kein Scherz gewesen.

„Die Luxemburger — sie haben keinen Sinn für Altes, über lange Jahre Gewachsenes... Ein reiches, armes Volk", sagte der Ausländer. Was mich an Dikkens Familie Veneering in „Our Mutual Friend" erinnerte: die waren „bran-new people in a bran-new house in a bran-new quarter of London" (und hätten am liebsten einen „bran-new" Großvater vorgezeigt, da der alte ziemlich schäbig geworden war). Und Luxusburgs Neureiche wollen natürlich auch „bran-new" Bäume auf einer „Piazza", wie das „tageblatt" schreibt, das ist „eine Fläche, frei von Häusern, Hindernissen und ähnlichen Dingen" (sic) — à la alte Bäume...

Irgendwann, am besten jetzt gleich, muß ich doch aber wieder „von den Bäumen herab", obwohl es noch soviel zu sagen gäbe, womit ich Baumnarren eine Freude machen könnte. Deshalb: vielleicht kann ich Zitate, Episoden usw. in einem „Bäume-Sammelsurium" ans Ende des Buches kleben? Aber als dickes Ende der Baumfrevel-Aufzählung (wahrlich „last not least"!) gehört, was den Bäumen in der Hauptstadt zugefügt wurde. Das ganze Land nahm daran teil, an der fortschreitenden Verschandelung besonders des Boulevard Royal in den Siebzigern, urbanistisch an spektakulärer, ungerechtfertigter Zerstörung vergleichbar derjenigen, die heute landschaftlich durch den Bau der Nordstraße vor sich geht. In beiden Fällen endeten jahrelange Proteste mit der totalen Niederlage der Naturfreunde, jener Luxemburger mit Liebe zur Harmonie, mit Augen im Kopf, mit Sinn für Schönheit. Alle Mühsal, alle guten Argumente waren für die Katz', so

Copyrighted material

sehr z. B. das „Letzeburger Land“ (mit seinem Baum-Logo im Titel!), von einem Carlo Hemmer gegründet, mit Kinsche Léi an der Spitze und Kriepse Rosch auf den Barrikaden, allen voran den städtebaulichen Wahnsinn unermüdlich anprangerte und zu verhindern suchte.

Ein ingrimmiges Zitat aus der „Land“-Nummer vom 28. Dezember 1973: „Die Bäume wachsen in Luxemburg schon lange nicht mehr in den Himmel. Dafür sorgen baumfeindliche Technokraten mit einer systematisch naturfeindlichen Baupolitik. Statt der Bäume dürfen in Luxemburg die trostlosen Mietskasernen hemmungslos gegen Himmel wachsen (...)“

Ein besorgter, längst vergessener Brief aus meiner Feder fällt mir wieder in die Hand; er wurde im April 1974 im „Kéisecker“ veröffentlicht:

„Chers amis de la nature et de villes vivables, je serais curieuse de savoir ce que votre association compte entreprendre pour la sauvegarde des derniers arbres du Boulevard Royal (...) Je crois que vous deviez lancer un appel dans la presse, peut-être lié à une action cartes-postales-pétition (comme celle qui a permis de sauver la maison Meder à Esch). On pourrait même songer à une manifestation (!) organisée ensemble avec des associations analogues à la vôtre (...) De telles initiatives ont permis de sauver des groupes d'arbres au cœur de villes comme Grenoble et Stockholm ces années-ci. Les Luxembourgeois se borneront-ils à la fondation d'associations aux noms sonores, sans plus?“

Man könnte es fast glauben ... Keine Demo wurde organisiert zugunsten der letzten Bäume und der schönen Villen des Boulevard Royal, keine Postkartenaktion, und niemand kettete sich à la Stockholm und Grenoble an die prachtvolle Blutbuche der Villa Wilhelmy. Meine obigen Zeilen gaben bloß zu nachfolgendem Kommentar Anlaß (ganz schön lahm, oh Méco!): „Des démarches ont été faites dans cette direction par notre association (p.ex. classement de l'arbre se trouvant à côté de la Villa Wilhelmy). Toutefois, elles sont restées sans réponse jusqu'ici.“

Die Antwort kam im Dezember 1976, als in einer skandalösen Nacht-und-Nebel-Aktion die herrliche, alte Buche gefällt wurde! Dabei hatte die Öffentlichkeit noch im Oktober 1976 gehofft, daß man den 100jährigen prächtigen Baum unter Schutz stellen (klassieren) würde. Mit grimmigem Sarkasmus veröffentlichte damals im „tageblatt“ vom 7. Dezember 1976 Josy Braun sein „J'excuse!“, d. h. ein „Gnadengesuch für die Kulturattentäter“, die ja alle nichts dafür konnten, daß es nun keinen Baum mehr neben der Villa Wilhelmy gab, nebst einer Reihe anderer „geopferter“ Schönheiten in Stadt und Land.

Die Blutbuche der Villa Wilhelmy ging den Weg (fast) aller Bäume am Boulevard Royal, wo Geldgier, nicht Schönheitssinn das Bild zusehends bestimmte. Bis heute. „Ohne überhaupt den erhaltenswerten Baumbestand des Aldringenplatzes eines Wortes zu würdigen, hat (...) der hauptstädtische Gemeinderat dessen Todesurteil gesprochen (...) Die Entscheidung fiel, den größten Teil der Bäume zu fällen (...).“ So zu lesen im „Land“ vom 24. Januar 1975. Und zwei Jahre später, am 6. Januar 1977, die bange Frage: „Sind diese Bäume auch verurteilt?“ Es handelte sich um die mächtigen Kastanienbäume vor dem Hôtel Rix, zwei herrlich

Copyrighted material

schöne Bäume. Am 8. März 1977, drei Monate später, konnte das „tageblatt" bitter melden: „Nun sind sie klassiert"; auf dem Foto die gefällten Stämme neben den Stümpfen. Ein häßliches, trauriges Bild.

Doch — was ich nie wußte, macht mich nicht heiß: „Jüngere Leute wissen nichts mehr davon," schrieb Kr. im „L.L." schon am 26. Juli 1974, „daß der untere Boulevard Royal (...) einst eine Allee von Villen in grünen, parkartigen Vorgärten war. Nur einzelne Besitztümer erinnern noch an jene Zeit. In mehreren Verbreiterungsphasen hat die Fahrbahn Stück um Stück vom grünen Futteral des Königsrings geschluckt (...). Jetzt verbleiben nur mehr drei grüne Lücken mit vereinzelten Bäumen (...)". (cf. jene ganze Seite im „Land", Titel: *„Die letzten Bäume am Boulevard Royal"*, cf. auch das Bild der bald danach heimatlos gewordenen „Galgenvögel", eine Krähenkolonie in den todgeweihten Platanen der Aldringenschule) („L.L." v. 5. April 1974).

Die Banausen wüteten natürlich nicht nur am Boulevard Royal. Im März 1975 ließ der Staatsarchitekt eine prächtige Linde und einen schönen, großen Nußbaum im Hof des Außenministers fällen. Dabei hatte letzterer, G. Thorn, sich persönlich für die Bäume eingesetzt. Und im Sommer zuvor hatte man dämlich im „Wort" frohlockt: „Elo geet et fir d'Beem!", als die Kastanien der Scheffer-Allee gefällt werden mußten, statt daß man die von Streusalz und Straßenbelag geschwächten Bäume rechtzeitig geschützt hätte. Und im Mai 1979 mußte NATURA „bestürzt feststellen, daß zahlreiche Bäume einem Neubau der Pescatore-Stiftung zum Opfer gefallen" waren, obwohl ein Bestandteil der Parkanlagen der Stadt Luxemburg. Aber wie der „Grénge Spoun" es zehn Jahre später seinerseits feststellen und bildlich festhalten konnte: „Urbanismus in Luxemburg — als erstes fallen die Bäume..." (7. April 1989). Sie fielen in den Sechzigern in der Freiheitsavenue, die schönen Linden (irrtümlicherweise, hieß es nachher) (?), sie fielen Ende der Sechziger am Eicher Berg und wahnwitzigerweise auf dem „Knuedler" (die alten Kastanien) anläßlich eines Staatsbesuchs (1959).

Seltenheitswert hat in Luxemburg ein fehlgeschlagener Zerstörungsplan, deshalb sei folgender hier erwähnt: mit Schrecken starrten damals alle Naturfreunde auf das im „Répu" vom 27. Oktober 1974 prangende Bild, das die obere Terrasse der Petrußanlagen zeigt, vor der Nationalbibliothek (neben der Treppe also, die ab „Gölle Fra" ins grüne Tal hinabführt), denn oberhalb des Pressebildes stand das unglaubliche Vorhaben „en toutes lettres": „Parking: Voici l'emplacement préconisé par l'Union Commerciale de la capitale" (!!!). Mögen sie noch heute ihre Häupter in Scham verhüllen, die sowas auszuhecken sich nicht entblödet hatten. Vierhundert Wagen wollte man dahin tun... Und viele, viele, weitere (so „t" v. 7.3.1974) „auf das Gelände des heutigen Rosengärtchens" (!).

An andern Stellen trugen Bäume und Parkanlagen nur einen Teilsieg davon, an dem immer wieder geknabbert wird, wie z. B. am hauptstädtischen Park, der zwar 1973 einer skandalösen Verstümmelung entging (s. dazu den herrlichen Artikel von Marcel Engel „Der Aufstand der Bürger" im „d'Letzeburger Land" vom 2. Februar 1973 und die 7 000 Unterschriften, die Natura bis zum 23. Februar sammeln konnte), aber der schon 1978 zu erneuten Sorgen Anlaß gab („tageblatt" v.

Copyrighted material

25.4.1998); und dieses Jahr wurden wegen des unterirdischen Parkings 8 Bäume gefällt (im September) und weitere 13 sollen folgen, als „arbres gênants" bezeichnet, wobei der Grüne François Bausch zu Recht anführt, daß die Stadt Luxemburg damit (d. h. mit dem ganzen Projekt) die Konvention von 1975 über den Erhalt des Parks mit Füßen tritt (s. dazu den spannenden und deprimierenden Artikel im „Grénge Spoun" v. 2. Oktober 1988).

Glücklicherweise vermochte der Belair-Park in extremis gerettet zu werden (cf. „t" v. 1.3.1978 zu den skandalösen Zerstörungsplänen — „Vagos x-te Vergewaltigung" von Josy Braun), und den lieblichen Tony Neuman-Park hat die Stadt hinzugewonnen. Zu Pflege und Abänderungen der Petrußanlagen wäre so manches zu vermerken, Pluspunkte und weniger Gutes — s. dazu Marcel Engel im „Land" vom 6. April 1973 schon —, aber mit einem Seufzer der Erleichterung darf man ihr mehr oder weniger intaktes Überleben genießen und die Pracht der Grün- und Goldtöne von den Brücken herab im Frühling und Herbst, ein alljährlicher Genuß wahrlich!

Statuen

Während viele schöne Bäume in diesen Jahren aus unsern Ortschaften verschwunden sind, hat man eine Unzahl von teuren Statuen, Plastiken, Figuren, steinernen und bronzenen Denkmälern aufgerichtet. In den meisten Fällen nicht zugunsten des Stadt- oder Dorfbildes; an Schönheit hat es gewöhnlich nicht gewonnen. Da gibt es z. B seit Oktober 1991 jenen Kinderschreck in der Escher Alzettestraße, genannt „Der schaffende Mensch", was offensichtlich Quatsch ist, denn die Figur hat weder Hände noch Füße. Armer Giacometti, wenn Du wüßtest, was alles Du inspiriert hast. Das Hungergespenst wäre zwar akzeptabel unter seinem ursprünglichen Namen, nämlich „Die Hilflosigkeit des modernen Menschen", eingefangen in engem Kreise. Aber dann hätte man, erstens, das Werk nicht so widersinnig umtaufen sollen, und zweitens gehört die Jammergestalt nicht in eine blumig-bunte Einkaufsstraße, die zu fröhlichem Verweilen einladen will. Beim Anblick dieses „Arme Jang" ist man vielmehr versucht zu flüchten.

Zwei weitere „schaffende Menschen" stehen ziemlich verloren in Esch herum, nämlich die durch ca. 100 Meter getrennten „Brüder" des Norbert-Metz-Platzes, ein Bergarbeiter und ein Schmelzarbeiter von Emile Hulten (1986 und 1990). Manchmal hätte ich Lust, die beiden recht brüderlich zu vereinen und Nase an Nase aufzustellen: dann hätten sie wenigstens was zu plaudern an langen Winternächten. So einsam und getrennt dauern sie mich regelrecht. Auch diverse „Buggiën" sehen abgestellt und vergessen aus an den Stellen, wo man sie verteilt hat. Groß und eckig paßt besonders derjenige schlecht, der inmitten des auch architektonisch abgerundeten Platzes vor der Badeanstalt steht. Völlig daneben ist natürlich jene Viehtränke in „Al-Esch" mit ihrem „Wëlle Mann" — laut Gemeinderat René Mart (in der Sitzung v. 21.5.1990) „vom Künstler wohl so benannt, weil den Bürgern die Haare zu Berg stehen, wenn sie etwas Derartiges sehen." Und der italo-luxemburgische „Bacio" (Brillplatz) ähnelt mir zu sehr seinem Zwillings- bzw. -Drillingsbruder in Mertert. Naja. Apropos Denkmal hat man aber wenigstens das lächerliche Rinnsal dieser Tage zugedeckt, das oben in der Alzette-

Copyrighted material

straße unseren Nationalfluß symbolisieren sollte (!) und manche Knöchelverrenkung auf dem Gewissen hat. Die Tauben werden es vermissen, sie tranken und badeten gerne darin. Aber die Tauben sollen ja auch aus dem Stadtbild verschwinden, Saubermänner sind hübscher, ich kenne da ein paar...

Ein Hohn aber ist und ein Skandal, daß nirgendwo in Esch eine lebensgroße, figurative Statue zum Dank an Sidney Thomas steht! Sie gehört in die Mitte des Marktplatzes! Was wären wir ohne ihn? Seine Erfindung hat uns aus unserer Armut in den Wohlstand katapultiert — und wir sind nicht imstande gewesen, ihm in der Metropole von Stahl und Eisen das Denkmal zu errichten, das ihm gebührt. (Pfui Teufel.) „Die Wiederentdeckung des Eisenerzes, der ‚minette', und Thomas' Erfindung machten das ehemalige Armenhaus Europas zu einem der wohlhabendsten Länder überhaupt." (Marco Schank: „Die Stunde der Ernte"). Warum muß man die spannenden diesbezüglichen Episoden bei Schank nachlesen statt sie im Geschichtsunterricht vernommen zu haben?!)

Auf und hinter dem Escher Galgenberg lauern dann noch auf den ahnungslosen Spaziergänger jene freche, frauenverachtende Obszönität und „Bordell-Reklame" kurz vor dem Camping-Caravaning (s. dazu die Leserbriefe und das Bild in diesem Buch) sowie die schwarz verbrannte (?) Hexe (?) im Baum, die mich als Kind mit Grauen erfüllt hätte und meine Nächte mit Alpträumen; Eltern seien davor gewarnt. „Patrioten" haben Henry Millers anstößige Botschaft von der metallenen Kuh entfernt oder entfernen lassen, sie ärgert niemanden mehr. Der Zyklop (?) aber steht gut in der Landschaft — un effet bœuf, wirklich. Abschließend zu Esch möchte ich nur noch auf die traurige Geschichte des anmutigen Entenpaars im Lavalpark hinweisen (s. Leserbriefe). Die Stadtväter sollten sich was schämen.

Ich hätte jetzt die größte Lust auf eine Foto-Safari durchs Ländchen, um anschließend diesem Buch eine Seite der schlimmsten Statuen hinzuzufügen unter dem Titel „Wer ist die Häßlichste im ganzen Land?" Ob die Zeit dazu langen wird, weiß ich nicht. Jedenfalls käme die großherzogliche „Heeschefra" der Place Clairefontaine in Luxemburg da zu „Ehren", sowie die verrenkten Gestalten des Theaterplatzes, wie auch die meisten Abstrakta, die mittlerweile im ganzen Land die öffentlichen Plätze verschandeln. In puncto Einstellung zu moderner, angeblicher „Kunst" habe ich mehr gemeinsam mir Cavanna, Kishon und unserm Joseph Welter als mit den üblichen, prätenziösen „Kunstkritikern" hierzulande. Womit ich wohl einige Leser/innen schockiere, tut mir leid, aber ich setze noch eins drauf: auch die Nanas der Niki de Saint Phalle finde ich scheußlich! Frauen, die vor allem aus enormen Schenkeln und Hintern bestehen, gesichtslos, mit Schrumpfkopf — nein, danke.

Gefreut hat mich seinerzeit die dank Josy Braun wiedergefundene und am 23. Juni 1985 restaurierte „Gëlle Fra". Die unglaubliche Geschichte dieser verschollenen Frau (echtluxemburger Gewurstel) kann man in Lotty Braun-Brecks Biographie von Claus Cito nachlesen. Wie die üppige Frau auch unser spitzes Füchslein, der „Rénert": zerstört und neugeboren. Im November 1979 hatten Vandalen unsern lieben, frechen Kerl in Trümmer geschlagen; im Dezember tru-

Copyrighted material

gen Militanten der „Biergerinitiativ Wirt lech" den als Ökologen und Atomgegner umstilisierten „Fiisschen" auf den leeren Sockel („t" v. 31.12.1979); aber erst im Februar 1981 saß der erfolgreich restaurierte Nationalheld wieder an seinem angestammten Platz.

Gefreut hat mich auch Will Lofys „Hämmelsmarsch", der nach langer Wartezeit endlich im Juni 1982 am „Roude Pëtz" aufgerichtet wurde. Wirklich super ist der! Mit Lofys spöttischem Konterfei wie er bzw. es leibt und lebt. Aber die Ettelbrücker Milchfrau ist kitschig, und der Mondorfer „Maus-Kätti"-Brunnen hat mich regelrecht empört.

Sinn und Botschaft der Geschichte ist das Lob des friedlichen, genügsamen Landlebens (besonders in den köstlichen Anfangs- und Schlußversen). Ihm gegenüber gestellt als oberflächlich verführerisch, doch voller Gefahren, ist die Stadt, der die gute Kätti schleunigst wieder den Rücken kehrt, offensichtlich mit dem Segen des Autors. Wer also „no Munref an de Bad" geht, sucht Entspannung von städtischer Hektik — jedenfalls wußten August Liesch und seine Feldmaus noch nichts von einem Casino. Ergo, ein „Maus Kätti"-Denkmal in Mondorf sollte die gemütliche Bauersfrau (vielleicht mit ihrem Mätti) zeigen, oder die zwei kontrastierenden Kusinen, Mim aus Clausen und die Bürmeringerin, nicht aber mordlustige Katzen in Luxemburg bei wilder Attacke. Diese Episode ist nicht das Wesentliche am Mäuse-Epos, und ein Denkmal soll Wesentliches wiedergeben. Die Lofy-Skulptur gehört nach Clausen.

Häuser

Der Schönheitsverlust in den Ortschaften hat(te) viele Gesichter. Nicht nur „moderne" Denkmäler sind daran schuld, natürlich; nicht nur schöne Bäume fielen, auch schöne Häuser. Der Blutbuche der Villa Wilhelmy folgte nach einem halben Jahr, im Juli 1977, die Villa selbst. Wie denn fast alle Villen, die noch in den Sechzigern den eleganten Boulevard Royal zierten, verschwunden sind. Hier ist man am brutalsten vorgegangen, hier verübte die Immobilien-/Banker-/Politikermafia ihre spektakulärsten Coups, und wie gebannt schaute das ganze Land der fortschreitenden Zerstörung zu, während eine Minderheit verzweifelt protestierte.

Doch Trümmer gab es überall im Land. An meinem „inward eye" ziehen sie vorüber, die ehrwürdigen Häuser, die nicht geehrt und gewürdigt, sondern abgerissen wurden allenthalben. Für ein (zum Teil nur!) gerettetes Mederhaus, wieviele Löschenhäuser! Der „Kueb" alias „Centre 300" auf Kirchberg wurde 1978 vereitelt, aber das Pei-Unding auf „Dräi Eechelen" wird gebaut, obwohl binnen kürzester Frist 14.071 Bürger/innen die Protest-Petition unterschrieben. Apropos Kirchberg, ist er dieser Tage wieder im urbanistischen Gespräch. Man will ihn scheint's endlich wohnlicher (!) gestalten.

Hier, was ein Marcel Engel vor 25 Jahren zum Thema schrieb: „Das Kirchberger Feld ist eine Trümmerstätte geworden, wie von Bombenteppichen belegt (...) Gerade dort, wo sie verpönt sein müßten, entstehen Hochhäuser, auf den Felsnasen, die Sicht nach hüben und drüben versperrend. Von urbanistischer

Copyrighted material

Wohnkultur bisher keine Spur (...) Das einzige im Laufe der Zeit organisch gewachsene und historisch merkwürdige Element, das ein dankbar strukturierendes Lineament für menschliche Behausung abgäbe, ist der Kiemweg. Er wird unbarmherzig von den eisernen Schnauzen der Bulldozer umgewühlt (...) Zuerst fahren, dann wohnen, das ist die urbanistische Lehre in Luxemburg. (Diese Irrlehre wurde kürzlich wieder in bezug auf Autobahnen unbekümmert vorgetragen.) Asphaltglänzende Straßen mit irrlichternden Kreuzungen, Lärm und Gestank — und dann erst das Wohnen, so am Rand (...)" (6. Juli 1973, „d'Letzeburger Land"). Im Mai 1978 wurde sogar das Verschwinden von 500 Metern Kiem festgestellt. Man möge sich mit den 500 Metern Autobahn zuviel bei Steinbrücken trösten, rieten die Spötter...

Nicht nur an meinem inneren Auge ziehen also die Verwüstungen vorbei, auch in vielen Zeitungsausschnitten defilieren sie. Aus den Papiermassen aber fiel vor einigen Tagen eine ulkige Notiz heraus, an mich selbst gerichtet als flehentlicher Appell: „J'essaierai d'arrêter de collectionner des articles sur l'environnement à partir de la mi-septembre 1984."(sic) Was mir nicht gelungen ist, obviously. Das heißt: nach dem mißlungenen Versuch, jenen Escher Kastanienbaum zu retten (s. „Der Kastanienbaum"), begleitet von hämischen Bemerkungen von Leuten, die ich auf meiner Seite geglaubt hatte; und 1990, nach den wiederholten Zerstörungsaktionen an der Kayler Straße (s. „Das Weihnachtsgeschenk" u. a.), gab ich ein erstes Mal den Einsatz für Natur und Schönheit in diesem Lande auf. Aber als letztes Jahr der Galgenberg („Bouwenaker") und der „Lalléngerbierg" von Bebauungsplänen bedroht wurden, machte ich nochmals mit in der hastig gegründeten Bürgerinitiative (deren Zustandekommen wesentlich der Kleingärtnerin und Tierschützerin Adrianne Kremer zu verdanken war). Aber auch dieser Kampf wird für die Katz' sein. Und dem Tier habe ich genug in den Schlund geworfen. Mir langt's.

Zurück zur oben erwähnten Parade. Sie wird unvollständig sein, aber repräsentativ. Zuerst ein Blick auf das, was sich außerhalb der am meisten gebeutelten Stadt Luxemburg zutrug — oder vielmehr: was man da abtrug, abriß, auf immer vernichtete. „Alle Jahre wieder/ging der Preßlufthammer nieder", in der Tat, denn „Neues mit Bestehendem in Einklang zu bringen", das wurde selten erreicht oder auch nur versucht. Harmonie und Ästhetik scheinen eben für die meisten Luxemburger Fremdbegriffe zu sein, und (wie Jean Jaans schon 1975 im „L.L." bemerkte) „Bebauungspläne sind in Luxemburg nur Gummi-Gebilde, die zugunsten von Hinz und Kunz jederzeit abzuändern sind". Schöne, alte Häuser haben einem Pseudo-Fortschritt zu weichen.

Der Kampf um das Echternacher Löschenhaus tobte jahrelang. Vergeblich. Er begann Anfang 1974. Am 5. Januar fragte ein „tageblatt"-Titel bang: „Haus ohne Zukunft?" und im Text erfuhr der Leser, daß „den Gerüchten nach bei der Realisierung des Erholungszentrums der Abbruch des historischen Gebäudes der früheren Landvilla der Echternacher Abtei (1748) vorgesehen ist". Statt des stillen Tales mit dem schönen, alten Gebäude (laut Josy Braun „einem verwunschenen Schloß gleich") sollte ein See für Freizeitler hier die Touristen anziehen.

Es gab viel Auf und Ab in den folgenden Monaten, s. Jos. Massards Jubelruf im „t" vom 1. August 1975: „Minister Robert Krieps hat das Löschenhaus zum zweiten Mal gerettet", gefolgt am 2. August von: „Sabotage am Echternacher Löschenhaus", da die Planierraupen ihr zerstörerisches Werk fortsetzten trotz des ministeriellen Verbots! Am 31. Juli 1976 entschied sich der Echternacher Gemeinderat schließlich mit 7 gegen 4 Stimmen für die Erhaltung und Restaurierung des Gebäudes; eine Zeitlang sollte es dann abgerissen und auf einer Insel im See wieder aufgebaut werden; Tumult in der Gemeinde, in der Presse, unter den Natur- und Kunstfreunden... Am 18. Mai 1977 meldete das „tageblatt" (auf dessen Seiten besonders ein Josy Braun unermüdlich für das architektonische Erbe Luxemburgs kämpfte) „Schaffner hat es geschafft: Das Löschenhaus liegt um" (Sch. = der damalige Bürgermeister). „Was in den ‚Löschen' nicht geklappt hat, steht stellvertretend für die kulturelle Apathie unseres Volks", schrieb Braun. Die aber besteht weiter fort, trotz „Kulturjahr" 1995 und sog. Kulturzentren an jeder Ecke. Apropos — mea culpa: ich verpaßte die Löschen-Petition (und habe mich immer wieder wahnsinnig geschämt deswegen).

Weitere Beispiele: In letzter Minute konnte zwar durch ein Eingreifen des Kulturministers im Juli 1978 der Abriß des Mayrisch-Hauses in Mersch verhindert werden, aber die „Hasteschmillen" wurde (nach vergeblichen Protesten) 1975 abgerissen, das architektonisch wertvolle Bettemburger Dechantenhaus idem, 1980 verschwand „ein schönes Stück Diekirch" (ein interessantes Privathaus, das einem Betonklotz Platz machen sollte, in der Alexis-Heck-Straße). Ob Schönfelser Schloß (1980), Itziger Bauernhof (1988), ob Haus Musquar in Steinbrücken (November 1996) oder Haus Olinger in Junglinster (Juli 1998), ob plötzlich (im Juni 1998) entdeckte Merowinger Gräber in der Industriezone Strassen — mit solchen Zeugen der Vergangenheit haben die meisten Bürger nicht viel am Hut und die Behörden noch viel weniger; man empfindet sie als störend, als nicht mehr zeitgemäß. Obengenannte existieren seit jenen Daten nicht mehr, und mit den Merowingern wird man wohl kurzen Prozeß machen. Ach ja, und der hübsche Kiosk hinter dem Petinger Rathaus wurde ebenfalls zum Abriß verdammt diesen Sommer (trotz der üblichen Proteste, wie üblich umsonst). Schon gut, die Schuhfabrik in Kayl-Tetingen, das neue Rümelinger Kulturzentrum (u. a.) wurden ausgezeichnet restauriert, aber dergleichen schöne Erfolge wiegen das Zerstörte nicht auf, so wie der geleckte „Stater Gronn" nicht den versauten Boulevard Royal.

Am rücksichtslosesten ist man ja mit alten „Hindernissen" in unserer Hauptstadt umgesprungen. Kein Wunder, daß entsetzte Bürger sich zusammentaten, Vereine bildeten, um den Barbaren den Weg zu verstellen.

So wurde 1974 „Sauvez la ville" gegründet, Initiator der Aktion und Präsident des neuen Vereins der Journalist Léon Nilles, Vize-Präsidentin Blanche Weicherding-Goergen, Kunsthistorikerin. Ein Jahr später (im Januar...) vermochte man stolz zu vermelden: „Nous avons réussi à Luxembourg à sauvegarder au cours de cette année entre autres la maison de Raville, sise au n° 4 de la rue de la Reine, nous sommes en pourparlers pour la sauvegarde de la « Hasteschmillen » et nous

intervenons constamment pour la conservation de la maison Brasseur dans la Grand-rue." Bloß daß dann schon im Februar die prachtvolle Fassade aus dem 18. Jahrhundert zerstört wurde („die schöne Brasseur" war nicht mehr), und die „Hasteschmillen" wurde wenige Monate später abgerissen. Es war 1975 schließlich das Europäische Jahr des Denkmalschutzes! So daß Luxemburg sich eine stattliche Denkmalschutz-Kommission gab („Commission des Sites et des Monuments"), Präsident Kulturminister Robert Krieps, der öffentlich festhielt, daß auf dem Stadtgebiet (Luxemburg) seit 1945 mehr historische Bauten und Denkmäler zerstört wurden als ihrer im Krieg durch Feindeshand gelitten hatten.

Ähnlich drückte sich zu der Zeit Prinz Charles über London aus; ein Luxemburger Architekt war dabei einer seiner engsten Mitarbeiter in seinem Bemühen, die englische Hauptstadt vor den modernen Vandalen zu schützen. Léon Krier kam auch nach Luxemburg (Vorträge am 24. und am 29. Juni 1981), aber da niemand Prophet in seiner Heimat ist, stieß er auf Unverständnis und Spott. Man zog es vor, besserwisserisch weiterzuwursteln (und der Stadtkern wurde immer wohnlicher, ja?). „Sauvez la ville" eilte also von Niederlage zu Niederlage und 1980 warf die Präsidentin B. Weicherding dem Premier schwere Vorwürfe an den Kopf (der Mann war ganz nebenbei noch für Kulturelles zuständig). Werner war eben kein Robert Krieps, gar nichts lief mehr (nur 5 Leute mußten sich mit den gewaltigen und komplexen Problemen des Denkmalschutzes herumschlagen!). „(K)eine Zukunft für unsere Vergangenheit" — der Slogan des Jahres 1975 ...

Andere Vereinigungen entstanden und führten den fast aussichtslosen Kampf weiter: „Jeunes et Patrimoine" mit Michel Pauly, Raymond Linden, Francine Cocard, Jemp Kunert; „Comité pour le Sauvetage du Grund"; „Stoppt de Bagger" (1988) mit den Grünen Richard Graf und Renée Wagener, welche sogleich eine beachtenswerte Ausstellung im „Cercle" organisierten: „Et wor eemol eng Stad ... 25 Joer Baggerpolitik zu Lëtzebuerg". Verschiedene Ereignisse hätten zur Gründung von „Stoppt de Bagger" geführt, schrieben sie, darunter „die Zerstörung der Beaumontsgasse; mit einem Schlag wurde hier eine halbe Straße dem Abriß preisgegeben, während die Bewohner auf die Straße gesetzt und ein halbes Dutzend kleiner Geschäfte dicht gemacht wurden". Im selben Jahr (1988) stellte der bedeutende Fotograf Wolfgang Osterheld in der Nationalbibliothek seine erschreckende Dokumentation urbanistischen Wahnsinns aus: „Le Luxembourg, cœur sanglant de l'Europe — la destruction du patrimoine architectural à la lumière d'exemples récents".

Es riß nicht ab. Gegen ihre angeblichen Vertreter in der Politik mußten schönheitsbewußte Luxemburger immer wieder auf die Barrikaden, anprangern, vor Augen führen, z. B. Antoinette Lorang, Kunsthistorikerin, im Info 2/89 von „Stoppt de Bagger"; Thema der sachverständig und überzeugend kommentierten Fotoserie: „Die schleichende Zerstörung der Avenue de la Liberté"! Ob also kleine Gasse, ob Nobel-Avenue und Boulevard, ob Parkanlage, ob Einzelbaum — viel zu oft siegte der Bagger, wenn auch einiges (gewöhnlich in extremis) bewahrt werden konnte. Übrig blieb viel zu oft „Müdigkeit und Verdruß", und jeder Triumph war überschattet von bleibender Angst vor der Zukunft, denn alles blieb

Copyrighted material

schließlich möglich (s. nur jetzt in Esch die beschlossene Verstümmelung des Lavalparks, den wir vor elf Jahren gerettet glaubten).

Dazu: die Mühsal, die viele geopferte Freizeit, der nervliche Verschleiß, auch wenn's (manchmal) gut ausging. Ich höre Ed Melchior noch wettern (am Telefon aus Monnerich), wütend Vergleiche anstellend zwischen den bezahlten Banausen, die genüßlich während ihrer Berufsstunden im Büro ihre Untaten aushecken dürfen, während unsereins (einmal vom finanziellen Gefälle abgesehen, obwohl beträchtlich auch das) — während also unsereins in knapp bemessener „Freizeit" herumgaloppiert, recherchiert, organisiert bis zur Erschöpfung. Zu ungleich ist der Kampf in der Tat. Die andern sind zahlreicher, politisch mächtiger, reicher... Ganz schön zermürbend ist das, auf die Dauer. Das wissen die nur zu gut.

In Umbrien begegnete ich 1991 einem international tätigen Berater in Urbanismus. Er schwärmte von Cortona, er schwärmte von Prag. Als ich ihm sagte, ich sei aus Luxemburg, da schauderte ihm sichtlich. Gräßlich sei die Stadt, sagte er, total verschandelt. Nie mehr wolle er dahin zurück. Ich mußte an Léi Kinsch denken, wie er dozierte, mich belehrte: Nie sollte ich aus den Augen verlieren, wie nachhaltig, wie genau, wie schonungslos besonders die Architektur Zeugnis ablege von einer Epoche, wie sie den Zeitgeist, die Mentalität eines Volkes wiedergebe, bloßlege, geradezu verrate, siehe den kalten, forcierten Stil der Hitlerjahre, siehe den Barock, den Stil der Gegenreformation! Und so hat auch das neureiche Luxusburg der letzten Jahrzehnte sich mit seinen Protzbauten — ob Banken am Boulevard Royal oder „egal wat" allenthalben privat im Land — Denkmäler gesetzt, Zeugen einer Mentalität, auf die es sich nichts einzubilden braucht.

Es wäre müßig, hier nochmals auf sämtliche Schandtaten im Detail einzugehen; die Archive der einschlägigen Vereinigungen wie der Denkmal-Kommission enthalten alle relevanten Dokumente (so wie es auch mittlerweile Bücher gibt wie „Lëtzebuerg am Zäitvergläich" der Editions Schortgen), während dies doch nur, wie gesagt, „one woman's environment book" ist. Außerdem — ich habe nie in Luxemburg-Stadt gelebt oder gearbeitet (abgesehen von Schwerstarbeit als Studentin der „Cours Supérieurs" 1958-59...) Und die Stadt ist mir fremd geworden. Ich setze seit Jahren kaum noch einen Fuß dorthin, obwohl natürlich Sommerabende an den Ufern der Alzette sehr hübsch sind, und die trutzigen Felsen und alles, was schon Goethes Auge so reizvoll fand, noch immer objektiv höchst eindrucksvoll. Doch das teure, touristisch gefällige Luxemburg von heute läßt mich irgendwie kalt. A d'autres. Mögen andere seine unleugbar guten Eigenschaften hervorheben, z. B. die ausgezeichnet gemachte Zeitschrift „Ons Stad" (seit Juni 1979).

Trotzdem — es ist so spannend gewesen, dieser Tage die Skandale und Kämpfe, die scharfen Auseinandersetzungen der Siebziger (teils auch Achtziger) wieder vor Augen zu haben, daß ich eine kleine Rückschau unwiderstehlich finde. Die geneigten Leser/innen hoffentlich auch. Es ist schließlich alles andere als Schnee von gestern! Er ist nämlich liegen geblieben — und wird auch manchmal wieder aufgewirbelt, wie noch diesen Sommer, als man im „Journal" Robert

Goebbels und die LSAP an ihre vermeintliche Schuld bzw. „Erstschuld" in Sachen Boulevard Royal erinnerte (am 27. August). Wahr ist, daß der Vago-Plan 1963 zustande kam unter einem sozialistischen Bürgermeister Luxemburgs. Doch verdanken wir immerhin diesem Pariser Urbanisten die Erhaltung wenigstens des Altstadtkerns, erstens, vor allem aber: die Silhouette der Hauptstadt wurde verschandelt, weil sich der CSV-DP-Schöffenrat, angeführt von „Tricky Nicky" Mosar, dem unheilvollen Bauschöffen, schwerwiegende Abänderungen am Vago-Plan erlaubte. Dadurch konnte höher, tiefer, größer gebaut werden als Vago vorgesehen hatte. Es kam zu unerquicklichen Korrespondenzen, d. h. Vago verteidigte sich überzeugend in der Presse, u. a. im „L.L." am 14.2.1975 in einem Brief an Colette Flesch, Bürgermeisterin, ein Brief, der es in sich hatte bei aller kulanten Höflichkeit. Seine Vorwürfe an ihre Adresse endigten in dem damals allseits zitierten Schlußsatz: „Je vous croyais, Madame, plus sportive." (sic)

Besonders scharf ins Zeug mit den Stadtverschandlern gingen Rosch Krieps im „Land" und Josy Braun im „tageblatt". Wenn man bedenkt, wie heute das „tageblatt" sowohl die Nordstraße wie die Pei-Konstruktion unterstützt… Früher wetterte ein Robert Goebbels gegen die Immobilien- und Politikermafia, gegen das Zubetonieren jedweder bebaubaren Fläche, überschrieb seine zornigen Artikel „Verrückt!" und „Ausblutung der Stadt" (13.3.1974 + 5.12.1974), wutentbrannt, er, der in den Augen heutiger Umweltschützer vom Paulus zum Saulus gewandelte Baggerheld, wutentbrannt über den skandalösen Verkauf der Villa Wilhelmy damals an eine Kölner Bank, die bereit gewesen war, für die 20 Ar bis zu 200 Millionen LUF auszugeben (1974!), sie aber für lumpige 186 bekam (machte ca. 100 000 LUF pro m²). „Am Bd Royal stinkt es nach Millionen", betitelte Josy Braun seinen Bericht (6.3.1974).

Doch am klarsten und am (verdientermaßen) bissigsten, schärfsten wies Kr im „Land" die eindeutige Hauptschuld Mosars an den Monster-Bauten des Bd Royal nach, jedoch ebenfalls die Kopfnicker-Mitschuld der DP. Cf. „d'Letzeburger Land" vom 30.8.1974 und 14.2.1975, und ebenfalls vom 20.9.1974, wo unter dem Titel „Für Urbanismus inkompetent" Kr die Schuld Mosars am Gaspericher Teerfabrik-Skandal beweist, seine Überheblichkeit anprangert und an seine berüchtigten Beziehungen zum Baugewerbe und Immobilienhandel erinnert — tiens, ça me rappelle quelqu'un d'actuel, pas à vous? —, um schließlich seinen Rücktritt zu fordern! Es ging hoch her damals bzw. tief… Der Politiker (nameless here for evermore), dem wir die unselige „Bâloise" verdankten, schimpfte z. B. den „unartigen Herrn Vago" (Josy Braun im „t" vom 14.1.1975) einen „Don Quijote" und einen „aufgeblasenen Fisch". Doch nicht nur Politiker und Journalisten stürzten sich ins Schlachtgetümmel.

Deshalb sei hier der Einsatz eines idealistischen jungen Architekten gewürdigt. Es handelt sich um meinen früheren Italienisch-Schüler Lucien Steil, der sich „erdreistete", in einem offenen Brief dem Präsidenten des „Ordre des Architectes Luxembourgeois" seine Verantwortung am Abbruch der „Villa des Roses" am Boulevard Royal vorzuwerfen (im „tageblatt" v. 1. August 1981). Ein weiterer Architekt, Pol Ady Stanzeleit, beglückwünschte ihn sympathischerweise am folgenden

Copyrighted material

Samstag. Es ist wohl überflüssig, hervorzuheben, daß Luss nicht Karriere gemacht hat im Großherzogtum. (Er ist eben ein paar Monate als Gastdozent in Puerto Rico und wird danach an der Universität in Miami Kurse abhalten.) Aus dem Brief des damals 29jährigen ein paar Auszüge:

„Par la présente je vous fais part de mon indignation à propos de la destruction cynique et brutale d'une des dernières belles villas du Boulevard Royal (...) Vous me surprenez, quand vous justifiez la destruction de cette belle demeure par des arguments fonctionnalistes de dernier ressort (...) En tant qu'architecte vous devez savoir que le fonctionnalisme est démystifié depuis un bon nombre d'années déjà et que l'architecture ne peut s'apprécier qu'en termes de beauté, de solidité, d'utilité! (...) Vous avez tout récemment proposé vos bons services dans le contexte de la réhabilitation du faubourg Grund! Comment conciliez-vous vos deux âmes d'architecte? Dans l'espoir de vous retrouver un jour du côté de l'architecture (...)"

Auf zwei größere Artikel aus der rebellischen Feder des jungen Architekten sei hier noch hingewiesen: „Wider der Architektur Stadtlosigkeit" im „tageblatt" vom 20. (?) + 24. Nov. 1982, sowie auf seinen Beitrag „La reconstruction d'un quartier à Esch-sur-Alzette" in der Nr. 20/1981 der „Archives d'Architecture Moderne" (14, rue Defacqz, B-1050 Bruxelles), ein Heft, in dem Léon Krier anhand einer Serie von Fotos nachweist, wie in Luxemburg die Autoren häßlicher, moderner Gebäude und Häuser allesamt in „altmodischen" Bauten behaust sind... (S. auch L. Steils Beitrag in „La ville de Luxembourg" von Gilbert Trausch).

Doch viel zu wenige protestierten gegen die durchlöcherten Hochzeitskuchen am einstigen Königsring, und keiner Behörde fiel es ein, an das halbleere Konvikt zu rühren mit seinem Privat-Fußballfeld für die paar Insassen, obwohl da Raum für z. B. das dringend benötigte Staatsinternat wie für ein unterirdisches Parking in Hülle und Fülle vorhanden war. Als man aber daran „rührte", wurde das dem Bistum abzukaufende Gelände zuerst von der Grünzone zur Bauzone umklassiert, wonach die bistumseigene SA Maria Rheinsheim es sich für den fürstlichen Preis von 29 000 LUF (1981!) pro Quadratmeter bezahlen ließ, das machte 241.628 000 LUF... („t" v. 26. + 30.6.1981). Gegen das Projekt stimmten damals R. Goebbels und Z. Bernard, die andern LSAP-Räte enthielten sich.

Einerseits schuf man viel Häßliches — entweder an sich oder weil falsch plaziert, wie z. B. die zwei Kästen der Jugendherberge am Fuße der eleganten, hohen Pfeiler des Viadukts, die derart optisch „abgehackt" wurden (Sommer 1979) — und man zerstörte viel Schönes (nachfolgend einige Namen); andererseits erwies sich gerade Häßliches als äußerst zählebig, u. a. der Schandfleck Sternenplatz oder die langjährige Ruine „Cloche d'Or", erst diesen Herbst (Anfang Dezember) abgerissen. Oder es blieb bei Halbheiten, wie die Fassade des „Pôle Nord", eine leere Hülse — wie lange noch?! Hie und da klappte eine Restauration, wie im Falle des „Faïencerie"-Schlosses im Rollingergrund (ab 1970) und vielfach im Grund, im Pfaffenthal, stellenweise in der Oberstadt. Auch einige Banken errichteten Bauten im Stil der umliegenden Häuser, oder aber ließen die alte Fassade intakt, wie der „Crédit Lyonnais".

Copyrighted material

Aber der „Metzebau" (der ehemaligen „Eecher Schmelz") ist hin (1981), was jetzt allgemein bedauert wird („t" v. 17.9.1997), und die alte Brücke über die Alzette (s. „Journal" v. 11. + 16.6.1998), ebenfalls das „Ciné de la Cour" (1981); hin ist das pittoreske, alte Wirtshaus „Bit" an der Allee Scheffer zugunsten einer Bankfiliale („J." 28.5.1998), und wo man nicht abriß, ließ man verkommen oder verunstalten durch Änderungen. „Was nützen Gesetze, die nicht angewandt werden?" fragte der „Grénge Spoun" am 17. Nov. 1989 betr. eine schöne Jugendstilvilla, die unter Denkmalschutz gestellt wurde auf Betreiben von „Stoppt de Bagger", was sie aber nicht vor entstellenden Umbauarbeiten bewahrte... Und immer wieder wurden gräßliche Ungetüme mitten in eine denkbar unpassende Umgebung gehauen, wie jener weiße Klotz, der 1977 am Bd Charlotte 33-34 errichtet wurde (die Bürgermeisterin hätte jener Bank die Baugenehmigung nicht erteilen dürfen). Das Monstrum ist natürlich stehen geblieben und erschreckt mich regelmäßig, wenn ich daran vorbeifahre.

Den anmutigen Rotunden, die uns das Pei-Unding hätten ersparen können, kann man also nur Daumen halten. Hoffentlich überleben sie und wird man dereinst in ihnen Schönes besichtigen, lesen oder hören können (?).

Aber noch immer hallt in meinen Ohren — d. h. mitunter, wenn ich „an der Stad" bin — der Klageruf Josy Brauns, der in den 70ern im „tageblatt" erscholl: „Wat hutt Der gemat, gemat mat der Stad?" Und unter der leidvollen Frage dann ein Bild scheußlichster Kasten mit „Pastillenfenstern", wie L. Kinsch sie nannte, hineingequetscht in ein schmales „Stater" Gässel. Die Aldringenschule (1975), die belgische Botschaft (1981), die Villa Meyer/des Roses (1981), die Villa Wilhelmy (1977) — nicht vom Winde verweht, von dummen, geldgierigen, schönheitsblinden Menschen abgerissen.

Und in des Großherzogtums zweitgrößtem Städtchen Esch? Ging man da behutsam um mit der teils wertvollen Bausubstanz, den Perspektiven, den Volumen, den Grünflächen und den Naherholungszonen?

Von abgerissenen Gebäuden ist vor allem der Verlust des Berwart-Schlosses zu beklagen, in zwei Phasen zerstört, 1954 das Hauptgebäude, 1972 der Rest... Wir retteten den alten Turm, doch können wir uns unseres Sieges wirklich noch freuen? Wie schrieb Luss Steil: „Il y a cent ans, Esch était un village et le seul monument qu'il y avait, le château Berwart, a déjà connu l'ardeur modernisatrice des rénovateurs... Il ne reste plus qu'une tour, vide et sans fonction, sauvée par l'acharnement de quelques mordus de «vieilles pierres», mais malheureusement sans plus aucune signification dans le patrimoine urbain."

Das Mederhaus (oder Olivo/Mederhaus) steht noch, aber es hat viel gelitten während der Jahre in Gemeindebesitz, da man es verlottern ließ und viele wertvolle Elemente kaputt gemacht wurden (oder gestohlen...). Auch als jetziges Jugendhaus hat es zu leiden, so daß letztere Funktion hoffentlich von der Kulturfabrik übernommen wird, so Bürgermeister F. Schaack am 26. Juni 1995; am 24. Dezember 1994 war vorgeschlagen worden, ein Minett-Museum darin einzurichten und vorher noch, am 15. Juli 1988, ein Kulturzentrum mit Bibliothek über die

Copyrighted material

Geschichte der Industrialisierung des Luxemburger Südens... Über das Schicksal dieses Hauses habe ich mich genug in meinen Artikeln und Leserbriefen aufgeregt und werde die Platte hier nicht nochmals auflegen.

Die Villa Schroeder (Other Straße 59) wurde im Februar 1882 abgerissen, leider, mit ihrem schönen Park (40 Bäume, einige davon über 80 Jahre alt), und die Villa Ettinger (20, rue du Faubourg) möchte die Gemeinde gerne loswerden, was ihr aber auf der Versteigerung vorletzten November nicht gelang... (cf. „t" v. 16.1.1982 + 4.2.1982; v. 15.11. + 28.11.1997). Mittlerweile sind die meisten der prächtigen, alten Fassaden — in der Alzette-Straße besonders, aber leider noch nicht das Lefèvre-Haus Ecke Dicks-Straße — ausgezeichnet renoviert worden, doch machen die scheußlichen Masten in unserm engen Einkaufs-Canyon viel von der neugewonnenen Schönheit wieder zunichte. Lesenswert ist immer noch der „Mastenkrach" im Gemeinderat in den Sitzungen vom 4.1.1991, 25.5.1992, 26.10.1992, wo besonders P. Helbach gegen den Unfug wetterte.

Bunte Schulen haben wir auch bekommen über die Jahre, die Rote in Lallingen und die Grüne in Wobrecken, die leuchtend Rosarote in der Großgasse (eine lachsfarbene Augenweide!) und die unsäglich Blaue (ein „technischer Irrtum"...) am Brillplatz, wo die Farbe zur Umgebung paßt wie die Faust aufs Auge. Schade, daß die imposante Dellhéicht noch immer nicht geputzt wird. Der Escher Bahnhof ist häßlich und nochmals häßlich, in Form wie in Farbe, dazu eine Steinöde ringsumher — eine architektonisch und urbanistisch trostlose Gegend. Glücklicherweise lugt etwas Grün vom Park herab, und an sonnigen Herbsttagen glüht es sogar recht farbenprächtig oberhalb der Eisenbahnlinie. Und — obwohl eine „Pfaffenfresserin" erster Güte — ehrlichkeitshalber muß ich erwähnen, daß ich, wenn die Sonne im Westen steht, an den hohen, weiß-goldenen Mauern der Josefskirche immer wieder meine echte Freude habe! (Der Tag wird hoffentlich kommen, da man das Gebäude zu einer Bibliothek oder einem Theater umfunktionieren wird.) (Das konnte ich mir jetzt aber nicht verbeißen.) Nicht zu vergessen: das Escher Polizeikommissariat ist eine Zumutung für jedermann, an erster Stelle natürlich für die Polizisten; es gehört in die Kategorie der zählebigen Häßlickeit.

„Al-Esch" aber inspiriert mich zu... gar nichts; ich finde das neu-alte Viertel leider wesen- und charakterlos, weder schön noch gemütlich, kann nichts damit anfangen. Ein paar interessante Häuser wurden vor dem Abbruch bewahrt; ein kleiner Platz mit hellgrünen Bäumchen vermag mich ein wenig für die großen Robinien zu trösten, die umgehauen wurden; der gräßliche Kasten „Centre Mercure" ist uns als Mahnmal erhalten geblieben, als „monument de la laideur" schreibt Luss Steil in seinem bemerkenswerten Beitrag in Nr. 20-1981 von „Archives d'Architecture Moderne" (Bruxelles), Titel: La „reconstruction d'un quartier à Esch-sur-Alzette". Reich illustriert mit Fotos und u. a. eigenen Plänen (darauf ein schöner zentraler „Platz Arthur Useldinger"!) und spannend zu lesen für jeden Escher. Nachfolgend ein paar Auszüge.

„Dans cette ville luxembourgeoise (...) les commerçants — éprouvés durement par le drainage des clients du centre vers les supermarchés périphériques (prospérant dans les paysages idylliques de l'autoroute ou de la voie express

Copyrighted material

urbaine, dans un tohu-bohu de pâturages, de „bungalows“ éparpillés et de zones industrielles chaotiques) — ont baptisé, dans un élan d'originalité, de «City-Center» le centreville traditionnel, avec ses rues et ses belles maisons urbaines (...) Beaucoup de notables et d'hommes politiques de la ville semblent penser que seule la «Shopping Ambiance» puisse rendre une ville vivable (...) La consommation serait-elle donc la plus noble des activités urbaines d'Esch-sur-Alzette? (...)

Dans un premier temps, il était entendu que ce quartier d'Esch (il s'agit de Al-Esch) avec encore des traces villageoises devait être entièrement rayé du plan de la ville. Lors d'un concours d'ideés en 1978, la tabula rasa inconditionnelle était le point de départ de toute réflexion concernant le quartier Vieil-Esch. Les projets primés devaient donc ignorer de façon arrogante la structure de la ville existante. L'objectif de cet aménagement était la métamorphose de la ville d'Esch en centre régional de caractère commercial et administratif. (...) Cependant, suite à des pressions de l'opinion publique, une proposition plus nuancée, prenant en compte des considérations d'ordre historique, esthétique et culturel, a été élaborée à partir du projet lauréat du concours de 1978. Le maintien d'une vingtaine de maisons et quelques règlements d'ordre esthétique ne réussissent néanmoins pas à dissiper le malaise que provoque ce bricolage: l'absence d'une idée claire et précise sur la ville aboutit à un projet angoissé et maladif, où même l'obsession d'originalité ne réussit pas à masquer l'arbitraire, le superficiel et l'incompréhension de la ville et de son histoire."

Das geplante Riesenparking mit Riesensupermarkt in „Al-Esch" ist uns zwar erspart geblieben, aber L. Steil bedauert zu Recht wiederholt, daß Esch seine dörflichen Ursprünge und die damit verbundene Struktur des Orts vergessen und verdrängen will.

Wie gesagt, „Al-Esch" berührt mich eigentlich wenig. Als es geplant und gebaut wurde, hatte ich zuviele andere Sorgen, um Zeit und Aufmerksamkeit dafür abzuzweigen. Und mittlerweile ist mir so ziemlich die Lust vergangen, „an Esch ze goen", wo mir die scheußlichen, grotesken, sündhaft teuren, uns ungefragt aufgezwungenen, mir verhaßten Masten die früher so große Freude an der Schönheit der Alzette-Straße vergällen. Hinfahren aber ist wahnsinnig kompliziert geworden, zeit- und benzinraubend: Baustellen am laufenden Bande seit Jahren und Jahren, dazu der Länge nach die Spaltung der Stadt durch die zugleich permanente und viel zu lange Fußgängerzone, überstürzt eingeführt. (Ein Geschenk für die Geschäftswelt ist sie nicht.)

Zur wertvollen Bausubstanz, zum Escher architektonischen Patrimonium — (klingt super, ja?) — noch dies: Es wurde nicht so sehr abgerissen als verunstaltet, verstümmelt, siehe z. B. die verschandelte Fassade des prächtigen, alten Dr-Schaeftgen-Hauses (Alzette-Straße Nr. 89) oder disproportioniert hohe Bauten (wie Nr. 21), oder auf Nr. 4 die zerstörte Umrankung der früheren Haustür durch steinerne Kastanienblätter, die mich als Kind entzückten, jetzt aber nur noch ab erstem Stockwerk erhalten sind. Plump wurde oft angestrichen, schwerfällig übertüncht; so manche interessanten Steingesichter haben darunter gelitten. (Natürlich wurden auch viele Fassaden äußerst charmant neugestrichen und renoviert, auch

Copyrighted material

belaubt, zwischen V.-Hugo- und Clair-Chêne-Straße zum Beispiel.) Aber obwohl endlich seit Juni 1975, als das Bautenreglement von 1962 abgeändert wurde, Ungetüme wie auf Nr. 21 unserer Prunkstraße nicht mehr erlaubt sind, wird auch heute noch „hott an har" gebaut, z. B. im „Bourgronn", wo Großes und Kleines heteroklit für totale Disharmonie sorgen, so wie auch jener (von den Anrainern liebevoll „de Bunker" benannte) Neubau in der Spitalstraße jeder Harmoniebestrebung spottet (und ihm zusätzlich die schöne, alte Buchenhecke geopfert wurde). In Esch — ach was, in Luxemburg ist alles eben möglich geworden mit der Geldschwemme im Bunde mit mangelnder ästhetischer Bildung. Und während die LSAP in der Hauptstadt „die katastrophale urbanistische Entwicklung hin zur Spekulation mit Büroräumen in Privathäusern" anprangert, läßt man offensichtlich dieselbe in Esch gewähren (s. Emile-Mayrisch-Straße!).

Was mir besonders am Herzen liegt, das sind die grünen Lungen dieser staubigen, lärmenden Stadt, Oasen der Stille im Ortskern oder Naherholungszonen direkt vor ihren Toren.

Was das Innere der Ortschaft anbelangt, so ersticken wir zusehends im Stein. Zwar wurden Bäumchen längs mehrerer Straßen angepflanzt, z. B. in der Kohlen-Straße, in der Michel-Rodange-Straße, und die früheren „Gelsenkirchener Kolonien" sind wirklich hübsch geworden. Es ist ein Genuß, im Sommer zwischen den bunten Blumen der Vorgärtchen sanfte den Abhang hinunterzurollen zur Clair-Chêne-Straße. Aber die Straßenbäume werden wohl klein und mickrig bleiben bzw. eingehen wegen mangelnden Erdreichs. Und sie können auch keinen Park ersetzen. Der aber fehlt in der Ortschaft, so wunderbar der Galgenberg-Park auch ist. (Doch wieviel anmutiger war sein früherer, „chinesischer" Kiosk! S. Foto.) Es ist zeitraubend und beschwerlich, zu ihm vorzudringen, bes. für nicht-motorisierte alte Leute. Und niemand scheint daran zu denken, die frühere Fußgängerbrücke Bd Kennedy-Diesweg zu ersetzen (?).

In der Stadt selbst darf man sich im Alten Friedhof ergehen, offiziell eine Grünanlage; im Square E. Mayrisch im Viereck lustwandeln; unter Lebensgefahr die Luxemburger Straße überqueren, um auf dem Rasenstück hinter dem ARBED-Glaspalast herumzuspazieren; oder den einzigen Park in Esch (fast nur ein Pärkchen ...), den Lavalpark aufsuchen. Der aber wird jetzt an seinem nördlichen Ende verstümmelt und er wird dort auch seiner Stille beraubt sein, wenn erst die Terrasse der Badeanstalt in Betrieb ist. Tja, dann dürfen ruhesuchende Spaziergänger noch zur „Dippëch" hin ausweichen, die stinkt zwar mitunter, aber ein bißchen Ruhe unter den Bäumen findet sich noch (und die Akazienblüten „überduften" den Drecksbach ohne weiteres im Frühling!). Die Lallinger Place de l'Exposition ist zwar ein angenehmes Stückchen Grün für die Anrainer, aber ein Park ist der kleine Square noch lange nicht, ebensowenig wie das bißchen Grünanlage um den Lallinger Weiher neben dem Sportzentrum. Dieser Weiher macht vielen von uns viel Freude quer durch die Jahreszeiten, aber das Ganze wirkt doch wie der Hinterhof der Hochhäuser, die hart an der engen Südgrenze der Anlage dieselbe überragen. Ein stilles, einsames, abgesondertes Wandeln auf lauschigen, von Bäumen und Gebüsch beschatteten Pfaden wie in einem richtigen Park

Copyrighted material

erlaubt dieses ziemlich nackte Gelände nicht. Und der ausdrücklich versprochene Zugang zum „Lankholzerbösch" wurde nie gebaut, ein schändlich gebrochenes Versprechen, das P. Helbach zu Recht immer wieder anprangerte im Gemeinderat (am 15. Juli 1988, 13. Nov. 1989, 12. März 1990; 4. Januar 1991).

Vor allem: der prachtvolle Spitalspark ist hin. Kaum einen Text dieses Buches habe ich so mit — wie heißt es? — mit meinem Herzblut geschrieben (die Franzosen sagen da derber: avec mes tripes!) wie „La dégradation d'un quartier". Das neue Spital, an das alte geklebt, und zwar „egal wéi", ist urbanistisch und architektonisch ein Verbrechen! Und genauso kriminell fährt man heute weiter. Niemanden scheint es zu kümmern, daß die mehr und mehr übervölkerte und verbaute nördliche Hälfte der Stadt einen großzügig angelegten Park braucht als Pendant zum südlichen Galgenberg. Das große, grüne Rechteck an der Henri-Dunant-Straße (die Verlängerung der Emile-Mayrisch-Straße) bietet sich förmlich als Grünanlage an, ist schon eine, wildgewachsene, mit u. a. ein paar schönen Eichen. Diese November- und Dezemberabende schwatzen und zwitschern Stare und Drosseln und Anonyme in winterlicher Finsternis noch nach neun Uhr (auch frühmorgens); das unbekümmert laute, anhaltende Geschwätz, manchmal ein eifriger Monolog, wirkt erheiternd auf den abendlichen Spaziergänger. Das wird wohl auch bald ein Ende haben. Und ein weiteres großes, grünes Rechteck ganz in der Nähe, die „Buchholtz-Wiese" zwischen Bd Charlotte und J.-P.-Michels-Straße (gegenüber vom Cactus) wird selbstverständlich auch verbaut werden, so wie der grüne Hügel (im Sommer mit blauen Blumen übersät) hinter dem Hobbi-Cactus.

Wie schön — doch das ist ein Fremdwort für Politiker — wie schön könnte hier ein großer Park sich ausdehnen! Sogar mit einer Fußgängerbrücke über den Boulevard(!). „Wage zu denken!" — „L'imagination au pouvoir!" Aber nein. Sie sehen nur Baulücken, wollen alles, alles mit Steinkasten vollstopfen, Leute hineintun, denn Leute sind Steuerzahler, Vögel und Bäume bringen kein Geld ein. „Little boxes" wollen sie, voller braver, lukrativer Bürger. (Wer erinnert sich noch an Pete Seegers Lied?) Wer erinnert sich noch an die wunderbare, kleine „Wildnis" hinter den jetzigen Appartementshäusern der Kanalstraße? Sogar Eichhörnchen gab's dort; ein zweiter „Cockerill-Park" — (1988 gerettet) — hätte dort entstehen können ... Doch „little boxes" ist, was die Leute wollen(?), nicht Eichhörnchen. Übrigens auch „big boxes", die möglichst viel Erde unterm Beton ersticken. (Je weniger die Luxemburger Kinder kriegen, desto größer ihre Häuser ...).

Und so wie man in der Stadt keinen Platz für einen Park bereitstellt, so auch an ihren Rändern, s. unsere herrliche, weite, letzte Wiese — die wird auch verbaut und versaut werden, ciao Kaninchen im Schilf am Fuß der „Cité Verte". Hier dürfen sich (sehr dekorativ!) Garagen ausbreiten, und die Presse feiert das dann als „Bereicherung der Industriezone" (sic), als könnte man für dergleichen Auto-Vitrinen nicht die Industriebrachen benutzen (wohlgemerkt: nicht die ex-Tagebaugebiete). Alles wird zubetoniert, Baum und Wald sind für die rücksichtslosen Planer keine Hindernisse (s. Pappelwald „a Sommet"). In Richtung Foetz hat man uns schon einen urbanistisch-landschaftlichen Alptraum im Quadrat beschert, soll denn nun alles draufgehen, was diese Gegend, den Norden Eschs, noch „vivable",

Copyrighted material

angenehm macht?! Vor- und Hintergärtchen voller Blumen sind ja ganz reizvoll (in Lallingen), aber wer Natur sucht und Stille, der will weg von Straßen mit Autos, Häusern, Bürgersteigen, wo kein Hund pinkeln darf, der will einen echten Park und einen richtigen Wald und eine „wilde" Wiese. Rat Jaerling sei an dieser Stelle gedankt für seinen Einsatz zugunsten meiner heißgeliebten „Wis" (20. Dez. 1994 + 26. Sept. 1994).

In diesem Zusammenhang muß ich ein paar Dankesworte an diejenigen Escher Politiker einflechten, die manchmal ihre Stimme erhoben haben zugunsten von Grünzeug und Natur, ob da Aly Bisdorff das hemmungslose „Flächenfressen" verurteilt — in Luxemburg, in Esch, weltweit, oder ob Muck Huss die sympathische Petition des Spitalpersonals pro (!) Krähen in den Platanen des Dellhéicht-Viertels vorliest (am 25. April 1988). Muck sei ebenfalls Dank für seinen (zwar vergeblichen) Einsatz zugunsten der Trauerweide des LGE (28.12.1988) und eines intakten Lavalparks, der 1987 erstmals von den Badeanstaltplänen bedroht wurde (23.12.1988); er war es auch, der am 10. Juli 1989 das Fällen mehrerer Bäume in der Grünanlage vor dem Gaswerk anprangerte, und er war der einzige Gemeinderat, der auf die kostbare Grünfläche hinter den Hochhäusern in der Kanalstraße hinwies, die dann verbaut wurde... (28. Juli 1989). Rat Jaerling bin ich dankbar für sein Interesse für die Bäume im „Schlaßpark" und für den ehemaligen ERA-Weiher (1. Juli 1996) sowie (s. oben) für seinen Einsatz zugunsten der „Nonnewisen". Daß meine Wiese ausgerechnet so heißen muß! Aber das wußte ich jahrzehntelang gar nicht — die vielen Jahre, da wir sie als Kinder durchquerten, die weite, grüne Fläche, die sich von der „Dippëch" ungebrochen bis zum „Lankholzerbösch" erstreckte, in der Nähe des letzteren von hohem Schilf begrenzt. Jetzt lärmt der Verkehr auf der Collectrice du Sud, wo sich früher das Flugfeld des Escher Aéro-Club erstreckte, (dessen sehr aktives Mitglied mein flugbegeisterter Vater war, einer der ersten vier Luxemburger, die 1939 den Luxemburger Flugzeugführerschein machten! Auch solche Kindheitserinnerungen verbinden mit der „Wis".)

Als spannende Lektüre möchte ich den Bericht über die Sitzung vom 12. März 1990 empfehlen wegen der Vorstellung des Leitplans der Stadt Esch durch André Hoffmann! Sehr interessant auch der Überblick über die Geschichte Eschs durch Rat Biltgen (Jacques Müllers 3-Meter-langen Ichthyosaurus kannte ich noch gar nicht — also, den gewesenen, zu einer Serie von Aschenbechern degradierten...). Aly Bisdorff verdanke ich (am 12. März 1990) originelle etymologische Details über den Namen Esch, gut in Verbindung gebracht mit ökologischen Empfehlungen. Und nochmals dem unentwegten Grünen Huss Dank wegen seiner bohrenden Fragen damals, das unter seltsamen Umständen zustandegekommene Bogenschützenfeld des „Bourgronn" betreffend, das sich dort weidlich ausgedehnt und mit Behausungen versehen hat... (11. Juli 1988); und für sein Anprangern des Schießlärms in der sog. Naherholungszone bin ich ihm ganz besonders dankbar — doch der Krach dauert an. Aber die Schaffung eines Escher Umweltamtes am 3. Januar 1989 hat (glaube ich zu wissen) dank R. Fiegen wenigstens zur Schließung des Schießstandes am Fuße des „Gleicht"-Hügels geführt. Der vorhin gewürdigte Einsatz von Hoffmann, Eschenauer, Jaerling für den Pappelwald nahe der Ehleringer Straße gehört nochmals hier erwähnt.

Copyrighted material

Zufällig bin ich jetzt beim Durchlesen meiner Artikelsammlung auf einen Vortrag gestoßen, dessen letzte Worte gut hierher passen: „Wenn ich mir erlauben darf, am Schluß dieses kurzen Referats eine sehr konkrete Empfehlung auszusprechen, so ist es die, in Ihren Ortschaften das Grün zu erhalten und zu vermehren. Damit tragen Sie ohne erheblichen Kostenaufwand zu einer Lösung der meisten Umweltschutzprobleme bei: zur Luftreiningung sehr entscheidend, zur Beseitigung der Staubplage, zum Eindämmen des Lärms, vor allem. Zugleich schaffen Sie ein Lebensmilieu, in dem auch noch die kleine Tierwelt, insbesondere die Vogelwelt gedeihen kann, zur Freude und zur Aufheiterung des Stadtmenschen. Schließlich geben Sie dadurch Ihren Ortschaften ein gefälliges, freundliches Aussehen und schaffen ein sich im Wechsel der Jahreszeiten ständig erneuerndes Festspiel der Formen und Farben. Soweit die Bauten in Ihren Gemeinden häßlich sind, werden sie durch einen üppigen Baumbestand gefällig verdeckt. Sind sie dagegen schön, so ist die organische Form der Bäume ein notwendiger Kontrapunkt zu den geometrischen Linien der Baukörper, vor allem wenn es sich um moderne Bauten handelt. Bäume, Rasen, Gärten bieten die wirkungsvollsten und wirtschaftlichsten Möglichkeiten, den Lebensraum des Menschen gesund und schön zu gestalten." — Carlo Hemmer („d'Letzeburger Land" v. 14. April 1972).

Aber: 1) Park gibt's zu wenig in Esch; 2) die letzte Wiese wird verbaut; 3) der Scheitel des Galgenbergs ist heillos überzivilisiert; und 4) hinterm Berg ballert's auf dem Schießstand, in nächster Nähe der „Ellergronn"-Naturschutzzone. Als nächstes hat man vor, dem Galgenberger „Bouwenaker" zu Leibe zu rücken, wenngleich die Angreifer vorläufig zurückstecken mußten. (Aber das taten sie ja auch vor elf Jahren im Lavalpark... Reculer pour mieux sauter?) Und die ARBED klammert in allen Diskussionen über die Zukunft der Industriebrachen den kostbaren „Lalléngerbierg" aus... Die Immobilienhaie sabbern schon. Bis dahin bin ich hoffentlich ausgewandert oder begraben. Aber mir tut's leid um 1) die zerstörte Schönheit, 2) die vertriebenen oder getöteten Tiere, 3) die Menschen, die wie ich die Stille und die Natur lieben. Für sie wird nicht nur in Esch und im übervölkerten Luxemburg von morgen, sondern auf der ganzen, engen Welt immer weniger Platz, Einsamkeit, Stille sein.

Ja, dies ist mehr als eine Sammlung von Meckerbriefen, es ist ein rechtes Meckerbuch geworden. Das Schöne und Gute, das sie geleistet haben, werden Ihnen die Politiker sowieso demnächst in mannigfaltigen, farbenprächtigen („glossy"!) Wahlbroschüren nahebringen, wo dann ein in Smaragdgrün gebettetes Luxemburg unter einem strahlend blauen Himmel, sonnig, zufrieden und wie geleckt, das Umweltbewußtsein seiner Land- und Stadtväter preist.

Doch es ist ungerecht, ihnen den ersten oder die einzigen Steine zu werfen. In einer Demokratie hat das Volk die Regierung, die es wählt und verdient. Politiker haben eine wahre Spürnase für den Wählerwillen, denn in der Richtung liegt die (Wieder-)Wahl, der politische Erfolg, auf den der Jagdhund scharf ist. Wie definierte der Journalist und Spottvogel H. L. Mencken ihn? „A politician is an animal that can sit on a fence and keep both ears to the ground." Wenn also Luxemburgs Politiker, im Landesparlament wie in den Gemeinderäten, so wenig Interesse zei-

Copyrighted material

gen für konkreten Umweltschutz, dann, weil ihre Wähler ihm einen geringen Stellenwert zuweisen. An erster Stelle liegt bei denen das Auto (und die Autobahnen), „des Luxemburgers liebstes Kind" — nicht der Wald und nicht die Natur. Neureichs haben ein Wochenendhaus nicht aus Naturliebe, sondern weil es Mode wurde und ein noch besseres Statussymbol ist als ein Zweitauto. „Ein reiches, armes Volk." Das sein schönes, grünes Land gar nicht verdient, finde ich. Jawohl. Mir stinkt der Luxemburger Materialismus. Da ich nicht um Wählergunst werben muß, kann ich es offen sagen. Ein bitteres Vergnügen fürwahr! Viel lieber möchte ich schreiben, daß ich mich in diesem Volk daheim fühle, auf einer Wellenlänge mit meinen Landsleuten. Aber ich bin's nur mit einer unrepräsentativen Handvoll von „Baumnarren" und „Tiernarren". (Die offiziellen Nichtnarren, die angeblichen Realisten, sind dabei, die Welt kaputtzumachen. Das ist wohl rationell . . .)

Die letzten drei Gemeinderatsberichte dieses Jahres habe ich nicht mehr aufgeschlagen, da ausgelaugt, entmutigt. Jahrelang habe ich sie mit dem Schreibstift in der Hand durchgenommen, viel unterstrichen, viele Ausrufezeichen an den Rand gesetzt, auch mitunter „du Esel!" hingekritzelt, doch ebenfalls ab und zu „bravo" — „merci!" — „gut". Tja, merci für vergebliche Einsätze, verlorene Liebesmüh'. So vieles „für die Katz'" (auf englisch übrigens „for the birds"!).

Wie sollte man nicht entmutigt sein angesichts des so schwerfällig langsamen Fortschritts in der Umweltpolitik hierzulande? Schon längst nenne ich Luxemburg wegen seines Fast-Stillstands in Gesellschafts- und Umweltpolitik Melassien und die Einwohner Melassier, nach Melasse, dem bekannten, klebrig-zähflüssigen Sirup. Man vergleiche z. B. und setze in Verbindung die letzten Nachrichten/Informationen dieses zu Ende gehenden Jahres 1998 mit Auszügen aus Reden und Artikeln vor zwanzig Jahren und mehr. (S. unten einige Zitate.) Wo ist da der 1972, 1979 herbeigewünschte Fortschritt geblieben? Die Lage hat sich doch fast in allen Hinsichten verschlimmert. Noch immer keine Landesplanung! Sagt das denn nicht alles?! Ein Ministerium, benannt nach dem Phantom „Landesplanung", gibt es zwar. Wenn man dort ausgeplant hat, z. B. was die „espaces verts interurbains" hier im Süden betrifft, sind keine mehr da. Dabei ist „hier unten", wegen der Freigabe der Industriebrachen, Landesplanung dringend notwendig. (Was soll Industriezone bleiben, werden? Was Grünzone? Was Wohngebiet? Welche Straßen brauchen wir wirklich?)

Zurück zu den oben erwähnten letzten Pressemeldungen (u. a.), welche „harmonisieren" mit vorangegangenen durch die Monate und Jahre; aber eine traurige Harmonie ist das. Jedenfalls, das Jahresende 1998 „runs true to form", was das übliche Luxemburger Gewurstel und das umweltpolitische Hindernisrennen betrifft.

1) „Noch nichts von schützenswerten natürlichen Lebensräumen gehört — Forstverwaltung ließ 15 Meter breite Schneise durch Waldschutzgebiet ziehen" („Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek" am 18. Dez. 1998)

„Fällte die Forstverwaltung Bäume ohne Genehmigung? — LNVL und Mouvement Ecologique klagen an" („tageblatt" am selben Tag)

Copyrighted material

2) Am selben Tag ebenfalls: Einladung zu der außerordentlichen Generalversammlung von „Jeunes et Patrimoine" am 22. Januar. Die mutige Vereinigung wirft (verständlicherweise) das Handtuch und löst sich auf. Was interessiert unsere „Jeunes" schon ihr „Patrimoine"? Auch sie „run true to form", bleiben dem Volkscharakter treu, sind genetisch nicht so veranlagt noch so erzogen worden, daß ihnen schöne Architektur und alte (sogenannte „ehrwürdige") Bauten viel bedeuten würden. Dazu die unheilvolle Verdummung durch das Fernsehen.

3) „FCKW bleiben erlaubt", teilt Umweltminister A. Bodry den Luxemburger Greenpeacern mit, die gegen die fortgesetzte Produktion bei Dupont de Nemours protestiert hatten. So hat auch „Greenpeace-Luxembourg" etwas zu feiern Silvester. („t" v. 28. Dez.)

4) „La lutte contre le bruit — le parent pauvre de la défense de l'environnement" — in Frankreich, aber auch in Luxemburg. Bloß über diesbezügliche „facts + figures" (luxemburgische also) schweigt sich das „tageblatt" aus. („t" v. 29. 12.)

5) Zwei Nachrichten noch aus dem fernen Ausland, ebenfalls heute am 29. Dezember:

„Tiger akut vom Aussterben bedroht" („t" + „J") wegen der Jagd für traditionelle asiatische Medizin (lies: für Aphrodisiaka...) und bes. wegen der Ausdehnung menschlicher Siedlungen, lies: mangelnde Geburtenkontrolle. Wenn die Männer doch nur... (den Rest dürfen Sie sich hinzudenken).

„Wilder Elefant in Indien erschossen — 19 Menschen getötet (fast 400 wurden in den vergangenen zehn Jahren von wildgewordenen Elefanten getötet). Der schrumpfende Lebensraum und die zunehmende, menschliche Bevölkerung tragen dazu bei, daß die Tiere immer öfter gewaltsames Verhalten an den Tag legen." („Zeitung v. L. V.")

Da haben wir es gut in Luxemburg, daß die Rebhühner so klein und so friedfertig sind; wir haben keine wildgewordenen Elefanten zu befürchten, obwohl auch wir den Lebensraum unserer einheimischen Tiere verknappen bis zum Artentod. Im „GréngeSpoun" vom 17. Juli dieses Jahres gelesen: „Über 12 000 Rebhühner waren noch 1960 in Luxemburg geschossen worden, 1980 nur noch 544." — Wie haben sie mich oft erschreckt, hier auf der „Wis", mit ihrem geräuschvollen Auffliegen in letzter Minute! Aber das ist eine Ewigkeit her... Wie auch die boxenden Hasen, denen ich noch in den Fünfzigern jenseits der „Dippëch" zuschaute.

Übrigens, Luxemburg hat der EU-Kommission noch immer nicht die Liste schützenswerter Naturlandschaften vorgelegt, die es verpflichtet war, bis zum 5. Juni 1995 einzureichen. Letzten November schimpfte Natura-Präsident T. Mannon öffentlich („Journal" v. 12.11.1997): „Fünf Nullen für Luxemburg — Nach dem letzten Stand des Natura-Barometers (15.9.1997) ist Luxemburg neben Frankreich das einzige Land der EU, das bei dem Ausweisen der Habitat-Richtlinie auf der ganzen Linie mit Nullen glänzt (...). Anzahl der vorgeschlagenen Gebiete (z. B. Italien: 2 262; Luxemburg: 0); Gesamtfläche dieser Gebiete (z. B. Griechen-

Copyrighted material

land: 26.590 km², Luxemburg: 0); Nationale Gebietsliste: alle EU-Länder außer Luxemburg und Frankreich (...)" Nun will die Kommission Luxemburg vor dem Europäischen Gerichtshof verklagen, des Wartens müde.

Auch aus den Resolutionen der G.V. von NATURA letzten März soll zitiert werden, was (zum xten Male) Luxemburger ökologische Indifferenz und Nachlässigkeit anprangert und die wachsenden Gefahren aufzeigt (die man nach wie vor anwachsen läßt):

„Considérant (...) le manque de concept général dans l'organisation de notre espace national" (= wieder die nicht-existente „Landesplanung"! Was TUN diese Leute eigentlich im so benannten Ministerium?! Carlo Hemmers kostbares Büchlein „Quelques problèmes de l'aménagement du territoire au Grand-Duché de Luxembourg" erschien 1973 — neunzehnhundertdreiundsiebzig! Hilfe — in welchem Banausenstaate lebe ich?! Naja — Malthus warnte vor der Überbevölkerung im Jahre 1798... Wenn jemals eine Warnung für die Katz' war, dann aber die seine! Zurück zu jenen Resolutionen.)

„Considérant (...) l'augmentation du trafic routier ainsi que celle de la consommation d'énergie;

l'extension du réseau routier et des surfaces occupées par les activités économiques (industries, grandes surfaces...) et l'habitat, extensions qui semblent démesurées et (...) se poursuivent encore;

le manque d'impact de la politique nationale de protection de la nature dû en grande partie à un déficit en personnel et en finances;

la protection de l'eau éparpillée entre des administrations différentes;

un déficit considérable en stations d'épuration;

les forêts menacées suite à l'extension du réseau routier, des zones industrielles, des localités;

la disparition fréquente des éléments des paysages traditionnels (tels que haies, arbres solitaires, vergers à haute tige) (...)"

Nachdem das alles (u. a.) aufgezählt worden war, forderte man Remedur — wie aber eine politische Forderung durchsetzen, wenn sie den Wählermassen egal ist? Und: Warum wurde die massive Immigrationspolitik nicht angeprangert? Ohne das verrückte Anwachsen der Bevölkerung würde doch nicht soviel Boden versiegelt und Natur zerstört, ob durch Straßen oder Wohngebiete oder Industriezonen. Also?! Wer hat hier Angst vor dem billigen Schimpfwort „Rassist"? Der verrät den Umwelt- und Naturschutz, den er verteidigen soll! Im Bericht des „GréngeSpoun" über das bemerkenswerte Umwelt-Audit letzten Sommer steht keine Silbe über die demographische Gefahr, die aber im Audit selbst eindeutig hervorgehoben wird:

„Die hohe biologische und landschaftliche Vielfalt Luxemburgs wird durch die stetig wachsenden Siedlungsräume (Luxemburg zählt einen durchschnittlichen jährlichen Bevölkerungszuwachs von über 6 000 Personen) und die damit einhergehenden Verkehrsinfrastrukturen bedroht." (Audit-Zitat im „Journal" vom 21. Juli 1998). Für die Grünen stellt sich natürlich das Problem der Quadratur des Kreises:

Copyrighted material

sie sind ausländerfreundlich und wollen nicht, daß Luxemburg zubetoniert wird. Man kann aber nicht mit offenen Armen immer mehr Ausländer aufnehmen und das Land grün bewahren wollen! Wie überall auf der Welt heißt also die fundamentale Frage, an der man die Glaubwürdigkeit von Umweltschützern messen muß: „Sag, wie hälst Du's mit der Demographie?" Oder, wie es der Aufkleber des Ahriman-Verlags formuliert: „Bevölkerungsreduktion ist der beste Umweltschutz. Gilt auch für Europa."

Der „optimiste béat" bzw. „Stëppler" unter meinen (gewesenen) Freunden — der auch dauernd die Themse-Fische im Mund hatte (façon de parler) — apropos, die sind mir eben in einem Artikel von C. Hemmer im „Land" vom 14.4.1972 begegnet: Ab London bis zum Meer wurde damals das Projekt Themse-Reinigung mit 20 Millionen Pfund veranschlagt... (!) Und Luxemburgs Mentalität ist nicht die englische: „Seit 1994 hat der Anteil stark bis übermäßig verschmutzter Flüsse und Bäche in Luxemburg wieder zugenommen." („Grénge Spoun" vom 17.7.1998) Das steht auch im Audit (von J. Lahure in Auftrag gegeben, von seinem Nachfolger A. Bodry letzten Juli vorgestellt — ein denkbar ungünstiger Zeitpunkt, der Juli 1998!), doch wo war ich nun stehen geblieben mit der Demographie?! (Es wird Zeit, daß dieses „Vorwort" ein Ende nimmt, ich kriege die Masse tatsächlich nicht mehr gebändigt.)

Also, der mich so nervende Typ des oberflächlichen Optimisten befindet denn auch ganz cool, daß im Saarland die Bevölkerungsdichte schließlich ein gut Stück höher sei als bei uns... Na und?! In Hongkong ist sie noch höher. Und erst in Ruanda — da ist sie, echt katholisch, am dichtesten auf der Welt. Wir wollen aber ein grünes, noch einigermaßen ruhiges und schönes Luxemburg, kein Luxemburger Saarland. In einem „Spiegel"-Bericht letzten Sommer wurde zwischen der Lebensqualität im Norden vs Süden Deutschlands unterschieden; der Süden wurde höher bewertet u.a. wegen mehr Grünzeug, mehr unverfälschte Natur dort; das Saarland sah schlecht aus als eines der am wenigsten grünen Länder der Bundesrepublik, wenn nicht sogar das ärmste an Natur und schöner Landschaft. Und das wagt man uns als beispielhaft hinzustellen?

Sovieles ist miserabel an Luxemburgs Umweltschutz/-politik/-bewußtsein. Den ganzen Artikel aus dem „GréngeSpoun" und den aus dem „Journal" würde ich am liebsten zitieren, werde es aber bei zwei kurzen Auszügen belassen:

Im Audit wird also festgestellt, daß „die zahlreichen Aktivitäten zur Verbesserung der Situation zu wenig zielgerichtet und koordiniert sind, und daß die staatlichen Finanzmittel zu oft ineffizient eingesetzt werden. Von den jährlich 2,7 Milliarden LUF haben nur 60 Millionen eine hohe Wirkung". („Journal" vom 21.7.1998). Und, aus dem „GréngeSpoun"-Bericht v. 17.7.: „Übermäßig viel wird nicht getan, und das, was getan wird, ist oft dürftig konzipiert, zuwenig koordiniert und längst nicht immer sehr effizient. Die im Audit zusammengetragenen Daten liefern eine schockierende Zustandsbeschreibung (...) Naturschutzgesetze sind zum Teil ausreichend vorhanden" (Klammer: ja, aber man erinnere sich: das Naturschutzgesetz von 1978 wurde schon im Sommer 1982 in p. Baugenehmigungen wieder abgeschwächt, s. dazu u.a. „t" v. 25. + 30.6., v. 15.7. +

Copyrighted material

23.8.1982). „Der Gesetzesvollzug läßt sehr lange auf sich warten. Die Habitat-Direktive, die Rio-Konvention zur Biodiversität etwa und die schleppende Ausweisung von Naturschutzgebieten sind nur einige Beispiele. (...) In Luxemburg sind bestimmte Schwachstellen besonders ausgeprägt: die mangelnde Koordinierung und Kompetenzzuordnung (...) **gerade in einem kleinen Land enttäuschend**, in dem (dergleichen) eigentlich einfacher zu organisieren sein sollte." Das findet der Bürger ja auch.

Schlußabsatz des Überblicks von Danièle Weber: „Darauf, welche großen Schritte in der neuen Ära zu erwarten sind, gab Bodry einen Vorgeschmack: Die Zahl der ausgewiesenen Naturschutzgebiete soll im nächsten Jahr von 18 auf 25 klettern. Immerhin würden damit ab 1999 ‚nur' noch 116 bereits vorgemerkte Gebiete auf ihre Ausweisung warten. Klingt das nicht eher nach den guten, alten Zeiten?" Doch. Aber gut klingt es nicht. Und über Demographisches schweigen unsere Grünen sich aus.

Da lobe ich mir die offene Sprache, welche die geharnischten Leitartikel im „Regulus" kennzeichnet, z. B. folgenden Auszug aus Nr. 2/1998 (Juli) von Pit Mischo: „Wenn die Finanzierung der vorgeschlagenen (Wirtschafts-)Modelle einen jährlichen Mindestzuwachs von 1 % Beschäftigten (wir liegen im Augenblick weit darüber) verlangt; wenn die Zahl der Grenzgänger weiter steigen soll; wenn das Bruttosozialprodukt um 3-4 % jährlich steigen soll; dann zieht dies einen unheimlichen Druck auf unsere Umwelt und unsere Landschaften mit sich:

— weitere Industriezonen

— weitere Transportwege

— weitere Siedlungen

— weitere Zerschneidungen der bestehenden Landschaften.

Weshalb wird nicht offen über die Landesplanungspolitik der nächsten Jahre gesprochen? Weshalb wird dem Bürger vorenthalten, daß Luxemburg im Jahre 2015 vielleicht 800 000, 1 000 000 oder mehr Einwohner haben könnte?"

Dieser Leitartikel sowie sein Vorgänger aus derselben Feder im März sind mir so sehr aus dem Herzen gesprochen, daß ich sie „en bloc" in dieses Buch aufnehmen werde. Jedenfalls wäre ein Carlo Hemmer entsetzt über das, was sich da demographisch anbahnt. In seinem ganzseitigen Artikel „Plädoyer für die Landesplanung" am 9. November 1973 im „Land", in dem Rosch Krieps Hemmers schon erwähntes Buch über Landesplanung vorstellte, schrieb er zur Bevölkerungspolitik:

„(Hemmers) wachstums- und bevölkerungspolitischen Argumente weichen weit von den landläufigen ab (...) Was die in konservativen Kreisen grassierende Unruhe über das Geburten-Defizit der einheimischen Bevölkerung angeht, vertritt C. H. die Ansicht, der Luxemburger Bevölkerungsanteil liege nur knapp unter der Zuwachsrate Null, die heute von vielen Wirtschaftsfachleuten als ideal betrachtet wird.

Dafür werde ein reichlicher Ausgleich durch die Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte erreicht, die es zu fördern gilt, obschon auch die Immigration ihre sozialen und wirtschaftlichen Grenzen haben müsse. Es wäre nämlich **falsch,**

Copyrighted material

durch Geburten oder Einwanderung einen Bevölkerungsüberschuß herbeizuführen, der **auf Kosten der allgemeinen Lebensqualität** mit zusätzlich zu schaffenden Arbeitsplätzen und sozialen, sanitären und erzieherischen Einrichtungen versorgt werden müsse."

Neben diesem Auszug ist eine Karte des damaligen Luxemburgs (1973) abgebildet: im Norden lebten 45 000 Menschen, im Osten des Landes 35 000, im Zentrum mit der Hauptstadt 140 000, im Süden 120 000, das macht 340 000 Einwohner. Ich war damals 35, jetzt 60 — in der kurzen Zeitspanne ist die Einwohnerzahl unseres Mini-Ländchens um ca. 100 000 Einheiten in die Höhe geschnellt. Und die Politiker wollen weitere Hunderttausende ins Land bringen. Hilfe — Lawinengefahr, d. h. sie rollt schon, die Lawine. Werden die Wahlen, die Wähler sie aufhalten können? Doch welche Partei wagt sich ihr entgegenzustellen? (Schon wegen dieser Zeilen wird man mich mit einem gewissen französischen Widerling in einen Topf schmeißen!)

Zum Thema Überbevölkerung allgemein sei zumindest noch das Kapitel „Mit welchem Ziel" in „Die Einheit des Wissens" des Vaters der Soziobiologie, Edward O. Wilson, empfohlen — eindringlich empfohlen! Er weist unwiderlegbar nach, daß „es auf keinen Fall so weiter geht, wenn es so weiter geht" (um mit Erich Kästner zu reden). Wenigstens dieser große Wissenschaftler, inmitten so vieler feiger Schweiger, zeigt „das Tabu der Geburtenkontrolle" auf, die doch aber überlebensnotwendig ist für alle Lebewesen auf diesem Planeten, denn die menschliche Überbevölkerung bedroht alles Leben. Dieses Kapitel müßte Pflichtlektüre sein für alle Lehrer, alle Abiturienten, alle Politiker, alle Journalisten und alle sogenannten Wirtschaftsexperten. Zu letzteren vermerkt Wilson folgendes:

„Das größte Hindernis für eine realistische Bewertung der Umweltsituation ist die Kurzsichtigkeit der professionellen Ökonomen. Ich habe bereits erwähnt, in welchem luftleeren Raum die neoklassische Wirtschaftstheorie agiert (. . .) Am besorgniserregendsten ist, daß die Ökonomie im allgemeinen keinerlei umweltpolitische Erwägungen in ihre Analysen einbezieht. Sogar noch nach dem Umweltgipfel (. . .) geben selbst die einflußreichsten Ökonomen Empfehlungen von sich, als gäbe es so etwas wie eine Umwelt nicht (. . .) Kaum ein Ökonom macht bei einer Staatsbilanzierung eine ehrliche Kostenrechnung auf, zu der auch der Verlust an nationalen Ressourcen gehören würde. Ein Staat darf seinen gesamten Baumbestand fällen, seine profitabelsten Mineralien bis zur Neige ausbeuten, seine Fischgründe leerfischen, einen Großteil seines Bodens erodieren, ihm sämtliches Wasser entziehen — und all das als Einkommen statt als Kosten verbuchen. Er kann die Umwelt verschmutzen und eine Politik verfolgen, die seine Bevölkerung in städtischen Slums zusammenpfercht, ohne die Resultate als Gemeinkosten ausweisen zu müssen (. . .) Es ist höchste Zeit, daß sich all die Ökonomen und Manager, die sich so gern als Meister der realen Welt verstehen, über die reale Welt im klaren werden." (Jemand schenke unserm Wirtschaftsminister das Buch.) (Und C. Hemmers „La valeur de l'inestimable" dazu!)

Wie wichtig auch immer die anderen Elemente des Begriffs Umwelt sind, wie schwerwiegend andere Gefahren, menschliche Fehler, natürliche Hindernisse, nichts ist so wichtig bzw. unheilvoll wie das demographische Problem. Das

Copyrighted material

gilt für Klein-Luxemburg und das gilt für die ganze Welt. Wie aber sollen hungernde Völker von Analphabeten ihre demographischen und „umweltlichen" Probleme lösen, wenn sogar ein kleines Volk auf winzigem Raum, reich und seit Generationen alphabetisiert (=mit freiem Zugang zum Wissen), unfähig bzw. unwillig ist, sie in den Griff zu bekommen?! Angesichts des Luxemburgers kann man an der Menschheit verzweifeln, denn die hartnäckige, weitverbreitete Gleichmut in Sachen Umwelt und Gesellschaftspolitik lähmt und entmutigt allmählich auch energischere Mitbürger in Melassien. Ist diese Trägheit angeboren, anerzogen? Allez savoir!

Ungezählte Fakten belegen sie jedenfalls. Papierhamster der ich bin, habe ich selbstquälerisch diesbezügliche Artikel zusammengetragen, um ein letztes Mal hier — ad nauseam! — Auszüge und Schlagzeilen vor Augen zu führen. „Nur Worte statt Taten?" fragte das „Land" schon 1971, am 23. April, also im „Jahr nach dem Naturschutzjahr". So lautete der Titel eines großen Artikels von Carlo Hemmer, der die Bilanz als „enttäuschend" bewertete. Sehr „ernüchternd" ebenfalls — aber waren wir je siegestrunken? — die Bilanz nach fast 20 Jahren, welche Ed Melchior in einem bemerkenswerten Interview im „GréngeSpoun" vom 19. Mai 1989 zog:

„Die Bilanz der letzten zwanzig Jahre ist negativ. Die Situation der Vogelwelt — und Vögel sind Bio-Indikatoren — hat sich radikal verschlechtert (...) Die Hauptursachen dann: die Entwicklung in der Landwirtschaft... der Bauboom der 60er und 70er Jahre... Konzeptlos wurden Industriezonen, die zum Teil leerstehen, in die Landschaften gepropft... Die Obstgärten um die Dörfer herum sind verschwunden... Die Quellen sind an vielen Stellen mit Nitraten belastet; dabei waren wir früher so stolz auf die Reinheit unseres Trinkwassers... Ob wir einen ‚Ronnebierg' brauchen? Wir brauchen momentan ein Zwischenlager, aber es müßte anders funktionieren als der ‚Ronnebierg'... Es gibt nicht genug Naturschutzgebiete..., ergo die Stiftung ‚Hëllef fir d'Natur'..." Sie wurde 1982 gegründet, 1989 waren schon 230 ha wertvolles Land aufgekauft, heute sind es ihrer über 500 ha! Im Jahre 1995 aber wurden vom reichen Luxemburger Staat zu Naturschutzzwecken ganze 85,52 Ar gekauft, für die stolze Summe von 513.120 LUF („Regulus" 2/96). Dagegen darf man dann die Gelder halten, welche das Pei-Museum uns kostet, oder die Milliarden, die der Straßenbau verschlingt, was z. B. ein F. Bausch tut: „Wir Grüne finden, daß keine Transparenz besteht beim ‚Fonds des routes'. Wenn ich sehe, auf welch leichte Art und Weise da ein Minister mit Milliarden Geldern umgehen kann..." (s. „t" v. 10.12.1996). Tradition hat in Luxemburg, daß der Staat nicht um sich wirft mit Milliarden oder auch nur Millionen, wenn es sich darum handelt, der arg gebeutelten Natur zu helfen: vor 30 Jahren sah man z. B. für „aménagement et entretien de sites et de réserves naturels" ganze 25 000 LUF vor und für „propagande, publications, clichés, films" ihrer 40 000!

Kaum ein repräsentativer Artikel der letzten Jahre, der Positives zu vermelden hätte, d. h. einer tat's: „Umweltorganisationen wird das Rekursrecht zugestanden" (21.7.1996 in der „Zeitung v. L.V."). Aber alle andern — ogott, wo soll man

Copyrighted material

da noch Mut hernehmen? „Umweltpolitik in der Sackgasse?" fragt ein „t"-Leitartikel am 23.3.1995, und der Schreiber findet, daß sie tatsächlich (fast) dort gelandet ist. „Sensibles Gleichgewicht" heißt es an derselben Stelle am 12.11.1995, und der Leitartikler bewertet „die Bilanz nach 30 Jahren gesetzlich geregelten Naturschutzes ernüchternd" (wieder einmal; noch immer ist sie nicht berauschend ...). „Umweltschutz ohne Konzept" schimpft die „Zeitung" am 21. Juli dieses Jahres, und im „Journal" stellt man fest, daß die jetzige Regierung „praktisch eine Nullbilanz im Umweltbereich aufzuweisen hat — keine Ökosteuer, keine Kommodo-Inkommodo-Reform ..." NATURA ist des Schlamassels u. a. wegen mangelnder Koordinierung und mangelnden Personals überdrüssig und fordert eine eigene Verwaltung für Naturschutz („Journal" vom 19. März 1998).

Aber auch eine eigene Verwaltung der betreffenden Sache wird das bedrohliche demographische Problem nicht aus der Welt schaffen — das viel zu schnelle, von der Regierung geförderte Ansteigen der Bevölkerung unseres kleinen Landes. Wie soll da noch Landesplanung möglich sein? Aber entweder wird: 1) die Langversprochene realisiert und 2) der Bevölkerungszuwachs gestoppt, oder wir können „einpacken", was zukünftige Luxemburger Lebensqualität betrifft. Es sei denn, die Mehrheit der Wähler versteht darunter eine möglichst hohe Porsche-Dichte im Land. Was durchaus vorstellbar ist: daß nämlich dem Durchschnittsbürger viel mehr an einem Protzauto gelegen ist als an schönen Landschaften und reinem Trinkwasser (er kauft sowieso sein Wasser in Plastik verpackt, wenn er denn überhaupt noch Wasser trinkt).

Damit aber wären wir zum x-ten Mal bei des Pudels Kern gelandet — dem Wesen, Charakter, Typ, der Mentalität, Einstellung, Kultur usw. der Luxemburger/innen. Mein Großonkel Nicolas Ries zeichnete 1911 folgendes Porträt seiner Landsleute: „Der Luxemburger ist fatalistisch; ein vorsichtiger Mensch, skeptisch und mißtrauisch; vor allem praktisch veranlagt; ein ‚Schaffert', der keine Zeit zum Träumen hat; ein ‚Bauer', der es nicht wagt, aus sich herauszugehen; jedoch gutmütig, denn wenn das Eis geschmolzen ist, der beste Kerl; ein kritischer und negativer Geist, unzufrieden mit sich selbst; die öffentliche Meinung geht ihm über alles."

Wenn dem so ist — das sieht nicht besonders gut aus für die Umwelt dieses Menschentyps heute. Schonungsloser ausgedrückt als bei N. Ries darf man ihn einen ängstlichen Konservativen nennen, besorgt um das „qu'en dira-t-on", das Tuscheln der Nachbarn, zu keinen visionären Höhenflügen und ähnlichen „Narreteien" aufgelegt, sondern emsig über seine Arbeit gebeugt; im fleißigen „Schaffert" kann man deshalb auch den Banausen sehen, der alles Neue verständnislos ablehnt, a fortiori unprofitablen Idealismus, besonders wenn in Konflikt mit alten Traditionen. Er soll zwar gutmütig sein, dieser Mensch, doch das ist nicht gerade die wünschenswerteste gute Eigenschaft, wo Protest und Kampf erfordert sind. „Unzufrieden mit sich selbst" aber scheint der moderne Luxusbürger (und eifrige Konsument) nicht eben zu sein, im Gegenteil, sein angeberisches, selbstgefälliges Gehabe nervt die Nachbarn ringsum nicht wenig. Und verschwenderisch ist er ebenfalls, hat schon mal „mit Abstand" die europäische Rangliste im Haushaltsab-

Copyrighted material

fall angeführt und wurde eben, im November 1998, als „im Wasserluxus schwelgend" von den Medien dargestellt (200 Liter pro Kopf, pro Tag!). Das kann noch heiter werden im wasserarmen kommenden Jahrhundert.

Was an ihm ist angeboren, was anerzogen (=durch die Umwelt bedingt oder zumindest verstärkt)? Was „nature", was „nurture"? Letztere, will sagen, die provinzielle Enge, hat er sich zwar nicht selbst eingebrockt, aber sie bestimmt sein Handeln und bes. Nicht-Handeln maßgeblich.

Ein Schlüsselerlebnis war für mich das Aufgeben des WWF in Luxemburg. Die große, internationale Tier- und Biotopenschutz-Vereinigung (The World Wildlife Fund) gab sich angesichts der Kleinkariertheit hiesiger Verhältnisse geschlagen, wo nämlich jeder auf jeden Rücksicht nehmen muß, weil jeder irgendeinen Mann, Schwager, Bruder, Sohn, Nichte oder Enkel/in hat, die Schwierigkeiten an ihrem Arbeitsplatz (u. a.) bekommen könnten, wenn deren Angehörige den Mund auftäten. Also Maul halten, „maache wéi d'Leit", dazu der unsägliche Defätismus: „Et notzt jo dach näischt". Und (aber nicht nur hierzulande, schon wahr) die einsetzende Blasiertheit in Sachen Umweltkatastrophen, (siehe dazu nochmals Arno Plack über die Abstumpfung in Sachen ökologische Warnungen, S. 16 unten). Und so setzt man sich in seinen bequemsten Sessel und kuckt sich den Weltuntergang im Fernsehen scheibchenweise und nicht betroffen an. Wie schreibt Edward O. Wilson mit Bezug auf die Zerstörung der letzten Urwälder? „Es ist, als brenne der Louvre lichterloh, und niemand rennt nach Eimern und Schläuchen." Nicht des Luxemburgers Art. Und während er brav rhetorische Fragen stellt in Leserbriefen: „Wie glaubwürdig sind eigentlich unsere Politiker?" („J." 9.1.1999), wählt er von Wahl zu Wahl immer wieder diejenigen ins Amt, über die er sich das ganze Jahr über ärgert. Weshalb sollten die also ihr Handeln ändern? Dem Fragesteller aber (s. oben) möge Martha Gellhorn antworten; sie war eine geachtete Kriegskorrespondentin (und ein paar Jahre lang Mrs E. Hemingway): „Never believe a government, not one of them and not a single word."

Aber: „The common man is a fool", und vielleicht ist es der Luxemburger ganz besonders, wenn man bedenkt, daß er 1) in einem der reichsten Länder der Welt lebt, 2) von Naturkatastrophen verschont, 3) seit Generationen ebenfalls von Kriegen — und dann betrachtet, wie er trotzdem seine Städte und Landschaften verschandelt (und nicht einmal den paar Tieren in seinen engen Grenzen zu artgerechter Haltung verhilft) (und seine Alten nach Belgien exportiert). Da scheinen sich denn „nature+nurture" gegenseitig zu stützen, nicht zum Wohl des Ganzen. Ein armes Bauern- und Arbeitervolk, ohne viel Bildung, über Nacht zum Parvenü mutiert, das sich zuerst einmal — verständlicherweise — an materiellen Gütern berauscht und wenig Sinn für Schönheit hat... Sollte es je über seinen gegenwärtigen Materialismus hinauswachsen, dann wird es wahrscheinlich zu spät sein, um noch Schönheit im Lande Luxemburg zu bewundern und zu bewahren. Denn zur angeborenen Gleichmut nun der verfettete Wohlstand bedeutet, daß die Handvoll Rebellen und Protestler im Land immer wieder, mit Dorothy L. Sayers, die ernüchternde Entdeckung machen müssen, „that comfortable and well-fed

Copyrighted material

people are constitutionally disinclined for united action of any sort — a fact which explains the asinine meekness of the income-tax payer". Und anderes Asinines nicht minder.

In der Monographie „Das Jahr nach dem Naturschutzjahr" („d'Letzeburger Land" vom 2. April 1971) beklagt C. Hemmer das damalige Baumassaker entlang der Straßen, in seinen Augen „nur ein Beispiel, wenn auch ein besonders krasses, einer Einstellung, die von Gleichgültigkeit gegenüber der Umwelt bis zur ausgesprochenen Naturfeindschaft reicht", und er prangert gegen Schluß seiner Aufzählung Luxemburger Sünden wider Natur und Landschaft „eine in Westeuropa wohl einmalige Haltung der Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit gegenüber diesen Werten" an. Dieser nationalen Schande sollten wir uns bewußt sein. Wegen der Enge der Verhältnisse mag man manches verzeihen, aber traurig ist es doch zu wissen, daß dem Luxemburger eine fortschrittliche Gesetzgebung immer wieder vom Ausland vorexerziert und sogar aufgezwungen werden muß, statt von den einheimischen „Volksmassen" getragen zu werden.

Und weil die Luxemburger so sind, wie sie sind, so handeln, immer wieder, Jahr um Jahr, tröstet mich der wunderschöne Text des „Poldi" Reichling „Vom nullten Sinn" in der Broschüre „Naturschutz und Naturschutzgesetzgebung" (April 1979) kein bißchen. Dem Autor zufolge gehört dieser „Ursinn", der Sinn für die Natur, **vor** alle andern, also die übrigen fünf Sinne, an die Stelle Null. Bloß ich fürchte, daß es sich da beim gängigen Luxemburger tatsächlich um einen **Nullsinn** handelt, nicht einen verlorenen, wie befürchtet im Text, sondern einen nie vorhandenen, nicht angeborenen. Und daß anstelle des Natursinns, anstelle der Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, der **Stumpfsinn** vorherrscht, so daß Schönheitsblinde, ökologisch Stumpfsinnige das Sagen haben — am Stammtisch, an der Wahlurne, im Parlament. Wie der Herr, so das Gescherr — und umgekehrt in den Demokratien.

„Unsere Augen", schreibt L. Reichling, „offenbaren uns den funkelnden Tau und den glitzernden Rauhreif, die Lieblichkeit der Landschaft, die Pracht der Wolkenbildungen im Lichte der verschiedenen Tageszeiten, die ehrfurchtgebietende Gestalt der Bäume im Wechsel der Jahreszeiten, die unvergleichlichen Farben und Formen der Blumen und Schmetterlinge... Doch beim näheren Zusehen erweist sich auch die kunstvolle Form eines Moospolsters, eines Flechtenrasens, eines kleinen Insekts als eines Blickes wert (ich empfehle jedem, sich mit einer Taschenlupe zu versehen: sie tut eine neue Welt voller Wunder auf!)."

„Unsere Augen", schreibt er. Nein, **seine** Augen! Die Augen der Menschen, die so geartet sind wie er. Aber hierzulande, und wohl auf der ganzen Welt, überwiegen diejenigen, die „Augen haben und nicht sehen." Mit der Natur ist es wie mit den Büchern und ihren Lesern: auf die Reaktion kommt es an. Lichtenberg dazu: „Das Buch hatte die Wirkung, die gemeiniglich gute Bücher haben: es machte die Einfältigen einfältiger, die Klugen klüger, und die übrigen Tausende blieben ungeändert." Oder, noch ein Zitat: „Nicht was wir erleben, sondern wie wir erleben, was wir erleben, macht unser Leben aus." (Marie von Ebner-Eschenbach). Unser Leben und das Überleben des Planeten. Ohne Mitgefühl für alles

Copyrighted material

Leben werden wir ihn dazu verdammen, unterzugehen „with a bang or a whimper" (T.S. Eliot, leicht abgeändert), durch Krieg oder Verseuchung, Erschöpfung. Beide Gefahren aber werden ungeheuer gesteigert durch das Anwachsen der menschlichen Bevölkerung. Ceterum censeo: Geburtenkontrolle, weltweit, ist das erste Gebot.

Mittlerweile haben wir also die Sechs-Milliarden-Grenze fast erreicht. Daß asiatische und afrikanische Analphabeten in ihren Hungerländern dem Papst zujubeln, ist verzeihlich ob ihres Elends, ihrer Ignoranz. Daß aber in den westlichen Industrienationen Millionen den katholischen Klerikalismus unterstützen und die Augen schließen vor der verbrecherischen — ich wiederhole: verbrecherischen Politik des Vatikans in puncto Geburtenkontrolle, das ist unverzeihlich. Und nur noch durch abgrundtiefe menschliche Dummheit zu erklären.

Nur abgrundtief? Einstein sagte: „Zwei Dinge sind grenzenlos, das Universum und die menschliche Dummheit. Wobei das mit dem Universum noch nicht ganz bewiesen ist." Und da gegen diese Widersacherin selbst Götter vergebens kämpfen, wird voraussichtlich an ihr die Welt kaputtgehen.

Irgendwo in diesem ganz und gar unmöglichen „Vorwort" war ich ziemlich weit von Klein-Luxemburg abgekommen und hatte mich in die brennenden Urwälder verirrt. Ebensogut hätte ich einen exotischen Exkurs in die Tiefen der sieben Meere machen können, aber die sind leider zu kurz gekommen, und das wird auch, keine Angst, hier nicht nachgeholt werden. Nur der Gedanke: daß das Leben aus dem Meer gekommen ist und uns Todbringern dort vielleicht am längsten widerstehen wird — obwohl wir ihm ja gründlich und allumfassend nachstellen, ob mittels Ölpest oder mittels Überfischung. Zu letzterem Thema noch einmal Edward O. Wilson in „Die Einheit des Wissens":

„Werden wir uns, wenn aus dem Boden nichts mehr zu holen ist, den letzten unerforschten Gebieten dieser Erde zuwenden, den (...) Ozeanen? Leider nein. Denn (...) sie haben uns schon fast alles gegeben, was sie anzubieten haben. Alle siebzehn ozeanischen Fischgründe dieser Welt wurden bereits weit über ihre Belastbarkeit ausgebeutet (...) Mehrere Fischgründe, am bekanntesten darunter die nordwestlichen Ufer des Atlantiks und das Schwarze Meer, sind kommerziell völlig ausgeblutet. Der weltweite Fischfang hat sich nach einem sprunghaften Anstieg um das Fünffache zwischen den fünfziger und neunziger Jahren bei etwa 100 Millionen Tonnen eingepegelt (...) Auch die Aquakultur hat ihre Grenzen (...) Süßwasserfarmen müßten mit der traditionellen Landwirtschaft um die sinkenden Süßwasserreserven kämpfen." Zu dem Thema bemerkt man in den „Ketzerbriefen" (Nr. 83/1998) noch: „Auch der letzte Komorenfischer ‚muß' mit Hilfsprojekten der EU in den Stand gesetzt werden, die letzten Fischgründe innerhalb weniger Jahre leerzufischen, obwohl sie eine weiter explodierende Bevölkerung ohnehin niemals ernähren können. Doch die Forderung nach Bevölkerungsreduktion gilt schon als blanker Faschismus, nicht wahr?" Geben wir's auf.

Qui trop embrasse, mal étreint. Über alles kann der Einzelne kaum schreiben, was da der Umwelt angetan wird von Menschenhand — der Erde, der Luft, dem Wasser, ihrer Fauna und Flora, denn es wird verseucht und vergiftet, gefällt

Copyrighted material

und gejagt, überfischt und überweidet, ausgebeutet und erschöpft, und zuguterletzt „reizen wir auch noch das wilde Tier", Klima geheißen, was dem Planeten eine Katastrophe zu bescheren verspricht, wie er sie seit 13 000 Jahren nicht mehr erlebt hat. Zuviel ist zuviel — für den Planeten, für Klein-Luxemburg, für ein Buch, a fortiori ein Vorwort, das zehn Schreibmaschinenseiten umfassen sollte, ursprünglich. Die Maus gebar einen Berg...

Nun, da dieses Monster-Vorwort in den letzten Zügen liegt sozusagen, und da ich die Geister, die ich rief, wieder abschüttele, zusammenbündele, zum Teufel schicke, d. h. in die Druckerei, diesen Überblick ohne Durchblick, da erinnert er mich tatsächlich an das, was für mich der Inbegriff des Häßlichen ist und der stümperhaften Konzeptlosigkeit, nämlich das „neue" Escher Spital: ein unförmiger Haufen von außen besehen und innen ein Labyrinth, wo die Besucher in Tränen ausbrechen. Bitte, brechen Sie nicht in Tränen aus, Sie haben es ja geschafft. Ich auch. Nie wieder.

Von einer, die auszog, ein Luxemburger Umweltbuch zu machen ... doch was dabei herausgekommen ist, bes. in den Fotos, das ist ein Hohelied auf die Minett-Tagebaugebiete und eine Liebeserklärung an Square und Viertel Emile Mayrisch in Esch/Alzette! Eine Obsession mit der Bedrohung und fortgesetzten Verschandelung des Stückchen Heimat, das am nächsten liegt und am tiefsten. So ist das nun einmal. Das eigene Hemd... Natürlich ist das Problem des Atommülls unendlich wichtiger als die Bewahrung der kleinen Luxemburger ex-minières. Aber: sie sind für meinesgleichen, als tägliche Quelle von Energie und Freude, hic et nunc notwendig, damit wir uns den größeren Problemen überhaupt zuwenden können. Wer mit Grippe zu Bett liegt, tut nicht viel gegen den Hunger in Afrika, obwohl der ein offensichtlich ernsteres Problem ist. Oder: mit dem Rücken an der Wand kämpft es sich schlecht. Wem der Teppich unter den Füßen weggezogen wird und die Umwelt(-schönheit) vor der Nase zerstört, der ist zuerst einmal darauf bedacht, sein eigenes Gleichgewicht und seine nächste Umgebung wieder in Ordnung zu bringen. Hier in Esch — im grünen Norden vor der Stadt wie im rotbraunen Süden wie in ihrem Herzen — hat es so schlimm eingeschlagen in so kurzer Zeit, daß ich die Wolkensäulen von Cattenom am Horizont (ab Kayler Poteau) nur noch mit einem kurzen Stöhnen zur Kenntnis nehme: „Nicht auch das noch, oder wenigstens: noch nicht jetzt — eine Verschnaufpause, bitte, eins nach dem andern, nicht alles zugleich, jahraus jahrein!"

Und so, am Ende dieses schrecklichen Buches — jetzt wurde auch noch beschlossen, daß es zweibändig in einen Schuber soll — und am Ende meines Einsatzes für die Luxemburger Umwelt, von Niederlage zu Niederlage, „I feel as energetic as a beached jellyfish!" Zwar heißt es: „Wer immer strebend sich bemüht ...", aber ich pfeife auf meine „Erlösung". Man möge die Welt erlösen. Von den Menschen. Es heißt auch: „Nur den Ärger nicht verlieren!" Und: „Den Zorn bewahren gegen Ungerechtigkeit!" Doch der Mensch wird müde und auch sein Zorn schläft ein. Besonders müde wird man in Melassien. Natürlich bleibt mein persönliches Motto unwiderlegbar: „Eppes as besser wi näischt" = ein geretteter Baum oder befreiter Kettenhund ist besser als kein geretteter Baum oder Ket-

Copyrighted material

tenhund. Und Edmund Burke hatte recht, diejenigen zu tadeln, die nichts tun, weil sie nicht **viel** tun können. Aber es gibt die Dis-/Proportionen: das „eppes", das Kleine, Wenige, das man schließlich erreicht, erfordert oft so viele, zuviele Opfer. Und in Melassien erreicht man ja so gut wie gar nichts. Nur das Terrain, das geistige und politische, kann man ein bißchen vorbereiten helfen für die (irgendwann) vom Ausland aufgezwungenen fortschrittlicheren Gesetze. (Gilt auch für das selbstbestimmte Sterben). Doch ohne die Wälder wäre es hier nicht zum Aushalten. Und sie entfernen sich zusehends, sie schrumpfen. Man muß immer weiter fahren (fahren, leider, nicht gehen), um noch Waldeinsamkeit zu finden, Gewühl und Lärm sind dem Ruhesuchenden auf den Fersen. Und das lärmende Gewimmel nimmt zu, rapide, im kommenden Jahrhundert. Ich bin froh, daß ich 60 bin und nicht 6. Mein Beileid den Naturfreunden in der übervölkerten Welt von morgen (und außerhalb der reichen Länder den Hungernden und Durstenden. Und den Tieren).

Da hatte ich vor dreißig Jahren so schön geglaubt, ich könne mich hier in Luxemburg in aller Ruhe dem Einsatz für meine drei Sachen widmen, denn „je n'ai que trois cordes à mon arc" — Tierschutz, Feminismus und Antiklerikalismus (übrigens im wiederholten Anprangern der Überbevölkerung bestens vereint in diesem Buch). Zur Erholung, als Rückhalt und Energiequelle sollten die Stille und die Schönheit „meiner" Wälder und Mini-Colorados dienen, mein US Canyonland-Surrogat (minus die Giftschlangen, Skorpione und Distanzen) dank etwas Phantasie à la des Esseintes in „A rebours" oder Emily Dickinson mit ihrer Prärie in einem Kleeblatt + Biene. Und dann ist ökologisches Unheil hereingebrochen über das kleine Paradies, Zeit und Kräfte mußten in neue Richtungen abgezweigt, vergeudet werden. Apropos Vergeudung: das Buch erscheint mit erheblicher Verspätung nicht nur wegen des Ausuferns dieses „Vorworts" und der unerwartet zeitaufwendigen Fotoselektion (der Frust! bei Tausenden von Bildern), sondern auch wegen einer Serie von Tierschutzgeschichten, die mir immer wieder Knüppel in die Räder warfen. Gäbe es hierzulande einen leidlich funktionierenden Tierschutz, so läge „Für die Katz'" seit spätestens Februar vor. (Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mich der Luxemburger Tierschutzschlamassel erbittert.)

Es tut mir wirklich leid, so manche Leser (und Betrachter der Fotos) zu enttäuschen, weil sie darin just die Gegend oder Affäre nicht finden, die sie besonders bewegt (hat) oder die auch wichtiger ist als das Schicksal einiger Bäume, z. B. Cattenom oder die Nordstraße. Aber zu den Themen existieren mittlerweile ganze Regale von Schriften und Massen von Fotografien, also eine weit bessere Dokumentation, als sie mir je möglich gewesen wäre. Daß ich die Aktivitäten der diversen Vereinigungen nicht mehr beschrieben bzw. mitgemacht habe, hängt damit zusammen, daß ich als ziemliche Einzelgängerin für Vereinsarbeit ungeeignet bin. Mein Kampfplatz ist „das stille Kämmerlein" mit Schreibbogen und alter Schreibmaschine. (Kilometer Tipp-Ex und Klebeband wurden verbraucht für diese Katz'!). Und außerdem gab es da „Für die Tiere" — „Für die Frauen" — „Géint d'Pafen" und das Steingesichterbuch zu machen. Dazu vollberuflich tätig bis sechzig. Und auch Unverheiratete haben Familie. Last not least haben gewisse Natur- und Umweltschützer mich mehrfach im Stich gelassen... Was die quasi totale

Copyrighted material

Abwesenheit von „Giele Botter“ und „Haardt“ betrifft, möchte ich aber noch kurz darauf hinweisen, daß **sie** schließlich gerettet sind, nicht aber der nunmehr akut bedrohte „Lalléngerbierg“ (der viel zu wenig im „Regulus“ auftaucht, z. B.). Genug. Ich hoffe, eine Reihe umweltbewußter Mitbürger/innen werden interessante Fakten, Informationen, Erinnerungen in diesen Seiten (wieder)entdecken und an vielen Fotos ihre echte Freude haben.

Esch, den 31. Dezember 1998

O daß wir unsere Ururahnen wären,
Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor,
Leben und Tod, Befruchten und Gebären
glitte aus unsern stummen Säften vor.

Ein Algenblatt oder ein Dünenhügel,
vom Wind Geformtes und nach unten schwer,
Schon ein Libellenkopf, ein Möwenflügel
wäre zu weit und litte schon zu sehr.

~~Heinz Piontek~~ (!)
Gottfried Benn

Copyrighted material

Copyrighted material

1. Jugenderinnerungen; Schmetterlinge; Regen; Mountainbikes; Demographie …

Copyrighted material

Ferien bei Feuer und Wasser

4 Tage frei! Wegen dem 1. Mai und der Geburt des kleinen Prinzen „Heng". 4 ganze Tage Ferien mitten im Schuljahr! Dennoch regten wir uns etwas auf am Anfang, weil man „gefuddelt" hatte: im Ganzen hätten es 5 Tage sein müssen, doch wir glätteten bald unsere Borsten: es war schönes Wetter und wir hatten die Erlaubnis, in eine Jugendherberge zu fahren. Nach langem Streiten und Hin- und Herreden hatten wir uns auf die Neumühle geeinigt. Nach langsamer, fauler Fahrt, die von morgens neun bis abends gedauert hatte, langten wir bei der einsamen Mühle an der Obersauer an. Eben versank die Sonne in roter Glut, romantische Wolken segelten am Himmel, wie immer schäumte die Sauer unter der „Hühnerleiter", die als Brücke dient, und das Schönste: weit und breit war kein Dorf, kein Haus, kein Mensch in Sicht. Nur das Mühlrad klapperte sacht in den Abend.

Am nächsten Morgen „erforschten" wir den Lauf der Sauer. Es war warm, die Sonne trocknete uns mit Rekordgeschwindigkeit die Beine nach jedem Waten im seichten Wasser, wir kletterten wie Alpengeißen am Hochfels herum und bei einem rauschenden Wasserfall, unserm „Niagara", trennten wir uns. Jede wollte eine andere Richtung einschlagen, einen andern Wald erforschen. Unter dem Hochfels machten wir ein Stelldichein ab, aber wie das dann gewöhnlich geht, verloren wir uns im Waldesdickicht.

Als ich gegen Abend allein dem schlängelnden, übermütigen Lauf der sprudelnden Sauer entlang der Herberge zuschritt, sah ich von weitem eine hohe, dichte Rauchwolke aufsteigen. Ich dachte, man verbrenne die Strohhaufen hinter der Mühle, aber ich war doch irgendwie beunruhigt und beschleunigte meine Schritte. Sogar die schönen, plötzlich auffliegenden Wildenten konnten meine Aufmerksamkeit nicht länger fesseln, und auf einmal, wie ich um eine Baumgruppe bog, sah ich entsetzt: der Wald stand in Flammen!

Eine Viertelstunde später stand ich mit sovielen (auch die Freundin war plötzlich wieder da!) im Wald und schlug mit einem Ginsterstrauch wie besessen aufs Feuer los. Das entsetzliche Feuer! Es war nicht mehr der trauliche Kerzenschein des Abends in der Herberge, oder die wohltuende Glut des Ofens, oder ein romantisches Lagerfeuer — jetzt war es ein ekelhafter, brutaler Feind, dem man jeden Baum und Strauch abkämpfen mußte.

Knisternd und krachend gingen hohe, stolze Tannen in blutroten Flammen auf, die weit in die Luft hinaufschlugen und sich in den Himmel reckten. Dumpfe Rauchwolken quollen aus dem Dickicht hervor, und gleich darauf brachen zischende Flammen heraus. Wir alle sahen wenig vertrauenerweckend aus: die Beine zerschrammt mit langen, roten Striemen, daß es aussah wie eine Landkarte mit Eisenbahnlinien; Gesicht, Arme, Hände verschmiert und schwarz; tränende Augen von dem verflixten Rauch. Wir waren alle so unbeschreiblich dreckig!

Copyrighted material

Endlich, endlich erloschen doch nach und nach die Flammen, schwarz und öde und leise rauchend stand der einst so stolze grüne Tannenwald, und erschöpft kehrten wir alle in die Herberge zurück, wo alsbald eine große Wäsche anhub.

Wir schliefen wie die Ratten und am andern Tage machten wir eine verrückte Sauerfahrt. Aus zwei Autoschläuchen, Brettern und Seilen hatten die Scouts ein Floß zusammengebastelt, mit dem sie tags zuvor pudelnaß in der Jugendherberge gelandet waren. Großmütig liehen sie es uns aus und los ging die Fahrt! Gleich beim Einsteigen kippte unser Schiff um, und das geschah bei jedem stärkeren Gefälle des Flusses: das Floß hatte eben so die Gewohnheit. Immer wieder flogen wir (mit den Kleidern) ins Wasser, lachten uns fast krank und amusierten uns köstlich. Wir kamen uns mindestens vor wie die von der „Kon-Tiki"; die Sauer war in unserer Phantasie ein reißender Strom geworden, wir waren verwegene Forscher und diese Illusion gaben wir nicht einmal auf, wenn wir im kniehohen Wasser aussteigen mußten, um „Kon-Tiki" über einen Baumstamm zu heben. Naß und lachend und müde kamen wir in die Neumühle zurück und schliefen bald wie Siebenschläfer. Wir wollten eigentlich bis 10 Uhr sanft schlummern, doch schon um sieben riß uns der unerbittliche Clairon der Scouts aus dem Schlaf.

Abends landeten wir wieder im trauten Heim, wo wir uns auf alles Eßbare stürzten, das zu finden war: zu faul zum Kochen, hatten wir vier Tage lang von trockenem Brot und Salami gelebt. Nein, „trocken" ist übertrieben, da wir es doch stets in die Sauer tunkten.

Nelly (17)
tageblatt, Mai 55

P. S. 1998:
Die Scouts hießen Guy Aach u. André Müller.

Das Wandern ist der Jugend Lust

Warum man seit jeher die Wanderlust ausgerechnet den Müllern als Privileg vorbehalten hat, ist mir nie so recht aufgegangen — ich bin sogar noch nie einem Müller begegnet, der wirklich außergewöhnlich gerne wanderte. Die wahrhaft Wanderfreudigen sind ja ganz einfach die Jungen, in allen Ländern, Klassen, Ständen; mit einem chronologischen Alter hat diese Jugend nichts zu tun (denn es gibt Greise unter den Halbwüchsigen), sondern zu ihr gehören alle diejenigen, ob mit plüschartigen Brossen oder ergrauenden Schläfen, die jahraus, jahrein mit jungem Herzen und frischem Atem durch die Wälder streifen und Freude daran finden.

Copyrighted material

Auch im Winter, wenn die Buchen ihre schmalen Schatten als sanft-blaue Streifen auf den Schnee zeichnen, stapfen sie in festen Schuhen durch die verschneite Landschaft, die Nase im eisigen Winde — der Frühling aber ist vor allen andern die lockende Zeit, wenn das Wandern in allen Gliedern prickelt, im Büro wie auf der Schulbank, und alle häßlichen Fenster zusammen es nicht vermögen, unsere Gedanken in den stickigen Räumen zurückzuhalten. So entfliehen wir auf den Wolken, den wirklich Freien, bis zum nächsten Wochenende, wenn wir ihnen nacheilen werden, durch verheißungsvoll duftende Felder und sachte erwachende Wälder, wo an warmen Nachmittagen die Sonnenstrahlen in flimmernden, neblig-goldenen Netzen im Dunkel zwischen den Stämmen hängen, und das satte Grün der Tannenspitzen auf lichtblauem Hintergrunde leuchtet. Der Fuß sinkt wieder tief ein im weichen, elastischen Grase, die ersten Kuckucksblumen bilden blasse Goldtupfen im dürren Laub, und die kurznasigen, samtpelzigen Feldmäuse zittern nicht mehr vor Nässe und Kälte.

Dann möchten wir vielleicht Vögel sein, unsichtbare Lerchen, ein geflügeltes Stückchen Musik in der Luft, oder sausende Schwalben, oder Habichte, um uns, wie reglos an einem Faden hängend, gleichmäßig durch die Weite ziehen zu lassen. Dann ist jede Wand eine Gefängnismauer, jede Tür, die sich hinter uns schließt, ein Gefängnistor, und jede sich öffnende erschließt sich auf Freiheit und Sonne.

Dann werden die Jungen zu Nomaden, nennen sich Winnetou und Tecumseh, errichten sich aus Zweigen und breiten Ästen prächtige Wigwams aus weichen Fellen, und jeder irgendwie absonderliche Stein im Moose der schmalen Waldpfade wird zum Zeichen, zum geheimnisvollen Signal, zur atemlos zu verfolgenden Spur. Dann befriedigt nichts mehr, das nahe liegt, das seit langem Bekannte, gleich Erreichbare — nur noch das Weite, Ferne, Blauverschwimmende hat Wert und Wichtigkeit.

Karl May, Störtebeker, Jack London waren unsere Vorgänger im Traumland der stillen Winterabende (relativ still nur, denn wir jagten keuchend auf Rih durch die Wüste, mit Hadschi Halef Omar an der Seite), jetzt aber drängt es uns, selbst Abenteuer zu erleben, Kundschafter zu sein in fernen Wäldern: Hügel werden zu Bergen, Wäldchen zu Dschungeln, und ein Kilometer zu deren zehn.

Nun ist auch die unvergleichlich schöne Zeit des Pläneschmiedens, der Vorfreude, des in die Zukunft-Träumens. Der Sommer, die großen Ferien rücken in spannende Nähe, aufgeregt reisen wir über viele Zentimenter Landkarte, folgen windenden Flußbändern und verweilen in hellgrünen Forsten. Wir basteln an unseren quietschenden Velos herum, flicken unsere alten Rucksäcke. Fremde Länder- und Städtenamen, sommerliche Daten und große Vorhaben schwirren in unseren Gesprächen, die Amseln flöten schon, und die vor lauter Frühling zitternde Luft klingt von jauchzenden Plänen und jubelnden Liedern wider.

d'Letzeburger Land, 1958

Copyrighted material

Unvergeßliche Nächte

Die Nacht der Verirrungen

Es war an einem Herbstabend vor zwei Jahren. Roby und ich erklommen (was kann ein Radfahrer viel anderes bei uns tun?) auf bleischweren Fahrrädern die zahlreichen Hügel, an denen unser liebliches Ländchen so überreich ist. Wir waren angestrengt auf der Suche nach der uns noch unbekannten Jugendherberge Neumühle. Als wir unsern Berechnungen nach den ungefähren Landesteil, wo sie vermutlich lag, erreichten, begann es schon zu dämmern, was seinerseits keineswegs unsern Berechnungen entsprach. An der Verspätung waren die jungen Flamen schuld, wegen welchen ein geplant hastiges Picknick am Sauerufer um 2 Stunden länger hinausgedehnt worden war. Ich hatte keine blasse Ahnung, wohin mich wenden, denn ich erwartete mir nichts mehr von meiner vorsintflutlichen Karte mit noch vorsintflutlicheren Namen, die kein befragter Dorfbewohner verstand. Dabei war es Robys erste Fahrt, sie hatte sich ganz unter meine Fittiche befohlen, ahnte noch nichts von meinen Zweifeln, während sie (was bei der Steigung eine Leistung bedeutete) von Jans kieselgrauen Augen schwärmte, deren Andenken mich zu erbittern begann, denn nun fing es schon an zu dunkeln. Schließlich radelten wir in einen Flecken hinein, wo in einem verräucherten Gasthaus eine behäbige Wirtsfrau nach Angaben über die Lage der Neumühle bestürmt wurde. Durch den ohrenbetäubenden Lärm von Be-Bop, dem sich schwere Bauernjungen mit Leib und Seele hingaben, erteilte sie uns verworrene Wegweisungen, die wir mit weitgeöffneten Ohren schluckten, doch nie verdauten.

Wir radelten wieder in die Dunkelheit hinaus und entdeckten in kurzen Abständen, daß beide Fahrradlampen nicht funktionierten. Bald nahm uns finsterer Wald auf, milchige, undurchdringliche Nebelschwaden schlichen durch die kleinen Täler, die Tannen standen schwarz und hoch, in den Hecken raschelte es, und wir gruselten uns mit Genuß. Die klappernde Mühle am Bach aber war wie verschluckt, obwohl wir stundenlang den Wald durchstreiften, mit den Velos uns durchs Gebüsch arbeiteten, auf nebliggrauen Wiesen wie Geister herumirrten, schmalen Pfaden und gewundenen Straßen in beiden Richtungen folgten. Glitschig-nasse Zweige streiften erschreckenspielend über unsere Wangen, eiskalte Tropfen rutschten von den Blättern auf unsere Nacken. Dabei lief uns kein Lebewesen über den Weg, das hätte Auskunft geben können, abgesehen von einem Radfahrer, der kein luxemburgisch verstand.

Gegen Mitternacht ragten die dunklen Umrisse eines einsamen Hofes auf, „das Bauernhaus im Spessart", wie Roby den allgemeinen Eindruck wiedergab. Zuerst klopften wir fein höflich an, dann mit steigendem Gepolter. Eine Katze glitt lautlos über die Mauer, sonst regte sich nichts. Eine Kirmes kam uns da in den müden Sinn, die in einem Nachbardorf stattfand — darum stand der Hof verlassen! Aus den tiefsten Tiefen des Rucksacks wurde die winzige Taschenlampe geborgen und es begann eine systematische Untersuchung der Gebäude, bis sich schließlich die Kuhstalltüre öffnen ließ. Im Nu waren wir drinnen samt unsern Siebensachen. Die Kühe waren es nicht, aber es stank in dem Grade, als

Copyrighted material

hätten sie den Stall seit Jahrzehnten nicht mehr verlassen. Das Stroh sah auch demnach aus, doch waren wir nicht mehr wählerisch. Bis auf den Grund plünderten wir die Rucksäcke, zogen übereinander, was wir von Kleidung nur bei uns hatten, die Pyjamas zum Schluß; während des Restes der Nacht bemühten wir uns, in einen gemeinsamen, engen Schlafsack hineinzukommen und in relativ erträglicher Lage drinsteckenzubleiben. Heringe in der Tonne dürfen sich nicht über Raummangel beklagen, verglichen mit uns, die wir nur mehr Bündel schmerzender Glieder waren, als um 6 Uhr morgens Fußtritte (ihr Schall) uns aufweckten. Es ist erstaunlich, daß sie das vermochten, da unsere Ohren bis übers Maß abgestumpft worden waren durch das ständige, sich in alle schauerlichen Tonarten schwingende Schweinegrunzen aus dem Nachbarstalle.

Jedenfalls, wir wurden wach, als ein Knecht die Türe aufstieß. In einem instinktiven Reflexe versuchten wir beide aufzukommen, zu ihm hin die Sachlage erklären zu gehen — aber wir waren Gefangene des Schlafsacks, der uns eng umspannt hielt. Strampelnd uns wehrend wollten wir ihm gleichzeitig entrinnen und kamen doch nicht raus. Während und trotz unserer angestrengten Fluchtversuche hatten wir Lachkrämpfe, doch das Antlitz des stumpfsinnigen Kerls blieb todernst, wie vom Donner gerührt, und diese Starre vertiefte sich noch, als wir beide, endlich unserm Kerker entronnen, in Pyjamas auf ihn losstürzten. Einen Wortschwall von Erklärungen ließ er stoisch über sich ergehen; als wir schlußendlich pausen mußten, gab er uns zu verstehen, er sei Holländer, begreife nix. Inzwischen erschien auf der Bildfläche eine zweite Gestalt, die wir nun mit unserm steinerweichenden Berichte überfielen. Selbes Resultat. In der Verzweiflung begannen wir die Geschichte zu mimen, als der Bauer, ein Luxemburger, auftauchte, sich das Erlebnis anhörte und uns bedeutete, den Stall zu verlassen. Glücklicherweise gab er uns ebenfalls die Lage der Neumühle an, wo wir gegen 6.30 Uhr einliefen. Den erstaunten Herbergseltern teilten wir mit, wir kämen von Echternach, was (mit einem Umwege) auch der Wahrheit entsprach.

Die Nacht im Bauch der Erde

Die zweite Unvergeßliche verbrachte ich Mitte Januar dieses Jahres in einer großartigen Höhle im Müllerthal. Im Consdorfer Autobus trafen wir uns, alle sechs mit Ruck- und Schlafsäcken beladen wie Maulesel.

Gegen 10 Uhr begannen wir unsern Nachtmarsch. Es war wunderschön; der Mond glänzte wie eine Kugel Quecksilber, unsere grauen Schatten streiften geschmeidig über den unberührten Schnee. Blaß und hell schimmerte die Flur unter ihrer Schneedecke, wie dunkle Saurierrücken hoben und senkten sich Wälder am Horizont. Die Bäume warfen schmale, schemenhafte Schatten, und unter den Tannen war es voller Geheimnis und Stille.

Nach ungefähr drei Stunden erreichte unser schlängelnder Pfad irgendeine Stelle inmitten all der Felswände, wo Julot mit bestechender Einfachheit verkündete, die betreffende Höhle befände sich so in einem Umkreis von 100 m. Wer sucht, der findet! Durch nasses Laub kraxelten wir, über Baumstümpfe und -wurzeln, Felsblöcke und über was man sonst noch im Walde stolpert, bis plötzlich Georges einen schauderhaften Schrei ausstieß, der aber wahrscheinlich

nur Entzücken wiedergeben sollte — denn er hatte einen Eingang gefunden. Es war zwar nicht der Gesuchte, doch rutschten wir trotzdem bis auf die Sohle dieser Höhle, die sich als wahrhaft überwältigend entpuppte: hoch wie die einer gotischen Kathedrale ragten die fast parallelen Wände in die Höhe, wo sie in einem spitzen Winkel zusammenstießen.

Bald war auch die richtige Sohle entdeckt. Sie ist tief und dunkel und erst kürzlich gefunden worden. Durch Wogen von Blättern schwammen wir aufs „erste Stockwerk" hinab, das schräg bis zu einer schwarzen Spalte gleitet, die bis unten auf den Grund fällt. Da Mitternacht längst vorbei war, vermutete ich in meiner Neulingsnaivität, man würde endlich in die Schlafsäcke kriechen, die Erforschung bei Tageslicht unternehmen. Statt dessen aber kommandierte man mich in die dunkle Spalte hinab. Ein Seil umgeknüpft, beim Scheine der barmherzig leuchtenden Taschenlampe tastete ich mich die Felswand hinab, wobei ich mir eingestehen mußte, daß auf meiner ewigen Suche nach Neuem, Noch-nicht-Erlebtem, ich diesmal bestimmt auf meine Rechnung gekommen war. Carlo, Emile, Georges und Jeanny folgten im Licht- und Schattenspiele der umgebundenen Taschenlampen, probierten die verschiedensten Winkel als Schlafplätze aus, schließlich kehrten wir aber unbefriedigt aufs erste Stockwerk zurück. Auf Julots Gemeinschaftskocher Phoebus brieten wir Steaks und Kartoffeln und verschlangen unsern sämtlichen Sonntagsproviant. Vor Gähnen kriegte ich den Mund überhaupt nicht mehr zu, da wurden auch noch Photos genommen, mit „Späitzmännercher" als Blitzlicht.

Georges mußte noch liebenswürdig bemerken, wir sähen aus in unsern Schlafsäcken wie Mumien in Sarkophagen, als wir endlich Anstalten zum Schlafen machten, wobei Julot, der Opferbereite, sich angeseilt quer vor die Spalte streckte, damit niemand von uns im Schlafe strampelnd durch dieselbe verschwinde. Es wäre eine stille, friedliche Nacht gewesen, hätte Carlo sich nicht starrköpfig und unablässig dem unmenschlichsten Schnarchen gewidmet; oben links hing ein Rechteck graublauen Himmels — das waren meine letzten Eindrücke, bis unbekümmert lautes Singen uns gegen 8 aus Schlaf und Schlafsack beförderte. Nachmittags saßen wir schläfrig ums flackernde Lagerfeuer, nur Emile war ein härteres Schicksal beschieden. Den vorigen Abend schon hatte er von einer fabelhaften Reissuppe geschwärmt, die ihm seine junge Frau gegen Mittag zur Stärkung bringen sollte. Da sie aber erst gegen 5 Uhr auftauchte, fühlte er sich dazu verpflichtet, den lieben, langen Nachmittag gedrückt und verzweifelt durch die Wälder zu irren. Seine Ehehälfte tat desgleichen, in Begleitung des Suppentopfes, bis sich an unserm Lagerfeuer endlich alle drei beglückt zusammenfanden.

Wir lachten uns krank, erkletterten noch einen phantastischen „Kamin", und schliefen dann mit Hingabe auf der Rückfahrt im Bus.

d'Letzeburger Land, 1957

P. S. 1998:

Die Speleo-Schläfer waren: Julot Faber, Georges Als, Jeanny Schäfer, Carlo Hemmer, Emile Etienne.

Copyrighted material

Ein Spaziergang und Rehe

Wenn sie im Herbst hindurchfuhr, glühte der Leudelinger Wald in rotgoldenem Feuer, und im Frühjahr sah man weit durch das blaßgrüne, knospende Gewebe; im Sommer aber tauchten ihre Augen tief in das schattige Dunkel, in die tanzenden Sonnenflecken; doch jetzt im Winter war der Wald eine einzige grauviolette Masse, mit kahlen, schwarzen Stämmen nahe der Straße.

Sie hatte seine Tiefen, die sie sich märchenhaft weit und unberührt träumte, immer noch ergründen wollen, und dazu fand sich schließlich kein Tag mehr, als ein farbloser Wintersonntag, der letzte, den sie wirklich frei verbringen konnte, ehe die naheliegende Prüfungszeit wieder auf sie einhämmern würde. Der Morgen war einförmig grau, als sie auf der einsam gefrorenen Landstraße nach dem Walde ging. Gleich bei ihrem Eintritt, über einen makellos schneeigen Pfad, begrüßte sie mit feinem Gezwitscher eine kleine Kolonie Meisen, die in runden, kurzen Tannen herumturnten, und leicht wie Federwölkchen, was sie ja eigentlich waren, kopfunter an den Ästen schaukelten wobei sie das goldgelbe Dreieck, wie eine winzige Krone oben auf ihren Köpfen, auf- und ableuchten ließen. Die schlanken Stämme des Tannenwaldes waren von oben bis unten mit weißen Klecksen betupft, und die vielen, braunen Zweige waren desgleichen von kleinen weißen Schneeflecken übersät, so daß der Unterwald ganz eigenartig gesprenkelt aussah. Manchmal rauschte das Lied des Windes lauter durch den Wald, und dann löste sich der Schnee von den Bäumen und schwebte wie ein Schleier aus tausend Sternchen zusammengesetzt quer durch die Luft, um sich sanft wieder zur Erde zu senken. Der Wind sang den ganzen Tag um sie, wie eine nie weichende Hülle umgab sie sein Rauschen.

Sie kam an einen schmalen, flachen Bach zwischen zwei hohen, einengenden Ufern. Eine Weile folgte sie watend seinem schlängelndem Lauf, wie in einem Korridor zwischen den Uferbänken, die sie mit beiden Ellenbogen berührte. In zwei Welten ging sie: oben lachte es grün und weiß und kupferbraun, und unten spiegelte es sich in todesähnlicher Stille braunschwarz wieder. Ein Buntspecht hackte in hartnäckiger Beflissenheit auf Holz — sozusagen mit gerunzelten Brauen und zusammengebissenen Zähnen — als wolle er unbedingt mit dem Kopf durch die Wand d. h. durch den Baum. Die Buchen standen naß-grüngelblich wie vom Grünspan angegriffene Bronzesäulen. Der Schnee, den der Wind die letzten Tage gegen die Bäume gepreßt hatte, war herabgeglitten und lag nun in aufgetürmten Haufen am Fuß der Stämme, wie weiße Tiere, die sich anklammernd am Baume aufrichteten, um wieder hinaufzugelangen. Um die waagrechten Äste verschiedener Bäume wanden sich schmelzende Schneeschlangen und die Tannen trugen ein dunkelgrünes Spitzenkleid mit Hermelin verbrämt.

Sie stieß auf eine leere, kleine Straße, auf deren ebener Fläche unter ihren regelmäßigen Schritten der Schnee ein ebenso monotones Lied sang. Zwei Wälle Tannen ragten zu beiden Seiten auf; sie streckten unzählige Äste wie mahnende Arme mit erhobenem Zeigefinger und weiten, fallenden Ärmeln in die Höhe, und die feinen, hängenden Nebenäste strichelten schwarze Streifen in den Himmel.

Copyrighted material

In zielloser Ungebundenheit streifte sie weiter durch den herrlich großen Wald, der sich wie eine formlose Protoplasmamasse hierhin und dorthin erstreckte, sich in vorstoßenden Halbinseln und Spitzen ausdehnte und in Buchten und Einkerbungen zurückzog. Sie kam an einen frischen Holzschlag, wo das verwundete Holz noch ganz süßlich roch, und ein dicker Hase gerade vor ihren Füßen schwerfällig forthoppelte. Ein zweiter folgte, stockte aber, als wüßte er nicht recht, wohin sich wenden und hockte sich perplex hin, die Löffel gespannt nach oben, die magere Schnauze steif nach vorne, als erwartete er von dort die Erleuchtung. Belustigt sah sie seinem angestrengten Überlegen zu — er schien den Faden verloren und vergessen zu haben, was er eigentlich denken sollte. Endlich kehrte das Licht zurück und er machte einfach wieder kehrt.

Ein samtweiches Schneefeld lockte in einer „Bucht", verhüllte jedoch tückisch unebene, holprige, vereiste Äcker. Den Wald ließ sie eine Weile hinter sich: wie eine dunkle Mauer stand er, und Laubbäumchen mit schneebedeckten Ästen zeichneten faserige Muster darauf, wie auf jenes von feinen Rissen durchzogene Porzellan. In der Ferne ragte ein irgendwie bekannter und doch befremdend wirkender Berg auf — es mochte der Johannisberg sein, doch von ihrem Standpunkt aus war er ihr so vertraut wie die andere Seite des Mondes. Die weite, helle Landschaft strömte ein sanftes, verhaltenes Leuchten aus, von unbestimmbarer Farbe, stärker als crème und noch nicht blaßgelb.

Einer schnürenden Fuchsspur folgte sie wieder in den Wald hinein, sah interessiert, mit wieviel Zielbewußtsein und geradem Streben der Vierbeiner den Wald durchmessen, und mit Belustigung, wie er in aller Eile ein paar Seitenschritte zu einem schmalen Bäumchen getan, der Erleichterung wegen. Die Spur mündete in eine tannenumsäumte Lichtung, sie sah auf — gerade auf ein Reh! Bewegungslos starrte es sie an, hinter ihm ein zweites, ebenso still und spähend, und in gleichem Abstand ein drittes, großäugig und wie erstarrt. Sie brauchte eine Weile, um ihr Glück zu fassen, dann aber machte sie einige Schritte — und schon, einen schöngeschwungenen Bogen schlagend, in ruhiger Majestät und langen anmutigen Sätzen wandten sich die drei und verschwanden lautlos im Dickicht. Wie sehr sie auch eilte, die weißen Blumen waren natürlich gleich ins Dunkel entwichen.

Am Rande der Lichtung aber stand eine kurze Leiter an eine Tanne gelehnt, eine Art primitiver Hochsitz. Sie stieg hinauf, setzte sich wartend zurecht und da keine Rehe erschienen, träumte sie sich die Lichtung voll. Plötzlich — ein leichtes Knacken im Gebüsch! Konnte es ein Reh gewesen sein? Sie verflixte ihr mageres Wissen über Waldleben und horchte mit summenden Ohren. Da, da — schob sich behutsam ein hellbrauner Rücken durch die Hecken! Gerade unter ihrem Baume trat ein Reh aus dem Walde, es war so nahe, so nah, erregt schluckte sie, sofort entsetzt über den Lärm, den das verursachte. Das Reh wandte den schmalen Kopf gespannt witternd hin und her, und seine Augen — ja, es waren schon richtige Rehaugen, schwarz und feucht, fragend groß und klug. Ein zweites folgte — ob es wohl ihre Rehe von vorhin waren? Nein, es war ein Pärchen; ein Junge kam zum Vorschein, ein scheuer Rehbock mit stämmigen, geraden Hörnern. Vorsichtig hielt er sich im Hintergrund, indem er seine Braut als Späher ausnützte. Eine Leuchte war er auch nicht, denn unter dem Baume angelangt sah er hinauf, ihr gerade ins Gesicht — ertappt war sie schon auf ein in **einem** Satze

Copyrighted material

Zusammenzucken und Fortschnellen gefaßt — aber er wandte gleichgültig den Kopf wieder ab. War er es etwa gewohnt, auf dem „Leiter-Baume" Menschen wachsen zu sehen?

Sie begannen einträchtig an den Zweigspitzen der Hecken zu knabbern, es klang knusprig, als kaue ein Hund an Knorpeln. Ihre sanften Schnauzen waren glänzend feucht und das Innere ihrer Ohren, im Wirrnis der Zweige fein zurückgefaltet, eine blondhaarige, weiche, warme Höhlung, in die sie gar zu gerne ihre Hand gelegt hätte. Um besonders zarte Spitzen zu erreichen, legten sie oft in unsagbar graziöser Nackenwendung den schlanken Hals zurück, wobei ihr kleines weißes Kinn hell aufschimmerte.

Knabbernd und leichtfüßig auf zierlichen Beinen fortstelzend, entschwanden sie langsam wieder zwischen den Bäumen.

N.

d'Letzeburger Land, 1958

Copyrighted material

Klettern in den Luxemburger Felswänden

Was es damit für eine Bewandtnis hat, davon habe ich eine schmerzhaft umrissene, blaugefleckte Ahnung. Ahnung nur, da ich erst einmal den berühmten Kletterkursus für Ajisten durchlitt, was aber genügt hat, mich allen weiteren Klettertagen zu verschwören.

Gegen 7 Uhr sonntagmorgens (eine ganz widersinnige Zeit für einen schulfreien Tag) brachte mich mein Bruder zum Bahnhof, wo ich mich laut „Kompaß" dem Consdorfer Bus anvertrauen sollte. Die Haltestelle hielten schon einige berucksackte, wind- und wetterfest aussehende Gestalten besetzt — ich kam mir plötzlich lächerlich vor: „Oh Marco! kein einziges Mädchen ist dabei! Die werden mich für geistesgestört halten..." Echt brüderlich bedeutete mir Marco, ich solle schon aufhören zu greinen und mich trotz ihres kriegerischen Aussehens zu den kletterlustigen Jünglingen gesellen. Was ich denn auch tat, wurde jedoch beim Vorstellen das unangenehme Gefühl nicht los, daß sie im Geiste die Hände überm Kopf zusammenschlugen über meine größenwahnsinnige Absicht, an ihren Kletterübungen teilzunehmen.

In Consdorf stiegen wir aus dem Bus und schichteten uns in Julots Auto wie in eine Sardinenbüchse, die uns mit eindrucksvoller Beflissenheit in schlängelndem Flitzen zwischen Waldbäumen und über nasses, glitschiges Laub an die Stelle unserer Übungen, vor eine steile Felsenwand brachte. Nachdem wir Rucksäcke und Kochmaterial in trockenem Versteck verstaut hatten, schlang man uns Seile um den Leib, und unser „premier de cordée" begann, die Felswand zu bezwingen, während wir unten kalte Füße kriegten. Dann stand er oben auf



Am Lagerfeuer „an der Wanterbach", Berdorf 1958 — v. l. n. r.: Fränz Müller, Carlo Hemmer, Emile Etienne, Fränz Weidenhaupt.

Copyrighted material

einem sichern Felsplateau, hielt Vorträge über Alpinismus, rief wohlgemeinte Ratschläge hinab an uns, die in den komischsten Verrenkungen wie Fliegen am Steine klebten und die Augen verzweifelt nach oben drehten, von wo man uns freundliche Selbstverständlichkeiten („faß jenen Vorsprung an" — als wäre überhaupt etwas anderes zum Anfassen dagewesen) und fröhliche Aufmunterungen zusandte.

Da hing ich an der fast senkrechten Felswand. „Linke Hand, wo Deine Rechte jetzt ist. Rechtes Knie an die Stelle des linken Fußes. Etwas mehr nach rechts unten tasten", usw. usf. Ich hatte nicht mehr die blasseste Ahnung, wo links, wo rechts, was Knie, was Fuß, Hand bedeutete, verflixte den, der von oben bei Fehlern vergnügt „Pferdchen" rief, und verdächtigte die andern tief unten des Köpfeschüttelns. Da erscholl es auch schon von dort: „Sollen wir unterdes das Essen zubereiten gehen?" Oh, die Frechdachse! Es war zum Heulen. Meine Hände fühlten höchstens noch die Energie zu schlaffem Herabhängen, und mußten stattdessen nichtexistierende Vorsprünge umklammern. „Du bist eben kürzer", tröstete man mich, „es ist keine Unehre, das rettende Seil anzufassen". Auch das noch! Diese Vermutung gab meiner Moral den letzten Stoß. Erschöpft, sehr dreckig landete ich auf der oberen Felsplatte. Die Sicht war wunderbar. Unter uns wogte der Wald, seine buntgescheckten Ballen entrollten sich bis zum Horizont, die runden Wipfel waren ein bewegtes Farbengekleckse in allen Braun-Rot-Gelbschattierungen.

Nach und nach quetschten sich die nachfolgenden „Alpinisten" empor, schwitzend, händeschürfend. Ein blonder Schopf — darunter trotz aller Anstrengungen ein stoisches Antlitz, aus dem eine Pfeife herausstach. Antlitz und Pfeife sahen ungefähr gleich verbissen aus. Überhaupt Pfeifen. Beim Essen, auch später, beherrschten sie das Bild; eine komplizierte, detaillierte, verschnörkelte Pfeifologie wurde da entrollt, erörtert, diskutiert, kritisiert — ich als Mädchen versuchte erfolglos, ein interessiertes Gesicht zu schneiden. Dazwischen brodelte so allerlei. Des Pfeifenrauchers Kenntnisse auf Pfeifengebiet übertragen bei weitem die auf Omelettengebiet, wo das Ergebnis (es war aber immerhin gelb) nur von ihm Omelette genannt wurde. Fränz hängte ein mit Wasser prallgefülltes Plastiksäckchen ins Dornengestrüpp, was logischerweise die Prallheit verminderte; der langersehnte Kaffee fiel zischend ins Feuer, der Sandstein schluckte mit Genuß köstlichen, braunen Kakao, dann griffen wir mit allen verfügbaren Waffen und neuen Kräften die nächste Felswand an.

Sie war steil, erdrückend, 25 m hoch. Sowas nennt sich Anfängerkursus! dachte ich und nahm mir vor, das Wort im Lexikon zu ergründen. Dann preßte ich mich mit Knieen, Händen, Rücken den Kamin hinauf, wobei ich es vermied, die gute, alte Erde aus der Höhe zu betrachten. Hätte ich die Luft nicht so nötig zum Keuchen gehabt, so wäre unserm Leiter etwas zu Ohren gekommen; aber von erster Wichtigkeit war stets nur der nächste Vorsprung, die nächste Spalte, falls es sie gab. Wir zwängten uns auf dem Bauche durch eine waagerechte Spalte, erreichten einen winzigen Vorsprung, auf dem wir uns drängten wie Heringe in der Tonne. Über uns baumelten Marcels Beine um eine rechtwinklige

Copyrighted material



Der junge G. A. L. wird im Fernsehen interviewt am 7. März 1959, v. l. n. r.: Robert Diligent, Nelly Moia, Georges Als, Willy Majerus, Julot Faber.

Kante, hinter welcher noch Ungesehenes harrte. Man merkte den krampfhaft nach Halt suchenden Fußspitzen an, daß ihr Besitzer nervös wurde und machte sich auch auf allerhand gefaßt.

Nun war es an mir, den ganzen Zirkus durchzuturnen. Es war spannend; ich sagte mir fortwährend, „es geht alles vorüber,. es geht alles vorbei", was mir über die winzigsten Vorsprünge hinweghalf, bis ich neben Julot und Marcel angelangt war und nicht einmal mehr mit den Ohren wackelte vor Erschöpfung.

Copyrighted material

Oh, der nächste kletterte wie eine Berggeiß so behend. Ständig erscholl sein „du mou, du mou" für größere Seilfreiheit, was ausgesprochen komisch klang.

Dann hatte Julot die unglückselige Idee mit den blöden Seilleitern, die mir ganz verhaßt sind. Mitten im Kamin pendelte ich halb am Seile, halb an den Leitern, mit deren weichen, nachgiebigen, baumelnden Bestandteilen ich einen ergebnislosen Kampf ausfocht.

Und es kam der Augenblick, an dem wir alle oben angelangt waren. Wo es wiederum ganz natürlich erschien, unbedingt hinab zu wollen. An einer herrlich senkrechten Wand lernten wir «rappelel», 1. das Wort (ich lernte Vokabeln an jenem Sonntag! Piton, toit, mousqueton, du mou etc.), 2. was «rappel» heißt. Es bietet eine perfekte Gelegenheit, sich die Zähne einzuschlagen. Mit verschiedenen Seilen strickte man uns zusammen, befahl uns, mit den Füßen gegen die Kante gestemmt uns mit dem Rücken waagerecht über den Abgrund zu legen. Angenehmes Unterfangen! Dann durften wir uns langsam hinablassen. Es war flott zu schaukeln, sich vom Felsen abzustoßen und dergleichen Künste zu treiben; flott war es jedenfalls auch, nach hinten hinabzusehen und sich einzubilden, das Seil hielte nicht.

Als es danach dunkel wurde, marschierten wir die kurze Strecke nach Berdorf, wo im Bus ein trockener Rest Brot den Weg allen Brotes ging, wobei die Mitfahrer die Ohren voll Alpinismuserlebnisse kriegten. Wieder im trauten Heime, trotz Seufzer von verschiedenen Seiten und einem Halbdutzend grünvioletter Hauptverzierungen, stellte ich fest, daß es ein herrlicher Tag gewesen war, und begann mich auf die nächsten Klettertage zu freuen.

d'Letzeburger Land, 1957

Copyrighted material

Geliebter Regen, Winterschlaf

Was gibt es Friedlicheres, was ist gemütlicher als diese weichen, grauen Winterregenwochen, über die sich alles ärgert? Was wirkt besänftigender als dieser feine Nieselregen, wie er heute wieder niedergeht — niederfädelt — in dünnen, durchbrochen glitzernden Nylonfädchen, beharrlich rieselnd, stetig fließend?

Weiß-silbrig blinkt es am gesprenkelten Fenster, unzählige Tropfen sitzen fest wie Kristallpünktchen, runden und wölben sich, bis sie mit quecksilbrigem Zucken überquellen, überfließen, übergehen in ein abwärts zickzackendes Rinnsal, das alles mit sich reißt in schwindelnder Fahrt. Kinderaugen verfolgen gespannt diese elementare Lektion in Geographie, wo Bäche zu Flüssen stoßen, zu Strömen werden. Das Ohr aber lauscht verliebt dem Rieseln, Fließen, Strömen, dem leisen Plätschern und Glucksen von draußen. Drei- bis viertönig kehren dieselben Gluckslaute wieder, unablässig, und dann das leichte Trommeln... beschwichtigendes Flüstern, süß einschläfernd... Hinter dem nassen Glas weichen alle einstmals Vertikalen und Horizontalen auf, alles verschwimmt weich Grau in Grau, direkt hineinkuscheln möchte man sich...

Wie erschöpfend, wie rastlos ist dagegen Sonnenschein! Blitzend, strahlend, ungestüm ruft er auf zu Taten! Da hält's nicht mehr im Zimmer, da treibt Schönwetter-Klaustrophobie zu jedem Haus hinaus, da rufen plötzliche Farben, da muß sich bewegt werden, und „die Weite lockt", wenn auch nur bis ins Ösling, bis in den nächsten Wald nur. Da will aufdringlich gesehen, geschaut, bewundert werden, bis zur Erschöpfung der Sinne (Trink' o Auge bis zur Trunkenheit), schauen und photografieren muß man, ich komme an den vielen Einladungen nicht vorbei. Denn wie kann man — wir haben ja heuer den März im Januar — die abrupt aufgetürmten Wolkenalpen ignorieren, die blau klaffenden Abgründe des Himmels, die blendende Welt, wie sie auf einmal plastisch und präzise hervorsticht wie im Sommer nie? Erst abends hat man seine Ruhe wieder. „Tout le malheur de l'homme", sagt Pascal, „vient de ne savoir pas demeurer en repos, dans une chambre."(?)

Doch draußen riecht es so gut im Regen. Schwarz und grünspanig glänzen wieder die Baumrinden, wie mit weichem Schwamme werden die Staubkrusten von den bunten, glatten Autos gespült, von den metallisch schimmernden Dächern. Wie schwarzes Filigran stricheln sich die Zweige ab am Himmel (in einer im sommerlichen Laubwerk ungeahnten Vielfalt der Formen), und sogar den Autos verzeiht man abends wieder vieles wegen ihrer Lichterstreifen. Wenn dann die gute, dunkle Erde weich unterm Fuß einsinkt, sie, die monatelang hart geborsten durstete, dann ist es behaglich durch Wald und Feld zu stapfen in hohen Stiefeln, die kühle Nässe in Gesicht und Schläfenhaar, womöglich mit Hund im feucht kräuselnden, warm stinkenden Pelz. Das komische Tier — zuerst hat es recht zimperlich die Pfoten ins Naß gesetzt, mit gerümpfter Gumminase und auf

Copyrighted material

Zehenspitzen sozusagen die Pfützen umgangen, um aber bald hindurchzu„-fetzen" mit vor Dreck starrendem Bauch, den Bart rattennasig spitz verklebt.

Wenn es aber draußen heult und rauscht, gegen die Fenster hagelt und am Hause reißt, dann bange ich um die hohen, alten Tannen in der kargen, felsigen Minetterde — beim nächsten Spaziergang werde ich sie wieder wie umgestürzte Riesen vorfinden, hilflos die Äste absterbend zum Leib hin gekrümmt.

Solange es draußen schläfrig trüb ist, wie glüht es dann im Hause, wie bunt und warm ist das Nest mit Hängematte, Büchern, Musik und — endlosen Schaumbädern mit Buch und Zeitung („Newsweek" ist wie für die Wanne geschaffen, wer aber vermag schon ein Laken wie den „Républicain" oder die „Zeit" überm Schaumberg zu entfalten?)

Man genieße also diese Ruhepause, eh' Frühling und Sommer uns wieder hinauspeitschen aus unsern Nestern. Von mir aus darf es ruhig bis Ostern weiterregnen.

„Singin' in the rain"... nun melden sich natürlich endlich auch „kulturelle" Assoziationen zu Wort. „O doux bruit de la pluie" — warum aber ausschließlich für betrübte Gemüter? „Pour un cœur qui se réjouit"... hat eine überzählige Silbe und reimt zudem nur für Luxemburger. Aber Préverts Barbara lachte im Regen „épanouie ravie ruisselante".

P. S.: „Nomen est omen", falls das Familienmärchen stimmt, demzufolge meine Ahnen aus Nordafrika (!) kommend Spanien und Italien durchwanderten, bevor die Nachkommen in Luxemburg Halt machten, denn „Wasser" heißt auf arabisch „muia" oder „moia". Als Kind wollte ich schon immer eine „Ixe" sein.

d'Letzeburger Land, 8.2.1974

Was heißt hier Besserung!

Wir brauchen Regen, Regen und nochmals Regen! „Meereenche, fal op mech, da wuessen ech!" sangen wir als Kinder. Heute aber wollen alle nur noch braun werden, sich in der Sonne aalen, in der Sonne spazieren gehen, joggen, fahren, oder bei (völlig unbeachtetem!) Sonnenschein fernsehen, in einer Wirtsstube, einem Restaurant hocken — aber die Sonne muß scheinen.

Egal wie tief unser Grundwasserspiegel mittlerweile gesunken ist, egal wieviele Tiere und Pflanzen unter der Trockenheit leiden, egal wie sehr auch die Bauern den blutnotwendigen Regen herbeisehnen — wird sind nun mal eine Gesellschaft von Freizeitlern geworden und wir wollen, daß die Sonne immer scheint. So wie im Sahel, nicht war? Wollen wir wirklich, daß auch hier das kost-

Copyrighted material

bare Wasser selten wird? Nein? Nun, dann höre man doch endlich damit auf — auch und vor allem im Fernsehen bei der Wettervorhersage — Regenwetter zu beklagen und bei Sonnenschein von gutem Wetter zu reden.

Es ist kein gutes Wetter mehr, es ist bedenkliches, bedrohliches, abnormes Wetter geworden in diesen vier trockenen Jahren. Es dauert schon zu lange, dieses Schönwetter — seit dem warmen, schönen Altweibersommer vom September 1988. Seither haben wir in Westeuropa ungewöhnlich oft Ostwind und Hochdruckperioden, die endlos andauern. Der Westwind, früher der normale Luxemburger Wind, ist rar geworden. Weiches, „keltisches" Schneckenwetter, Nieselregen, so erfrischend prikkelnd im Gesicht, milde, feuchte Temperaturen statt trockener, staubiger Luft, sie tauchen nur noch vereinzelt, einen halben Tag lang auf. Das ist nicht gut. Einverstanden, heller Sonnenschein und bunte Farben, Blumen, von der Sonne „geküßt", all das und vieles mehr ist schöner, angenehmer bei „gutem" Wetter. Aber eine egozentrische Touristenmentalität steckt doch dahinter, wenn man nur noch nach Schönwetter verlangt und das Gute und Nützliche am Regen stur ignoriert.

Kein Schnee im Winter, kaum Regen im Frühling (und im Winter), drei lange, zu heiße Sommer schon... Wenn das so weitergeht, werden auch die borniertesten Sonnenanbeter noch einmal um Regen beten, um „le jour où la pluie viendra". (Apropos, in diesem Zusammenhang sei Bücherwürmern das erschütternde Kapitel „Die Dürre" in dem herrlichen Roman „Gösta Berling" von Selma Lagerlöf empfohlen!)

16./17. Mai 1992
tageblatt

P. S. Dezember 1998:
Obiges ist nach diesem verregneten Jahr schwer nachzuempfinden!

Copyrighted material

Yippee, es regnet!

Mit diesem freudigen Ausruf macht man sich ungefähr so beliebt wie mit „Heil Hitler!“ Die Empörung ist groß und allgemein. Gewöhnlich wagt der Exzentriker, der Regenmensch, es gar nicht, den obszönen Freudeschrei zu wiederholen: er bzw. sie könnte gelyncht werden. Denn das Luxemburger Volk scheint nur noch aus Sonnenanbetern zu bestehen, die das Wetter aus der (reichlich begrenzten) Perspektive der Freizeitler/Jogger/Bräunungsbesessenen betrachten, und ihr Haß auf den Regen ist groß. Kaum fallen ein paar Tropfen, so geht das Wehklagen los. Sie stellen sich an, als seien sie aus Zucker, und setzen keinen Fuß mehr vor die Tür. Paradoxerweise sind es gerade die Stubenhocker, die am lautesten jammern; den Naturfreunden, die bei jedem Wetter losziehen, macht der Regen gewöhnlich nicht viel aus — demnach welche Art von Regen fällt, genießen sie ihn sogar.

Da sind z. B. im April die „sweet showers“, die Geoffrey Chaucer schon vor sechshundert Jahren besang, weil sie so belebend wirken nach der Winterkälte. Doch dieses Jahr sind sie uns versagt geblieben; statt dessen litt die Natur unter einem grausam trockenen April, dem trockensten seit 103 Jahren, d. h. seit es überhaupt dergleichen Aufzeichnungen gibt in Luxemburg. Es wehte ein ekliger, kalter Wind aus Osten, aus Rußland, aus Sibirien (!) — ich hasse ihn ja so, diesen Wind (wie die Engländer, die da sagen: „Wind from the east/brings no good to man or beast.“)

Aber der weiche, der bretonische Wind, der feuchte Wind vom Atlantik her, Shelley's „West Wind“ — welch' ein Genuß, im milden Frühlingsnieselregen spazieren zu gehen! „Keltisches Wetter“ nennt es ein Bekannter von mir, und ich liebe es. Am schönsten aber sind die Regenschauer und Sonnenblicke (die „belles éclaircies“) mit gewaltigem Wolkentumult, aufgetürmte, goldweiße Gebirge und, besonders nach einem Gewitterregen, die blank gewaschenen Wälder und dampfenden Wiesen — und erst die Gerüche! Nicht nur ganz Auge muß man da sein, und ganz Ohr wegen der singenden Vögel, sondern fast vor allem — ganz Nase! Eine kunterbunte Aufeinanderfolge von herben und von süßen Parfüms überfällt förmlich den Wanderer, der das Talent eines Patrick Süskind haben müßte, um sie zu beschreiben. Für Milton waren sie etwas Paradiesisches: „... fragrance after showers ...“ (in Evas berühmter Liebeserklärung an Adam).

Am Freitag, den 17. Mai, bescherte uns das Wetter urplötzlich ein paar solche herrliche Stunden. Nach Wochen widerlichster Kälte und Dürre unter bleierner Wolkendecke hüllte auf einmal eine wohlige Schwüle Land und Leute ein (denn der Wind blies seit dem Vortag ENDLICH wieder aus Westen). Dann kam ein erfrischendes, kurzes Gewitter — und danach riß jäh der Himmel auf, und die Sonne strahlte warm auf eine Pracht von grünen Wiesen und Wäldern herab. Wo aber waren da die Menschen, die Sonnenanbeter?! Vor der Glotze saßen sie, denn es war halb acht ...

Copyrighted material

Natürlich wünsche ich niemandem ein verregnetes Pfingsten, natürlich regnete es viel zuviel vorletzten Winter, aber dieser letzte Winter ist ebenso abnorm trocken gewesen wie der vorige zu naß. Warum nur diese verrückten Exzesse in einer „gemäßigten Zone"?! Das Wetter ist ja völlig aus den Fugen. Rekapitulieren wir. Der Sommer 95 war mehrmals viel zu heiß, und besonders die Natur, die Tiere, das arme Vieh auf schattenlosen Weiden litten unter der Gluthitze. Aber auch viele Menschen leiden unter der Hitze — die Alten, die Kranken, die Schwerarbeiter, die Klaustrophobiker hinter Glas ... Ihrer und der Tiere aber gedenken die dämlichen Meteo-Ansager/innen niemals, wenn sie während einer schier endlosen Dürre unerschütterlich von Schönwetter quatschen, als wären wir alle Touristen und nichts als das (und als ob die Tiere nicht existierten). Verständlicherweise erbittert dergleichen die Bauern am meisten, aber alle Naturfreunde ebenfalls.

Rekapitulieren wir weiter. Der dritte Sommermonat, der September 95, war plötzlich kalt, grau und naß, und zwar schon ab dem 26. August. Als die Schule wieder anfing, rückten alle in warmen Pullis und Parkas an, denn es herrschte das reinste Novemberwetter. Am 21. September war der Spuk vorüber, und die nächste Verrücktheit setzte ein, nämlich ein Hochsommer-Oktober. Jäh, am 1. November, fiel dann die Temperatur unter Null (ade, teure Friedhofspracht ...). Bis zu minus sechs Grad hatten wir die erste Novemberwoche, sechs Wochen vor Winteranfang (dem offiziellen zu Weihnachten, der Wintersonnenwende). Diesmal aber dauerte der Winter nicht drei, sondern fünfeinhalb Monate voller dunkler Tage, Kälte, Nebel und Glatteis und — was den wenigsten auffiel — mit sehr wenig Wasser, ob in Form von Regen oder Schnee. Für die meisten herrscht ja schon Regenwetter, wenn der Himmel nur grau ist, auch wenn wochenlang kein Tropfen Regen fällt.

Im März/April war regnerisches Wetter dringend fällig, aber es kamen nur trockene Tage bei oft eisigem Ostwind, und den meisten Menschen gefiel das, weil die Sonne schien. Sollen sie doch in den Sahel auswandern, wo die Sonne immer scheint! Wem glauben sie denn, daß wir unsere satten Wiesen und sprießenden Äcker und kostbaren Laubwälder verdanken, wenn nicht einer Mischung von Sonne UND Regen?! Wasser ist doch lebensnotwendig (und wird weltweit immer knapper — im nächsten Jahrhundert wird die Lage wegen der Überbevölkerung katastrophal werden).

Kurz: tropische Hitze im Sommer, November im September, August im Oktober, Februar im November, 5 ½ Monate Winter, Dürre im April, Dezember im Wonnemonat Mai ... Und seit Wochen sorge ich mich so wegen der Schwalben (genau genommen wegen der Mauersegler). Wo in aller Welt sollen die denn Mücken fangen? Es sind ja keine da wegen der Kälte. Die armen Vögel sausen vergeblich herum oder verkriechen sich in der Maienkälte, und ihre Jungen verhungern in den Nestern. Die Vogelschützer haben es mir bestätigt: von überall her bringen die Leute halbverhungert aufgefundene, total abgemagerte, erschöpfte Mauersegler in die Vogelasyle. Soviel unnützes Leiden.

Copyrighted material

Wir brauchen jetzt endlich viel Regen, obwohl auch darunter die Mauersegler (und die kleinen Hasen?) leiden werden. Aber wir brauchen Regen, milden Regen, denn auch die abnorme Kälte muß endlich ein Ende nehmen.

Nicht nur die Dichter haben den Regen geliebt und besungen, wie D'Annunzio in „La pioggia nel pineto"; Kinder sangen früher (und heute?): „Meerénche, fal op mech/da wuessen ech", oder: „Es regnet, Gott segnet, die Erde wird naß", und Gilbert Bécaud, vor langen Jahren, „Le jour où la pluie viendra", und Gene Kelly: „Singin' in the rain". So laßt auch uns zur Abwechslung ein Liedchen summen im Regen statt zu murren. Seht, wie gleiten sie so genießerisch durch das nasse Gras, die hübschen Schnecken mit ihren bunten Häuschen. Wir sind auf einer Wellenlänge, sie und ich!

tageblatt, 25.-27. Mai 1996

Muß die Meteo so dämlich sein?

Ob die einheimische oder diejenige anderer Nationen, es ist allemal dasselbe Kreuz: die zuckersüß lächelnden Damen und die überaus enthusiastischen Herren Speaker/innen wenden sich exklusiv an vergnügungssüchtige Freizeitler, die partout Gold-und-Blau wollen und sich einen feuchten Dreck um die Bedürfnisse der Natur scheren.

Wir brauchen Wasser, wir brauchen Regen, nicht die furztrockene Kälte, die wir seit langen Wochen haben! April war eine Katastrophe nach dem viel zu langen, kalten, nebligen Winter — gut fünf Monate Kälte und „grisaille". Da sehnt sich natürlich alles nach Sonne und wohliger Frühlingswärme. Aber die trockene Erde und die Pflanzen sehnen sich ebenfalls nach mildem, üppigem Frühlingsregen, und die Bauern halten Ausschau nach den Wolken. (Aber nur noch 3% der Luxemburger Bevölkerung sind Bauern! Die Meteo-Speaker/innen können die also vergessen.)

Von Aprilschauern kein Tropfen dieses Jahr, statt dessen abnorme Kälte nachts und Temperaturen, die Yoyo spielten (was alles andere als gut ist für die Gesundheit vieler Menschen). Aber Hauptsache, die Sonne scheint, also ist alles in Butter bei RTL. Die sollen in die Sahara ziehen. Natürlich hatten die Wolkenbrüche ausgerechnet am Pfingstsonntag ihr Datum denkbar schlecht gewählt, doch die Meteo-Leute mögen endlich aufhören, frohlockend zu verkünden, es herrsche schönes, gutes, weil trockenes Wetter! (Natura und Bauernzentrale dürften einmal einen geharnischten Protestbrief an RTL richten.)

Journal, 7. Juni 1997

Copyrighted material

Des fleurs pour nos papillons!

L'Année du Papillon touche à sa fin. Il ne s'agit pas d'astrologie chinoise ici, mais de la grande campagne européenne qui a eu pour but la sensibilisation des gens quant aux menaces qui pèsent maintenant aussi sur ces créatures délicates, vouées à leur tour à disparaître de nos campagnes, si nous persistons à empoisonner et à détruire celles-ci au moyen de pesticides, d'insecticides et d'asphalte (route et agglomérations).

Ainsi je connais au nord de notre ville un biotope extraordinaire de grands porte-queue (Schwalbenschwanz/papilio machaon), un des papillons les plus magnifiques d'Europe. Mais la zone en question, couverte de fleurs sauvages, sera prochainement «développée», comme on dit, c'est-à-dire transformée en zone semi-commerciale, asphaltisée — et adieu, Papilio machaon! Avec ça il se trouve sur la Liste Rouge des papillons menacés d'extinction.

Pendant des années des promeneurs attentifs ont pu les voir virevolter, tourbillonner et, en couples, monter et descendre en vrilles vertigineuses dans les airs pour venir butiner ensuite, goulûment, sur les fleurs mauves de diverses espèces de chardons. Il y a évidemment aussi d'autres papillons, des petits bleus, des paons-de-jour, des petites-tortues.

On va donc saccager leur biotope, détruire leurs fleurs, leur source de nourriture. De nos jours ce genre de choses se passe évidemment un peu partout en Europe, partout au Luxembourg: les espaces gris (asphalte) s'étendent, les espaces verts (litt.) rétrécissent. On pourrait alors se poser la question suivante: «Ne pouvons-nous offrir quelque compensation aux pauvres papillons pour ce que nous leur prenons en terrains et fleurs sauvages?». Réponse: «Cela serait peut-être possible au moyen de budleia, de beaucoup de budleia, ces arbustes-à-papillons aux grandes fleurs mauves, dont sont si friandes ces bestioles, les superbes «Schwalbenschwänze» en tête!».

Ce que j'en ai vu en Bretagne cet été! Des papillons partout! Ces grands porte-queue si rares chez nous y abondaient, se balançant sur les budleia omniprésents justement qui y fleurissent le long des routes, dans les jardins publics et privés, terrains vagues, ronces et broussailles! Quel enchantement! La Bretagne — le Paradis des papillons! (Plus précisément la Côte d'Emeraude du côté du Cap Fréhel). Et au Luxembourg? Vous en voyez beaucoup, des budleia, dans les jardins? Moi pas.

D'où la proposition suivante: le Ministère de l'Environnement et celui de l'Education nationale, ainsi que le Musée d'Histoire Naturelle, ne pourraient-ils lancer une campagne invitant les Luxembourgeois à planter des budleia dans leurs jardins et incitant les responsables communaux à donner le bon exemple dans nos jardins publics? Et de recommander en outre à ceux qui ont de la place de

Copyrighted material

laisser pousser les jolis chardons mauves dans leurs prairies et jardins. Pour donner une chance à nos papillons, pour nous faire pardonner, un peu, nos saccages de leurs biotopes.

J'aime les papillons parce qu'ils sont l'exact contraire de ce qui me choque et déprime dans le paysage urbain, la vie en ville de nos jours, le contraire de toute cette laideur grossière de formes brutales, d'habitations sans charme, sans fantaisie (plus le bruit infernal qui ne cesse d'augmenter). Par contre les papillons, ces fleurs ailées — «d'Pimpampelen» — sont fins, délicats, d'une exquise harmonie dans les formes et les coloris. Et ils ne font pas de bruit.

Le Républicain Lorrain, 26 décembre 1987

Copyrighted material

Papillons papillonnants

Pauvres petits papillons, bientôt ils ne seront plus nombreux à papillonner dans nos régions.

Cette triste constatation nous parvient à la fin de l'année du papillon, orchestrée par le Conseil de l'Europe, et qui aurait dû donner conscience à tous les Européens de ne pas déranger les biotopes dont ces belles créatures ont un besoin vital et notamment certaines espèces de fleurs écrasées, arrachées, anéanties par le béton envahissant...

Nelly Moia, infatigable et passionnée défenderesse de la faune et de la flore, a bien posé le problème pour le Luxembourg et proposé des solutions simples et valables dans une tribune libre (« Le Républicain Lorrain » du 26 décembre 1987 sous le titre « Des fleurs pour nos papillons »).

Pour sauver certaines espèces de papillons, elle invite nos autorités à lancer une campagne pour que les Luxembourgeois, jardiniers par ailleurs, plantent davantage dans leurs jardins et en bordure de prairies, des budleia, arbuste à papillons aux grandes fleurs mauves. Elles sont jolies et les papillons les aiment. Beaucoup de raisons donc pour les planter. Il faudra simplement y penser. Et, pour y penser, il y a heureusement des amis des bêtes et de la nature, comme Nelly Moia, pour vous secouer un peu et pour ouvrir nos yeux trop désabusés et trop indifférents.

Ecoutez-la: « J'aime les papillons, parce qu'ils sont l'exact contraire de ce qui me choque et déprime dans le paysage urbain, la vie en ville de nos jours, le contraire aussi de toute cette laideur grossière de formes brutales, d'habitations sans charme, sans fantaisie (en plus du bruit infernal qui ne cesse d'augmenter). Par contre, les papillons, ces fleurs ailées, sont fins, délicats, d'une exquise harmonie dans les formes et coloris. Et ils ne font pas de bruit ».

Ce printemps, je planterai beaucoup de budleia dans mon jardin pour le plaisir des « Pimpapelen », comme on appelait les papillons dans mon Dudelange natal, tout comme à Esch-sur-Alzette.

J'espère que vous ferez de même... [...]

« Le fil des jours » de Liliane Thorn-Petit,

Le Républicain Lorrain, 13 mars 1988

P. S. 1998:

Malheureusement j'oubliais, en donnant mon conseil enthousiaste, qu'**avant** d'être des papillons butinant sur les budleia, ces bestioles sont chenilles et chrysalides et ont besoin de plantes et biotopes **sauvages,** p. ex. des orties. Or, c'est ceux-là que nous détruisons partout. Et un jour nos budleia resteront vides — plus de visiteurs papillonnants!

Copyrighted material

Pauvres papillons

La douceur de ces quelques journées incroyables de février 90 en avait réveillé plus d'un. J'ai pu compter quelques beaux Citrons, une Petite-Tortue (sur nos perce-neige), des Paons-de-Jour et deux Robert-le-Diable mordorés. Un de ces Diables s'est même laissé photographier de près.

Ceux-là ont pu se réveiller de leur long sommeil hivernal, ceux-là et d'autres encore ont retrouvé leurs clairières dans les bois inchangées et les lisières réchauffées par un soleil nouveau. D'autres vont faire leur chemin à travers chenille et chrysalide dans les mois à venir pour éclore enfin au printemps, en été.

Mais il y en a qui ne se réveilleront plus, il y en a dont les larves ne donneront plus, au fil des mois, ces métamorphoses extraordinaires. En effet, des bulldozers leur sont passés dessus, leur biotope n'existe plus depuis quelques mois resp. semaines, c'en est fini des fleurs sauvages à perte de vue, où il faisait si bon papillonner. Je veux dire l'espace jadis si merveilleux devant le «Lankholzerbësch» eschois, là où on est en train d'aplatir le terrain pour des bâtisses à hommes, pas pour des biotopes à bestioles, chose de plus en plus anachronique.

Eh oui, inconnu des masses, cet espace, coupé par la Voie Express d'abord, par la Pénétrante ensuite, envahi par la pierraille des hommes — faut bien qu'ils se casent quelque part — c'était une des meilleures «mines» à papillons que j'aie jamais vues. Alors, qu'on me permette de l'évoquer une dernière fois en un bref «In memoriam», car il est triste de ne plus pouvoir traverser la route pour m'y retrouver, à quelques minutes de mon domicile, dans les «mauvaises» herbes et les chardons, où butinaient goulûment des Grands Porte-Queue (Schwalbenschwänze), si absorbés par leur festin qu'ils se laissaient photographier imperturbablement, sous toutes les coutures, à seulement 10 cm de distance! Il y en avait beaucoup, alors que c'est une espèce en voie de disparition, figurant sur la déprimante Liste Rouge; tout au long de l'été on pouvait les voir, deux à deux, dessiner leurs vrilles verticales dans le ciel, en se querellant ou en flirtant, allez savoir (flirter, ça vient de «conter fleurette», une origine étymologique qui ne déplairait certes pas à un papillon).

Dans ces broussailles, herbes hautes, fleurs bleues et mauves, jaunes et roses, chaque pas faisait se lever des Petites-Tortues (Kleine Füchse), des Paons-de-Jour (Pfauen-augen), des Soucis jaunes (Heufalter) et d'innombrables Bleus (Bläulinge). Plus loin, près du bois, c'était l'Aurore blanc-orange et les Diables aux ailes symétriquement déchiquetées. A côté du Hall des Sports et près du bd Charlotte il y avait même — quelle merveille — les rares Cuivrés des Marais (Feuerfalter), d'un orange si vif, de véritables petites flammes au milieu de l'herbe. Tout ça, c'est fini, la Pénétrante a eu raison du dernier Cuivré.

Ouais, voilà donc mon meilleur terrain de chasse (photographique!) bouzillé. Il me reste quelques coins de nos belles ex-minières, où je connais des «adresses» précieuses. Mais là encore pas de veine, depuis que l'une des meilleures, le pauvre «Hutbierg», a été envahi par les hordes de ceux qui étaient trop

Copyrighted material

bêtes pour s'apercevoir de sa beauté avant qu'on ne leur étale de l'asphalte sous les pieds (en saccageant par là le caractère de grandeur sauvage du lieu en question). Et vive le tourisme de masse!

Seulement voilà: il fait fuir les papillons. Ceux-là, si vous voulez les surprendre, les photographier, faut être seul et avancer sur la pointe des pieds. Les masses qui se pressent au «Hutbierg» depuis l'impardonnable construction de l'aberrante piste asphaltisée feront s'envoler les premiers «Schwalbenschwänze» l'été venu, et les autres belles bestioles avec. Non seulement le bruit et l'agitation leur feront prendre le large, mais aussi la destruction de leurs fleurs piétinées par la foule qui déborde... Enfin, voilà encore un petit paradis de perdu. Partout, inexorablement le recul de la beauté, du silence.

Il est vrai qu'il nous reste les papillons prisonniers qui ne peuvent se dérober à nos regards, comme à Grevenmacher. Commer je m'étais réjouie à l'annonce de ce fameux «Jardin de Papillons»! Je m'y précipitai dès que je pus. Et il est vrai, les premiers instants c'est l'enchantement total, on reste là, ébloui, incrédule, avec ces grandes créatures féériques qui s'approchent en planant, en effleurant votre visage dès l'entrée. Que c'est beau! Mais ensuite, c'est vite l'amer désenchantement: l'endroit est beaucoup trop petit, il ne saurait d'ailleurs jamais être assez grand. Tec-tec-tec — partout les pauvres prisonniers se heurtent au plafond, aux parois, aux vitres impitoyables, jusqu'à se traîner par terre finalement, épuisés.

C'est qu'un papillon a besoin d'air, d'espace, d'énormément d'espace même. En liberté ils volent vite et haut, même nos petits Européens s'élancent en un rien de temps par-dessus la cime des arbres.

La papillon, c'est la liberté faite fleur et couleur et légèreté sans entraves. Tel «Schwalbenschwanz», je l'ai vu monter devant une paroi rocheuse de 20 m en quelques secondes de vrilles vertigineuses. Tel Aurore, je l'ai poursuivi en courant (!) toute la largeur du «Lankholzerbësch» aller-retour (car il fit demi-tour arrivé au bout) et cela sans le rattraper. Et c'est un petit papillon avec ça, l'Aurore. Alors, ces grands tropicaux, quelles hauteurs ils doivent pouvoir atteindre, quels envols majestueux prendre — en liberté! Il vaut mille fois mieux suivre ces beaux mouvements dans un bon documentaire que d'assister aux zigzags étriqués des pauvres prisonniers de zoos.

Et puis, quelle dégradation aussi: la «fleur volante» réduite à ça, à une attraction touristique qui rapporte... Avant de les faire crever tous dans la nature, nous les forcerons encore quelque temps à «rapporter». Ça nous ressemble.

tageblatt, 3 mars 1990

Copyrighted material

Papillons à Luxembourg 1932

La grande pelouse du parc est splendide par ces matinées claires que nous devons sans doute à une magistrale inadvertance de Celui qui fait la pluie et si rarement le beau temps...

Nonchalamment affaissée, elle étale sa langueur féminine au milieu d'un écrin de verdure sévère et semble heureuse de la suave mollesse de ses lignes engourdies dans une torpeur divine. L'herbe peu haute est drue et fraîche malgré la canicule, et toutes les fleurs de l'été y amalgament leur harmonies. Celles qui aiment la société se sont amenées là par colonies entières, s'avancent par processions et tracent sur le fond vert des dessins capricieux aux couleurs chaudes qui rappellent celles des tapis d'Orient. Les autres, moins sociables, se sont installées çà et là, un peu partout et font scintiller à qui mieux des étoiles d'or, de pourpre ou d'azur.

Et sur tout cela, les vibrations blanches de la lumière.

Et dans la lumière blanche le vol innombrable des papillons.

Des nuées de papillons. Tantôt leur cortège compact et immatériel danse une ronde inquiète au-dessus des herbes, tantôt leur bande espiègle s'égaille et s'en va, de tous côtés, suspendre des lambeaux de soie jaune aux collerettes des marguerites et piquer des taches blanches dans la pourpre des trèfles. Un bal de papillons, une fantasia échevelée et pacifique.

[...]

« Les Chroniques de Jean-Marie Durand » (alias Léon Thyes) Editions apess
(Il s'agit du parc municipal de Luxembourg-Ville). Titre original: Pour nos petits.

P. S. 1998:
Ce n'est plus dans les parcs d'aujourd'hui qu'on peut avoir de telles visions: des nuées de papillons! Les pelouses propres de notre époque n'invitent plus les papillons à venir danser...

Copyrighted material

Das waren noch Zeiten . . .

. . . als ein Fußgänger in Luxemburg unbehelligt seines Weges ziehen durfte in den schönen Wäldern und, mit Goethe, von einem typisch friedlichen Spaziergang sagen konnte: „Ich ging im Walde so vor mich hin . . .". Heute würde Goethe schreiben: „Ich sprang im Wald / an den Wegesrand / denn vor sich hin / preschten die Mountainbikes".

Das Ende der friedlichen Spaziergänge und der Waldesstille läuteten vor ca. 18 Jahren die Motorräder ein (sie taten zwar alles andere als läuten!). Genau genommen waren ihnen schon die Jogger vorangegangen, d. h. vorangehetzt: die ahnungslosen Spaziergänger wurden plötzlich aus ihren Gedanken aufgeschreckt durch ein völlig ungewohntes Keuchen im Nacken, so daß besonders die Frauen sich schon die Opfer eines „Sexmaniac" wähnten, ehe der Spuk mit verbissenem Gesichtsausdruck vorbeihastend den Blick freigab auf ein harmloses Hinterteil (gew. ein recht fülliges in grellen Farben).

Die ersten Jogger nervten die Spaziergänger, aber die Spezies war auszuhalten: sie machten (außer besagtem Keuchen) keinerlei Lärm und stanken nicht — bloß ein vorüberwehender Schweißgeruch — im Gegensatz zu den bald darauf unsere Wälder heimsuchenden Motorradfahrern, die mit ihren Abgasen die Luft und mit ihrem Krach ganze Täler und Waldgebiete akustisch verseuchten. Gegen sie setzten sich Naturfreunde und Gemeindeväter vereint zur Wehr. Fazit: sie konnten mehr oder weniger erfolgreich aus den schönsten Erholungszonen vertrieben werden, bes. im Minett.

Dort waren Wald und Flur aber mittlerweile zunehmend erfüllt worden vom Knallen der allgegenwärtigen Schießstände. Von Rümelingen über Kayl und Schifflingen bis Esch ballert es in die ehemalige Waldesstille, die ungestört herrschte, ehe die Luxusbürger „en masse" soviel Geld für teure Schießknüppel ausgeben konnten. (Ein Leckerbissen für akustische Masochisten ist das Ballern an einem Sonntagmorgen in der Naturschutzzone Ellergronn!). Dazu kommen in dieser Jahreszeit die charmanten „Klappjuegden", die überhaupt nicht in Naherholungszonen gehören.

Motorräder, Gewehre, Munition, Sportskleidung sind allesamt nicht eben billig — Pferde auch nicht ... Aber man kann sich's leisten, und der Spaziergänger, dessen Geduld zunehmend strapaziert wurde, lernte ebenfalls, vor berittenen Pferden zur Seite zu springen. Waren Roß und Reiter vorbei, durfte er in Pferdeäpfel treten oder in aufgewühlten Schlamm. Wieder hieß es kämpfen um eine Ruhe und Ungestörtheit im Wald, die für Generationen von Luxemburgern selbstverständlich gewesen waren.

Kaum aber war man stellenweise die Reiter losgeworden, da brach die Horde der Mountainbikes über uns herein. Et merde! Die hatten uns gerade noch gefehlt.

Copyrighted material

Zuerst, als es nur eine Handvoll von ihnen gab, konnten die Spaziergänger noch an eine gütliche Koexistenz auf den schmalen Waldwegen glauben. Naiv nahmen sie den Bikers auch ihre Beteuerung großer Naturliebe ab. Vor allem waren sie froh, daß diese Zweiräder weder Krach noch Abgase verbreiteten, und freuten sich darüber, daß die Jugend ihre Muskeln trainierte, statt vor dem Fernseher zu hocken oder sich faul motorisiert herumtragen zu lassen, und das alles in der frischen Luft — der Anblick machte echt Freude! Wie gesund diese Sportart wirklich ist, wird aber erst die Zukunft zeigen: in puncto Wirbelsäule steht da so manchem (wie auch den Krankenkassen) vielleicht eine böse Überraschung ins Haus.

Angenehm an den Mountainbikern ist mittlerweile, daß sie fast alle — auf gut luxemburgisch — „vu Frëndlechkeet vrecken!" Tatsächlich. Das geht von einem Ende zum andern des (dauernd gestörten!) Spaziergangs nur so: „Pardon! — Merci! — Entschëllegt! — Et kommen der nëmmen nach véier!" (usw. usf.), alles mit dem sonnigsten Lächeln. Entweder besteht da ein genetischer Zusammenhang zwischen Heiterkeit des Gemüts und Liebe zu den Mountainbikes, oder aber es hat sich herumgesprochen, daß es diesen Bikern ebenso ergehen könnte wie den andern, den motorisierten. Schon protestieren die Jäger. Wenn da noch die vielen Spaziergänger, die Rentner hinzukommen...? Also nur taktische, gespielte Freundlichkeit? Wer weiß. Ist mir mittlerweile auch egal. Ich bin den Zirkus satt! Denn ich bin es, die mit dem Kopf in den Dornenbusch am Wegrand gerät, nicht der freundliche „Pardon"-Sager auf dem Zweirad. „All Ursaach!" müßte man ihm erwidern, denn er ist schließlich der Störenfried auf Wegen, die vor langen Jahren für Fußgänger angelegt wurden, und oft genug von Fußgängern überhaupt erst getreten, geformt wurden. Und jetzt müssen ausgerechnet sie sich dauernd stören, zur Seite drängen lassen!

Das kann nicht so weitergehen. Die Gemeindeväter und -mütter sind gefordert. Uns Ruhe suchenden Wanderern wird einfach zuviel zugemutet. Wenn im überbevölkerten Minett der gestreßte Stadtmensch die herrlichen „Paradiese aus Menschenhand" aufsucht, als da sind die rotfelsigen „ex-minières" des „Lallénger-bierg", die Umgebung der „Léiwfrächen" von Kayl, das wunderbare verwilderte Labyrinth der schmalen Pfade auf dem Schifflinger Berg oder im Wäldchen des Escher Ostbergs, so ist es doch unerhört, wenn er, der ruhige Naturfreund, der noch die Blumen am Wege sieht, dort von den (dafür blinden) Rasern förmlich überfallen und schließlich verjagt wird. Einige meiner Freunde im Minett fahren jetzt sonntags in die Nommerlayen, verschwenden Benzin und Zeit, wo sie doch viel lieber im Minett gewandert wären. Aber auch im Müllerthal macht sich das Problem bemerkbar. Auf den schmalen, abschüssigen Pfaden sind Unfälle (womöglich Schlägereien!) vorprogrammiert. Wollen die Verantwortlichen für Tourismus das?

Eine Lösung ist schwer zu finden. Man müßte den Bikern eine riesige Achterbahn irgendwo bauen (!). Vielleicht würden sie dann die Natur in Ruhe lassen, die für sie doch nur Kulisse ist. Oder aber: warum könnte man nicht eine zeitliche Begrenzung der Mountainbike-Raserei anstreben? Das wäre ein Kompromiß... An schulfreien Nachmittagen könnten sie die Hügel rauf- und

Copyrighted material

runterstrampeln, aber montags, mittwochs-, freitags- und sonntagsnachmittags wären die Waldwege „bike-frei"! Das wäre ein bißchen Gerechtigkeit gegenüber unsereins.

P. S.: Wer zum Teufel hat damals das Rad erfunden?!

tageblatt, 18. November 1995

P. S. 1998:

Der Gerechtigkeit halber — es gibt nicht nur von „Performance" besessene Biker, es gibt echte Naturfreunde unter ihnen. Immerhin hat ein Mountainbiker, Guy van Hulle, „La fin des chemins de terre… rouges?" geschrieben, (in diesem Band enthalten).

Copyrighted material

Nur etwas schneller (!)

Den Spaziergängern, die sich über die zunehmende Belästigung durch Mountainbikes beklagen, empfiehlt der Biker vom 2. Dezember (Leserforum), tolerant zu sein, denn die Biker seien schließlich ebenfalls „Spaziergänger" (sic), „nur etwas schneller" als die ohne Räder...

Was für ein Argument! Abgesehen davon, daß die Biker nicht „etwas", sondern sehr viel schneller sind als die Fußgänger, ist es ja gerade ihre Schnelligkeit, die alle Belästigungen verursacht! Wären die Bikes nicht so schnell, so müßten sie die Spaziergänger ja nicht dauernd überholen und zur Seite drängen. Zudem treten sie immer mehr in Horden auf (sogar über 20 Stück!)

Übrigens: Würden die Biker dieses Argument akzeptieren, wenn sie selbst die langsameren Wegbenutzer wären und schnelleren Sportlern weichen müßten? Wenn z.B. Motorräder oder gar Jeeps ihnen so mitspielen würden wie sie den Fußgängern — mit dem Argument, sie seien ja „nur etwas schneller"!

tageblatt, 9. Dezember 1995

Die Toleranz des Moutainbikers

Die Antwort des Mountainbikers an den Spaziergänger (s. Leserforum v. 2. Dez.) handelt zu 90% von Dingen, die nichts mit dem Thema zu tun haben: Tatsache ist, daß ruhesuchende Spaziergänger auf Waldwegen besonders im Minett und ganz besonders in den dortigen schönen „ex-minières" immer häufiger von Mountainbikers gestört werden, denen sie ausweichen müssen. Zu diesem Kern der Sache kommt der Schreiber erst in den letzten paar Zeilen, wo er den Belästigten schlicht und einfach „Toleranz" abverlangt!

Der Herr Mountainbiker macht es sich wirklich sehr einfach. Ihm zufolge sind die Spaziergänger intolerant, wenn sie sich dagegen wehren, dauernd vom Wege abgedrängt zu werden; auf schlammigen, von Bikes aufgewühlten Pfaden auszurutschen; auf Steilabhängen ebenfalls, von den Bikes glatt poliert; ganz zu schweigen von den Treppen aus Erde und Geröll, welche die Fußgänger geduldig an abschüssigen Stellen bauen (z.B. bei der „Schwebenden Lärche" am Brucherberg), und welche die darüber hinabpreschenden Bikes wieder kaputt machen.

Wo bleibt da die Toleranz der Biker? Ist es denn „tolerant", die Fußgänger zu zwingen, sich ins Gestrüpp am Wegesrand zu „verdrécken"? Mir ist das (mit Hund) kürzlich an einem Sonntagmorgen in der Nähe der „Léiwfrächen" binnen

Copyrighted material

einer einzigen Stunde fünfmal passiert. Und jedesmal waren es ganze Horden von Bikern, die vorbeisausten. Da bleibt von einem beschaulichen Spaziergang und von Entspannung nicht mehr viel übrig für den Fußgänger. Dabei sind die Spazierwege doch zum Spazierengehen da, wurden für Spaziergänger angelegt; die Biker sind Eindringlinge, die sie als Rennpisten mißbrauchen, zweckentfremden!

Dem Biker vom 2. Dezember zufolge sollen die Fußgänger sich einfach alles gefallen lassen, die Störenfriede aber brauchen sich kein bißchen zu genieren. Oder finden sie sich etwa schon tolerant, wenn sie unsereins nicht über den Haufen rennen?! Auf den Vorschlag einer gütlichen, zeitlichen Regelung geht der Herr Biker mit keiner Silbe ein. Warum? Haben die Mountainbiker in dieser Debatte wirklich keinen besseren Vertreter?

tageblatt, 15. Dezember 1995

Copyrighted material

L'athée, le chrétien et la nature (*)

En tant qu'athée et amie de la nature simultanément, je tiens à vous dire que j'ai très peu apprécié certaines implications et allusions contenues dans un vers du poême de «Alpha Dreizehn», à savoir: «als die großreichen Kapitalisten-Atheisten zu beten begannen» (Kéisécker 2/76). Cet amalgame athéisme et exploitation/pollution de l'environnement n'est pas «fair», n'est pas à sa place dans le «Kéisecker». L'athéisme n'a rien à voir avec la pollution de la nature. Le contraire serait plutôt le cas. Dieu (!) sait s'il y a (resp. qu'il y a) d'innombrables capitalistes chrétiens... en ce juin 1976, je pense par exemple à la «Democrazia cristiana» italienne, soutenue par l'Eglise catholique, et à l'état scandaleux de la nature et de l'environnement en Italie. Pour ne citer qu'un exemple entre mille. J'aimerais aussi attirer l'attention de «Alpha Dreizehn» sur le fait que la seule religion **athée** du monde, le bouddhisme, insiste essentiellement sur la protection de la nature et des animaux et sur la fraternité de l'homme avec tout ce qui vit. Cela par contre n'est justement pas le cas pour le christianisme. Ce qui m'amène à ma deuxième critique.

A propos de la page consacrée à l'article «Ecologia et ecclesia», il n'est qu'humain que les chrétiens essaient maintenant de se disculper dans le domaine des rapports homme-nature. Ils semblent cependant à court d'arguments (pour cause), en tout cas l'article dans le «Kéisecker» en est totalement dépourvu. Ce n'est quand même pas en exhibant maintenant quelques écologistes chrétiens qu'on peut espérer effacer deux mille ans d'influence culturelle néfaste à la nature! Parmi ces chrétiens qui découvrent soudain les droits de la nature, il y en a d'ailleurs aussi qui accusent justement le judéo-christianisme de les avoir ignorés, ces droits, dans ses textes, principes et faits pendants des millénaires. Cf. le professeur catholique américain L. White Jr. cité dans «la Bombe P» de Paul Ehrlich (Fayard): «... les origines de nos maux sont religieuses», à savoir (selon lui) l'abolition par les chrétiens de l'animisme «païen» de la nature, qui peuplait les forêts et les rivières de dryades et de nymphes et les faisait respecter, vénérer par ce biais (entre autres).

Le judéo-christianisme par contre est centré sur Dieu et l'homme, sur **leurs** rapports, la nature et les animaux n'ayant été créés que dans le but exclusif de SERVIR l'homme et d'être exploités par lui. C'est cet enseignement, exprimé on ne peut plus clairement dans la Genèse, qui a marqué à travers les siècles l'attitude chrétienne en face du monde nonhumain. Je ne citerai que ces commandements **essentiels** aux religions basées sur la Bible: «Remplissez la terre et **l'assujettissez**; et **dominez** les poissons de la mer, les oiseaux du ciel et tout animal qui se meut sur terre.» (Genèse). Ou encore: «Que la terreur de l'homme règne parmi les oiseaux du ciel et les animaux de la terre» (Genèse). Thème repris dans

(*) Lettre au „Kéisecker"

Copyrighted material

le message du Pape (qui, entre parenthèses, a encore son premier mot à dire au sujet de l'abominable massacre des oiseaux migrateurs en Italie chaque année) à la fin de l'Année de la Protection de la Nature: « L'homme est destiné à **dominer** toutes les créatures! » Ni Jéhovah ni Jésus (à l'encontre d'un Bouddha) n'ont jamais trouvé une seule parole ayant trait à de quelconques droits des animaux ou de la nature.

C'est **cette** attitude d'exploitation absolue et d'indifférence à leur détresse qui a été le message biblique propagé et écouté tout au long des siècles (et qui choqua tellement l'athée Schopenhauer), **et non pas** quelque vers biblique positif à cet égard, mais enfoui dans la masse des vers bibliques et **ignoré** par tout le monde. Il est connu, après tout, qu'on peut tout faire dire à la Bible avec ses quelque 50 000 passages ambigus et contradictoires, qu'on peut y trouver des citations à l'appui de n'importe quelle thèse. (A part le fait que le nombre de catholiques dans notre pays qui connaissent leur Bible doit se compter sur les doigts d'une main.) Ce n'est donc pas le contenu de la Bible qui est pertinent, mais ce que les chrétiens en ont **fait**, les passages qu'ils ont **choisi** d'appliquer. Il est aussi dit dans la Bible « Vous les reconnaîtrez à leurs fruits ». Ben, y a pas à s'en vanter. En un mot, nier la culpabilité du judéo-christianisme dans le rapport homme (dominateur)-nature (asservie) revient à nier de simples faits. La tactique n'est pas à rejeter pour autant, bien sûr, vu l'ignorance des masses côté faits (surtout historiques et religieux) (!).

(Je me permettrai encore de renvoyer ceux que le sujet intéresse à un article que j'ai pu publier dans le « Letzeburger Land » le 18.1.74, intitulé « Die Christen und die Tiere ».)

Kéisecker 3/4, 30 juin 1976

Copyrighted material

Der M.E. und die Demographie

(Briefe)

Esch, 29.4.1986

1) Eben flattert mir das Blatt des Luxemburger „Mouvement Ecologique“ (Ökol. Bewegung) (bin Mitglied) mit der Einladung nach Würzburg ins Haus. Ich habe das Programm der diversen Foren im Mini-Druck aufmerksam studiert, aber sogar bei Forum III, letztes Thema („Hunger und Umwelt — Sahelzone/Äthiopien/tropische Regenwälder“) einen Hinweis auf die Bevölkerungsexplosion vermißt. Daß sie „Die Wurzel allen Übels“ ist, können Sie nicht nur in Ditfurths „Apfelbäumchen“ nachlesen, sondern in vielen, vielen ebenso guten Sachbüchern. Kein ökonomisches System, auch das allernetteste, menschen- und naturfreundlichste, vermag auf die Dauer Schritt zu halten mit einer Menschenvermehrung, die mehr als 200000 Einheiten pro Tag beträgt. Und solange das nicht klar und deutlich aus dem Umweltschutzbewegungsgerede hervorgeht, vermag ich leider nicht mehr, dergleichen noch ernst zu nehmen. Mir langt es, daß immer nur an den Symptomen herumgedoktert wird, während aus ideologischen Gründen, ob ab Catholica oder aus Linkskreisen, die Wurzel allen Übels ignoriert wird.

Hochachtungsvoll,

N. Moia

---

2) „Allgemein wird der starke Bevölkerungszuwachs in den Ländern der Dritten Welt als Hauptgrund für die Zerstörung der Regenwälder genannt: der Mangel an Brennholz und Ackerland sei bestimmend. Die Wichtigkeit dieses Faktors soll hier nicht geleugnet, sondern relativiert werden, und es soll angedeutet werden, inwiefern unsere Konsumgewohnheiten auf direkte und indirekte Weise den Lebensraum anderer zu zerstören verhelfen.“

de Kéisecker 5/87

3.2.1988

Was heißt hier „relativieren“ und „nicht leugnen“, wenn der betreffende Faktor einerseits der Hauptgrund des Hungers und allgemeinen Elends in der Dritten und Vierten Welt darstellt, zusammen mit der deshalb (=Bevölkerungsexplosion) galoppierenden Verwüstung der Natur (wortwörtlich), andererseits aber der „Kéisecker“ dies noch kein einzigesmal erwähnt hat (außer nun in diesen paar Zeilchen) und dieser „Wurzel allen Übels“ (H.v. Ditfurth!) noch keinen einzigen „article de fond“ oder sonstigen Raum in seinen Seiten gewidmet hat. Es sind immerhin keine Vollidioten, sondern Männer wie Bertrand Russell und Ditfurth, u.a., die seit längerer Zeit auf diese katastrophale Verflechtung zw. der demographischen Entwicklung und ihren Folgen hinweisen/hingewiesen haben. Sie sind Rufer in der Wüste geblieben, wegen einerseits

Copyrighted material

des unheilvollen Einflusses der (bes.) kath. Kirche und, neuerdings, wegen gauchistischer Borniertheit, die in allen Bestrebungen, in der 3. + 4. Welt eine vernünftige Geburtenregelung zu fördern, nur „genozidlüstigen", amerikanischen Imperialismus sieht. Es ist an der Zeit, daß der „Kéisecker" das Problem, das größte und schwierigste unserer Zeit, endlich in mehr als 3-4 Zeilen behandelt. [. . .]

Ihr könntet wenigstens H. v. Ditfurths Bestseller vom „Apfelbäumchen" vorstellen und dabei jenes Kapitel (über die Bevölk.expl.) eingehend behandeln.

Fünf Milliarden sind
vier *zu viel*



Bevölkerungsreduktion
ist der beste Umweltschutz.
AHRIMAN-Verlag

Copyrighted material

Vorbemerkung:

Die Bevölkerungsexplosion ist das größte Unheil der Welt. Nichts bedroht ihr (Über)leben mehr. Sie ist „die Wurzel allen Elends" (Hoimar v. Ditfurth) — **die** Katastrophe schlechthin.

Der Westen hat sie verschuldet — wegen des unheilvollen Einflusses seiner Kirchen, und vor allem derjenigen, die zugleich ein Staat ist, der katholischen.

Sie heißt Hase

Und weiß von nix. Nämlich die Katholische Kirche von der Bevölkerungsexplosion. Wäscht sich die Hände in Unschuld. Hat gar nichts mit der Sache zu tun (!). Siehe den Leitartikel im L. W. vom 15. Januar. Worauf stützt der Schreiber seine Behauptungen? Auf das Pseudo-Argument, die Dritt-weltländer seien kaum von Katholiken bevölkert, und das päpstliche Verbot von Pille und Abtreibung gelte nur für Katholiken.

Zwischenbemerkung: Die dürfen also verhungern? Es ist erlaubt, die ins Elend zu stürzen, in den Hungertod zu treiben? In Lateinamerika z. B.?

Jedenfalls: Implizit gibt Herr Z. zu, was jedermann sowieso weiß, nämlich daß mangelnde Empfängnis- und Geburtenverhütung, aus welchen Gründen auch immer, zur Überbevölkerung und Verarmung eines Landes führen. In andern Worten: Nicht-Katholiken haben direkt Glück, wenn sie nicht auch noch mit Papst und Kirche zu tun haben in ihrem Bemühen, das demographische Problem in den Griff zu bekommen. Ein Umdenken hat eingesetzt bei manchen Drittwelt-Politikern, die noch vor kurzem natalistische Reden hielten. Gut also, wenn die nicht mit dem zähen Widerstand der Catholica im eigenen Land zu rechnen brauchen.

Aber: Die braucht ja gar nicht vor Ort zu sein, um ihren unheilvollen Einfluß auszuüben ! Es genügt, daß sie im Westen an den Schalthebeln der Macht sitzt, öffentlich oder in den Kulissen, um den Fortschritt auch in den nichtkatholischen Ländern nach Kräften aufzuhalten. Sie tut es seit Generationen, und damit kommen wir zum Kern der Sache. Doch dazu müssen wir einen Blick in die Vergangenheit tun, denn die demographische Katastrophe ist nicht von heute.

„Vorgestern" aber, als es galt, den Anfängen zu wehren, den Hebel herumzuwerfen — (und es gab warnende, aufklärende Stimmen genug!) — da wurde die Gelegenheit verpaßt, der entscheidende Einsatz verzögert, verhindert, aufgehalten, Generationen lang, und zwar wesentlich durch die Religion, durch die christlichen Kirchen. Warum? Wegen ihrer Sex- und Frauenfeindlichkeit, darum. Jetzt haben wir die Bescherung, jetzt ist es zu spät. Die überzähligen Milliarden sind da.

Copyrighted material

Doch nun der Reihe nach, wie wir es so herrlich weit gebracht haben. Während Jahrtausenden wuchs die menschliche Bevölkerung nur langsam. Vor 200 Jahren gab es auf der ganzen Welt noch nicht einmal so viele Menschen wie heute allein in Indien, denn ungezählte Menschen starben frühzeitig an Hunger und Krankheit. Noch Mitte des 18. Jh. erreichte z.B. in Europa die Hälfte der Kinder das 15. Lebensjahr nicht. Wenn also eine Frau 10 Kinder gebar, so hieß das noch lange nicht, daß sie und ihr Mann deren zehn ernähren und aufziehen mußten, oder daß nach einer Reihe von Jahren zehn Arbeitsplätze benötigt wurden.

Dann aber begannen die Zahlen zu wachsen, immer mehr, immer schneller. Weniger Menschen erkrankten, viel weniger Kinder starben. Was war geschehen? Der wissenschaftliche Fortschritt war geschehen, besonders der medizinische, nach anderthalb Jahrtausenden Stagnation. Mörderische Seuchen wurden nun ausgerottet, Cholera und Pest verschwanden nach und nach aus Europa, viele Krankheiten konnten geheilt oder verhindert werden durch neue Arzneien und Operationen, durch Impfung und Vorbeugung (bes. durch verbesserte Hygiene). Die Industrialisierung, welche die Lebensbedingungen allgemein, und der landwirtschaftliche Fortschritt, welcher die Ernährungslage verbesserte, trugen das ihre zu den fallenden Sterblichkeitsraten bei, denn ein starker, wohlgenährter Körper widersteht Krankheitserregern eher als ein vom Hunger geschwächter (s. die Drittwelt-Zustände heute oder, eben, das Elend unserer Vorfahren, denn bis ca. 1830 lebten 90% der Europäer in größter Armut, und jede Mißernte hatte Hungersnöte zur Folge).

Da nun also die Menschen nicht mehr starben wie die Fliegen, die Kinder in Scharen heranwuchsen, und immer mehr Nahrungsmittel und Arbeitsplätze benötigt wurden, begann man den Zeitpunkt vorauszusehen, wo diese knapp würden trotz Industrialisierung und massiver Auswanderung nach Übersee (ein Ausweg, der den Massen der Hungerländer heute abgeschnitten ist). Krankheiten und Hunger dezimierten die Menschen nicht mehr, also mußten ihre Zahlen anders begrenzt werden, nämlich schmerzlos vor Lebensanfang (statt grausam durch viel Sterben), in andern Worten durch Empfängnisverhütung.

Die Geschichte der Empfängnisverhütung ist alt. Schon 3000 v. Chr. experimentierte man in China damit, und Kleopatra stand im Ruf, eine Expertin auf dem Gebiet zu sein. Die christliche Zivilisation, die auf die Antike folgte, aber war fanatisch natalistisch; eine plausible Theorie sieht sogar in den verfolgten „Hexen" jene weisen Frauen, die andere Frauen vor ungewolltem „Kindersegen" schützen wollten (durch Zaubersprüche, angeblich kontrazeptive Mittel, usw).

Anfang des 19. Jahrhunderts aber erfolgte ein Durchbruch auf dem Gebiet dank der Erfindung der Vulkanisierung, der Umwandlung des Kautschuks in Gummi, was zur Produktion besserer Kondome als bisher und damit zu ihrer raschen Verbreitung führte. Dies zog eine drastische Abnahme der Kleinkindsterblichkeit nach sich... Wir dürfen nicht vergessen, daß vor der Entwicklung der Geburtenkontrolle viele Neugeborene getötet wurden, wenn ihre Eltern sie nicht aussetzten (was gewöhnlich auf dasselbe hinauslief). Siehe „Hänsel und Gretel",

Copyrighted material

siehe Gretchen in Goethes Faust. Ja, die gute alte Zeit und das sündige Heute! Würden z. B. heute proportional ebensoviele Babies in Paris ausgesetzt wie im 18. Jh. (vor der Revolution), so würde man ihrer pro Jahr ca. 70000 auf den Straßen finden ... !

Wenn man bedenkt, daß ausgerechnet ein Mittel, das Kondom, das soviel Elend ein Ende setzte, vom Papst und seiner Kirche als Sünde verteufelt wird, merkt man — (wenn man's bis dahin noch nicht bemerkt hat) — wie wahnsinnig die Sexualmoral dieser Kirche ist. Sie „kämpft gegen den Verstand", um Herrn Z's. Formulierung zu benutzen, wenn sie z.B. vor allem die Knaus-Ogino-Verhütungsmethode empfiehlt, das beste Mittel (sozusagen), um geistig behinderte Kinder zu zeugen. Sie ist menschenfeindlich, wenn sie jede Abtreibung verbietet, denn die Legalisierung der Abtreibung senkt nicht nur die Zahl der Hungertoten (in den unterentwickelten Ländern), sondern die Müttersterblichkeit allgemein. (Aber Frauenleben haben dieser Kirche noch nie viel bedeutet.)

Zurück zu den Anfängender modernen Geburtenkontrolle

Technisch war es zwar nun möglich geworden, vernünftige Wachstumsraten, ein gesundes demographisches Gleichgewicht herzustellen, doch moralisch, da steckten die Führungskräfte der Nationen noch im finstersten Mittelalter, da stemmten sich die christlichen Kirchen mit der ganzen Macht ihres den Teufel in der Hölle heraufbeschwörenden Psychoterrors gegen die Neuerung. Ihre Schlagworte lieferte eine sex- und frauenfeindliche Bibel, derzufolge die Weiber 1. den Männern zu dienen und 2. in Schmerzen zu gebären haben, basta. „Tota mutier in utero" bekräftigte die Kirche. „Kinder-Küche-Kirche" hatten das Leben der Frauen zu bestimmen, zu begrenzen.

Der Kampf gegen „Gottes Wille" war nicht leicht, der Kampf gegen den Klerikalismus ist es noch nie gewesen. Bezeichnenderweise rebellierte man in protestantischen Landen zuerst. Doch wer kennt sie noch, die Pioniere, denen wir soviel verdanken? In welchen Schulbüchern stehen ihre Namen? Marie Stopes, deren ambulante Verhütungsklinik von einem Katholiken in Brand gesteckt wurde; Margaret Sanger, die Zeit ihres Lebens gegen bes. den katholischen Natalismus zu kämpfen hatte; John Stuart Mill, der spätere große Philosoph, der als 19jähriger verhaftet wurde, weil er in den Slums Aufklärungsmaterial über Verhütung verteilte; Bertrand Russell, der noch 1940 seinen Lehrstuhl an einer amerikanischen Universität verlor wegen der klerikalen Hetze gegen sein Werk „Marriage and Morals", in dem er schon 1929 auf die dringende Notwendigkeit der demographischen Kontrolle hinwies.

Der Kampf war zäh, Politik und Religion stützten sich gegenseitig und verlangsamten diesen doch so dringend notwendig gewordenen Fortschritt so lange und so erfolgreich, daß er 1. in Europa lange Zeit kaum vom Fleck kam und 2. in der Dritten Welt überhaupt nicht Fuß fassen konnte.

Copyrighted material

Dort waren unterdessen zuerst im Zuge des Kolonialismus und danach, in unserer Zeit, im Rahmen der Entwicklungshilfe, die westlichen Impfstoffe und Arzneien, Hygienemaßnahmen und Technologien angelangt und hatten begonnen, auch dort die Sterblichkeitsraten (bes. von Kindern) zu senken. Aber während der Westen — bis heute! — mit der einen Hand Impfstoffe, Nahrungsmittel und Medikamente austeilt(e), hielt er (und hält er noch immer!) in der andern Hand die so blutig notwendigen Kontrazeptiva zurück. Und schafft somit dauernd neue Berge von Hungerleichen.

Wahr ist: Es ist alles sehr schnell gekommen. Jahrtausendelang mußten die Frauen in einemfort gebären, um die Menschen vor dem Aussterben zu bewahren. Völlig abrupt ist vor ca. 250 Jahren die wissenschaftliche und demographische Entwicklung über uns hereingebrochen. Und der moralische Fortschritt hat nicht mitgehalten — weil seine angeblichen, seine offiziellen Führer total versagten. Nur eine Handvoll Pioniere, eine intellektuelle Elite wagte es, offen aufzubegehren gegen den menschenfeindlichen christlichen Klerikalismus, zu tief war die Scheu des Durchschnittsbürgers vor „Gottes Wille" verwurzelt, als daß auch er (oder sie) rebelliert hätte. Nur heimlich, still und leise wurde im Ehebett verhütet, draußen aber in den Kirchen fromm den Predigern und Priestern gelauscht (wie noch heute in so manchen braven auch Luxemburger Familien, nicht wahr?). Die Priester aber wußten schlau wie immer (auf fast 2000 Jahre Erfahrung gestützt...), den (in Wirklichkeit und im Gegenteil zu ihnen verantwortungsbewußten) Familienvätern und -müttern ein schlechtes Gewissen einzureden, ihre Gefühle zu verwirren, Zwiespalt und Unsicherheit zu säen. War es gegen die Religion? Gegen Gott? War es Sünde, war es Egoismus?! Der gesunde Menschenverstand sagte nein, doch Papst und Bischöfe jeder Couleur wetterten und verdammten. Und militaristisch-natalistische Politiker ebenso.

Wie hätte der Westen also (während Generationen und Jahrzehnten!) ohne Wählerdruck die nötigen Erziehungsprogramme und Informationskampagnen, die Tonnen Kontrazeptiva in die Dritte Welt schaffen sollen?! Es funktioniert bis heute nicht — pour cause.

Hier hätte die angebliche moralische Führerin der Menschheit, die christliche Religion, hier hätten die Kirchen, last not least die „einzig wahre" katholische, ihre angebliche Rolle, eine menschenfreundliche, „heilvolle" Rolle spielen können, spielen müssen, wären sie (eben) nicht wesentlich erzreaktionär, antifortschrittlich, sexverklemmt und frauenfeindlich.

Es gibt Unterlassungssünden, es gibt Verbrechen aus Unterlassung. Die christlichen Kirchen haben sie auf diesem Gebiet alle begangen (und keine mehr und hartnäckiger, unbarmherziger, fanatischer als die katholische — bis auf den heutigen Tag). Statt ihre riesigen finanziellen und politischen Machtmittel voll und ganz einzusetzen zum Wohl der Menschheit und der ganzen Welt, haben sie sie mißbraucht, um den wohl wichtigsten, notwendigsten Fortschritt des letzten Jahrhunderts aufzuhalten.

Copyrighted material

Es ist ihnen gelungen. Chapeau, messieurs, die Welt geht unter, Ihr dürft stolz sein auf die Effizienz Eurer Mittel. Ihr habt keine Mühe geschont, und das Resultat läßt sich sehen. Hungersnöte rund um den Globus. Aussterbende Tierarten zu Hunderten. Verwüstete Erde, überfischte Meere, ökologische Verarmung, Riesenstädte. Die „Wurzel allen Elends" (H.V. Dittfurth): Milliarden Menschen zuviel auf der Erde und nicht nur in der Dritten Welt.

Es hätte verhindert werden können. Warnende, aufklärende Stimmen erhoben sich früh genug. Schließlich veröffentlichte Malthus seinen berühmten Augenöffner schon im Jahre 1798, vor 200 Jahren! Schon damals wurde vor den heutigen Hungersnöten gewarnt — doch nicht von den Kirchen. Hätten sie es getan... Man stelle sich doch nur einmal vor, die Kirchen hätten ihren enormen sozialen und politischen Einfluß benutzt, um **für** die Empfängnisverhütung, **für** die Geburtenkontrolle zu werben seit 150 Jahren ! Man stelle sich doch einmal die päpstlichen Enzykliken für die Pille vor, die Staatsbesuche und Interventionen, öffentlich und in den Kulissen, die Bitten, Predigten, Hirtenbriefe, die Forderungen und Geldmittel, Sammelaktionen, Tonnen Aufklärungsmaterial, Erziehungskampagnen in den Schulen und Spitälern, Entwicklungshilfe, die das Hauptgewicht spätestens seit den 40er Jahren auf Familienplanung gelegt hätte, mit den Geldern der Gläubigen gespeist, Druck auf die Regierungen, auf die großen internationalen Hilfsorganisationen (wie UNICEF) **zugunsten** der Pille und des Kondoms! (Statt alles nur für Nahrungsmittel und Impfstoffe = Berge von Hungerleichen vorprogrammiert...)

Aber nicht nur, daß die Kirchen das alles unterließen, daß sie ihre Pflicht gegenüber Welt und Menschheit nicht taten, nein, der religiöse Wahn stellte sich dem Fortschritt bewußt entgegen.

Der Gipfel der Heuchelei aber ist es, nun lammfromm zu behaupten, besagtes Oberhaupt wolle nur Katholiken mit seinen Ge- und Verboten verpflichten. Wenn dem so ist, warum dann die weltweit ausgestrahlten Fernseh-Auftritte? Warum der propagandistische Medienzirkus? Gehen die Katholiken denn nicht mehr in die Kirche? Sind sie nur noch per Fernseher zu erreichen ? Gibt es keine Kanzeln mehr, keine Hirtenbriefe, Pfarrboten, Religionsstunden?!

Außerdem: Hat Herr Z. den Sinn des Wortes und Begriffs „katholisch" vergessen? Das heißt doch „universal". Und genau das zu sein, strebt diese Kirche doch an, oder? Nämlich die totalitäre Weltherrschaft gemäß ihres angeblich göttlichen Auftrags. Und ihre Herrschaft hat sie noch immer mit allen verfügbaren Mitteln auch Andersdenkenden aufzuzwingen gesucht.

Um uns auf die heutige Zeit zu begrenzen (wo sie sich mit Gesetzen statt Scheiterhaufen begnügen muß): Bis vor kurzem noch verweigerte die Kirche mit Hilfe des Gesetzes (Mussolini-Vatikan-Konkordat) **allen** Italienern, auch den Nicht-Katholiken, das Recht auf Scheidung, so wie in Irland auch nichtkatholische Iren unter dem Joch der theokratischen, katholischen Gesetzgebung leiden (s. Scheidung und Geburtenkontrolle). In Frankreich bekämpfte die Kirche erfolgreich bis 1973 die Legalisierung der Kontrazeptiva. Unter dem Verbot litten auch

Copyrighted material

Nicht-Katholiken. Während der Weltbevölkerungskonferenzen der letzten Jahrzehnte heulten die Vertreter des Vatikans mit den reaktionärsten Macho-Leaders der 3. Welt, um **allen** Menschen in jenen Ländern den Zugang zu empfängnisverhütenden Mitteln zu verunmöglichen. Unter dem Druck der bornierten amerikanischen Fundamentalisten und der militanten katholischen Kirche Amerikas strich Reagan die lebensnotwendige amerikanische Hilfe an die internationalen, auch und besonders in der 3. Welt tätigen Familienplanungsorganisationen. Und jetzt, da die gesundheitsschonende Abtreibungspille RU 486 erfunden wurde, für die übervölkerte 3. Welt (und ökologisch gesehen, für uns alle!) wahrscheinlich die letzte Rettung, 5 vor 12, da verhindert der infame, erpresserische klerikale Druck auf die Hersteller (Boykott-Drohung all ihrer Produkte) weitgehend die Vermarktung! Frauenfeindlicher, menschenfeindlicher geht's wirklich nicht.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen wesentlichen Aspekt in unserem komplexen Verhältnis zur 3. Welt hinweisen, nämlich auf den großen Unterschied zwischen der östlichen und der westlichen Mentalität. Die 3. Welt hatte es von Anfang an schwerer als der individualistische Westen, um die moderne Empfängnisverhütung gefühlsmäßig anzunehmen, und zwar wegen des orientalischen Fatalismus, der Ergebenheit ins Schicksal.

Das, was uns befähigt hat, gegen das Leiden aufzubegehren und die ganze u. a. medizinische Wissenschaft zu schaffen, das verdanken wir dem kostbarsten Element in unserer Kultur: dem rationalistischen, kritischen Geist der Antike! Keinesfalls dem Christentum, einer Religion aus dem Orient, die das passive Dulden lehrt(e), das unterwürfige Kuschen unter grausame Lebensbedingungen und Tyrannen, ob Jehovah oder später ein Torquemada usw.

Der herrliche Wissensdurst, die kritische Wahrheitsliebe der Griechen sind es, welche die Grundlagen unseres Fortschritts, unseres Fort-Schreitens vom passiv erduldeten, gottgefälligen, gottgesandten Leiden schufen. Allein die westliche Antike hat sich je zu Religionskritik erkühnt. Schon vor 2500 Jahren spottete Xenophanes über die von den Menschen erfundenen Götter. So etwas hat es im Osten nie gegeben und in keiner andern Kultur. Und eben das Flämmchen dieses freien, kritischen Geistes vermochte allem christlichen Obskurantismus zum Trotz zu überleben, die Antike erlebte ihre Wiedergeburt in der Renaissance, es gab die Aufklärung, die Französische Revolution, das Aufblühen der Wissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert.

Dieses kulturelle Erbe ermöglichte es dem westlichen Bauern und Bürger, trotz des kulpabilisierenden Einflusses der christlichen Kirchen, doch zu verhüten, aufmüpfig zu reagieren gegen Krankheit und Hunger und frühen Tod. In der 3. Welt aber fehlt diese Vergangenheit. Es war also von Anfang an besonders schwierig, die Menschen dort zu einer Kehrtwendung, einem Aufbegehren gegen das Schicksal zu bewegen, besonders da sie sowieso Gründe genug hatten, die Kolonialherren zu hassen und sie nicht in allem nachzuahmen. Da aber der Westen nun obendrein auch noch selbst ein Bild der Zerrissenheit, der

Copyrighted material

Widersprüchlichkeit und Sündenkomplexe bot in Sachen Geburtenkontrolle, konnte und kann er nicht als überzeugendes „leuchtendes Vorbild" die übrige Welt anführen. Kurz: Der Funke sprang nicht über.

Und so haben wir viel Zeit verloren und wir haben diesen folgenschweren Zeitverlust nicht aufholen können. Die Lawine rollt. A qui la faute?

tageblatt, 17. Februar 1990

P. S. 1998:
Unbedingt lesen: „Wahnsinn Wachstum — Wieviel Mensch erträgt die Erde?" v. Reiner Klingholz (GEO 1994)



Photo: UPI/Bettmann Newsphotos 1991

Copyrighted material

Nicht gestellte Fragen ...

Seit einiger Zeit erregen sich die Gemüter wegen der Bedrohung der herrlichen „Mini-Colorado"-Landschaften im Süden des Landes, auf welche Immobilienhaie ein Auge geworfen haben, und Politiker, denen Naturschönheit egal ist, nicht minder. Esch und Schifflingen müssen wachsen, heißt es. Warum denn? Warum stellt niemand diese simple Frage? Esch und Schifflingen müssen gar nicht wachsen, Esch und Schifflingen haben mehr als genug Abgase, Verkehrslärm und -probleme und sie sind froh, vor den Toren der jeweiligen Ortschaft noch ein Stückchen heiler, unberührter nicht-„amenagierter" Natur zu haben. Die Kopfjagd der Politiker wegen der Gewerbesteuer ist der reinste Wahnsinn; er wird das Land in eine Asphaltwüste verwandeln. Warum wird dem zerstörerischen Vorgehen nicht endlich Einhalt geboten? Warum werden solche Fragen nie gestellt?

Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek, 24. Mai 1997

694 Milliarden Menschen

„Würde sich die heutige Geburtenrate nicht verändern, sondern in aller Welt auf dem heutigen Niveau verharren, so stiege die Zahl der Menschen bis zum Jahre 2150 auf sage und schreibe 694 Milliarden." (Aus „Wahnsinn Wachstum" — Untertitel: „Wieviel Mensch erträgt die Erde?" vón Rainer Klingholz, GEO Verlag 1994, LUF 814).

Aber: „Verhütung und Abtreibung sind schwere Sünden!" verkündet der Papst und versucht nach Kräften, im Bund mit finstersten Islamisten, die Weltkonferenzen über Bevölkerung, Umwelt, Hunger, Verstädterung zu sabotieren. Und darf dann in Frankreich, wo Staat und Kirche offiziell getrennt sind, einen Massenauflauf organisieren, während dessen er öffentlich auf dem Grab eines fanatischen Abtreibungsgegners beten wollte. In letzter Minute vermochte man ihn davon abzuhalten ... „Niemand ist so schamlos wie ein Theologe", schreibt Kh. Deschner. Und ein Papst.

Dabei weiß ein jeder, daß gerade das Verbot und Fehlen von Verhütungsmitteln weltweit zu Millionen Abtreibungen führen. Daß Holland mit seiner weitgehenden Erlaubnis der Abtreibung eine der niedrigsten, wenn nicht **die** niedrigste Abtreibungsrate der Welt hat, weil Holland die Sexualerziehung und Verhütung fördert. Weltweit sterben jedes Jahr Hunderttausende von armen Frauen, weil sie nicht verhüten und abtreiben können, oder aber letzteres nur illegal, unter (eben) Lebensgefahr. Millionen von Frauen in der Dritten Welt wünschen sich nachweislich, verhüten zu können, aber unter dem Druck des Vatikans wird der demographische Aspekt der Entwicklungshilfe seit jeher kriminell vernachlässigt.

Copyrighted material

Die Bevölkerungsexplosion zieht unsägliches Elend nach sich — Bürgerkriege wie im erzkatholischen Ruanda z. B., dem Land mit der höchsten Geburtsrate der Welt! — Hunger und Hungerkrankheiten, das Aussterben zahlloser Tiere, die Verwüstung der Erde. Aber mit allen (beträchtlichen) Mitteln be- und verhindert die katholische Kirche (vor Ort oder in den Kulissen) eine humane Geburtenkontrolle. Niemand ist so schamlos wie ein Theologe, besonders die katholischen, möchte man meinen, und ihre Helfershelfer.

Und so dumm wie die Massen, die dem Papst zujubeln, ob auf den Philippinen oder jetzt in Paris diese Jugendlichen, deren moralisches Empfinden es anscheinend nicht stört, daß der Papst auch Aids-Kranken das Tragen von Kondomen verbietet, obwohl die nur verhindern wollen, daß andere (z. B. ihre Ehefrauen) angesteckt werden. Die werden ja auch zu Hunderttausenden in Schwarzafrika angesteckt, die unschuldigen Ehefrauen. Aber den frommen Dummköpfen in Paris ist das doch egal.

Zeitung v. L. V. — 30. August 1997

Graues oder grünes Herz Europas?

Es ist bedauerlich, daß in dem Interview mit Umweltminister A. Bodry (s. GS vom 3. 7. 1998) die umweltzerstörenden Folgen der rapide steigenden Bevölkerung Luxemburgs nicht erwähnt wurden, geschweige denn analysiert. An jenem Abend letzten Winter, da Prof. Ganser hier im LHCE sprach, sagte A. Bodry, man müsse sich im Minett darauf gefaßt machen, daß in den nächsten ca. zehn bis 20 Jahren 15 000 Leute mehr hier wohnen würden...! Und als „exzessiv" bezeichnete er den Wunsch, die (doch ungeheuer gebeutelte, zersiedelte) Natur im Minett nun völlig schützen und bewahren zu wollen.

Kurz: Mir scheint, es kommen schlimme Zeiten auf das „grüne Herz" Europas zu, es wird asphaltgrau werden, zersiedelt und versiegelt von oben bis unten, von (mindestens) Diekirch bis Rümelingen — wegen der demographischen Entwicklung. Weil aber anscheinend alle fürchten, als „Rassisten" verschrieen zu werden, wenn sie dieselbe kritisieren (wie übrigens mir schon im DNF geschehen), sagt keiner was. Das aber bedeutet Verrat (ganz schön feige) an dem, was man zu verteidigen vorgibt. Oder etwa nicht?

GréngeSpoun, 17. Juli 1998

Erklärung zur Lage der Nation in Sachen Naturschutz

Mit Spannung erwarten viele Bürger jedes Jahr die Erklärungen unseres Regierungschefs zur Lage der Nation, auch wir Naturschützer. Sollte sich vielleicht diesmal eine Aussage, vielleicht nur ein Satz, in der Erklärung finden über den Gesundheitszustand unserer Natur, über eine zukünftige Landesplanung, über ein weitsichtiges Gesamtkonzept für den Erhalt unserer natürlichen Umwelt oder die Rettung der verbliebenen schutzwürdigen Flächen bis zum Jahre 2015? Mitnichten! Alles scheint bestens in Ordnung!? Der Schutz, der immerhin 90% unseres Territoriums berührt und Basis allen Wohlbefindens des Menschen darstellt, ist offensichtlich nicht wichtig genug, einmal pro Jahr analysiert zu werden.

Es soll hier nicht zur Diskussion gestellt werden, welche Prioritäten Rentenversicherung, Sozialwesen, Arbeitslosigkeit u. v. a. und deren Finanzierbarkeit haben. Was stört, ist der Umstand, daß Naturschutz in Regierungskreisen eben kein Thema ist. Es stört auch ungemein, daß die Verflechtungen von Naturschutz mit anderen politischen und sozialen Bereichen nicht erkannt und diskutiert werden.

Es besteht in der Tat ein Zusammenhang zwischen dem Finanzierungsmodus unseres Sozialwesens, unserer Beschäftigungspolitik, unserer Wirtschaftspolitik und dem Natur- und Umweltschutz. Wenn nämlich die Finanzierung der vorgeschlagenen Modelle einen jährlichen Mindestzuwachs von 1% der Beschäftigten (wir liegen im Augenblick weit darüber) verlangt, wenn die Zahl der Grenzgänger weiter steigen soll, wenn das Bruttosozialprodukt um 3-4% jährlich steigen soll, dann zieht dies einen unheimlichen Druck auf unsere Umwelt und unsere Landschaften mit sich:

— weitere Industriezonen,
— weitere Transportwege,
— weitere Siedlungen,
— weitere Zerschneidungen der bestehenden Landschaften ...

Weshalb wird nicht offen über die Landesplanungspolitik der nächsten Jahre gesprochen? Weshalb wird dem Bürger vorenthalten, daß Luxemburg im Jahre 2015 vielleicht 800000, 1000000 oder mehr Einwohner haben könnte?

Doch Raumplanung und der damit verbundene Naturschutz ist kein offenes Thema in Regierungskreisen. Ein klarer Beweis dafür scheint mir die Nichtrealisierung des besten Planungspapiers in Sachen Naturschutz in unserer Geschichte: Die „Déclaration d'intention générale" von 1981. Bis dato wurden kaum 10% dieser Erklärung realisiert. Verschleppungstaktik war die Devise! Bewußt wurden so z. B. 1996 nur 2 ha schützenswerter Flächen von der Regierung aufgekauft. So ist Luxemburg weiterhin mit 0,3% der Landesfläche, die als Naturschutzgebiet

Copyrighted material

ausgewiesen sind, Schlußlicht der europäischen Staaten (der europäische Durchschnitt beträgt 2,8 %). Im Vergleich dazu brachte es die Stiftung „Hëllef fir d'Natur" mit Privatgeldern im selben Jahr auf immerhin 28 ha.

Auch Europa konnte mit seinen Richtlinien an der Lethargie des Luxemburger Staates nicht viel ändern. Alle 15 Mitgliedstaaten der EU waren aufgefordert, an einem internationalen Netz von Schutzzonen mitzuarbeiten und bis 1995 ihre Vorschläge einzusenden. Luxemburg und Frankreich müssen sich zur Zeit in internationalen Kreisen den Vorwurf gefallen lassen, als letzte auf der Liste der Realisierungen zu figurieren. Auch das sollte in einer Erklärung zur Lage der Nation erwähnt werden.

Diese Konzeptlosigkeit ist nicht nur Sache eines einzigen Ministeriums, das hoffnungslos unterbesetzt ist, sondern der ganzen Regierung. Für Luxemburg, das von Beginn an mit Überzeugung hinter der Idee eines „Gemeinsamen Europas" steht, wäre es doch nur normal, wenigstens die EU-Richtlinien, die keine Extremforderungen darstellen, zu befolgen.

P. Mischo

Regulus 2/97 (Juli)

Copyrighted material

2. In der Hauptstadt

Copyrighted material

Es begann mit der Bâloise

Mit der Errichtung dieses disproportionierten Kastens jenseits der Passerelle hat vor etwa fünfzehn Jahren die Verschandelung unserer Hauptstadt eingesetzt.

Ich kann mich noch recht gut an jenen sonnigen Nachmittag erinnern, da ich des Ungetüms zum ersten Mal gewahr wurde. Nach längerem Auslandsaufenthalt auf ein Wochenende zu Hause, hatte ich mich darauf gefreut, wieder einmal gemütlich durch die Hauptstadt zu schlendern. Der Spaziergang aber sollte alles andere denn gemütlich werden.

Kaum aus dem Bahnhof heraus, durfte ich eine erste urbanistische Innovation bewundern. Die herrliche Lindenallee der Freiheitsavenue bestand nicht mehr! Ödes Pflaster in der Sonnenhitze, wo sich früher dunkelgrünes Laubdach wölbte. Zum „Ausgleich" hockten nur noch weiße Kübel auf den Bürgersteigen, behinderten die Fußgänger und boten ihren befremdeten Blicken Würmchen von kümmerlich sich windendem Grün dar... Entsetzt floh ich in die Bahnhofsavenue.

Wie oft waren wir sie früher hinaufgehetzt, im Winternebel wie im Frühlingssonnenschein, vom Bahnhof zu den „Cours supérieurs" jenseits der Brücke. Wie hübsch hatten jeden Morgen aufs Neue die feinen Türme der Kathedrale emporgeragt, sozusagen als abschließende „Pointe" am Ende der langgestreckten Kurve der Passerelle.

Nun aber saß da der grobe Klotz der Bâloise, köpfte brutal die kläglich hervorlugenden Turmspitzen! Das schöne Ebenmaß der Häuserlinie oberhalb der Felsen- und Kasemattenlinie war gebrochen, zerstört. (Dabei wurde mir an jenem Nachmittag wenigstens die grellrote Neonreklame erspart, die abends so viel zur Atmosphäre unserer trutzigen Festungsstadt beiträgt). Ob der geköpften Kathedrale hätte ich auch fast das Geländer übersehen, das zierlich unpassend die schwere, steinerne Brücke bekränzt, wo wir früher eine Mauer aus jenen mächtigen Bausteinen streiften, aus denen die ganze Brücke besteht. Es paßte eben nichts mehr zusammen, keine Neuerung wurde noch im geringsten dem Charakter des Alten gerecht, so (als nächste Entdeckung) jenes grüne „Aquarium", das an eine Fassade des Boulevard Royal geklebt worden war.

Für einen Nachmittag fröhlichen Wiedersehens genügte mir das, und ich floh wieder süd- und heimwärts, staunend ob der Schafsköpfigkeit der Stadtluxemburger, die sich so etwas bieten ließen. (Beim Anblick der roten Arbed-Wolken über Esch aber erschien mir jene fatale Schafsgeduld schon etwas weniger spezifisch stadtluxemburgisch).

Das waren also die ersten Streiche einer seither nicht mehr abreißenden Kette von urbanistischen Dummheiten.

Als nächstes genügte den Stadtstümpern der unglückliche Einfall König Baudouins von Belgien, unserm Schilda eine Staatsvisite abzustatten. Dem königlich freien Blick auf das Gemeindehaus mußten über Nacht die herrlichen Bäume des Knuedler weichen, wodurch Luxemburgs reizende Perspektiven um

Copyrighted material

eine unerwartete Reihe heteroklit häßlicher Fassaden bereichert wurde, wie sie in Bälde nur noch die Großgasse aufweisen wird — oder auch die ganze Stadt, (für Harmonie wäre dann wieder gesorgt).

Wie jedes Volk die Staatsform verdient, die es hat, so verdienen wohl auch die Einwohner Luxemburgs die Gangräne, die sich unaufhaltsam durch ihre Stadt frißt. Dem Mann nämlich (Schöffe Zürn), dem sie die Wiederbelaubung ihres Knuedler verdanken, wurde sein Ersatz durch Nichtwiederwahl in den Gemeinderat gelohnt. Bauschöffe Mosar aber durfte munter weiterwirken zum ästhetischen Wohle Schildas, d. h. am Vago Plan herumbasteln, bis die Protzbauten am Boulevard Royal noch höher und näher zum Straßenrand gebaut werden durften.

Ein wahrer Schlag ins Gesicht aller Bürger, denen noch das Geringste an Harmonie und an der Eigenart ihrer Stadt liegt, aber stellte die Baugenehmigung für das Scheusal in Clausen dar — dieser grobkantige, aufdringliche, weiße Kasten, den die Brauerei Mousel in eines der lieblichsten Täler der Stadt, wenn nicht des Landes Luxemburg hingehauen hat. Seit dieser urbanistische Unfug „gut" geheißen werden durfte, braucht sich niemand mehr zu wundern über das, was mit demselben „sans-gêne" am Boulevard Royal und in der Großgasse vor sich geht, von einem willfährigen, marklosen Schöffenrat anstandslos unterzeichnet.

Aber nicht nur einer schönen Brücke wurden die Füße abgeschnitten, die eleganten Pfeiler gestutzt von jener weißen Bierbude. Auf der andern Seite des Tales verdarb sage und schreibe ausgerechnet der „Service National de la Jeunesse" den Blick auf die Eisenbahnbrücke durch den Bau einer Riesen-Jugendherberge — wohl zur ästhetischen Belehrung der in- und ausländischen Jugend.

In der Oberstadt blieb man unterdessen nicht müßig. Dort hatten die Bau- und Hauhelden der Nation ihre eitlen Köpfe zusammengesteckt, ihre unfähigen Hände gerührt und den erschrockenen Mitbürgern die schwerfällige aber kleinkarierte Pracht am Boulevard Royal beschert, wo die „Pastillenfenster" im Marmor das enge Denken der „luxe-en-bourgeois" mit schonungsloser Offenheit widerspiegeln.

Keine Kunstart drückt so eindeutig wie die Architektur die Mentalität einer Epoche, eines Volkes aus. Man denke an die gothischen Kathedralen, an die heitere, griechische Klassik, an den propagandistischen Prunk der Gegenreformation, an die kalte Leere aller Nazi-Hallen und Tempel. Mit dem heutigen Boulevard Royal hat sich denn auch das konsumtolle, kapitalistische Luxemburg der 60er und 70er Jahre ein Denkmal gesetzt, dessen es sich auf Generationen hinaus schämen darf.

Es handelt sich nicht darum, einfachin alles beim Alten zu belassen. So darf man zum Beispiel durchaus seine Zweifel hegen, was das alte Theater betrifft. Und die Parking-Misere ist reell. Aber eine für Auge und Herz wohltuende Gleichheit in der Vielfalt sollte gewahrt werden, so wie sie beispielsweise bis vor kurzem in der Aufeinanderfolge der würdigen, wenn auch oft etwas verschrobenen Häuserfronten der Großgasse zu schätzen war. Dem verstorbenen Luxemburger Architekten Robert Lentz zufolge hängt die Eigenart (das „cachet") einer Stadt wesentlich von der Neigung, dem Winkel ihrer Dächer ab — dieser hohen, grauen Schieferdächer Luxemburgs, deren harmonische Suite in der Großgasse erstmals der blaue Monopol-Kasten achtlos durchstieß. Letztes Jahr

Copyrighted material

wurde das anmutige Eckhaus daneben abgerissen, und dieser Tage fällt die prächtige Maison Brasseur aus dem 18. Jahrhundert. So feiert Luxemburg das Jahr der „Sauvegarde du patrimoine architectural". Wir sind eben origineller als die andern.

Der Willkür der Banausen aber sind besonders die Bäume Luxemburgs ausgeliefert. Es grenzt schon an ein Wunder, daß letztes Jahr der heimelige, kleine Garten am Rande des Knuedler, durch dessen Filigran-Äste die Kathedrale sich dunkel abzeichnet, in extremis gerettet werden konnte, anstatt daß er dem geplanten Hochhaus weichen mußte. Vielleicht lernt wieder auf Wunder hoffen, wer angesichts der Verschandelung Luxemburgs den Glauben an die Demokratie verloren hat. Solcherlei Schwankungen hängen ja vielfach zusammen.

Unter dem Frohlocken der Dummen aber fiel die prachtvolle Schefferallee einer Panik- und Kurzschlußreaktion zum Opfer, und über dem Park hängt weiterhin das Damokles-Schwert der Inkompetenz, wie auch über den „letzten Bäumen am Boulevard Royal", denen dieser Tage zynisch vergönnt wird, die Reklamen jener durchlöcherten Marmorklumpen am Boulevard zu schmücken.

Angesichts der Gleichgültigkeit der sogenannten Volksvertreter haben sich denn schließlich eine Handvoll Bürger aufgerafft, um der galoppierenden Verstümmelung ihrer Stadt entgegenzuwirken. Sauvez la ville, NATURA, „Jeunes et environnement" — daraus entstand der „Mouvement Écologique" — wurden gegründet, protestierten, schrieben Artikel und Briefe — die meistens nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurden. (Pfui, Frau Bürgermeister, daß ausgerechnet während ihrer Amtszeit das Anlitz Luxemburgs so entstellt werden durfte, wo es überall im Ausland gerade die Frauen sind, die in den ersten Reihen der Umweltschutzbewegungen stehen!)

Es ist nicht die Aufgabe von Freiwilligen, für die Erhaltung der Eigenart ihrer Stadt zu kämpfen. Mäzenas und Idealismus in Ehren, aber zu dem Zweck haben wir doch ausdrücklich Leute gewählt, die als Stadt„väter" und Minister, d. h. Diener der Allgemeinheit, für die Schönheit des Lebensraumes ihrer Mitbürger Sorge tragen sollten, wie für ihr leibliches Wohl.

Wo bleibt das vielversprochene Rahmengesetz zum „aménagement du territoire", ohne das anscheinend allen gutgewillten Umweltschützern die Hände gebunden sind? Wird man sich spätestens während der Wahlkampagne von 1979 kurz einen Ruck geben und einige ökologische besorgte Reden halten — um daraufhin das schwierige Unternehmen um weitere fünf Jahre hinauszuschieben?

Worauf warten Sie noch, Herr Bautenminister, um endlich ein Häufchen arbeitswilliger Architekten, Kunstlehrer, Urbanisten zusammenzutrommeln und ein Reglement ausarbeiten zu lassen, das dem harmonischen Aussehen und dem spezifischen Charakter Luxemburgs ebenso Rechnung tragen würde wie der Vago-Plan den Volumen? Ein solches Reglement müßte z. B. die Eigentümer wertvoller Häuser und Gärten dazu zwingen, dem Staat, der Allgemeinheit, ein Vorkaufsrecht einzuräumen. An wessen Inkompetenz liegt es, wenn in den letzten fünfzehn Jahren ein solches Reglement nicht zustande kam? Warten Sie nochmals fünfzehn Jahre, Herr Minister, und es wird überflüssig sein.

Copyrighted material

Fehlt es Ihren Leuten an Ideen, so schicken Sie doch einige von ihnen nach Paris in die Conciergerie, wo dieser Tage eine herrliche Ausstellung über Städteplanung stattfindet. Fehlt es aber an Geld, um Luxemburgs Kostbarkeiten vor dem Zugriff der Immobilienspekulanten zu retten, so möge man weniger an unsere Bergbauernschaft mit Mercedes, an Luxuspfarrwohnungen, an die öffentlichen Beamten verschleudern. Die Wahrung von Luxemburgs Schönheit gehört nicht auf die letzte Stelle der Prioritätenliste!

Oder sind die Hauptschuldigen doch die gleichgültigen Wähler, die sich lieber im Pantoffelkino Filme über Umweltprobleme im Ausland ansehen, als daß es ihnen jemals einfiele, für die Maison Brasseur oder fünf Platanen auf die Straße zu gehen? Genau das aber haben in den letzten Jahren die Bürger Stockholms und Grenobles getan, welche Gruppen schöner Bäume im Herzen ihrer Städte vor dem Gefälltwerden bewahren konnten, indem sie sich zu Hunderten 24 Stunden auf 24 davor ablösten! Die geplanten Parkings kamen dann woanders hin.

Vielleicht werden die Einwohner Luxemburgs die Betonisierung ihrer Stadt in den kommenden Gemeinderatswahlen zu rächen wissen (?). Bei der Gelegenheit wird es sich spätestens herausstellen, ob sie ihre Stadt überhaupt verdient haben. Oder ob sie ihnen gleichgültig ist, und sie es weiterhin zulassen werden, daß uns allen unsere Hauptstadt auf immer verschandelt wird.

d'Letzeburger Land , 28. Februar 1976

Kurz glossiert

Um die „Bâloise-Enthauptung"

Genauso wie den Menschen steht es auch den Häusern nicht an, aus der Reihe zu tanzen. Da die Häuser aber nichts dafür können, daß sie zu hoch geraten sind, und die „Bâloise" es sicherlich auch vorzöge, nicht so prahlerisch und großspurig auf die Nebengebäude herabblicken zu müssen, ergreife ich Partei für alle mißgebildeten Büroungeheuer und klage jene an, die hierfür verantwortlich zeichnen und verlange, daß auch ihnen das gleiche, vom hauptstädtischen Gemeinderat bereits in Erwägung gezogene Schicksal widerfahre, mit dem Unterschied allerdings, daß das auf Enthauptung lautende Urteil nur bildlich vollstreckt werde. Sollte dies nicht möglich sein, so möge man uns doch wenigstens von dem einen, den auch Sie meinen, und der noch immer als „Bauten-Spezialist" verantwortlich zeichnet, im Herbst für immer befreien.

Jeek

25.4.75 t

Copyrighted material

Sie verpassen keine Chance

Man könnte risikolos Wetten abschließen, daß die Stadtluxemburger keine Chance verpassen, die Hauptstadt Stück um Stück in geduldiger Kleinarbeit zu verschandeln. Auch Wetten darüber, daß in absehbarer Zukunft trotz allem Umweltgerede kein Baum mehr im Lande als Hindernis betrachtet werden wird, wo auch immer Stadt- und Straßenplaner bleistiftbewaffnet papierne Pläne in Angriff nehmen werden. Das Höchstmaß an Umweltschutz ist hierzulande erreicht, wenn irgendwo einem Baum, einem Haus, einer Landschaft gnädigst gestattet wird, ungestört weiterzuexistieren, weil sie rein niemandem, keiner einzigen Schnapsidee im Wege stehen! Mehr ist in Luxemburg nicht drin.

In Frankreich, in Schweden sind die Bürger auf die Straße gegangen, um schöne Baumgruppen im Herzen ihrer staubigen, lärmigen Städte zu retten (was ihnen auch gelungen ist), in Basel lassen die Schweizer im Zentrum der Millionenstadt Bäume inmitten der Straßen (!) stehen, und der Verkehr fließt ungestört rechts und links daran vorbei. Ebenso in Londons verkehrsreicher Oxford Street, wo vor einigen Jahren eine ganze Reihe Bäume mitten in die Chaussée gepflanzt wurde. Luxemburg aber opfert kaltblütig im auspuffgasverpesteten Zentrum „die letzten Bäume am Boulevard Royal" einem — sage und schreibe — stinkenden Autobusbahnhof, dem Verrücktesten, was einem Urbanisten an der Stelle einfallen konnte.

Damit ist die Chance endgültig vertan, Luxemburgs „Berkeley Square" zu schaffen — um nur eines der berühmtesten, herrlichen, platanenbewachsenen Londoner Squares in Erinnerung zu rufen.

Rasenflächen, umgeben von hochgetürmter Rhododendronfülle, ein plätschernder Brunnen, Ruhebänke unter den weitausladenden, „schwarzschattenden" Ästen der hohen Bäume, und durch das Filigran der mit schwätzenden Raben gespickten Kronen im Winter die helle Fassade des Postgebäudes — diese Vision wird in Luxemburg natürlich ein Traum bleiben. Während aber so einer lieblichen Perspektive der Garaus gemacht wird, dösen unberührt hinter Mauern in nutzloser Leere das private Fußballfeld, die Gemüsegärten des Konvikts... Daß sich auch niemand an dem frommen Gut vergreife! Zur Behebung von Platzmangel gibt es ja immerhin in allernächster Nähe noch den Stadtpark. Erholungsfläche der vulgären Allgemeinheit. Also bitte: Prioritäten respektieren!

Schönheit, besonders für die Allgemeinheit, war noch nie eine Priorität im Luxemburger Denken und Planen. Das liegt an der Trägheit, der Stumpfheit seiner dickhäutigen, dickwanstigen Bürger, am Zynismus und am mangelnden Einsatz seiner Politiker, die nur zu wohl um die Ohnmacht von „Lobbies" wie NATURA wissen; es liegt an einer Art Blindheit ganz allgemein.

Schönheitsempfinden wird in Luxemburg klein geschrieben, und zwar ganz offiziell, trotz gleichzeitigem, großtönendem Kulturgerede. Man bedenke doch nur die Implikationen des skandalösen Statuts der Kunsterziehung (éducation

Copyrighted material

esthétique) in den Schulen, von „oben", vom Ministerium der Nationalen Erziehung selber herabgewürdigt zu einem Fach, das „nicht zählt"! Mit dem Einzug der so kulturbewußten Sozialisten in besagtes Ministerium war zu hoffen, daß dieser Skandal ein Ende nähme — aber nein. Umweltschutz jedoch als Fach in den Schulen einführen zu wollen, **ohne** gleichzeitig die Erziehung zur **Schönheit** anzuregen, aufzuwerten, heißt nur halbe Arbeit leisten. Es geht darum, den Kindern die **Augen zu öffnen** über den Wert der Harmonie in ihrer täglichen Umgebung, im täglichen Leben, die „valeur de l'inestimable" (cf. Carlo Hemmer), die gewöhnlich minimisiert, ignoriert, verhöhnt wird.

In punkto Grünzeug wird zwar dauernd versucht, den „Baumnarren" den Mund zu stopfen mit einer Fülle von glitzernden Versprechen, Ersatz- und Neuanpflanzungen betreffend. So ist denn kaum zu glauben, was da noch alles auf uns zukommen soll. Luxemburg wird zu einem wahren Garten Eden für zukünftige Generationen. Nun, so mögen unsere Enkel ihn dereinst genießen. O daß wir unsere Ur-ur-enkel wären (!) Uns aber bleibt nur übrig, auf schattenlosem Asphalt zwischen schwarzen Türmen und der Monotonie von „Pastillen-fenstern" den Gärten und Grünanlagen der Zukunft entgegenzuharren. Weh' uns, daß wir Gegenwärtige sind.

d'Letzeburger Land, 1. August 1975

Copyrighted material

Wegen einer Empore . . .

Die Kapelle von Ste Sophie, um 1890 erbaut, ist nie ein architektonisches Kleinod gewesen. Trotzdem wurde ihr baldiger Abbruch von den Kunstexperten erst nach einigem Zögern gutgeheißen, denn die Eigenart des Innenraumes der Kapelle ist nicht zu leugnen. Eine feine Atmosphäre von zarter Eleganz herrscht in diesem Raume. Sie beruht teils auf der warmen Holztäfelung, die fast die ganze Decke überzieht, besonders aber auf der graziösen, in halber Höhe leicht schwebenden Empore, die um den ganzen Raum läuft, ihrerseits vom Kranz der hohen Fenstern überragt. Der Abbruch aber wird den Experten zufolge neue Perspektiven eröffnen, die den Verlust eines „charmanten Innenraumes" mehr als wettmachen sollen. Schade jedoch um die hübsche Empore, schade um das potentielle, kleine Kulturzentrum, ideal weil zentral gelegen, ideal beschaffen als Konferenzraum oder als Konzerthalle für Kammermusik. Die Akustik soll nämlich ausgezeichnet sein — aber unterdes ist die schöne Orgel nach Nommern verkauft, das Chorgestühl wird stückweise veräußert . . .

Das aktuelle Bild

Photo: Jacques Bohler

d'Lëtzeburger Land, 6. September 1974

P. S. 1998:

Für eine Madonna (siehe Text und Foto) und für zwei Kapellen (in Luxemburg und Clemency) habe ich mich also eingesetzt . . . Kaum zu glauben.

Copyrighted material

Im Namen des Fortschritts!

Jemand hat am Samstag im „t" schüchtern angefragt, ob die beiden Gebäude — die frühere belgische Botschaft und die Villa Meyer wirklich verschwinden müssen.

Aber selbstverständlich müssen sie das! Jedem fortschrittlich gesinnten Luxemburger ist doch klar, daß diese altmodischen, nutzlosen und protzigen Gebäude nur die Szene quadratischer und rechteckiger Gebilde aus gleichmäßig sehr schön verteiltem Beton und wundervoll blitzendem Glas empfindlich stören. Diese doofen Türmchen und Türen sind unmodern und äußerst unpraktisch und platzraubend. Und — was kann man sich von historischem Wert schon kaufen?! Also saniert nur frischfröhlich drauf los, warum auch nicht, man möchte ja nicht hinter Paris und New York zurückstehen, nicht wahr?! Und da Ihr schon mal angefangen habt, könnt Ihr auch gleich die Luxemburger Kathedrale mitwegnehmen, denn es gibt in Norwegen jetzt schon schöne, moderne, dreieckige Kirchen. Die Adolf-Brücke ist auch ziemlich ramponiert, wir fortschrittlich denkenden Luxemburger hätten lieber eine Little Golden Gate!

Himmelherrgottnochmal, sind wir wirklich so blind und blöd? Nachdem man mit Ach und Krach das Escher Mederhaus „gerettet" hat — es verkommt nun aber doch — muß man das Ganze wieder von vorne anfangen, um diese beiden Gebäude dem Abbruch zu entreißen. Müssen wir es unbedingt den Amis nachmachen, die in europäische Länder reisen müssen, um alte, historisch wertvolle Gebäude zu sehen, weil es die in New York und Chicago nicht gibt?!

In Luxemburg scheint sich eine allgemeine Mordlust breitzumachen. Tauben, Wiesen, Wälder, alte Gebäude, alles wird niedergemetzelt — (schade, daß Steine und Gräser nicht schreien können!) — im Namen des Fortschritts!

Oh! Luxemburg, du tust mir leid!

Mylène Rizzi
tageblatt, 19. Februar 1977

Copyrighted material

Die Pappeln auf Limpertsberg

Dem resignierten In memoriam im „tageblatt" vom 18. Oktober („Der Pappelmord") seien folgende (ebenfalls resignierte) Bemerkungen hinzugefügt:

1) Wären diese Pappeln 4 Jahre früher gepflanzt worden, so könnte kein Herr XY oder YX ihnen heute mehr was anhaben! Dann wären sie nämlich ganze 30 Jahre alt und damit, dem Gesetz nach, für unternehmungslustige Individuen wie XY unantastbar, ob nun ihr Schatten ihn belästigen würde oder nicht. Dann wäre der zu schmale Zwischenraum zwischen Haus und Pappeln plötzlich nicht mehr zu schmal! Leider aber sind die Bäume erst 26 Jahre alt und werden also das nächste Frühjahr nicht mehr erleben.

2) An diesem Beispiel ist wieder einmal ersichtlich, wie überholungsbedürftig die Luxemburger Umweltschutzbedingungen sind. In Wien z. B. darf auch auf privatem Terrain kein Baum gefällt, keine Grünzone zerstört werden ohne eine Genehmigung der Gemeinde! Dort wird die Schönheit der Bäume und Gärten sowie ihre Funktion als „grüne Lunge" als kostbares Allgemeingut betrachtet, und dem Schalten und Walten des Einzelnen wird somit eine Grenze gesetzt, wo er z. B. die Harmonie eines Viertels, eines Platzes oder einer Straße zu beeinträchtigen droht.

Sonder Zweifel würde man in Wien den schönen, grünen Vorhang, den die Limpertsberger Pappelreihe gegen die gähnende Leere links vom Pershing-Gebäude bildet, unter Schutz stellen. In Luxemburg sind wir natürlich noch nicht so weit. NATURA hat zwar einen Brief an den Staatsminister geschrieben. Aber was nützt das schon?

tageblatt, 27. 10. 1979

P. S. 1998:

„Der Pappelmord" stammte aus der Feder meines Deutschlehrers an den „Cours Supérieurs" 1958-59, Ernest Bisdorff, auch Autor von drei wertvollen Essays über Thomas Mann. Nachstehend ein Auszug aus seinem Leserbrief:

Eine stattliche Pappelreihe [. . .] am Nordwestrande der Luxemburger Oberstadt, nicht allzuweit vom Limpertsberger Wasserturm. Man sieht sie vom südlichen Rande des Baumbusches her, ebenso von der Echternacher Straße, dort, wo sie aus dem Grünewald herauskommt, und, wer scharfe Augen hat, der erspäht ihre wiegenden Wipfel vom Europahaus herüber, dicht hinter dem breiten Dachrücken der Résidence Pershing.

Sie entstand zusammen mit diesem ersten Luxemburger Appartementshaus (1955/56). Seither ist sie wachsend ein Stück „Pershing" geworden, sein lebendiges, freundliches Herz. Alle, die im Hause wohnen, alle, die an ihm vorbei-

Copyrighted material

gehen, fühlen sich innerlich gehoben. Und die Vorbeigehenden wünschen sich wohl auch neben ihrer steinernen Behausung ein solch vibrierendes, wogendes, rumorendes, zwitscherndes Stück Natur.

So dachte wohl auch der Herr, der im rechten Winkel zwischen Pershing (Nordwand) und Pappelreihe (West) ein Bauterrain erstand, auf dem er ein Wohnhaus zu errichten gedachte. — Wer aber beschreibt das maßlose Staunen der Pershingbewohner, als es sich herumsprach, daß dieser Herr im Interesse seiner Baupläne vom Pershing forderte, er müsse die Pappeln umlegen. Ja, umlegen, ausreißen, massakrieren, dem Erdboden gleichmachen! Bloße Gerüchte wurden Tatsachen.

Copyrighted material

Jolie carte menteuse

Il existe une jolie carte postale de la capitale pittoresque, portant au verso les mots « Luxembourg. Vue générale. Ville basse de Clausen. Ville haute. » Prise du « Kosakesté », elle donne sur la Brasserie Mousel située en bas sur l'autre rive de l'Alzette, l'ensemble bordé élégamment par le viaduc CFL, dont les hauts piliers s'élancent d'un nid de verdure touffue pour se rejoindre en neuf arcs gracieux. Plus loin court la Corniche et la « skyline » de Luxembourg ponctuée de clochers et de quelques rares gratte-ciels.

Très joli, tout ça, mais la jolie carte ment! Anachronique, elle est dorénavant une carte-souvenir, dépassée par les événements. En effet, un élément **essentiel** du décor, le trou de verdure en bas du viaduc, n'existe plus depuis quelques mois. Les grands arbres ont été abattus pour faire place à un affreux parking pour camions! Sur ordre des propriétaires de la brasserie, qui n'en sont pas d'ailleurs à leur premier coup.

Il y a une dizaine d'années ils s'étaient déjà distingués par leur sens poussé de l'environnement en faisant construire une bâtisse hideuse, sorte d'énorme boîte d'allumettes, d'un blanc éclatant, tape-à-l'œil, plaquée là, la bâtisse, de façon à couper brutalement les pieds aux piliers élancés du viaduc (toujours lui), qui y perdait déjà quelque peu en élégance (et toute la vue avec). Encore heureux qu'aujourd'hui un rideau d'arbres cache quelque peu l'abomination — pendant la saison feuillue seulement, il est vrai.

Quant au nouveau parking, les responsables auraient au moins dû épargner une lisière d'arbres dissimulant l'asphalte et les véhicules aux yeux des spectateurs du panorama, par exemple les touristes sur la Corniche, car ce n'est pas que du « Kosakesté » que le saccage offense la vue de quiconque possède le moindre sens esthétique. Un des ensembles nature-architecture les plus harmonieux de la capitale se trouve donc gravement mutilé, au dam non seulement des touristes étrangers, mais de nous autres Luxembourgeois, car la beauté de la capitale fait partie de notre patrimoine à nous tous.

« N'avez-vous donc pas de "zoning"? » me demandaient, sidérés, des amis américains venus visiter le grand-duché ces jours-ci. Pas de zone protégée pour empêcher de pareils coups?!

Non, pas chez nous, contrairement à l'étranger où le propriétaire privé souvent n'a pas le droit d'abattre des arbres vénérables dont la valeur esthétique et écologique est importante pour la communauté. Chez nous, de pareils joyaux restent à la merci des brasseurs et autres esthètes. Belles perspectives!

Perspektiv, n° 51, décembre 1984

Copyrighted material

De la laideur avant toute chose

Le poète exigeait « de la musique avant toute chose » et Laura Ashley « de la douceur surtout » dans un monde dur et cruel, mais ce que les architectes semblent viser chez nous, depuis quelque temps, c'est bel et bien de la laideur avant toute chose! En effet, quiconque n'est pas entièrement dépourvu de sens esthétique ne peut qu'éprouver stupéfaction, consternation, incrédulité devant les monstruosités qui déparent en nombre croissant nos villes et nos villages. Les citer et commenter toutes dépasserait le cadre d'une « tribune libre »; je me bornerai donc à quelques exemples flagrants pour illustrer ma thèse, à savoir que la beauté est une valeur inconnue au Luxembourg.

1) Tout a commencé par « la Bâloise » il y a une vingtaine d'années (et continué par les blocs disproportionnés du boulevard Royal avec leurs « fenêtres-pastilles », collés brutalement contre la vieille ville).

Vingt-cinq ans après je ne me suis pas encore habituée à voir ce building disgracieux (parce que trop haut) briser avec l'impertinence du barbare l'harmonieuse « skyline » du boulevard Roosevelt et, pour qui remonte l'avenue de la Gare, « décapiter » véritablement les jolies tours de la cathédrale qui, jadis, terminaient en beauté la longue perspective offerte par la passerelle. (Et ne mentionnons qu'en passant l'insupportable réclame au néon le soir venu, tout ce qu'il y a de plus déplacé à cet endroit entre tous!)

2) Un autre endroit particulièrement beau et irrémédiablement enlaidi par une construction exécrable, c'est le val de Clausen à cause d'une bouteillerie de brasserie, une grosse caisse blanche plaquée là il y a environ douze ans, mutilant à mi-hauteur les piliers élancés du viaduc, détruisant à jamais un ensemble visuel parmi les plus magnifiques de Luxembourg.

De l'autre côté de la Montée de Clausen la masse grossière de l'auberge de jeunesse répète d'ailleurs l'outrage à l'harmonie d'antan, constituée jadis par l'accord parfait entre la nature et les constructions humaines: de petites maisons blotties au pied de rugueux géants en pierre taillée, se dressant dans une « splendid isolation » du fond de la vallée aux parois rocheuses.

3) Continuons notre promenade de maso et nous nous retrouvons bientôt devant un autre chef-d'œuvre de l'architecture moderne: la nouvelle clinique d'Eich. Je veux bien qu'une bâtisse en forme de grande boîte soit pratique et d'ailleurs sa couleur abricot est agréable. Mais fallait-il asséner à tous ceux qui y entrent et qui déjà, par la force des choses, ont le cœur lourd, fallait-il leur asséner ce véritable coup de massue architectural, ces lourdes plaques hideuses, noires comme un ruban de deuil sur la façade, écrasant l'entrée et qui ose l'approcher, obligé de s'y engouffrer? Malheur aux claustrophobes!

Mais qui donc a pu créer une façade aussi aberrante qui conviendrait tout au plus à une prison ou à une entreprise de pompes funèbres? Il n'y manque que les paroles qui ornent l'entrée de l'enfer dantesque.

Copyrighted material

4) Les mêmes remarques s'appliquent d'ailleurs au nouvel hôpital d'Esch. Dire que ces gens-là (les architectes) fréquentent pendant des années des écoles spécialisées (les Beaux-Arts) pour venir ensuite nous infliger des horreurs pareilles. Un cyclope analphabète n'aurait pas fait mieux. Voilà entassés pêle-mêle de gros blocs asymétriques, un ensemble qui fait mal aux yeux, sans harmonie aucune, sans souci de beauté. Il faut vraiment que et les architectes et les responsables politiques et leurs électeurs soient frappés de cécité esthétique pour que de telles bâtisses soient possibles! (En plus, elles sont coûteuses ...)

Mais non seulement la chose est laide à pleurer, là encore on a cru bon aplatir l'entrée en collant une véritable pierre tombale dessus, sombre masse «qui pèse comme un couvercle», pénible, déprimante. A défaut de sens esthétique, le simple bon sens exigerait pourtant de rendre les entrées d'hôpital claires, hautes, accueillantes. Or, le comble, c'est qu'à Esch une telle entrée existe bel et bien, celle de l'ancien bâtiment, portail magnifique donnant sur les jardins (et celle de la rue de l'Hôpital n'est pas trop mal non plus). Or, ce sont ces entrées-là qui sont fermées, condamnées au profit de la pierre tombale! Faut le faire.

Cela entraîne d'ailleurs à l'intérieur du complexe (le bien-nommé) un système d'orientation incroyable pour qui n'y a pas fait ses 100 m rien que pour arriver au lift, suivant comme un imbécile des lignes colorées par terre, le long de couloirs interminables. Errant dans ce labyrinthe grotesque, s'épuisant vainement à retrouver la sortie (ou quoi que ce soit d'autre), plus d'un petit vieux (ou petite vieille) a été trouvé en larmes, humilié, angoissé. De toute évidence les responsables du système n'ont pas pensé à ces visiteurs-là, à ceux qui marchent péniblement, aux cardiaques, aux émus en détresse lors de leur première visite à un être cher hospitalisé, ou simplement aux nombreuses gens pressées et/ou fatiguées au bout de leur journée de travail.

Et voilà que ce système indigne et humiliant est justifié par des considérations d'ordre financier, comme si un Etat qui peut se permettre des folies à la Mondorf ou des autoroutes en veux-tu en voilà, comme si un tel Etat ne pouvait créer deux ou trois postes de réception au lieu d'un seul pour un complexe aussi vaste!

5) Passons sur l'abominable gare d'autobus à Echternach qui jure avec le reste de la jolie petite ville et sur l'affreuse caserne à l'entrée du «Gréngewald», un hôtel de luxe, paraît-il, et de même sur le fait que les tours impressionnantes de la clinique Ste-Marie à Esch ont été coincées dans un quartier résidentiel, en plein dans une petite rue étroite (dégradée en parking-annexe), où la qualité de vie a chuté à la verticale depuis.

Venons-en, last not least, à la monstruosité architecturale et urbanistique no 1 de ce malheureux pays, le nouveau Centre thermal de Mondorf-les-Bains qu'il faut avoir vu pour y croire. J'avoue que la première fois que je me suis retrouvée au fond du lamentable cul-de-sac auquel il a donné naissance, nez-à-nez avec ce hideux «bunker» hénaurme, difforme, j'en ai eu le souffle coupé — avant qu'il ne me revînt pour me permettre des commentaires impubliables ici.

Copyrighted material

Ah, le joli Mondorf de mon enfance, lieu de vacances au charme désuet, qu'en reste-t-il? Il n'y a plus qu'un ensemble disparate de blocs grossiers, et là où la route enlaçait en pente douce le parc vaste et vert et fleuri, là où l'on pouvait soit monter vers Burmerange, soit descendre vers les villas du côté du cloître, l'issue est bloquée maintenant par ce monstre préhistorique, trapu, accroupi là avec toute l'élégance d'un monceau de gravats. Vrai, qu'on n'hésite pas à démolir l'ancien Casino comme on se le propose: il est, en effet, devenu trop beau pour quelque chose comme Mondorf.

Une dernière remarque à ce propos: notre pays souffre d'un manque terrible — combien douloureux, dramatique parfois pour les personnes concernées! — d'un manque urgent de centres de gériatrie, de maisons de soins pour vieilles gens, mais au lieu d'en créer on engouffre des sommes folles dans des projets comme Mondorf. Cela est scandaleux.

Et pendant qu'une époque vulgaire perpétue son souvenir par les bâtisses que l'on sait, les quelques jolies maisons Art Nouveau qui nous restent sont détruites à une allure vertigineuse (dans la capitale par exemple), quand elles ne sont pas honteusement défigurées, comme la tristement célèbre maison Meder à Esch.

Mais il est vrai qu'on ne s'étonne plus de rien côté sens artistique des Luxembourgeois (pareil en architecture et en sculpture e. a), quand on s'est retrouvé un jour par inadvertance, sidéré, devant le monstre d'Echternach, cette espèce de crapaud déguisé en évêque, ce «Kinderschreck», cet incroyable Quasimodo qui défigure le parvis de la basilique. Vrai, après ce choc-là on ne s'étonne plus de rien.

Le Républicain Lorrain, 25 mai 1986

P. S. 1998:

Ben, Quasimodo-Willibrord a disparu, lui. Mais combien de ses confrères et sœurs subsistent! Saluons cependant aussi le «départ» de «la Bâloise» (avec une vingtaine d'années de retard) (ce départ).

Copyrighted material

D'Gëlle Fra

Im „tageblatt" vom 30. Dezember wird der verwahrloste Zustand des hauptstädtischen Konstitutionsplatzes beklagt: Löcher und Pfützen überall! Schlimmer aber ist meines Erachtens, daß dieser schönste Platz unserer Hauptstadt mit seinem wirklich einzigartigen Blick auf das Petrußtal als Parkplatz herhalten muß, von Touristenbussen verstopft, usw. Die könnten doch auch in der Nähe der früheren Hl.-Geist-Kaserne zusammenfinden.

Der Platz zu Füßen der „Gëlle Fra" müßte eine liebliche Parkanlage sein — ein Park, nicht ein Parking!

Ist es denn wirklich so, wie ausländische Kritiker der Luxemburger oft befinden: „Ein Volk ohne Schönheitssinn"?

tageblatt, 8. Januar 1994

Le bouc à binocle

La rubrique du «Journal» intitulée «Personnagen», consacrée aux Luxembourgeois de renom à travers notre histoire, est des plus intéressantes. Quel plaisir ces jours-ci d'y rencontrer le sculpteur du «Rénert», Jean Curot (décédé le 21 avril 1954). Mais si le bref rappel de sa vie mentionne ce monument cher aux Luxembourgeois ainsi que d'autres œuvres de Curot de par le pays, il omet l'amusante tête de bouc à binocle



Copyrighted material

(représentant un «prof»!), qui se trouve derrière le «Fiisschen», en bas du mur qui limite la petite place-parking vis-à-vis de l'Athénée d'alors (aujourd'hui la Bibliothèque Nationale).

Vis-à-vis de l'Athénée en effet! C'est que Jean Curot était «seulement» professeur à l'École artisanale de Luxembourg (aujourd'hui Lycée technique des arts et métiers) et donc, aux yeux des universitaires de l'Athénée e.a., un «prof sauvage» que ces messieurs à binocle et barbiche de bouc regardaient d'en haut, avec un certain dédain. Et voilà pourquoi le sculpteur, quand il fut chargé de décorer la petite place au moyen d'une fontaine encastrée dans le mur, y planta une belle tête de bouc professoral — pour narguer ces messieurs de l'Athénée en face chaque fois qu'ils jetaient un regard par leurs fenêtres en direction du «Knuedler».

À propos, il y a quelques années, cette tête de bouc s'est retrouvée sur un de nos timbres-poste.

Journal, 2 mai 1998

Cf. aussi tageblatt, 2 décembre 1995

P. S. 1988:

C'est le petit-fils de l'artiste qui me communiqua cette anecdote suite à la parution de mon livre «Mascarons de Luxembourg», où le bouc à binocle manque malheureusement; par contre il a trouvé sa place dans ce livre-ci.

Copyrighted material

Lieben sie ihre Stadt denn nicht?!

Seit Jahren wird in vereinzelt hingestreuten Mini-Mitteilungen vom Bau einer „Cité Judiciaire" geredet oder vielmehr gemunkelt, denn was man wirklich bezweckt, das darf der Wähler und Steuerzahler nur ahnen; das weiß man nur in den Kulissen, den „Corridors of Power" des reichen Ländchens. Es ist aber zu befürchten, daß ein schlimmeres urbanistisches Monstrum ausgeheckt wird als das Pei-Unding, das auf immer die „Dräi Eechelen" verschandeln darf. Immerhin handelt es sich um ein riesiges Ganzes, eine „Cité Judiciaire", nicht nur um ein Gebäude. Es ist deshalb erstaunlich, daß noch niemand Vorbehalte angemeldet hat, was die unsinnige Wahl der Lage dieser zukünftigen „Cité" betrifft.

Auf dem Heilig-Geist-Plateau, hinter dem Kanonenhügel, soll sie sich erheben, die stolze „Cité", und wird also ganz unvermeidlich eine der schönsten und ehrwürdigsten Perspektiven Luxemburgs, ein wesentliches Element seiner „Skyline" verändern und höchstwahrscheinlich verunstalten. (Man bedenke, was dem einst so schönen Boulevard Royal angetan worden ist — die dortigen Bank-Klötze gehörten auf den Kirchberg, nicht an die alte Großgasse angeklebt). Doch kaum sind wir die disproportioniert (zu hoch) geratene „Bâloise" los, da soll es nun dem Hl-Geist-Plateau an den Kragen gehen, diesem schönen, weitflächigen, freien Platz, wo Wind und Sonnenschein noch uneingeschränkt spielen dürfen. Er erinnert sogar an den windigen, römischen Quirinal-Platz.

Städte (und Städter!) brauchen solche weiträumigen, leeren Plätze, wo man noch frei atmen kann, wo Kinder herumtollen, und Spaziergänger, Einheimische wie Touristen, friedlich schlendern können, erklärte mir kürzlich eine alte Dame aus Luxemburg. Man denke an die herrlichen, großen Plätze der schönsten Städte Europas — wo gibt es etwas ähnliches in Luxemburg? Außer eben auf diesem Plateau, das nun verbaut und versaut werden soll.

Mehrmals ist nun das Wörtchen „schön" gefallen. Aber sind die Luxemburger nicht recht eigentlich ein schönheitsblindes Volk? Wie anders ist es sonst zu erklären, daß sie nicht zu Tausenden fordern, man möge diese „Cité Judiciaire" auf den Kirchberg bauen, wo sie urbanistisch und architektonisch hingehört?

Wie ist die allgemeine Gleichgültigkeit erklärbar? Der Luxemburger: keine Augen im Kopf, nur ein gefrässiges Maul im Gesicht?

Journal, 29. Januar 1998

P. S. 1998:

(Dezember): Am 19. dieses Monats ein „visionäres Farbfoto" der „Cité Judiciaire" im tageblatt. Den Turm finde ich ausgesprochen plump. (Ob Freiraum für „flâneurs" im Innern vorgesehen ist?)

Copyrighted material

Wir sind dagegen!

Wir sind das Volk und wir sind dagegen — zu über 90% — gegen das gläserne Dingsda, das Pei-Museum, das zu unserm trutzigen „Dräi Eechelen" paßt wie die Faust aufs Auge. Egal wie man das Auf- und Neben- und Vor- und Hintereinander drechseln will, die zwei Dinger, das Fort und die chinesische Konstruktion, passen einfach nicht zusammen. Sowenig wie übrigens jenes sino-ägyptische Touristenspielzeug zum Louvre, oder die gräßlichen schiefen Masten zur Alzettestraße.

Man möge die „Dräi Eechelen" so belassen, wie sie sind — die alten Türme umgeben von ihren Bäumen, eine Oase der Stille für die Spaziergänger. Warum ein harmonisches Ganzes, das Generationen von Luxemburgern lieb geworden ist, zu einem prätenziösen Unding „verbaaschteren"? Das zeugt doch von einem totalen Mangel an Gespür für das „cachet", das Wesen von „Dräi Eechelen". (Wie gesagt: die Faust aufs Auge...)

Anscheinend ist vor allem unsere Großherzogin mordikus für das Pei-Ding. Ihre Liebe zur modernen Kunst in Ehren, aber sie sollte ihre Kunstgenüsse aus der eigenen Schatulle begleichen. „Musée Grand-Duc Jean" soll der Glaskasten heißen. Als sei unser Jang (ich hasse die Schreibweise Jhang) ein Kunstnarr! Und wieviel verstehen jene CSVauler von Kunst, die uns Steuerzahlern die verrückte Summe von mehreren Milliarden aufbrummen wollen? Und die LSAP? Alle auf einmal ganz wild auf „Kounscht", ja? Bloß daß man bislang nie viel davon bemerkt hat. Aber es gilt ja, SICH SELBST ein Denkmal zu setzen, um vor dem gegenwärtigen Ausland und vor der Nachwelt allgemein als große Kunstkenner dazustehen. Wie eitel, wie grotesk. Der Frosch, der sich zu Ochsengröße aufblasen wollte. (Nachzulesen bei La Fontaine)

Im Ausland weiß man doch, wie weit es damit her ist, mit unserm Luxemburger Kunstverständnis. Da lacht man über uns Parvenüs mit unserm notorischen Individualprotz wie mit unserm nationalen Pei-Kasten. Wem wäre schon verborgen geblieben, daß die braven Luxemburger alles andere sind als ein Volk von Künstlern und Kunstverständigen? Wir wissen es ja selbst: wir sind ein Volk von Bauern, Arbeitern, provinzlerischen Kleinbürgern mit einer bloßen Handvoll von Kunstliebhabern. (Zu denen rechne ich nicht die vielen Neu-reichen, die sich abstrakte Bilder kaufen, um „in" zu sein, und die nachher nicht wissen, wie sie sie aufhängen sollen an ihren teuren Wänden. Glück gehabt, wenn ein Kreuzchen an der Rückseite die Stelle angibt für den Nagel).

Idioten sind wir nicht und haben also nichts dagegen, daß man uns erziehen will. Also einverstanden mit einem Museum für moderne Kunst. Obwohl... wenn man so bedenkt, wieviel grober Unfug und teurer Schund da schon den Politikern untergejubelt wurde (für teure Steuergelder), weil jeden von ihnen die panische Angst ergreift bei dem Gedanken, er könnte sich blamieren wie weiland die Gegner der Impressionisten. Der Schrecken sitzt seither allen in den Gliedern, schreibt Cavanna, niemand wagt mehr, etwas Neues abzulehnen, alles, alles wird

Copyrighted material

gelobt und gepriesen, denn, wer weiß, am Ende hat man ein Genie verkannt und steht als Banause da. Die Folge dieser Angst? Eine Unmenge von scheußlichen Statuen/Figuren/Plastiken auf den öffentlichen Plätzen (nicht nur bei uns). Ohne mit ihm in allem eins zu sein: in seinem reich illustrierten Buch „Picasso war kein Scharlatan" führt Kishon eine wahrhaft erschreckende Anzahl solcher (sündhaft teurer) Pseudo-Kunstprodukte vor.

Besinnen wir uns auf das, was wir sind. Richten wir das betreffende Museum bescheiden in den schönen Rotunden des hauptstädtischen Bahnhofs ein, so wie die Pariser die Gare d'Orsay zum Museum umfunktioniert haben. Die Rotunden sind für ausländische Besucher leicht zu erreichen, sind Teil unseres architektonischen Erbes, und der Größe nach passen sie zu Klein-Luxemburg, wenngleich es Ende des 20. Jahrhunderts plötzlich stinkreich geworden ist (wer weiß, für wie lange).

Das Pei-Museum ist einfach zu teuer, auch wenn es die große, nationale Sorge und Angst (und den Frust, die steigende Wut...) wegen des Notstands in der Kranken- und Altenpflege nicht gäbe. (Es gibt sie aber.)

Wir, das Volk, sind einfach dagegen, daß mit unserm oft sauer erarbeiteten Geld ein relativ wenig wichtiges Projekt so verwirklicht wird, daß es eben jene skandalöse Summe verschlingt. Ist dies eine Demokratie oder nicht? Oder herrscht hier ein „sanfter Totalitarismus", in dem seit einem Dutzend Jahren eine Einheitspartei namens CSVLSAP schaltet und waltet, wie sie will — und nicht, wie es das Volk will? Die Frage ist gestellt.

27.11.1996 (Veröffentlichung abgelehnt)

Copyrighted material

Eine letzte Chance für „Dräi Eechelen"?

Mittels eines Referendums der Stadtluxemburger versuchen nun also „Déi Gréng" und „Jeunes et Patrimoine" in extremis, „Dräi Eechelen" doch noch vor dem Pei-Projekt zu retten. Sie können sich der Sympathien der meisten Luxemburger sicher sein, denn viele Leute sind gegen das Pei-Museum auf Fort Thüngen. Doch nicht nur wegen des unpassenden Standorts ist man im Volk empört, sondern weil die Luxemburger nun einmal nicht so wahnsinnig auf moderne Kunst stehen und deshalb die ganze Sache viel zu teuer finden, zumal sich die Bahnhof-Rotunden als sympathische und billige Alternative anbieten.

Apropos Finanzen vergesse man nicht, daß schließlich zur gleichen Zeit, da die hohen Kosten des Pei-Projekts den Steuerzahlern bewußt wurden, sie sich andauernd Politikerreden anhören mußten (und noch müssen) betreffs Sparmaßnahmen beim Staat, gekürzte Pensionen und dergleichen mehr (s. Öffentliche Erziehung, ganz zu schweigen vom chronischen, skandalösen Rückstand in puncto Alters- und Pflegeheime). Natürlich gibt es so manche Pei-Gegner, die jede Menge Ausgaben für den Großen Götzen Sport gutheißen, ohne in **dem** Zusammenhang doch einmal auf die weit nötigeren Alters- und Pflegeheime hinzuweisen. Doch: „Two wrongs do not make one right", lies: daß man stillschweigend duldet, wie dem Sport Milliarden in den gefräßigen Rachen geworfen werden, rechtfertigt nicht eine weitere Verschwendung öffentlicher Gelder an ein mehr als überflüssiges Prestige-Projekt wie das Pei-Museum.

April 1997

(unveröffentlicht — die Sache aufgegeben)

P. S. 1998:

In kürzester Zeit unterschrieben über 14 071 Bürger/innen die Petition von „Jeunes et Patrimoine" zugunsten von „Dräi Eechelen"!

Copyrighted material

Kombiniere

Da lese ich am Freitag, den 18. Dezember 1998, in zwei einheimischen Wochenzeitschriften, im „Grénge Spoun" und im „Letzeburger Land", zwei Artikel. Und kombiniere spontan (wie weiland ein populärer Schlaukopf). Ob es sich aber bei meiner Idee um eine schlaue Kombination handelt, das mögen die geneigten Leser/innen selbst entscheiden.

Im „Land" schlägt Carlo Sunnen in einem interessanten, informativen Artikel die Schaffung luxemburgischer CALs vor, d. h. von „Centres d'Action Laïque" wie es sie in Belgien gibt. (In dem Zusammenhang sei übrigens ein Abonnement auf die ausgezeichnete Monatszeitschrift „Espace de libertés" des CAL der Université Libre de Bruxelles wärmstens empfohlen!). Der erste bzw. zentrale Luxemburger CAL wäre in der Neumünster Ex-Abtei bestens behaust, schreibt C. Sunnen; es ist ein akzeptabler Vorschlag.

Dann las ich in einer Kurznachricht der grünen Zeitschrift, daß man sich noch immer schwer tut, was die Zukunft der schönen Bahnhof-Rotunden betrifft. Es empört, daß der Staatsrat sich gleichgültig zeigt, was ihre Funktion als Kulturzentrum angeht, und ein CSV-Mann hat sogar ihren Abriß (!) vorgeschlagen, obwohl sie unter Denkmalschutz stehen.

Kombiniere: Warum unser CAL nicht in einer der Rotunden unterbringen? Man darf es sich durch den Kopf gehen lassen, ja?

Journal, 24. 12. 1998

Copyrighted material

Zum Taubenproblem

„Ich sah hinaus. Eine Taube saß auf dem alten „Wëllem" und beehrte ihn mit ihren Wohltaten. Was er anstandslos hinnahm. Kein Rückgrat, diese edlen Kämpfer!"

(aus „Nur einmal ... und für so eine lange Zeit", Luxemburger Krimi von Anita Kayser-Havelange).

Ich stehe auf dem „Knuedler". Keine Taube sitzt mehr auf dem Reiterstandbild, das Generationen von Luxemburger Tauben „gekrönt" haben. Nirgendwo schwirren durchsonnte, blau-grüne Flügel durch die Luft, nirgends trippeln Täubchen mit auf dem Rücken verschränkten Armen, pardon Flügeln, ernsthaft nach Körnern Ausschau haltend. Sie sehen immer aus wie wohlgenährte Bourgeois auf dem Sonntagsspaziergang, fehlt nur noch die goldene Uhrkette auf dem runden Bauch. Genauer gesagt: sie sahen immer so aus, wenn sie zwischen unsern Füßen herumwatschelten, manchmal von juchzenden Kindern aufgescheucht. Denn sie sind so gut wie aus dem Stadtbild verschwunden, (anders als in London, in Venedig ...). Die Kirchen unserer Hauptstadt sind nunmehr taubenfrei, und auf dem „Knuedler" hat M. (*) ebenfalls ganze Arbeit geleistet. Leb- und trostlos ist er, peinlich sauber erstreckt sich seine Leere. Ich flüchte, kehre der Wüste den Rücken.

Andere sehen das anders und frohlocken, fragen freudig erregt: Es gibt also ein Mittel, sich der lästigen Vögel zu entledigen, sie zu verjagen? Wo gibt es das denn? Nun, ein Anruf im Luxemburger Stadthaus wird sie belehren: in Strassen gibt es die belgische Firma M., international erfolgreich tätig im Kampf gegen den unerwünschten, gefiederten Besuch. Durch das Anbringen von ca. 12 cm hohen Stäbchen verunmöglicht sie das Landen der Tauben und schützt somit Fassaden, Fenstersimse, Dachrinnen, Statuen usw. vor ihrem Dreck. Die Dinger kosten ca. 1 200 LUF pro Meter, und es fragt sich, ob man sowas (zumindest auf dem eigenen Fenstersims) nicht selbst anbringen kann. Es müßte möglich sein, dasselbe durch eine Art niedriges Gitter, oder eben vertikale Stäbchen, eine Zeitlang für Tauben unerreichbar zu gestalten — bis sie begriffen haben, daß sie dort nicht landen können. Danach ist das Hindernis wieder zu entfernen. Aber viele Leute ziehen es vor: a) nur gegen die Tauben zu stänkern, b) sie zu vergiften ...

Die Abwehrmaßnahme funktioniert, weil die Vögel ja nicht vertikal von oben herab auf ein Sims plumpsen, sondern mit ausgebreiteten Schwingen horizontal angeschwebt kommen — und schon stoßen sie mit Bauch und Flügeln in ihrer ganzen Breite gegen das Hindernis. Obwohl es hartnäckige bzw. dumme Tiere sind, bleiben sie dann nach einer Weile weg.

Was mich fuchst, das ist, daß hier in Esch die Gemeindegewaltigen die Bevölkerung mit keiner Silbe über dieses Schutzmittel in Kenntnis gesetzt haben. Mehrmals am Tag wird hier die Umweltpolizei von taubenbelästigten Bürgern um Rat und Hilfe angerufen, aber obwohl M. seine Dienste der Stadt schon anbot

Copyrighted material

(umsonst . . .), weiß niemand von dieser Möglichkeit, Tauben(dreck) abzuwenden. Der Bürgermeister resümierte das Taubenproblem vor kurzem mit den Worten: „Die einen füttern, und die andern haben den Dreck." Und flugs wurde auf dem ganzen Gebiet der Stadt Esch verboten, Tauben zu füttern.

Jenes bürgermeisterliche Resümee klingt ganz gut, doch obwohl etwas Wahres dran ist, die ganze Wahrheit ist es eben nicht. Es fällt da einiges unter den Tisch, das zur Sache gehört und im folgenden erörtert werden soll — den Tauben und ihren Freunden und ein paar Werten zuliebe, die es neben der Sauberkeit auch noch gibt.

Erstens sind die Tauben *schön*. Das ist eine Tasache. Ihr blau-grau-weiß-und-grünes Gefieder ist erstaunlich abwechslungsreich gemustert. Und der Betrachter hat seine *Freude* daran. Sie sind ebenfalls eine Freude fürs Auge, wenn sie (allein oder in einem Schwarm) sich in weitem Bogen in die Luft erheben oder aber schwungvoll und elegant zugleich zur Landung ansetzen. Sie sehen aber ausgesprochen drollig aus, wenn sie „pigeon-toed" (mit nach innen gekehrten Zehen) dahergetrippelt kommen — mit ihrem etwas dummen Geschichtsausdruck, der deshalb ebenfalls komisch, erheiternd wirkt. Kurz, sie beleben das Stadtbild dekorativ, sie sind ein Stückchen warmen, bunten Lebens in der grauen, steineren Stadt, sie gehören zu ihr.

Es wäre ungerecht, die Freude, die diese Stadtvögel vielen Städtern machen, schulterzuckend als nichtig abzutun, denn diese Menschen sind genauso steuerzahlende Mitbürger mit Anrecht au *ihr* „Pläsierchen" wie die Saubermänner, für die das nec plus ultra ein keimfreier Bürgersteig ist. Und ein klecksfreier Briefkasten, den sie am liebsten dreimal täglich polieren möchten.

Aber gewisse Tierfreunde haben nicht nur ihre Freude am *Betrachten* der schönen Vögel; sie füttern sie auch noch. Und wo sie füttern, da halten sich logischerweise die Gefütterten auf, und wo die sich aufhalten, da kleckern sie nicht wenig. Wo also Putzteufel und Taubennarr nebeneinander wohnen, stiften die gefiederten Kostgänger zünftigen Nachbarsstreit. Die Polizei wird eingeschaltet und droht mit Bußen in den Ortschaften, wo das Füttern verboten ist. Dieses Verbot ist neu in Esch und verärgert die Leutchen, die bislang ungestört dem Füttern frönen konnten. Hier einige Kommentare:

„Man sagt leichthin: Die Vögel finden schon was, die verhungern schon nicht. — Aber wer kann das beweisen? Niemand. 'Les oiseaux se cachent pour mourir!' Wenn da plötzlich Hunderte nicht mehr gefüttert werden wegen des Verbots, gehen bestimmt eine ganze Reihe elendiglich zugrunde. Da mach' ich nicht mit."

„Ich füttere weiter. Ich lasse mir von Saubermanns nebenan nicht Hartherzigkeit aufzwingen. Das tut mir zu weh. Und nun handle ich eben zur Abwechslung ganz egoistisch und mach' mir eine Freude, die ich bereit bin, mit Bußen zu bezahlen. Mein Hobby eben . . ."

Copyrighted material

„Wenn die armen Dinger noch bis in die kalte Abenddämmerung da hocken wie die Häufchen Elend, triefend vor Nässe mit schwarz zusammengeklebtem Gefieder, und sie verstehen die Welt nicht mehr, denn jahrelang wurden sie hier zu bestimmter Stunde gefüttert — den Anblick halt' ich nicht aus, der macht mich ganz elend. Da ist der Krach mit Nachbars eben das kleinere Übel".

„Wer in einer Ortschaft lebt (statt weit abseits in einem Haus auf dem Lande), der muß eben einiges schlucken können vonseiten seiner lieben Mitbürger. Was wird uns doch täglich an Lärm zugemutet! Das ist akustische Verseuchung, „Lärmdreck", bloß der ist nicht sichtbar. Den kann man nicht empört vorzeigen. Man wird bloß krank davon. Lärm ist nachweislich gefährlicher als Asbest. Aber wenn Sie einen rücksichtslosen Musikfan oder Hammer- und Bohrer-Narren zum Nachbarn haben, hilft Ihnen niemand! Da können Sie nur noch wegziehen. Mögen die Saubermanns doch auf den Mond „plënneren", da gibt's keine Tauben. Warum soll ausgerechnet ich mir Zwang auferlegen, Opfer bringen, wenn ich auf andern Gebieten — man denke nur an die kriminellen Raser, denen kein Härchen gekrümmt wird! — jede Menge Rücksichtslosigkeit tolerieren muß! Ich verlange also auch Toleranz für meine ..."

„Auch Bäume machen Dreck, wie gewisse Anrainer baumbestandener Straßen das herbstliche Laub nennen. Trotz ihrer Forderungen, die Bäume vor ihrer Haustür zu entfernen, bleiben sie stehen. Denn sie sind schön. Das sind die Tauben auch."

Tja, es gibt schließlich ein Mittel, um sie sich vom Leibe, d. h. vom Fensterbrett zu halten. Und wahr ist, den gemeingefährlichen Rasern und den „Lärmfolterern" sind wir so gut wie ausgeliefert. Sie wissen, wie lax die Justiz ist, sie gefährden und quälen ungestört weiter bzw. werden nur gelinde bestraft. Da wird das Gesetz doch wohl nicht mit voller Strenge ausgerechnet über die vergleichsweise harmlosen Taubenfütterer hereinbrechen, während es (nebenbei bemerkt) weiterhin blind bleibt gegenüber der allgegenwärtigen, tierquälerischen Haltung unzähliger, uns ausgelieferter Lebewesen.

In dem Zusammenhang: Trotz der Proteste der Gartenvereine genehmigt der Escher Bürgermeister die Tierzucht und -haltung in den Schrebergärten, darunter auch die von Tauben. Es ist aber gewußt, daß so manche Züchter ihre Schwärme frei herumfliegen lassen. Und die bleiben eben nicht nur jenseits der „Dippëch". Sollen doch die Gemeindeverantwortlichen den Unfug mit dem Taubenzüchten abschaffen, statt gutherzigen, alten Leutchen ihren Spaß am Taubenfüttern zu untersagen. Es wird übrigens nicht nur gefüttert, es wird auch allenthalben vergiftet.

(*) Die Firma Mistral in Strassen.

Copyrighted material

3. Bäume in Stadt und Land, eine Madonna u. v. m.

Copyrighted material

La douce Lasauvage

Après une randonnée des plus romantiques par les bois, les vallons et les hauts-plateaux du côté de Lasauvage; après un délicieux coup de rouge dans son Café de la Promenade (dont le plancher est traversé par la frontière franco-luxembourgeoise en gros trait noir!), j'en suis venue à me demander pourquoi on laisse croupir sans plus une localité aussi charmante.

En effet, depuis la fermeture des mines elle risque de prendre un air lugubre, enfouie dans ses bois remplis de silence, alors que la splendeur de ses environs suffirait à en faire un des hauts-lieus du tourisme dans le sud de notre pays. Il manque une auberge rustique à Lasauvage, il y manque un hôtel, un camping où des touristes épris de silence, de forêts, de chants d'oiseaux et de longues promenades à travers bois puissent venir se détendre. À notre époque où les citadins fuient de plus en plus la ville polluée pour aller respirer l'air «vert» de nos bois, qu'attend-on pour s'apercevoir de la formidable reconversion qu'on pourrait opérer dans ce coin perdu?

Entendons-nous: il ne s'agit justement pas de transformer Lasauvage et ses environs en «centre de récréation» bruyant, en foire touristique permanente, ce qui gâcherait irrémédiablement le charme propre à l'endroit. Mais pourquoi ne pas envisager la création d'un mini-parc naturel pour le «Minett» à l'instar de celui du côté d'Echternach et de Vianden? L'idée vaut ce qu'elle vaut. Espérons donc que nos ministres de l'Aménagement du Territoire, de l'Environnement et de l'Intérieur lui accordent quelque attention (?).

Moyennant un coup de pinceau aux maisonnettes par trop grises et la création de facilités de récréation, cette localité au nom saugrenu depuis que «la sauvage femme» dépitée en amour y balança son roc énorme (malheureusement enlaidi par une madone dans le pire style de Lourdes), Lasauvage si paisible au fond de ses bois, à deux pas du Titelberg avec ses excavations romaines, ses vues lointaines sur la campagne du Bon-Pays; à deux pas de ce «bout-du-monde» qu'est Fonds-de-Gras avec son café aux poutres basses et son petit train rigolo — Lasauvage renaîtrait à la vie. Mais en attendant qu'on s'aperçoive en haut-lieu de son existence et de son charme, elle continue à dormir de son sommeil de Belle au Bois dormant. Et on n'entend presque plus battre son cœur. Ce qui est dommage.

d'Letzeburger Land, 27. 9. 74

P. S. 1998:

Voir dans «Galerie» N° 5/1983 l'article du prof. Alex Storoni sur «La Pierre de Cron de Lasauvage». Voir aussi Marco Schank: « Die Stunde der Ernte » (Roman)

Copyrighted material

Für eine Madonna

Esch/Alzette, den 20. Mai 1990

Sehr geehrter Herr S.,

Hiermit erlaube ich mir, Sie auf den traurigen Zustand des hübschen Madonnenbildes in der Felswand gegenüber Ihrem Schloß aufmerksam zu machen. Das liebliche Terrakottarelief im Stile der Della Robbia ist stark beschädigt, wie Sie anhand beiliegender zwei Photos erkennen können. Von weitem, vom Schloß aus z. B., sieht man das natürlich nicht, so daß ich annehme, daß Sie nichts davon wissen. Mir tut es leid um das Stückchen Schönheit, das hier bedroht ist. Deshalb wäre ich froh, wenn das kleine Kunstwerk restauriert und z.B. durch eine Glaswand (Plexiglas?) vor künftigen Schäden geschützt werden könnte.

In der Hoffnung, daß Sie meinen Hinweis positiv aufnehmen werden,

hochachtungsvoll,

1. P. S. 1998:

Null Reaktion.

2. P. S. 1998:

Dieses Jahr war der Name Meysemburg plötzlich in aller Munde, aber nicht wegen der lieblichen Madonna... Sie hat jedenfalls über das arme Vieh keine schützende Hand gehalten. Es wäre auch das erstemal gewesen.

Copyrighted material

Erholungszentrum contra Erholungszentrum

In bezug auf die im „tageblatt" erschienenen Artikel „Die Echternacher Umgehungsstraße und ihre Probleme" (8.12.1973) und „Haus ohne Zukunft?" (5.1.1974) möchte ich einige Fragen aufwerfen. Falls ich mir dieselben bloß ob meines geringen Wissens, besonders technischer Art, stelle, und die Sachlage ganz klar daliegt, die in meinen Augen eher trüb und traurig ist, so mögen besserwissende Experten mich und meinesgleichen, unseres Zeichens Naturfreunde, aufklären.

Echternach soll ein sogenanntes Erholungszentrum bekommen. Da stutzt man doch sogleich, weil ausgerechnet Echternach sich und andern als Erholungszentrum vollauf genügen dürfte. Die Stadt als solche mit Abtei und Gärten, den prächtigen, umliegenden Wäldern und dem Sauertal, stellt doch eines der schönsten Erholungszentren des Landes dar.

Wo ist da der Nimmersatt? Die Touristen? Genügen denen die liebliche Sauerpromenade, die Wolfsschlucht und herrliche Promenade B nicht mehr? Mehr Rummel gefällig, Tyrann Tourist? Du sollst ihn haben, sogar auf Kosten des Charmes und der Eigenart unserer hübschesten Ortschaften.

Oder verlangen die Echternacher selbst lautstark nach besagtem Zentrum? Worüber klagen sie? Daß die Sauer so verschmutzt ist, daß man seit zwei Jahren nicht einmal darin schwimmen kann. Ist die denn nicht zu säubern, frage ich in meiner Naivität. Ist eine Kläranlage ein Ding der Ganz-Unmöglichkeit? Muß statt ihrer gleich neben einem schmutzigen Wasser, das jedoch ein natürlicher Wasserlauf ist und sich harmonisch in das weiche, grüne Tal eingeschmiegt hat, ein Ersatzwasser hinkommen, ein künstlicher See oder Weiher?

Putzen kommt eben viel teurer. Das alte Problem. Die ewige Frage: Wieviel ist Naturschutz uns wert, wieviel ist — in klingender Münze — ein Wald, ein Fluß, ein schönes Haus, eine Landschaft wert? Am Tage, an dem wir uns darüber geeinigt haben werden, werden wir wohl vergeblich nach wertvollen Häusern und Wäldern Ausschau halten. [. . .]

Wenn aber — und darauf kommt es wirklich an — besagter, moderner, künstlicher Erholungsstätte zuliebe, Schönes, Altes, Echtes weichen und zerstört werden soll, dann ist das Unfug und soll gestoppt werden.

In den zwei oben genannten Artikeln geht wegen jenes Zentrums vom möglichen Abriß des ehrwürdigen Löschenhauses die Rede, sowie — man höre und greife sich an den Kopf — von einer zerstörerischen Schneise durch den schönsten Wald des Landes (außer dem Grünewald), den Haard, damit die ebenfalls geplante Echternacher Umgehungsstraße nicht zu nahe am zukünftigen Erholungszentrum vorbeigehe. Also Park gegen Wald, ein Erholungszentrum gegen das andere, wobei letzteres 1. schon besteht und 2. sowieso das beste, erholsamste, kostbarste ist, das wir besitzen, das im industrialisierten Europa

Copyrighted material

täglich an Wert zunimmt, weil es überall an Fläche abnimmt. Hochwald, tiefer, grüner Buchenwald soll verstümmelt werden wegen einer Straße und eines Erholungszentrums, das Echternach partout haben will.

Ökologie, pack' ein, es war vorauszusehen, daß du entweder gar nicht oder aber mißverstanden würdest; der Bedarf des Menschen an Grünem und frischer Luft wird nicht mit Spaziergängen in den Wald gedeckt, sondern selbiger wird abgehauen, und als „Natur" übertünchte „Erholungszentren" an die Stelle gesetzt werden. Das Ganze nennt sich dann Fortschritt. Amen (?)

tageblatt, 12. Januar 1974

Siehe auch „Vorwort".

Copyrighted material

Linde mit Kapelle

Geborgen unter der mächtigen Krone seiner 400jährigen, durch ein massives Eisengerüst gestützten Linde, bietet die kleine Kapelle von Küntzig ein idyllisches Bild von einer Harmonie, wie sie nur noch selten auf unsern Dörfen anzutreffen ist. Bei näherem Zusehen aber bleibt von Harmonie nicht viel übrig, die Idylle entpuppt sich als ein Bild der Verwahrlosung, das seinesgleichen sucht… Zerbrochene Fensterscheiben, eine Stalltür (?), ein Haufen Kies und Steine, eine Autobusunterkunft aus gelbem Wellplastik hingeklebt — direkt rüpelhaft ist man mit dem Kapellchen umgegangen in unserm christlichen Lande. Dabei würde das Instandsetzen des kleinen Gebäudes den Staat wahrlich keine Unsummen kosten. Mit ihrer prächtigen Linde gehört die Kapelle von Küntzig sowieso schon längst auf die Denkmal-Schutzliste.

Das aktuelle Bild
(Photo: Marie-Georgette Mousel)
d'Letzeburger Land, 16. April 1974

P. S. 1998:
Linde und Kapelle sind mittlerweile wohlauf (seit 1977).



Copyrighted material

Warum immer wieder? (Häuser)

Ich wäre unserer Presse dankbar, wenn sie den Laien und Zeitungsleser endlich einmal gründlich aufklärte über die Hintergründe und die Verantwortlichen aller Schattierungen in Umweltverschandelungs-Affären, wie jetzt wieder die Merscher Haus „Linden"-Geschichte. Abgesehen vom Paradestück Vianden hört der Bürger hierzulande nämlich von schönen Bäumen, Häusern, Landschaften usw. fast ausschließlich, wenn sie bedroht sind oder ihre Zerstörung schon munter fortschreitet, d.h. wenn es zu spät ist, wenn nur noch angeklagt und gejammert werden kann.

Was ich endlich wissen möchte: Warum geht das Klassieren solcher Häuser usw. nicht schneller vor sich, warum herrscht nach wie vor derselbe Schlendrian wie vor 1974?! Wir haben doch keine Zehntausende von „sites et monuments" zu klassieren, das ganze Land mißt nur ca. 55 × 85 km! Warum klappt die Sache also immer noch nicht? Wer ist da zuständig, „verantwortlich"? Und warum schweigen diese Leute sich aus in der Presse, wenn wieder einmal der Abriß eines wertvollen Gebäudes oder das Fällen prächtiger Bäume vor der Tür steht, resp. vollendete Tatsache ist? An wem liegt es denn, wenn solches immer wieder geschehen darf?!

Das herrliche Merscher Haus „Linden", das ich seit Jahren bewundere, müßte doch schon längst klassiert sein! In meiner Naivität war ich übrigens all diese Jahre felsenfest davon überzeugt, machte mir nicht die geringsten Sorgen um dieses altehrwürdige Gebäude. Um dann im „t" vom 21. und vom 30. Dez. letzten Jahres erfahren zu müssen, daß ausgerechnet dieses Haus nun einer Mietskaserne Platz machen soll.

Dabei hatte ich mich noch nicht von der Colpacher Nachricht erholt: prachtvolle, alte Baumriesen, der Stolz des Parkes, sind gefällt worden... Dieser Park ist ja auch nie klassiert worden, ansonsten man wahrscheinlich versucht hätte, die bedrohten Bäume zu retten. Mittels Spritzen von flüssigem Holz kann so manchem alten Baum geholfen werden, Großherzogs z.B. wenden das Mittel bei ihren Bäumen an. Der Luxemburger Staat aber ist schneller mit der Säge als mit der Spritze zur Hand.

Direkt ironisch klingen heute die bewundernden, vertrauensseligen Worte Carlo Hemmers in seinem „Luxemburger Wanderbuch" (S. 102-105) über den Baumbestand von Colpach: „Das Schönste in Colpach ist der Park. Seine Baumriesen sind das dauerhafteste Vermächtnis Emile Mayrischs. Wie alle starken Naturen war Mayrisch ein Freund der Bäume. Er duldete nicht, daß in seinem Besitz einer gefällt wurde. Er ließ sie nach eigenem Willen wachsen und sich entfalten und war dem Stutzen und Beschneiden abgeneigt." Jean Schlumberger weist in seinem Beitrag zu dem Erinnerungsband über Schloß Colpach (1957) auf diese Baumliebe hin.

Copyrighted material

Einmal, als ein Bauer, dessen Grundstück im Schatten der Mayrischen Eichen lag, drohte, gerichtliche Klage zu führen, weil die Eichen angeblich Schaden an seinem Besitztum stifteten, tauschte Mayrisch ein ausgedehntes Stück vorzüglichen Ackerlandes gegen den schmalen Streifen dürftiger Weide ein, in dessen Bereich die knorrigen Kronen übergriffen, und verhinderte dadurch, daß seinen Eichen ein Leid geschah.

So verdanken wir der Baumliebe dieses großen Mannes den herrlichen Park...

Es gibt in Colpach herrliche Eichen und Buchen, insbesondere ein paar eigentümliche Trauerbuchen mit hängenden Ästen, und eine stimmungsvolle Hainbuchenallee..., „ungewöhnlich stattliche Fichten, darunter eine, die sich wie ein Riesenkandelaber vielarmig nach oben verzweigt. Diese herrliche Natur, behutsam mehr durch eine Abwehrung störender Einflüsse als durch gärtnerisches Dazutun gestaltet, bildet den Rahmen für einige auserlesene Kunstwerke der modernen Bildhauerei."

Und ein solcher Park ist der Klassierung bisher nicht würdig befunden worden! Ja, nach welchen Kriterien wird denn überhaupt hierzulande geschützt?! Fragen über Fragen, auf deren Antwort die Luxemburger Zeitungsleser und Naturfreunde vergeblich warten...

tageblatt, 10. Februar 1978

Copyrighted material

Merci, Tony Bourg!

Au printemps, sur invitation des Amitiés Françaises, le professeur Tony Bourg a fait une conférence des plus intéressantes à l'hôtel de ville d'Esch-sur-Alzette sur « Le Luxembourg dans le roman français ».

En plus du sujet original, le conférencier comme toujours valait le déplacement, surtout pour qui l'avait connu professeur à l'Athénée et aux Cours Supérieurs et revit avec plaisir cette tête inimitable, chenue ébouriffée, à la moustache et aux sourcils blancs et broussailleux, aux yeux rieurs d'ours amusé.

Grâce à l'art du narrateur, l'audience passa une excellente soirée à cheminer, en Luxembourgeois souvent étonnés, tout au long des siècles sur les traces de leur pays et de leurs ancêtres à travers la littérature française. Ainsi, qui aurait pensé que, selon tel romancier, les Luxembourgeois à Paris au 19e siècle étaient cochers et les Luxembourgeoises « bonnes de lorettes »!

Mais je ne dois pas qu'une agréable soirée au conférencier, mais encore, suite à un passage particulièrement intriguant de son exposé, une fort belle promenade aoûtienne ces jours-ci, du côté d'Altlinster. Voici le passage en question:

Le personnage principal de *L'Homme qui rit*, roman de Victor Hugo publié en 1869, est Gwynplaine, qui, dans son jeune âge, est devenu la propriété et la victime des comprachicos, qui faisaient le commerce des enfants, aux XVIIe et XVIIIe siècles. Ils les vendaient après les avoir défigurés, pour que, pendant le restant de la vie, il fassent rire par leur difformité, leur monstruosité. Les comprachicos avaient en Europe quatre principaux lieux de rencontre, dont l'un, selon le romancier à grande imagination, se trouvait au Luxembourg, dans « La clairière dite La Mauvaise Femme, près de Diekirch, où il y a deux bas-reliefs énigmatiques représentant une femme qui a une tête et un homme qui n'en a pas. » (Fin de citation).

Peut-être Hugo a-t-il pensé à la « Haertgeslé » qui se trouve près d'Altlinster, assez proche de Larochette, où il a été en 1862 et 1863, peut-être le souvenir du « Deiwels-elter », de l'Autel du Diable, qui n'est pas loin de Diekirch, lui a-t-il fait déplacer le rocher d'Altlinster avec ses reliefs, dont le Chevalier de la Basse-Moûturie écrit en 1844 dans son « Itinéraire du Luxembourg germanique »: « Dans le pays on appelle ce groupe "La méchante Femme" et on accuse celle-ci d'avoir fait couper la tête à son mari. Il ne reste plus, en effet, que la trace de cette tête dont le temps a fait tomber le relief. »

En résumé, comme toujours: « Cherchez la femme », quand un homme perd la tête! Tout le malheur vient des femmes, voyez Eve, voyez Pandore, on connaît la rengaine, et j'avais envie de faire la connaissance de celle-ci (mauvaise femme).

(Toutes mes excuses, mais j'ai aussi envie de changer de langue).

Copyrighted material

Auf der Suche nach dieser Bösen Frau also in Altlinster angekommen, sah es in dem flachen Grasland ringsumher nicht gerade nach rätselhaften Skulpturen aus. Das Dorf war wie ausgestorben, bis eine vielköpfige Herde brauner Kühe auftauchte. Ein schwarzbärtiger Bauer gab bereitwilligst Auskunft und über Victor Hugos Roman wußte er auch Bescheid. Links von der Straße nach Godbrange gelangten wir denn über eine holprigen Feldweg zum Waldsaum und — angenehme Überraschung — diese „Haertgeslé", das waren ja jene grauen Felsblöcke, hoch über dem Wald und der monotonen Ebene von Altlinster, die mich schon jahrelang intrigiert hatten, die ich mir seit Jahren geschworen hatte, einmal zu „erforschen", zu besteigen. Das sollten als jetzt zwei Mücken auf einen Schlag werden.

Im Walde lief ein Weg rings um den Berg den Abhang entlang, nach links mußte er zu den Felsblöcken führen. Der Ostwind hatte begonnen, die schwere Wolkendecke, die seit Tagen über dem Lande lag, vor sich hin zu schieben, schon war der halbe Himmel weithin blau, die Sonne schien über das grüne und ährengelbe Tal, wo mochte nur das geheimnisvolle Relief sein? Allzuviel erwartete ich mir nicht, stellte mir ein etwa 50 cm hohes, verwittertes Ding vor, in irgendeiner Felsennische. Brombeergestrüpp löste rechts hügelan den Wald ob, oben waren die ersten Felsklumpen zu sehen, da: zwei lebensgroße, schemenhafte Gestalten, gesichterlos, hoch oben im Gestein! Eine Figur, im langen Mantel einherschreitend, besitzt noch einen „Kopf", im verwitterten Halbrelief, die daneben, ebenfalls im wallenden Gewand, hat ihn an die Zeit verloren. Die Zeit mit ihrer Unbill hat den Kopf des „Mannes" (?) ausgezehrt, doch auch die „Frau" (?) verschwimmt, zerfließt, vergeht nun im Gestein auf seinen Spuren. Die Gestalten sind unheimlich.

Durch das Brombeergebüsch führt eine schmale Treppe zum seltsamen, zerklüfteten Felsblock hinauf. Ringsum und dahinter türmen sich weitere, weich abgerundete Felsformen, von mancherlei Initialen übersät. Zu meinem Vergnügen erblickte ich das tief eingeritzte Zeichen des Feminismus. Wen hatte die Böse Frau hier inspiriert? Zu den Füßen der stummen Gestalten aber erstreckte sich das weite Tal in der Abendsonne, hinter Baumwipfeln und Felsköpfen, hinüber zur Burg von Burglinster und links zu den drei Wahrzeichen von Junglinster. Wir verfolgten den Weg unterhalb der einzeln hingestreuten Felsen noch eine Weile und rätselten an dem stummen Paar herum. Für die „Entdeckung", für das Rätsel — merci, Tony Bourg!

tageblatt, 5. September 1981

Copyrighted material

Rive gauche

La maison Linden à Mersch va-t-elle être démolie, oui ou non? — On le saura sous peu.

Il y a quelques années on avait réussi à sauver la maison Meder à Esch-sur-Alzette. C'était une victoire exceptionnelle.

La maison Löschen quant à elle fut abattue sur l'ordre d'un moine borné malgré une campagne acharnée, menée par Georges Calteux et tous les Luxembourgeois défenseurs de beaux sites et de chefs-d'œuvres en péril.

Parmi eux des spécialistes du bâtiment, des artistes, des écologistes, de simples amis de la nature etc...!

Mais tous ces gens qualifiés, plein de courage et de bon sens, n'ont pu arrêter les bulldozers « d'Ideefix », le moine-forgeron d'Epternach...

La vallée idyllique et sauvage fut transformée en zone de « repos artificiel ».

On a beaucoup écrit sur la destinée des Löschen, on a milité et on a perdu... une bataille et une belle vallée oubliée pendant de longues années! (Fini les souvenirs d'enfance, les balades à vélo, les soirs d'été autour de la bâtisse hantée...)

Et cela risque fort de continuer ainsi; il y a quelques jours Nelly Moia pleurait les arbres centenaires de Colpach, demain on risque de voir d'autres belles demeures déracinées. Et là où autrefois il n'y avait rien que le calme de la nature, on construit en béton armé d'uniformité, comme au Mullerthal où les nouveaux seigneurs, des descendants des redoutables « Harengs », ont érigé leur carré de luxe, ne se souciant guère de l'échelle et des proportions de la vallée.

C'est toujours le même scénario. Vous avez une poignée (peu importe que ce soient des centaines d'idéalistes, d'artistes et d'hommes de goût) qui défendent le patrimoine culturel qu'ils sentent vital et irremplaçable, et sur la rive droite vous avez ou bien les vautours promoteurs, les architectes du fric et des combines ou bien des gens honnêtes mais bornés et sans aucune sensibilité pour l'esthétique, l'irremplaçable et le naturel!

Au début les deux parties semblent de force égale, on joue la démocratie et on peut espérer la sauvegarde de tel ou tel site, de tel ou tel monument du passé, et puis un matin au lever, les arbres gisent coupés, les cloisons du 17e siècle abattues, les plate-bandes et fleurs historiques piétinées [...]

Guy van Hulle
tageblatt, 4 mars 1978

Copyrighted material

Fußgängerbetrachtungen

Das Herz lacht einem im Leibe angesichts der hübschen Farben, mit denen besonders diesen Frühling und Sommer viele Leute ihre Häuser frisch angestrichen haben.

Da leuchten z. B. in der trüben Escher Nordstraße seit ein paar Monaten zwei wirklich sonnige Hausfassaden inmitten des leider normalen, weil umständebedingten (lies Industriestaub) Grau und Beige. Ausgehend von diesen zwei „Lichtpunkten" ist es ein Leichtes, sich vorzustellen, wie angenehm die ganze Straße erhellt würde, wenn diese Fassaden nicht eine Ausnahme blieben.

Auch die ex-„Gelsenkirchener Kolonien" sind einen beschaulichen Spaziergang wert angesichts des Wetteiferns an hübschen Einfällen, mit denen hier die Hausbewohner ihre Fassaden, Fenster, Türen und Vorgärten schmücken. Aber nicht nur in Esch, überall im Lande sind mir diesen Sommer die vielen geschmackvoll diskret, doch leuchtend neugestrichenen Fassaden aufgefallen. Sehr angenehm wurde auch oft bes. bei Bauernhäusern der nüancenreiche Kontrast zwischen den Tür- und Fensterrahmen einerseits und dem Rest der Fassade andererseits hervorgehoben. Man könnte endlos fotografieren.

Am eindurcksvollsten aber ist wohl jenes flammend orangefarbene (!) und dadurch riesig wirkende Eckhaus in einer engen Echternacher Nebenstraße gelungen (zw. Bahnhof und Hauptstraße); es ist übrigens recht fotogen.

Apropos Fassaden wäre es höchste Eisenbahn, daß die „Commission des Sites et Monuments" die wenigen in Luxemburg-Stadt verbleibenden Art-Nouveau-Fassaden unter Schutz stellte wie das Escher Mederhaus (und es gegebenenfalls restaurierte), im Bahnhof-Viertel etwa und an der Escher Straße; ich denke dabei u. a. an das graziöse, doch verlotterte Eckhaus neben der Résidence France. In Luxemburg-Stadt ist bekanntlich alles architektonisch Schöne und Alte von plötzlichen Abbrüchen bedroht; einer Gruppe Architekten, die noch vor wenigen Jahren eine photographische Bestandsaufnahme der letzten, schönen Art-Nouveau-Häuser machen wollte, wurden die Gebäude buchstäblich vor der Nase abgerissen.

Glücklicherweise aber schritt man in Mondorf, soweit ich es bei meinem letzten Vorbeispazieren feststellen konnte, vor ein paar Monaten zur Restaurierung des prächtigen Art-Nouveau-Eckhauses in der Hauptstraße (zum Park hin, rechts). Falls sie unterdes zu Ende geführt wurde, wäre das Haus ein Pressebild wert. (Ebenso — kleine Digression — die ausgezeichnet wieder instandgesetzte, vor wenigen Jahren noch total verlotterte Kapelle von Clemency im Schatten ihrer prachtvollen, 400jährigen Linde.)

Es gibt viel Liebliches und Interessantes zu sehen in den Straßen unserer Städte und Dörfer (wenn auch gewisse Leute nur für Hundedreck Augen haben). Aber was mich immer wieder verärgert, das sind die öden, blöden, phantasielosen Straßennamen! Und zwar sind sie es immer mehr; immerhin hieß „unsere" Straße

Copyrighted material

früher „Sonnenstraße“ und die daneben „Blumenstraße“. Das waren freundliche, für Kinder greifbare, für Erwachsene angenehme, sympathische Namen. Heute heißt die sonnige „Rue du Soleil“ (als Kind fragte ich, ob sie denn nachts „Mondstraße“ hieße!) „Rue Würth-Paquet“, und die blumige Straße „Rue Mathias Koener“ ...

Kriegsmärtyrern, Helden, großen Männern (und Frauen) mag man zwar Straßen widmen, aber doch nicht jedwedem gewesenen Politiker und obskuren Ex-Gemeinderatsmitglied! Was gibt es denn Langweiligeres als die Straßennamen in den neuen Escher Vierteln (Lallingen z. B.)? Tur mir leid, aber mir sagen 90 Prozent dieser Namen überhaupt nichts, den Jugendlichen, die dort aufwachsen, bestimmt noch viel weniger, und auch deren Eltern lebten sicherlich lieber in Straßen mit Namen, die freundliche, farbige Gedankenassoziationen hervorriefen und die Phantasie anregten, statt mittels ihrer Adresse all diese leeren, männlichen Vor- und Familiennamen zu verherrlichen.

In der Hinsicht sind uns die Ausländer wieder einmal ein Stück voraus. Da gibt's in England die „Tulip Street“ und die „Cherry Lane“, den „Bull's Head Passage“ und den „Hen and Chickens Court“ (London), endlos könnte man die originellen, teils komischen, teils poetischen Straßennamen Englands aufzählen.

Natürlich sind viele von ihnen historisch bedingt und könnten nicht einfachhin nachgeahmt werden. Es wäre z. B. keinem Gemeindevater zuzumuten, die Straßen seiner Ortschaft nach denjenigen der alten Viertel von Paris zu benennen, wie „Rue de l'Epée-de-Bois, Rue du Dragon, Rue du Chat-Qui-Pêche“.

Auch in Brüssel gibt es die alte Rue de la Chèvre (!). Aber es handelt sich in dieser Sache beileibe nicht nur um jahrhundertelang überlieferte Namen, sondern auch neue Straßen können pittoreske Namen tragen. So wurden neue Brüsseler Viertel ganz nach kostbaren Steinen benannt — „Rue Topaze, Rue Diamant“ usw., und nach Vogelnamen — „Rue Moineau, Rue des Hirondelles“ und auch nach Musikinstrumenten.

Das ist jedenfalls angenehmer als bei uns die ewigen „Rue du Village“ (!) und „Rue Principale“ (zum Heulen, der Mangel an Phantasie) und — armer Arbeiter, der Du da eingeklemmt zwischen Schmelz und Schmelz lebst und auch noch in der „Rue de l'Usine“ oder der „Rue du Travail“ leben mußt! Nichts gegen die produktiven Kräfte dieses Landes, aber da gibt's ja gar kein Entrinnen, da mahnt der Ruf zu Pflicht und Arbeit an jeder Straßenecke!

. Was statt dessen not tut, das sind „Flieder“- und „Kirschblüten“-Straßen — und dazu, warum nicht die dazugehörigen Bäume, Blumen und Sträucher. Wer weiß, die Namen würden vielleicht anregend auf die Bewohner wirken, Lindenalleen entstehen lassen (?). In London gibt es mitten im Herzen der Millionenstadt neue Straßen, die im Frühling überquellen von weißen und rosa Kirschblüten. Warum nicht auch bei uns? Poesie im Alltag — in Luxemburg nicht gefragt?

tageblatt, 28. September 1977

Copyrighted material

Rue Belair vs rue Tun Deutsch

Quelle idée aussi de s'appeler Deutsch quand on est Luxembourgeois! Et Tun de surcroît, prénom pas précisément mélodieux, contrairement à Antoine ou autres André, Gérard et Philippe-Auguste vachement plus élégants que la rude monosyllabe luxembourgeoise. D'où: une plaque de rue portant le nom de « Rue Antoine François » aurait-elle trouvé grâce devant les habitants de l'ex-rue Belair de Junglinster qui ne veulent pas du nom de notre acteur (décédé il y a vingt ans)? On peut se le demander.

Il est vrai que Belair est un fort joli nom, mais il est non moins vrai que les rues Belair abondent de par le pays, alors que nous n'avons eu qu'un seul Tun Deutsch. Et que son village natal lui doit bien un nom de rue. S'il sonne moins bien aux oreilles que Belair, il reste que la mention « acteur » sous ce nom ferait rêver plus d'un enfant, plus d'un jeune dans les années à venir: « Tiens, il y a donc eu dans ce pays un acteur assez important pour être commémoré ainsi? Qui a-t-il bien pu être? Que jouait-il? » Eveiller de la sorte un brin d'intérêt culturel n'est-ce pas une raison valable pour sacrifier le nom de Belair?

Mais les habitants d'une rue ont tendance à s'attacher au nom de leur rue, à l'aimer, à y tenir; il fait partie de leur identité locale. Et de nombreux vieux noms de rues avaient un charme que n'ont pas ceux (de personnages généralement obscurs) qu'on leur a substitués ces dernières décennies. Ici à Esch le nom de « Blummestroß » sonnait bien plus agréable à mes oreilles de fillette que celui de « Mathias Koener » qui l'a remplacé et qui ne signifie rien aux yeux des enfants qui grandissent dans cette rue ou qui l'empruntent tous les jours. Et j'aimais bien habiter la rue du Soleil (parallèle à cette rue des Fleurs), aujourd'hui vilainement appelée Wurth-Paquet. Echanger le soleil pour un paquet . . . Triste! Commémorer le monsieur en question, d'accord, mais pas en sacrifiant des noms « time-honoured » et jolis qui parlent à l'imagination. Enfant, je demandais au sujet de notre rue: « Et la nuit, elle s'appelle rue de la Lune? »

Donnons à rêver aux enfants, touchons la sensibilité des habitants des rues du Luxembourg, un peu de fantaisie, parbleu! Si toutefois, il existe un fond de rêve, de sensibilité, de fantaisie dans ce peuple — pour que l'entreprise ne meure pas ab ovo. Car au-delà de la querelle de Junglinster il serait opportun de regarder de plus près les noms de rues de ce pays, généralement terre-à-terre, d'une morne platitude. Désolant, le tableau! Partout ces rues du Village, de l'Eglise, de l'Ecole, Principale et, ici à Esch, encore: du Travail, de l'Usine . . . (aïe!). Sans parler de l'insipidité absolue des noms dans les nouveaux quartiers de Lallange, où rue après rue l'on commémore quelque obscur conseiller communal eschois défunt. Débile! A pleurer d'ennui.

A l'étranger par contre, dans les grandes villes comme Paris, Bruxelles, Rome, Munich, on a gardé les vieux noms de rues si amusants souvent: rue du Chat-qui-Pêche, rue du Dragon, ou encore Via della Scrofa (=de la Truie!) en

Copyrighted material

plein centre historique, ou encore Rotfuchsweg, München. Avons-nous une seule Rue du Renard chez nous? Même le Rénert n'a droit qu'à une seule plaque de rue de par le pays, dans la seule capitale.

Pourquoi donc ne pas nommer un quartier neuf, une de ces cités qui poussent comme des champignons, d'après un ensemble d'objets ou d'êtres, par exemple, comme à Bruxelles, des pierres précieuses (rue du Diamant, de l'Emeraude . . .), ou des instruments musicaux (il paraît d'ailleurs que cela existe quelque part au Grand-Duché) (?), des rues du Violon, de la Harpe (à Paris, oui, il y a cette dernière), ou encore un quartier «peuplé», sur ses plaques de rues, d'arbres les plus divers: rue du Frêne, de l'Erable, du Pommier et du Chêne. Et pourquoi pas, comme le Rotfuchsweg, une rue du Renard, de l'Ecureuil, du Cerf, de l'Epervier? Et quelle abondance de jolis noms nous offrent les fleurs! A faire rêver!

Mais les Luxembourgeois rêvent-ils — si ce n'est à de grosses bagnoles? Alors qu'on y aille carrément pour illustrer l'esprit de notre époque, le «Zeitgeist» luxembourgeois en cette fin de siècle, et qu'on appelle les rues dans les cités-dortoirs rue Mercedes et rue Ferrari, rue VW et rue BMW! Après tout, sans leurs véhicules adorés, ils ne pourraient guère y vivre, les habitants navetteurs, pas vrai? Un peu de reconnaissance, messieurs/dames, et honneur à qui honneur est dû, à «l'enfant le plus choyé» des Grands-Ducaux.

P. S. au sujet des noms de personnages à qui nous devons pas mal: il n'existe qu'une seule rue Aline Mayrisch de St Hubert au Luxembourg, à Dudelange! Et aucun lycée qui porte son nom . . .

Vrai, des fois ce pays me fait désespérer. D'ailleurs, les femmes sont aussi absentes des noms de rues que des timbres-poste luxembourgeois, contrairement à la belle série de timbres allemands. Combien de temps nous faudra-t-il l'attendre encore, une série analogue en l'honneur des femmes importantes de ce pays?

Journal 11/12 avril 1998

P. S. 1998:

Ein Leser war so freundlich, mich auf eine Rue Rénert und eine Rue Aline Mayrisch in Walferdingen hinzuweisen.

Luxemburger Straßennamen

Anscheinend haben viele Luxemburger ihre Sommerferien diesmal im Ländchen verbracht, fern der Horden auf den Autobahnen und südländischen Stränden. So manche haben dabei zum erstenmal die wenig bekannten idyllischen Eckchen und hübschen Täler des „grünen Herzens Europas“ entdeckt und bei strahlendem Sonnenschein die schmucken, farbenprächtigen Dörfer, von Geranien strotzend, bestaunt. Es gibt viel Schönes zu entdecken im Land, zu „erforschen“ auf verschlungenen Waldwegen und an sprudelnden Wasserläufen entlang.

Aber auch innerhalb der Ortschaften vermag dies und jenes zu intrigieren, so z. B. die manchmal recht seltsamen Straßennamen. Was in aller Welt bedeutet der (die? das?) Diekircher „Frebso“? Und was hat die Einwohner eines Dörfchens dazu bewegt, eine Straße ausgerechnet „Schnutzegaass“ zu nennen? Was heißt „Bickeltchen“ und was „Béinertchen“? Und, oh Schreck, wie kommen die Remicher dazu, aus der „impasse Saint-Dominique“ auf luxemburgisch eine „Kou-panz“ zu machen? Was hat der Heilige mit einem Kuhbauch zu schaffen oder, falls hier eine Obstsorte gemeint ist, mit dem betreffenden Obst?

Kurz, und dies ist als Wink in Richtung Kulturministerium zu verstehen, warum gibt es nicht schon längst ein Büchlein über „Die Luxemburger Straßennamen“ mit etymologischen und geschichtlichen Erklärungen? Viele Personennamen bedeuten den Bewohnern wie den Passanten gar nichts mehr, bes. den Jugendlichen. Wieviele Kinder, die täglich in Esch durch die Mathias-Koener-Straße gehen, wissen, wer dieser Mathias war?

Es gibt natürlich eine Menge Namen, die keiner Erläuterung bedürfen, so die vielen „Rue du Village“ oder „Rue Principale“. Auch wurde, in Esch z. B., bedauerlicherweise eine große Zahl von Straßen nach völlig uninteressanten, obskuren Gemeinderatsmitgliedern benannt. Im Ausland tauft man seit Jahren die Straßen neuer Wohnviertel nach Blumen und Bäumen, Edelsteinen und Musikinstrumenten . . . , da gibt es die „rue du Violon“ usw. Auch die Luxemburger entfalten allmählich genug Phantasie und Humor, um von den farblosen „rue Pierre Müller“ oder „Jean Schmit“ abzurücken und, wie kürzlich in Düdelingen, „blumige“ Viertel sprießen zu lassen, wo man von der „rue des Bleuets“ in die „rue des Coquelicots“ wandern kann. Und was Humor anbelangt: Hierzulande gibt es sage und schreibe eine „Äppeltaartstrooss“!

tageblatt, 10.9.1988

S. auch „Straßennamen“ v. Evy Friedrich (t - 6. 12. 76)

Copyrighted material

Daheim im Wald

Niemand bestreitet den hohen Erholungswert der freien Natur, wo wir Körper und Geist neu aufladen können. Das Zwitschern der Vögel wischt die murrende Stimme des Vorgesetzten hinweg und der Duft des Waldes läßt uns die Abgase der Stadt vergessen. Wir bewegen uns ungezwungen im Grase und zwischen den rauschenden Bäumen.

Unsere Planer haben die Wichtigkeit der Natur erkannt und sind tätig geworden. Asphaltierte Waldwege wurden angelegt, damit wir uns nicht im Gestrüpp verirren. An markanten Punkten sind Ruhebänke aus Stämmen aufgestellt, damit müde Wanderer sich nicht auf den Boden zu setzen brauchen und von einer Distel gestochen werden. Hütten bieten Schutz gegen die Gewalt der Elemente, wenn der Regenschirm vergessen wurde, Spielplätze laden die Kinder ein, die ja mit bloßen Hecken und Bäumen nichts anzufangen wissen. Auch an das leibliche Wohl ist gedacht: auf vorsorglich eingerichteten Picknick- und Grillplätzen kann der Wanderer sich stärken. Das ist besonders notwendig, deshalb ist bis jetzt noch kein Fall bekannt, wo ein Wanderer verhungert oder verdurstet aufgefunden wurde.

Alle diese Maßnahmen bringen uns der Natur näher und erlauben uns, ihren Geheimnissen nachzupirschen. Doch weitere Vorkehrungen, den Aufenthalt im Wald möglichst angenehm zu gestalten, sind zu erwägen:

Eine Erschließung der Felsen und Hügel mit Wipfelblick durch Treppen, Seilbahnen, Münzfernrohre und Würstchenstände.

Eine Beschilderung außergewöhnlicher Bäume, mit Angaben zu Art, Umfang, Höhe, Alter und Geschlecht.

An besonders gefährdeten Stellen unter Tannen das Anbringen von Schutznetzen in naturnahem Grün, die die herabsausenden Zapfen auffangen.

Die Aufstellung von Papiertaschentuchautomaten in der Nähe von Waldbeerenhecken, damit man sich nach dem Verzehr der Früchte die Hände abwischen kann.

Das Anbringen von Blitzableitern, besonders an Eichen. Diese Liste kann und soll natürlich erweitert werden, dem Einfallsreichtum sind keine Grenzen gesetzt. Dann werden wir uns im Wald so richtig daheim fühlen.

Henry Gelhausen
d'Letzeburger Land, 9.9.1983

Copyrighted material

Wann de Paak . . .

. . . an de Bösch geet, dann hannerléisst de Paak Spuren, besonnesch dann, wann de Paak an de Bösch feiere geet. Duerno läit dann alles voller futtis Béierfläschen, Plastikstuten, Papéier an anerem Dreck. Ronderëm d'Saufplaz sin di jong Beem ëmgebrach gin, an die verkuelte Reschter vun de Feierplazen sin och nët grad dekorativ am Häerz vun engem Bösch oder op enger Lichtung.

De Naturfrënd gët béis, wann en an den nächsten Deeg do spadséiere geet, awer wat kann e maachen? En huet eigentlech nëmmen de Choix zwëschen dräi Handlungen, a keng as agréabel. Et as souzesoën en Trilemma!

1) E geet nët méi op di betreffend Plaz, well en allkéier ze rose gët wéinst hirer Versauung duerch d'Idioten. Domat awer strooft en sech selwer, well e verzicht jo elo op eng Plaz, e Spadséierwee, deen en ëmmer gäre gaangen as. Deen dauernde Verzicht veriergert och.

2) Et geet weider dohin — an eng kleng Lichtung z. B., op eng Wis oder e schéine Paad an engem Bösch nët wäit vun sénger Stad oder séngem Duerf. Awer da gët en ëmmer erem béis, wann en op di verdreckste Plaz kënnt, di fréier esou schéi war. Elo as et keng Fred méi, dolaanscht ze goën.

3) E wëllt weder op säi Wee verzichten, nach sech allkéier iergeren, wann en dohinner kënnt, also — wat bleift em anescht iwreg? En hëlt een Dag e Puer Gummihänschen an eng grouss Plastikstut, an da geet de gudden Dommen denen aneren hiren Dreck ewechmaachen . . . E schleeft de Saak voller Fläschen, ganz oder a Schiebelen, bis heem an die eegen Dreckskëscht oder an e Container. Ouf. Bis zum nächste laange sonnege Weekend, wann de Paak erëm d'Natur heemsicht.

Firwat gin di Schwäin iwerhat an de Bösch saufen? D'Natur as dene jo komplett egal. Awer! Am Bösch kënne se grölen an hire versoffene Krach maachen a mat Fläschen ëm sech werfen, ouni Problemer mat de Noperen ze kréien. Dofir hun déi d'Natur gär.

An der Hoffnung, dass e puer vun deene Knaschtsäck, di regelmässeg zu Esch de schéine klenge Bösch beim Folas-Terrain versauen, dëst liesen a vläicht bekäppen, datt se Paak sin —

tageblatt, 17. Juni 1998

Weg mit dem Dreck!

Gemeint sind hier Blumen. Sie werden offensichtlich von einer großen Anzahl meiner charmanten Mitbürger als Dreck empfunden — siehe die Abfallkübel voller schönster Stiefmütterchen jetzt und, im Herbst, voller prächtiger Geranien, welche zu Anfang einer neuen Saison in den Friedhöfen des Landes weggeworfen werden mit einer Gefühllosigkeit, einer Blindheit für die lebende Schönheit dieser Blumen, die nur schockieren kann.

Schockieren — wen? Närrinnen wie mich, die da neben so einem Kübel niederknien, um die armen Blumen herauszufischen und ihnen ein paar Tage Überleben in einer Vase zu gönnen. Diejenigen, die sie weggeworfen haben, verfügen anscheinend nicht über dergleichen Gegenstände zu Hause. Es ist deshalb zuviel verlangt von ihnen, die strahlend goldgelben wie die prächtig blauen „Pensées" oder die hübschen rosaroten Gänseblümchen mit nach Hause zu nehmen, sie gar im Garten anzupflanzen (oder irgendwo sonst in der freien Natur), damit sie weiter leben können. Denkste. Weg mit dem Dreck.

„Ein reiches, armes Volk ...", sagte der Ausländer zu mir, als ich kürzlich die Gleichgültigkeit meiner Landsleute beklagte, was die fortschreitende Zerstörung von Schönheit in unserem Land betrifft. So ein reiches Volk, meinte ich, müßte doch die nötigen Mittel bereitstellen, um zu bewahren, zu retten ... Da antwortete er nachdenklich — siehe oben. Und besser, liebe Luxemburger, kann man es (leider) nicht sagen.

tageblatt, 8. Juni 1996

Copyrighted material

Post und Umweltschutz

Dieser Tage ist das neue Telefonbuch erschienen, in hübscher, grüner Verpackung. Was aber darin steht, das ist zu wohl 90% dasselbe wie in dem vorigen Band. In anderen Worten, wegen einer Handvoll von Zusätzen und Änderungen wird Jahr um Jahr, alle 365 Tage, ein neuer Wälzer herausgebracht, der vorhergehende ist müllreif.

Ist das nötig? Handelt es sich hier nicht um eine beträchtliche Verschwendung von öffentlichen Geldern wie von Papier (nicht rezykliertes, sowieso)? Da wird seit Jahren Sparen gepredigt, aber wo bleibt das in diesem Fall? Wäre es nicht sparsamer, vernünftiger, umweltbewußter, wenn nur alle paar Jahre ein neues Telefonbuch herauskäme, jedes Jahr aber bloß eine schmale Broschüre der fälligen Änderungen, die dem eigentlichen Buch hinzugefügt würden? Mittlerweile ist am neuen Wälzer bloß die Farbe grün.

Was halten die verantwortlichen Stellen von diesem Vorschlag? So abwegig ist er doch wohl nicht, daß nur stillschweigend darüber hinweggegangen werden soll. Was hält der Mouvement Ecologique davon? Für Stellungnahmen wäre ich dankbar.

30. August 1985

P. S. 1998: Null Reaktion.

Copyrighted material

Papiermüll

Es wird viel vom Unheil geredet, das der Abfall an Plastik mit sich bringt, weil sich dieser Stoff nicht zersetzt wie z.B. Papier. Auch sterben viele Tiere, u.a. Seevögel und anderes Meeresgetier, am Plastikmüll, weil sie ihn entweder verschlucken oder sich darin verstricken und so erwürgt werden.

Ist das Papier aber unschuldig? Werden die Umweltschäden, die der gigantische Papiermüll der reichen Länder verursacht, nicht minimisiert? In Dritt-Welt-Ländern holzt man kostbare Eukalyptuswälder ab, um unsere gefräßige Presse zu füttern — das wird mittlerweile angeprangert, aber wie, wenn statt profitgieriger Privatunternehmer doch einmal andere Papierberge-Verursacher unter die Lupe genommen würden, und zwar die Regierungen und ihre öffentlichen Institutionen, genauer gesagt, die Post?

Umweltbewußte Bürger/innen müssen sich doch ihre Gedanken machen bei der jährlichen Neuauflage der vielen schweren Telefonbücher, oder nicht? Schon ist wieder ein Jahr um, ein paar hundert Tage nur, und schon werden wir mit Massen, mit Tonnen von neuen Telefonbüchern eingedeckt, die so „neu" sind, daß ungefähr 90% des Inhaltes derselbe ist wie in dem nun schon wieder „veralteten" Wegwerfbuch. Und das löst sich nicht in Luft auf...

Zwei Jahre Wühlarbeit in sieben amerikanischen Mülldeponien, deren 16.000 Pfund Abfall genauestens gewogen und analysiert wurden, haben das Papier als Hauptschuldigen ausgemacht, und zwar vor allem Zeitungen und Telefonbücher. Der Anteil des Plastiks ergab nicht eimal 5%! Fast-food-Behälter nahmen weniger als ein Zehntel von 1% der Müllhaufen ein, Wegwerfwindeln weniger als 1%. Die Papierhaufen hatten sich weit weniger zersetzt, als gewöhnlich angenommen wird. Zeitungen aus dem Jahre 1952 waren noch ganz frisch und mühelos zu lesen!

Zum Thema Zersetzung: Papier zersetzt sich weniger als es sich, in den Müllbergen zumindest, mumifiziert. Und das kann durchaus als ein Segen angesehen werden, denn wenn es sich zersetzte, würde der Prozeß Tonnen Tinte freisetzen, welche in das Grundwasser fließen würden. Auch Plastik, wenn es „biodégradable" wäre, würde große Mengen von giftigen Chemikalien in die Umwelt entlassen.

Die Frage stellt sich, warum wir alle 365 Tage ein neues Telefonbuch „brauchen". Da unser Postminister zugleich Umweltminister ist, dürfte ihn diese alljährliche Verschwendung von Papier und Geld interessieren. Wäre es nicht sparsamer, vernünftiger, umweltschonender, wenn nur alle fünf bis zehn Jahre ein völlig neues Buch herauskäme, mittlerweile aber jedes Jahr nur eine Broschüre, ein Faszikel (fascicule), mit den jeweiligen Neuerungen/Änderungen? Für das Jahr 1987/88 hätten sie 50 Seiten beansprucht, die man also dem Band von 1986/87 hinzugefügt hätte — ein beträchtlicher Geld- und Papierberg wäre dabei gespart worden.

Copyrighted material

Aber apropos Geld ist die Sache komplizierter: in der Tat hat ein Postbeamter mir gesagt, die Ursache des alljährlich erneuerten Telefonbuches sei wahrscheinlich das liebe Geld, das die Post bekommt durch die vielen Reklamen auf den vielen Seiten der vielen Bücher... Und da hat die Umwelt mal wieder Pech gehabt, sie verliert ja dauernd im Kampf gegen das Geld.

Jedenfalls sollten Politiker nicht soviel auf den Privatverbraucher zeigen mit anklagendem Finger, wenn sie selbst in puncto Müll (Papiermüll) mit diesem eklatanten schlechten Beispiel vorangehen.

tageblatt, 13. Juni 1992

Copyrighted material

Wieder zwei Stunden voraus

Jetzt wird die Zeit wieder verrückt, wortwörtlich ver-rückt. Wieder sind wir der guten, alten Sonne (bis zum September) um 2 Stunden voraus. Wer um 6 Uhr aufsteht, muß in Wirklichkeit, d. h. nach der Sonnenzeit, schon um 4 Uhr früh aus den Federn. Und wenn an heißen Tagen die Schulkinder nachmittags in den überheizten Klassen schwitzen, so weil sie ja **von 12 Uhr mittags bis 2 Uhr** darin eingesperrt sind!

Nein, ich rede keinen Unsinn, denn mit der unseligen „Sommerzeit" sind wir der Sonne tatsächlich um **2 Stunden** voraus, weil wir ihr nämlich auch schon im Winter um 1 Stunde voraus sind (seit Ende des 1. Weltkrieges). Um 12 Uhr mittags (offizielle Zeit) ist es auch im Winter erst 11 Uhr, und ab 25. März erst 10 Uhr morgens.

Daß dies den städtischen Freizeitmenschen mitunter gelegen kommt, ist eine Sache. Eine andere ist, daß das ganze Hin und Her mit unsern Eß- und Schlafzeiten nicht gesund ist. Besonders Kinder leiden darunter, werden nervös, sind abends nicht mehr ins Bett zu kriegen, und wenn, ist es oft schwer für sie, einzuschlafen (wegen der fortgesetzten Geräusche der Umwelt). Die langen, endlos hellen Abende reizen zu allerlei Getriebe und zu Lärm, der den ruhebedürftigen, tagsüber arbeitenden Bürgern schädlich ist. Ganz zu schweigen von den Bauern, deren Tätigkeit eng mit der natürlichen, der Sonnenzeit, verbunden ist, so z. B. das Melken der Kühe (die sich kein bißchen umstellen auf unsere neue Zeit!), oder das Mähen, das eines bestimmten Feuchtigkeitsgrades bedarf, welcher sich nicht eine Stunde eher einstellt unserer Innovation zuliebe. Zudem: Je weiter westlich, desto größer die Abstände. So müssen z. B. im Westen der Bretagne die Schulkinder während der „Sommerzeit" um 4.30 Uhr morgens aufstehen, von März bis September. Auch an die Insassen von Krankenhäusern und Altersheimen sollte man denken, denen ja im Sommer das Abendessen am lichten, heißen Nachmittag um 4 Uhr vorgesetzt wird...

Kinderärzte, Bauern, Eltern, naturnahe Menschen haben sich denn auch zusammengetan und die Wiederabschaffung der Neuerung gefordert, doch umsonst. Es hat ihnen kein bißchen genützt, daß sie nachweisen konnten, daß und wie die ganze Sache aufgrund falscher, völlig unseriöser Berechnungen zustande kam. Diesen Ziffern zufolge sollte die „Sommerzeit" eine Riesenmenge an Energie einsparen, was **nicht** stimmt. Damals aber, 1974, glaubte der französische Präsident Giscard d'Estaing anscheinend (?) an die Einsparung, und Frankreich führte die neue Zeit ein, um sie danach den übrigen EWG-Partnern mehr oder weniger aufzuzwingen. Bemerkenswert ist, daß zu keinem Zeitpunkt das „souveräne Volk" der demokratischen Wähler um seine Meinung befragt wurde, so daß der Einführung nicht die geringste öffentliche Debatte vorausging! Unter einem Louis XIV. wäre man nicht anders vorgegangen...

Mittlerweile dürfte es sich ergeben haben, daß die Kosten, die das ganze Hin und Her mit sich bringt, plus seine vielen schädlichen Auswirkungen, beträchtlicher sind als das bißchen Energie, das (vielleicht!) eingespart wird. Eine

Copyrighted material

besonders bedenkliche Folge der Neuregelung ist ökologischer Art. Dank der „Sommerzeit" sind nun ausgerechnet die meisten Autos auf den Straßen, wenn die Hitze am stärksten, genauer gesagt: die ultravioletten Strahlen am intensivsten auf die Erde fallen. In Verbindung mit den Auspuffgasen verstärken sie damit die Luftverseuchung. Würden sich die Millionen westeuropäischer Pendler um 5 oder 6 Uhr Sonnenzeit, statt wie jetzt um 3 oder 4 Uhr, auf den Weg machen, so wäre die schädliche Interaktion Auspuffgase und Ultraviolettstrahlen weniger stark.

Trotzdem werden wir die Neuregelung wohl nicht so leicht wieder loswerden, wenn überhaupt. Denn: Geld regiert die Welt! Die „Sommerzeit" hat man eingeführt, **nicht** damit wir abends länger joggen können, sondern damit weltweit der **Big Business** besser funktioniert, in andern Worten: damit die Geld- und Bankgeschäfte rund um den Globus bestens synchronisiert sind. Das ist des Pudels Kern. Aber das posaunte man natürlich nicht in die Welt, als die neue Uhrzeit auf uns „losgelassen" wurde.

Genauere Informationen zu dem Thema in dem Buch des „Sommerzeit"-Gegners Claude Michelet: „Vive l'heure d'hiver!" (Ed. Renaudot et Cie., 1989).

tageblatt, 31. März 1990

Copyrighted material

Ökologische Bibliographie (*)

Die Einsatzbereitschaft jener Handvoll junger Menschen, die — im Rahmen von „Jeunes et Environnement" ([1]) — jahraus jahrein beim trägen Luxemburger Konsumenten ein Fünkelchen Umweltbewußtsein entzünden wollen, wäre den Politikern unseres Landes zur Nachahmung zu empfehlen.

Vielleicht wird der zuständige Minister einmal wirklich das angekündigte Landesplanungsprojekt ausarbeiten und ein anderer Minister die Ökologie pädagogisch in unsern Schulprogrammen verankern. Unterdessen aber geschieht von offizieller Seite herzlich wenig für die Bewußtseinsbildung der Massen auf diesem Gebiet ([2]).

„J + E" gibt alle zwei Monate den stacheligen „Ke'secker" heraus, dessen billiges Papier mehr konstruktive Kritik und Alternativvorschläge enthält als sämtliche Naturschutzreden der Politiker zu Wahlzeiten zusammengenommen. „J + E" zieht während des Schuljahres von Ort zu Ort und hält Konferenzzyklen ab für die Schuljugend. Und dieser Tage hat die Bewegung im Verein mit der Buchhandlung Brück in der Großstraße eine „Woche des ökologischen Buches" organisiert.

Das farbenprächtig ausgeschmückte Schaufenster, von den weitgewölbten, herrlich gefiederten Schwingen eines Uhus überschattet, bot den Passanten eine reiche Auswahl von Büchern und Broschüren über Umweltfragen an.

Seit der Veröffentlichung des ersten, ökologischen Bestsellers — nämlich Rachel Carsons mutige, immer noch aktuelle Attacke auf die Pestiziden- und Insektizidenindustrie: „Der Stumme Frühling" 1963 ([3]) — haben eine Unmenge Bücher über Ökologie den Markt überschwemmt. Darunter sind unverdauliche Wälzer, die der Laie nach drei Seiten gähnend zur Seite legt. Andere lesen sich trotz ihres Umfanges mit Herzklopfen wie der spannendste, ungeheuerlichste Krimi. Wieder andere — damit ja der Leser anbeiße — sind bewußt kurz und bündig gehalten, journalistisch-flüssig geschrieben.

Nachfolgend eine Selektion stilistisch bekömmlicher, inhaltlich jedoch eher den Appetit verderbender Bücher — den Menschen, die guten Willens sind, zum Lesen, Überdenken, Verbreiten empfohlen.

Zur gedanklichen Einleitung und Auseinandersetzung eignen sich wohl am besten die lose aneinandergereihten Betrachtungen Jean Rostands „Inquiétudes d'un biologiste" (Stock), zum Besinnen und Selber-Ausspinnen.

Dem pressierten Leser aber sei die klare, konzentrierte Übersicht der ökologischen Probleme „Clefs pour l'écologie" von Pierre Aguesse (Seghers) empfohlen, oder das Bändchen „Das große Gleichgewicht" (mit 98 Abbildungen) von Jürgen Voigt (rororo 17); (aus dem Inhalt besonders: Das Beste aber ist das Wasser — Die Suche nach dem grünen Planeten). Und auch wer aus Zeitmangel nie ein Buch zur Hand nimmt, könnte wenigstens Gordon Rattray Taylors knappe 60 Seiten lesen über „Die Selbstmordgesellschaft" (G.B. Fischer V.). Knapper läßt sich nun einmal der Untergang einer Welt nicht schildern . . .

Copyrighted material

Der Luxemburger aber sollte sich unbedingt Carlo Hemmers zwei Bändchen „La valeur de l'inestimable" und „Quelques problèmes de l'aménagement du territoire au Grand-Duché de Luxembourg" ([4]) zu Gemüte führen, wie auch sein herrliches „Luxemburger Wanderbuch" und „La forêt du Luxembourg", um sich einmal bewußt zu werden, was es in Luxemburg, dem lieblichen Garten Europas, zu würdigen und zu bewahren gilt.

Den blinden Konsumenten, die wir alle sind (und als solche mitschuldig an der Vergeudung und Erschöpfung der natürlichen Reichtümer der Erde), mag ein Buch wie „Le consommateur piégé" ([5]) die Augen öffnen, wie auch das eindrucksvolle Bändchen QSJ 274 „La publicité". Da die gefügigsten Versuchskarnickel in der Hinsicht natürlich die Frauen sind, wäre ihnen ganz besonders in dem Zusammenhang „Sois belle et achète" von Geneviève Rocard und Colette Gutman zu empfehlen (Gonthier). Den engen Zusammenhang zwischen Umweltschutz und Frauenemanzipation hat zudem Françoise d'Eaubonne in ihrem Buche „Le féminisme ou la mort" (P. Horay éd.) herausgestellt.

Und da wir schon bei weiblichen Autoren zum Thema sind: mit dem Mute einer Rachel Carson greift Catherine Delsol das wahnwitzige, französische Concorde-Projekt an in „La fin du ciel bleu" (Fayard). Angesichts des erbitterten Kampfes der amerikanischen Naturschützer gegen Concorde wäre dem Buch auch diesseits des Atlantiks eine weite Verbreitung zu wünschen. Frankreich selbst aber sagte die bekannte Reporterin Fanny Deschamps ihre Meinung (mit der üblichen, mitreißenden Unbefangenheit und ehrlichen Empörung) in dem Büchlein „Vous n'allez pas avaler ça! (ou le tour de France des pollués)" (Livre de poche). Auch Luxemburger Dreck-Schluckern zu empfehlen.

Ein schönes, spannendes, lehrreiches und zur Abwechslung nicht deprimierendes Buch über Mensch und Stadt ist dann Wolf Schneiders „Überall ist Babylon" (Knaur 79), von Ur bis zur Stadt der Zukunft. Die Stadt der Gegenwart und (leider) der nächsten Zukunft aber beleuchtet unerbittlich in ihren krankhaften Auswüchsen A. Mitscherlich in „Die Unwirtlichkeit unserer Städte" (suhrkamp 123), ein Pamphlet, das nachweist, daß „ohne eine Neuordnung des Grund- und Bodenbesitzes Planung nicht möglich ist ... in einer Sache, die sich ändern ließe — mit etwas Mut zur Einsicht". Vor dem hochintellektuellen Jargon Mitscherlichs sei gewarnt. Nichtsdestoweniger drückt er warm und treffend die Verbundenheit des Menschen mit Stadt und Wohnung aus, prangert er schonungslos die Rücksichtslosigkeit der modernen Städteplaner und Stadtverwaltungen an, besonders gegenüber den Kindern.

Das Buch der Bücher, in Sachen Umweltschutz ist natürlich seit einigen Jahren der berühmte Bericht des Club of Rome: „Die Grenzen des Wachstums" (rororo 6825), bei Fayard/Écologie erschienen unter dem Titel „Halte à la croissance?". Die Schlußfolgerung der Autoren, denen zufolge unser Bevölkerungs- und Produktionswachstum ein „Wachstum zum Tode" ist, löste, wie erwartet, heftige Abwehrreaktionen aus, von der politischen Rechten bis zur politischen Linken. Angewandte Ökologie mit ihren unbequemen Implikationen und Konsequenzen ist eben im politischen Fächer nirgends zuhause, vom profitgierigen Kapitalisten wie vom Proletarier gleichermaßen verpönt. Der Club of Rome

hat seinem ersten Bericht denn auch einen zweiten folgen lassen im letzten November, ([6]) in dem er behutsam auf nuancierten Optimismus einschwenkt. (Ob aber sein zaghafter Glaube an das Gute im Menschen zu überzeugen vermag?)

Hoffnungsvoll gibt sich auch René Dubos in dem kürzlich erschienenen „Les dieux de l'écologie" (Fayard). Microbiologe und Ökologe, mit Barbara Ward Verfasser des UNO-Reports über Umweltprobleme 1972 „Nous n'avons qu'une terre" (Denoël), schöpft der Autor aus seinem weitgespannten Überblick menschlicher Geschichte und Entwicklung Zuversicht für die Zukunft. (Ein perfides Geschenk für wollüstige Schwarzseher).

Die Liste ist schier endlos. Aus der Fülle guter, lehrreicher Werke seien noch folgende „Klassiker" herausgegriffen: „L'utopie ou la mort" von René Dumont (Livre de poche); „Leben und Umwelt", Thienemann (Rowohlt); „Avant que Nature meure", Jean Dorst (éd. Delachaux et Niestlé); „La Nature dé-naturée", Jean Dorst (Seuil); „Socialisation de la Nature", Philippe de Saint-Marc (Stock); „La Bombe P", Paul Ehrlich (Fayard); „The Environmental Handbook" (Ballantine, Friends of the Earth, GB); „Précis d'écologie", Davoz (Dunod); „Éléments d'écologie", F. Ramade, (Ediscience); die Monatszeitschrift „Le sauvage" (Nouvel-Observateur); und für Schüler „Ökologie und Umweltschutz" (Metzler Verlag).

Im Schaufenster von „Jeunes et Environnement" stach mehrfach das hellgrüne Heftchen (A2/74) des „Courrier de l'Éducation Nationale" hervor. Es enthält eine Fülle bibliographischer Informationen. Ebenso hat das belgische „inter-environnement" ([7]) eine ausgezeichnete, 26seitige Bibliographie veröffentlicht. Angesichts der verlokkenden Titel: „Changer ou disparaître" von E. Goldsmith; „L'écran vert" von Kuhnoltz-Lordat; „Quelle terre laisserons-nous à nos enfants?" und „The Closing Circle" von Barry Commoner u. a., werden sich voraussichtlich bald die Bücherregale biegen unter der Last unbewältigter Literatur.

Die Versuchung wird schließlich übermächtig, feige vor so viel Schmutz und Zerstörung von Menschenhand aus dem Buch über die Natur in die Natur zu flüchten, oder, last but not least, da sie ja Bestandteil der zu schützenden Natur sind, in die Gesellschaft von Tieren, etwa mit Jacques Brenners „Plaidoyer pour les chiens" (juilliard, idée fixe); „Tiermaschinen" von Ruth Harrison (dtv 510); „Anthropologie des Tieres" von J. Illies (Piper); Konrad Lorenz „So kam der Mensch auf den Hund" und „Er redete mit dem Vieh" (dtv 329 + 173); „Animals, Men and Morals" von Godlovitch und Harris (Taplinger).

Aber die Welt, welche letzteres Buch und Harrison und Illies schildern, ist auch wieder alles andere als heil, cf. die Kapitel über Tierfabriken und Vivisektion, Vogelmord und das Aussterben vieler Arten.

Kurz, nach soviel Unerquicklichem, dem wir uns aber nicht einfach verschließen dürfen, stellt der unvoreingenommene Leser sich letzten Endes die bange Frage: Geht sie tatsächlich unter, unsere Welt? Mir scheint, nur Nietzsche-Fans und Wachtumspropheten, deren optimistischer Horizont von keinerlei ökologischem Wissen getrübt ist, vermögen sie noch energisch-frohgemut zu verneinen. Den andern bleibt die Hoffnung auf Aufklärung, Erziehung, Bewußt-

Copyrighted material

seinsförderung der Massen. Welcher Massen? Nicht der hungernden Millionen in der Dritten Welt fürwahr, die Umweltschutz einen Dreck schert, und die nur möglichst rasch unser eigenes Niveau an Industrialisierung erreichen möchten. Sondern eben die konsumwütigen, verfetteten, der Gastronomie als der Kunst aller Künste huldigenden, die Welt vergiftenden, verschmutzenden, ausplündernden Wohlstandsegoisten. Umerziehung der Massen, Anpassung des Systems? Und da soll man Optimist bleiben?

Ein zeitgenössischer Philosoph hat geschrieben, die Menschheit eile ihrem „gar nicht mehr so ungewollten Ende" entgegen, was zum Teil stimmen mag. Untergangsphantasien mit ihren Greueln und ihrer gewaltigen Tragik faszinieren in vielen Menschen den Pessimisten, den Masochisten, den Menschenverächter. So groß aber ist doch wohl der „Todestrieb" der Massen nicht, als daß sie der armen Welt nicht doch lieber ein Weiterblühen in Harmonie und Freude wünschten. Schlimmer ist da schon eine gewisse „Après-nous-le-déluge"-Mentalität, aus purer Faulheit geboren, die das Untergehen einfach auf die über-übernächste Generation abschiebt, damit ihr Tanz auf dem Vulkan ungestört weitergehen kann. Dabei ist der Vulkan auch kein zutreffendes Bild mehr: „Not with a bang, but a whimper", nicht mit einem Knall, sondern mit einem Wimmern, schreibt der Dichter ([8]) ginge diese Welt zugrunde — nach langem Siechtum, Krankheit, ökologischer Entkräftung.

Das sei unausbleiblich, sagen meine umweltbewußten Freunde, und alle Bücher, Artikel, Filme zur sogenannten Bewußtseinsförderung seien bestenfalls Bremsen, ein geringfügiges Abbremsen der Fatalität, und ein selbstbeschwichtigendes Spiel für Sisyphusse. Aber was schadet's? Warum denn nicht den berühmten „pari de Pascal" auf die ökologische Herausforderung anwenden? An das Überleben der Menschheit glauben? Le jeu en vaut la chandelle!

([1]) Case postale 374, Luxembourg.
([2]) Auch die Nationalbibliothek läßt in der Hinsicht zu wünschen übrig.
([3]) dtv 476; Plon „Le printemps silencieux".
([4]) Université internationale de sciences comparées 1969 + 1973.
([5]) J. Neirynck + W. Hilgers (éditions ouvrières).
([6]) Stratégie pour le demain.
([7]) rue d'Arlon 25, Bruxelles 1040.
([8]) T.S. Eliot.

d'Letzeburger Land Nr. 20, 16. Mai 1975

(*) Zu einer Ausstellung von „Jeunes et Environnement"

P. S. 1998:

„Jeunes et Environnement" wurde 1981 umbenannt in „Mouvement Écologique"

Copyrighted material

Zum Beispiel der Leudelinger Wald

Sehr geehrte Redaktion,

Sie schreiben im tageblatt vom 9. 1. 73, daß Sie „sich beim besten Willen nicht vorstellen können, wie diese Strecke (die Autobahn Esch-Luxemburg) anders hätte ausgebaut werden können, ohne die Ortschaft (Leudelingen) noch weiter als vorher in Mitleidenschaft zu ziehen."

Nun kann ich mir dies aber sehr gut vorstellen, denn ich empfinde die Verschandelung des prachtvollen Leudelinger Waldes als einen — gelinde gesagt — Unfug, der kaum, wenn überhaupt, zu rechtfertigen ist.

Erstens kann ich mir nämlich eine Autobahn vorstellen, die Esch mit Luxemburg auf dem spätestens seit Euklid kürzesten Wege, der Geraden, verbunden und also Leudelingen überhaupt nicht berührt hätte, sondern links von der Ortschaft hinter dem Walde vorbei der Hauptstadt zugestrebt wäre. Es ist mir nämlich schleierhaft, weshalb ausgerechnet eine teure (eine Milliarde!) Autobahn mit eingebautem Winkel, d. h. dem Umweg über Leudelingen geplant wurde.

Zweitens, wenn schon um die Ecke, d. h. im Bogen rechts um Leudelingen herum gebaut werden mußte, so kann ich mir auch in dem Fall eine geringere Verschandelung des schönen Buchenwaldes vorstellen, nämlich mittels einer einzigen, geraden Schneise quer durch den Wald, anstatt daß durch die total überflüssige (!) erste (von Esch kommende) Ausfahrt und Brücke die früher so prächtige bewaldete Anhöhe und Durchfahrt des Waldes **vor** Leudelingen schonungslos verwüstet wurden.

Diese erste Aus- und Zufahrt zur Autobahn ist ein finanzieller und ökologischer Unsinn, da

1) sowieso **noch** eine Ausfahrt hinter Leudelingen besteht und

2) die etwa tausend Leudelinger doch nicht extra eine millionenschwere Zufahrt benötigen, um ihre paar Kilometer in Richtung Esch oder Luxemburg zurückzulegen! Als ob dazu die gute „alte" Straße nicht weiter völlig genügt hätte!

Das sinn- und rücksichtslose Vorgehen gegen einen der schönsten Wälder im ohnehin nicht waldreichen und außerdem von der Industrie gründlich verschmutzten Süden mußte jeden Naturfreund schockieren. Besonders das Minettebassin hat Grün nötig, je mehr, desto besser; besonders die verstaubten Lungen seiner Bewohner brauchen frische Waldluft, je näher, desto besser.

Viele regelmäßige Benutzer dieser Strecke (besonders Pendelverkehrer) haben es seinerzeit bedauert, die prachtvollen Bäume fallen zu sehen, deren farbenfroher Wandel im Laufe der Jahreszeiten (ich denke besonders an die Pracht im Herbst) so manchen auf seinem täglichen Weg zwischen den Rauchschwaden des Südens und seinem Arbeitsplatz in der Hauptstadt eine Freude und Augenweide bedeuteten. (Da unterdessen auch noch der Wald von Steinbrücken den Interessen eines Escher Privatunternehmens geopfert wurde, ist binnen einem Jahr eine ehemals durchaus schöne Landschaft heillos entstellt worden.)

Copyrighted material

Wenn wir in dem Rhythmus weiterfahren, so können wir binnen weniger Generationen froh sein, uns an Wochenenden um den Stausee scharen und im Müllerthal zusammenquetschen zu dürfen, um die übriggebliebenen Reste „Waldeinsamkeit" zu genießen ...

NATURA hat schon recht, Bedenken anzumelden, was die für 1973 versprochene Straßenbaufreudigkeit der Behörden anbelangt. Es kann einem angst und bange dabei werden, denn ihre Inkompetenz haben gewisse Leute ja soweit genügend unter Beweis gestellt: von den berühmten 500 „falschen" Meter Autobahn ganz zu schweigen, darf man sich z. B. noch fragen, warum der Rest dieser Autobahn stellenweise keine Beleuchtungsmaste „verträgt": warum ausgerechnet über sumpfiges Gelände bei Cessange eine größere, neue Straße gebaut wird; warum die im Bau begriffene Nord-Süd-Achse drei- und nicht vierspurig, d. h. schon überholt ist noch ehe sie fertig ist ..., und da sollen Naturfreunde nicht wegen der Wälder zittern, wo doch Bäume in Luxemburg, trotz allem Gerede über Naturschutz, noch nie als Hindernis gewertet wurden!

Sind letzten Endes dem Luxemburger seine schönen Wälder schnuppe ... Perlen vor die Säue?

Den typischen Luxemburger kann ja nichts erschüttern, jedenfalls nicht ein paar gefällte Bäume hier, ein Wäldchen dort. Da sind die Einwohner Stockholms und Grenobles doch anders, welche bedrohte Baumgruppen in ihren Städten dadurch retteten, daß sie sich zu Hunderten 24 Stunden auf 24 davor ablösten und Holzhacker, Polizei und Soldaten in Schach hielten — die Bäume blieben stehen, die Parkings kamen woanders hin.

Der Luxemburger aber verschläft ganz einfach die fortschreitende Verschandelung seiner Umgebung. Das Ganze geht ja auch so stückweise und unübersichtlich vor sich. Man will sich doch nicht wegen ein paar Stämmen aufregen, auch noch nicht wegen eines Waldes, einer Straße — am Ende eines oder mehrerer Jahre aber ergibt sich auf diese Weise eine stattliche Anzahl Schönheitspunkte, die auf einmal nicht mehr da sind, dem „Fortschritt" geopfert werden „mußten".

Deshalb möchte ich alle, die der Mangel an Umweltschutz und Urbanismus hierzulande verärgert, zu ihrer Mithilfe an folgendem Projekt aufrufen: es gilt einen Photoband zu schaffen, der an Hand von Gegenüberstellungen („vorher" und „nachher") den urbanistischen und landschaftlichen Vandalismus in Luxemburg der letzten 10-15 Jahre illustriert, z. B. den „Knuedler" in Luxemburg mit und ohne seine prächtigen Kastanienbäume; das Clausener Tal vor und nach dem Bau des häßlichen Brauereikastens ...

Besonders für alte „vorher" Photos wäre ich dankbar, sowie für jegliche nützliche Hinweise und Ideen. Es mangelt ja wahrhaftig nicht an Beispielen!

Mit besten Grüßen

Nelly Moia

tageblatt, 31. Januar 1973

P. S. 1998: Reaktion Null. (Muß das noch extra vermerkt werden?)

Copyrighted material

Straßenbäume (Cloche d'Or)

Auf allen Straßen fallen rechts und links Bäume, ungefähr mit derselben Regelmäßigkeit und Leichtigkeit, mit der die schönen Worte von Umwelt und Naturschutz von den Lippen der Politiker fallen. Was im besonderen die unglückliche Strecke Luxemburg-Esch/Alzette angeht, hat man nachgerade den Eindruck, die Verantwortlichen hätten sich das Wort gegeben, sie gründlich und endgültig zu verschandeln. Anders läßt sich nämlich ihre Zerstörungswut nicht mehr erklären. Nachdem schon der hübsche Waldrücken von Steinbrücken einem Eisenwarenlager weichen mußte und der Autobahn-Abschnitt bei Leudelingen den prächtigen Buchenwald verstümmelte, fallen dieser Tage auch die hochragenden Bäume ab Cloche d'Or, auf der „alten" Strecke Luxemburg-Leudelingen, den Motorsägen zum Opfer. Warum bloß? Die Trasse der neuen Autobahn verläuft doch in großer Entfernung von diesen Bäumen, die kaum jemand stören konnten.

Das aktuelle Bild
(Foto: Jacques Bohler)
d'Lëtzeburger Land, 7. Dezember 1973

Copyrighted material

Das Grau(en) im Grünen

Obwohl die [...] „Ponts et Chaussées" mit der tatkräftigen Hilfe und Unterstützung anderer Naturfreunde die Strecke Esch-Luxemburg zu einem wahren Prachtexemplar von Landschafts-verschandlung umgestaltet haben, und die Zersiedlung ab Esch die Aussicht auf ehemals grüne Wälder und Felder unaufhaltsam auffrißt, als habe man es darauf abgesehen, dem armen Pendler auch noch das letzte Stückchen Grün längs der Straße zu rauben, so war doch überraschenderweise neben der neuen Autobahn kurz vor Luxemburg ein Stück Schönheit erhalten, resp. sogar neugeschaffen worden.

In der Tat wirkte die harmonische Aufeinanderfolge — rechts und links der Straße — von grasigen Mulden und bewaldeten Höhen äußerst anmutig. Der reizvoll rasche Wechsel von Wiesengrün und Bäumen, die mehrfach weiche Ablösung von Wellental und -berg berührte den Benutzer der talwärts hindurchgleitenden Autobahn angenehm, besänftigend.

Es war aber natürlich wieder einmal „too good to be true", zu schön, um wahr zu bleiben. Wo vor kurzem noch eines dieser schmalen Wiesentäler den Blick freigab auf die ferne „skyline" der Hauptstadt, den gegenüberliegenden dörflichen Horizont Leudelingens in anmutigem Kontraste grüßend, verdirbt seit kurzem ein brutal ins Tälchen gequetschter, grauer Fabrikschuppen gründlich die Aussicht und alle Lust, den Blick je wieder vom grauen Straßenband abschweifen zu lassen.

Wer ist hier verantwortlich, wer gab die Erlaubnis, hier zu bauen, von welchen Kriterien lassen sich solche Leute leiten? Haben die überhaupt einen Funken Ahnung von Schönheit und Harmonie? Begreifen die die Bedeutung von Umweltschutz, Natur, Zersiedlung denn gar nicht, diese Blinden, diese stumpfen Barbaren des 20. Jahrhunderts? Welcher Esel darf da hingegen und mit einem einzigen Federstrich eine liebliche Perspektive versauen? Hört denn der Unfug nimmer auf?!

d'Letzebuerger Land, 6. Dezember 1974

P. S. 1998: „Das war der erste Streich," doch Dutzende folgten alsogleich ...

Copyrighted material

Herr Saubermann und die Natur

Bravo zu dem Leserbrief (t 14.6.76), der das banausische „Säubern" der Bereldinger und Brideler Weiher und damit eine leider weitverbreitete, bornierte Auffassung von Natur und sogenannter Sauberkeit in der Natur anprangert. Was dabei herauskommt, wenn Herr Saubermann & Co. ungestört ihrem Sauberkeitsfimmel nachgehen dürfen, das verdeutlichen beiliegende Bilder, die an der Eisch aufgenommen wurden, nachdem die Notstandsarbeiter dort (wie anderswo) unzähligen, schönen Bäumen den Garaus gemacht hatten. NATURA-Proteste in bezug auf dieses falsch verstandene Großreinemachen in der Natur kamen leider zu spät.

tageblatt, 10. Juli 1976





1976: Ob Esch oder Eisch — dieselbe Mentalität...

(Große Putzaktion an den Flüssen u. Kugelahorn mit Escher KZ-Schnitt vor dem Square E. Mayrisch)

Copyrighted material

Warum immer wieder? (Bäume)

Bravo und danke für den ausgezeichneten, wütenden, vernünftigen Artikel von Lucien Steil im „t" vom 17. Januar über die völlig überflüssige Verschandelung einer weiteren schönen Straße in Luxemburg, die 400 m lange Allee zwischen Hesperingen und Itzig.

Wie durch einen Vorhang hindurch sah man früher hinter den Bäumen längs der Straße die Landschaft sich tief ausweiten, es war so angenehm, diese liebliche Straße entlang nach Itzig zu fahren. Aber landschaftliche Schönheit scheint den Herren der „Ponts et Chaussées" direkt ein Dorn im Auge zu sein. Und vor dem Volkszorn sind sie ja auch sicher, diese Herren, sie werden ja nicht gewählt, können auf Wählergunst und -willen pfeifen, und tun's.

Warum wir aber ein Umweltministerium und einen Umweltminister haben, wird mir tagtäglich schleierhafter. Warum werden immer wieder die Bewohner dieses Landes vor vollendete Tatsachen gestellt, was Landschafts- und Städteverschandelung betrifft, statt daß rechtzeitig dergleichen wahnwitzige Vorhaben angeprangert würden, und daß z. B. ökologisch bewußte Deputierte (falls es sie gibt ...) eine Chance bekämen, um zu protestieren, zu warnen, Argumente zu widerlegen? Aber nein, die „Ponts et Chaussées" schalten und walten in aller Süffisanz ungestört weiter. Naturfreunde dürfen sich mitunter in Leserbriefen Luft machen, und der Umweltminister ... ja, was der tut, das fragt man sich, oder vielmehr, das weiß man mittlerweile, er hat eben in der von ihm geschaffenen „Administration de l'Environnement" keine Abteilung für Naturschutz vorgesehen! Dabei hatten vor den Parlamentswahlen von 1979 alle Parteien sich für eine einheitliche Natur- und Umweltverwaltung ausgesprochen! Man weiß auch seit kurzem, daß die CSV-DP-Regierung das Naturschutzgesetz von 1978 wieder verwässern will, weil es ihr „zu restriktiv" erscheint! Bravo, daran erkennt der Naturfreund seine Pappenheimer (und das neue „Tierschutz"gesetz scheint auch demnach zu werden) [...]

Das Volk aber ist aus seiner Lethargie nicht aufzuwecken, was zehn Jahre nach dem Naturschutzjahr von 1970 eine recht traurige Feststellung ist. Man glaubte immerhin das allgemeine Umweltbewußtsein soweit gediehen, daß z. B. Geschichten wie jetzt die Itziger gar nicht mehr möglich wären. Mitnichten, die skandalisiert höchstens ein paar „Baumnarren".

Schlußfolgerung in Frageform: Ist unser schönes Land wirklich zu gut, zu schön für seine Bewohner, Perlen vor die Säue? — Nein? — Ja, warum schützen sie es denn nicht besser?!

tageblatt, 14. Februar 1981

Zu zahm!

Als Luxemburger Naturfreund traut man seinen Augen kaum angesichts der letzten NATURA-Mitteilung (s. „t" 7.10.82), und zwar weniger wegen der darin aufgezählten Verschandelungen unserer Straßen durch die „Ponts et Chaussées" als wegen der super-zahmen Art, mit der unser wichtigster Naturschutzverband dergleichen meldet. Angesichts solcher „Gegner" braucht einen das selbstherrliche Vorgehen der „Ponts et Chaussées" wahrhaftig nicht mehr zu wundern!

So steht in besagter Mitteilung tatsächlich zu lesen: „Am Ausgang der Ortschaft Frisingen, nach Aspelt hin, sollen die Straßenbäume unnützerweise gefällt werden. Wie ernsthaft wird bei uns Straßenbauplanung betrieben? Eine Antwort auf diese Frage wäre uns lieb." (!) Ende des Artikels...

Wie lieb, in der Tat, wie harmlos allerliebst, diese neuerlich geplante Zerstörungsaktion mit zwei Zeilen und einer nichtssagenden Frage abzutun. Ist das alles, was Natura zu dieser Sache einfällt? Dann dürfen unsere Grünen aber wirklich „einpacken"! Statt sich mit einer höflich-vagen Floskel in Frageform zu begnügen, wäre es doch an Natura, den vielen Luxemburger Naturfreunden zu erklären, weshalb das Fällen dieser Bäume „unnütz" ist und weshalb man sie trotzdem umlegen will. Also erstens: Informieren, erklären, bitte.

Zweitens: Solange diese Bäume noch stehen, sollte unverzüglich eine Rettungsaktion in die Wege geleitet werden, eine Unterschriftenaktion etwa, mit Pressekampagne, und der Umweltminister zur Rechenschaft gezogen werden. Warum haben wir den denn, wenn nicht, um derartige **unnütze** Zerstörungen prächtiger, alter Baumreihen verhindern zu helfen?! Wozu wird der bezahlt, wenn er ohne weiteres solch groben Unfug ignorieren darf?

Jedenfalls, solange diese Bäume noch zu retten sind, ist es die Pflicht von NATURA, alles aufzubieten, um sie zu retten. Die Sache in der Öffentlichkeit bei einer knappen Feststellung und einer vagen Frage zu belassen, ist mehr als befremdend. Wann werden Luxemburgs Grüne endlich energisch?

tageblatt, 16. Oktober 1982

P. S. 1998: Originaltitel — „Ach wie lieb, NATURA!"

Copyrighted material

Die Frisinger Bäume

Monsieur le Ministre,

C'est avec beaucoup d'intérêt que je viens de lire au «tageblatt» d'aujourd'hui le rapport du débat qui a eu lieu à la Chambre hier au sujet de la destruction partielle et déplorable de l'allée de châtaigniers de Niederanven.

Ainsi j'ai pu apprendre que dans cette affaire vous, Ministre d'Etat, avez dû partager le sort habituel des protecteurs de la nature, des «Baumnarren» luxembourgeois, en ce que vous avez été mis devant les faits accomplis, comme cela est le cas neuf fois sur dix dans pareil cas (abattage d'arbres sans raison suffisante).

Or, il existe en ce moment la possibilité de **sauver** une belle vieille rangée d'arbres, menacée à son tour d'être abattue «inutilement» («unnützerweise»), comme l'a écrit NATURA au «tageblatt» du 7 octobre. Si tel est le cas, si là encore on veut détruire sans motif valable, tout doit être mis en œuvre pour protéger ces arbres, qui se trouvent le long de la route Frisange-Aspelt.

J'ose donc espérer, Monsieur le Ministre, que vous voudrez bien user de votre influence pour préserver de la destruction gratuite au moins ces arbres-là, à défaut d'avoir pu protéger ceux de Niederanven.

En vous remerciant de votre attention et d'avance de tout ce que vous ferez afin que ces arbres soient épargnés, je vous prie, Monsieur le Ministre, d'accepter mes salutations les plus sincères,

Nelly Moia

14. 10. 1982

P. S. 1998: Drei solcher Briefe für (an?) „die Katz'" geschrieben ...

Copyrighted material

Dis/Proportionen

Kürzlich warf der französische Premierminister Michel Rocard seinen Landsleuten vor, „selbstmörderisch" zu fahren, und in der Tat steht Frankreich in Europa an der Spitze, was die Zahl der Verkehrstoten betrifft (s. „t" vom 24. 8.).

Was der Minister aber anscheinend nicht erwähnte, das ist der verhältnismäßig hohe Anteil tödlicher Unfälle, in welche Schwerlaster verwickelt sind, nämlich 3 000 von 12 000; das sind seit Kriegsende ca. 65 000 Tote (im ganzen sind es ihrer seit Kriegsende über 400 000). Frankreich besitzt aber auch die weitaus größte Zahl von Schwerlastern in Europa, ca. 700 000 mehr als das nächstfolgende Land. So gibt es 46 Schwerlaster pro 1 000 Franzosen, aber nur 33 pro 1 000 Engländer und 27 pro 1 000 Deutsche (1982). ([1])

Aber auch in Deutschland fahren die meisten Schwerlaster zu schnell und gefährlich. So konnte die Polizei bei einer großangelegten Kontrolle auf einer Autobahn bei Hamburg 1986 feststellen, daß 98,8 Prozent der kontrollierten Schwerlaster zu schnell fuhren.

Umweltschützer weisen seit Jahren darauf hin, daß es viel zu viele dieser motorisierten Mastodonten auf den europäischen Landstraßen gibt. Statt den Warentransport wieder verstärkt auf die Schiene zu verlegen, wo er hingehört, läßt man ihn immer mehr über die strapazierten Straßen laufen, werden immer mehr Straßen gebaut deswegen, Autobahnen, Umgehungsstraßen, Straßen, Straßen ... Die Landschaft Europas wird immer weiter zerstört, die Zahlen der Verkehrsopfer, der Toten und Schwerverletzten, steigen unaufhörlich, die vielbeschworene Lebensqualität sinkt — (Wo noch bauen, wohnen, flüchten, ohne den Einbruch einer neuen Straße befürchten zu müssen?) — aber: die Baggerlobby gedeiht, am Straßenbau wird verdient, und zum Teufel mit den Opfern des profitablen Unfugs, die haben eben Pech gehabt.

In der Tat, was vermögen schon vernünftige Argumente gegen Geld, das Geld, das auch hierzulande z. B. im geplanten Bau der katastrophalen Nordstraße steckt, oder in demjenigen der womöglich schon geplanten, überflüssigen Neudorfer ([2]) Umgehungsstraße? Geld regiert die Welt, nicht Vernunft. (An ihrem jetzigen Zustand, d. h., seit sie in die Hände der Menschen gefallen ist, läßt sich das ohne weiteres ablesen.)

tageblatt, 17. September 1988

([1]) Cahiers Rationalistes, 376/1982, Union Rationaliste, 14 rue de l'Ecole Polytechnique, Paris 5[e].

([2]) in Esch.

Copyrighted material

Straßenbauerei

Im „tageblatt" vom 3. November geht wieder die Rede von der Notwendigkeit einer Mierscher Ortsumgehung. Nun will natürlich kein Mensch den Merschern auf immerdar im Innern der Ortschaft unerträgliche Verkehrsbedingungen aufzwingen, doch gibt es bestimmt eine ganze Menge Luxemburger (und Ausländer), die sich schon oft gefragt haben, warum in aller Welt noch nie Verkehrsampeln am Sternenplatz oder an der Alzettebrücke aufgestellt wurden! Ist das jemals ausprobiert worden? Würden solche Ampeln denn nicht ganz beträchtlich dazu beitragen, daß die schier unentwirrbaren Staus und endlosen Wartezeiten ein Ende nähmen? Warum also gibt es sie nirgendwo in Mersch (außer einer Fußgängerampel)? Es stört, daß die Sache nie erwähnt wird.

Mag sein, daß ein guter Grund für das Fehlen solcher Ampeln besteht, und daß auch der Bau einer Umgehungsstraße notwendig ist. Bedenklich wäre die Sache nur (und mehr als bedenklich), wenn hinter dem ganzen Geschrei nach dieser Straße gar nicht die Sorge um Merscher Lebensqualität, sondern die Geldgier der Baggerlobby steckte! Das aber ist durchaus möglich, denn angesichts der Widerstände gegen die ungeheuer landschaftszerstörerische und kostspielige Nordstraße global gesehen, werden die „Ponts et Chaussées" wahrscheinlich versuchen, die Sache stückweise durchzusetzen, mittels einer Umgehungsstraße hier, einer weiteren Ortsumgehung da, und schließlich fehlen dann nur noch die Verbindungsstücke — und die Nordsstraße wäre fertig! Sie wäre aber eine ökologische Katastrophe, die eine beträchtliche Verschlechterung der Lebensqualität vieler Luxemburger mit sich brächte, da diese nun durch die bloße Verlagerung des vielen Verkehrs die Leidtragenden wären...

Es wird schwierig sein, auf diesem Gebiet sachliche, objektive Informationen zu erhalten, denn „In jedem Krieg ist das erste Opfer die Wahrheit!" und ein Wahlkampf ist eine Art von Krieg. Derjenige, der uns ins Haus steht, wird jedenfalls kaum dazu beitragen, daß das Recht des Bürgers auf Wahrheit und Information gewahrt wird. In Sachen Straßenbau heißt es deshalb sehr gut aufpassen und möglichst vielen „Glocken" zuhören.

tageblatt, 12. November 1988

Copyrighted material

Ärger mit Schilda

„Nur den Ärger nicht verlieren!" hat ein bekannter deutscher Schriftsteller geraten. Dann vermeidet man sowohl Melancholie wie Langweile und bewirkt vielleicht sogar ein paar Veränderungen. Nun, ich ärgere mich jedesmal erneut auf der Autobahn Esch-Luxemburg, wenn ich an den Schildern der „Sécurité routière" vorbeifahre, und zwar an folgenden zwei: dasjenige gleich hinter der Ausfahrt von Foetz und das zweite im Leudelinger Wald. Warum? Weil sie alle beide an Stellen stehen, wo es für den Autofahrer besonders gefährlich ist, sich ablenken zu lassen. Genau das aber bezwecken diese (offiziell der Verkehrssicherheit dienenden) Schilder: das Augenmerk der Vorbeifahrenden abzuwenden von der Straße hin zum Straßenrand, um es dort mit Schilderlektüre zu beschäftigen.

Die Ausfahrt bei Foetz ist eine gefährliche Stelle, weil immer wieder Autos dort herausgeflitzt kommen, ohne die geringste Beachtung des Vorfahrtsschildes. Außerdem beginnt dort eine langgezogene Kurve, welche, wie viele Kurven, unübersichtlich ist. Und ausgerechnet dort wird vom Autofahrer erwartet, daß er ein „Sécurité routière"-Schild studiert (dessen Mitteilung überdies oft genug recht esoterisch eingepackt ist, in puncto Text wie in puncto Illustration).

Im Leudelinger Wald steht das besagte Schild mindestens ebenso schlecht: direkt vor dem Brückenpfeiler rechts, am Anfang einer völlig unübersichtlichen Kurve, da sich hinter der Brücke die Straße senkt. Bei mehr oder weniger verstopfter Autobahn, die Sicht blockierenden Fernlastern, Überholmanövern usw., kann sich der Mann oder die Frau am Steuer das Entziffern der Schilderbotschaft nur unter Lebensgefahr leisten. (Bei strömendem Regen, Schneegestöber, Nebel, Dunkelheit sind die Schilder natürlich völlig zwecklos.)

Ärgerlich ist nicht so sehr, daß sie die Landschaft verschandeln, daß sie sinnlos sind, sondern: daß sie widersinnig sind, also kontraproduktiv, weil sie verkehrsgefährdend wirken, dabei aber von der Allgemeinheit bezahlt werden als sicherheitsfördernd. Wenn schon, sollten sie an andern Stellen aufgestellt werden, an langen, geraden Strecken, wo man sie (bei mäßiger Geschwindigkeit) ohne weiteres in Augenschein nehmen kann.

Jedenfalls haben sie bestimmt noch keinen Straßenrowdy günstig beeinflußt. Wer das glaubt, der glaubt auch noch an den hl. Nikolaus. Gegen diese Gefahr müßte eine viel schärfere Repression eingesetzt werden, wie im Ausland, wie in Amerika. Bei uns riskieren die Typen ja so gut wie gar nichts. Die „Sécurité routière" aber würde eine nützliche Arbeit leisten, wenn sie unser Land durchkämmen würde nach gefährlichen Stellen auf den Straßen (so wie sie vor kurzem der Artikel „Fallen für Autofahrer?" im „t" vom 9. Februar aufzeigte). Eine genaue Liste solcher Stellen mit konkreten Vorschlägen zu ihrer Behebung oder wenigstens zu einer angemessenen Beschilderung sollten die „S.r."-Leute dem

Copyrighted material

Transportminister überreichen, denn es ist ein Skandal, daß es Stellen wie eben diejenige zwischen Brouch und Mersch („t" 9.2.) noch immer gibt in einem so kleinen und zugleich reichen Land! Das ist unverzeihlich. Hier könnte die „Sécurité routière" ganze Arbeit leisten, statt an Autobahnausfahrten usw. mehr als überflüssige „cartoons" aufzustellen.

Nelly Moia

tageblatt, 24. Februar 1990

Copyrighted material

Aus „Luxemburger Wanderbuch"

von Carlo Hemmer (1974)

(Anfang des Vorworts)

Einen lang gehegten Plan verwirklichend und einem seitens meiner Leser vielfach geäußerten Wunsch entsprechend, lasse ich meine Aufzeichnungen über Wanderungen in Luxemburg als Buch erscheinen. Es sind Aufzeichnungen über Fuß- und Radwanderungen, die mich durchs Ösling und durchs Gutland führten und die zum größten Teil in Form von Zeitungsartikeln erschienen sind. Ich habe der Sammlung den Titel „Besinnlich-kritisches Luxemburger Wanderbuch" gegeben und damit zum Ausdruck gebracht, daß diese Seiten nicht nur eine Huldigung an die Schönheit der luxemburgischen Heimat sein wollen, sondern auch eine Klage über die Veranstaltungen, denen unsere Landschaft in wachsendem Maße ausgesetzt ist. Man kann in der Tat unser Land nicht mehr ohne Wehmut durchwandern; auf Schritt und Tritt begegnen einem Zeugnisse eines gänzlichen Unverständnisses für die Schönheit und Eigenart seiner Landschaft. Daß sie so ganz menschlichen Maßverhältnissen entspricht, daß ihr das Kolossale und das Erdrückende völlig fremd sind, macht die Schönheit und Eigenart der Luxemburger Landschaft aus und gibt ihr die heimelige Stimmung, die uns beglückt. Eben diese Maßverhältnisse aber machen diese Landschaft so verwundbar; sie verträgt keinen unüberlegten Eingriff, der ihrem Format nicht angemessen wäre. Ein Dach aus grell leuchtendem Kunststoff, eine durch keinerlei Pflanzungen in die Natur eingebundene Straße, eine größere, nicht von Bäumen und Büschen aufgelockerte Asphaltfläche, ein schlecht proportionierter Kastenbau genügen, ihr edles Ebenmaß zu zerstören. Solche schändende Eingriffe aber erfolgen am laufenden Band.

Die Waldfläche ist im letzten Jahrzehnt fühlbar geschrumpft. Öde Fichtenpflanzungen verdrängen in beängstigendem Tempo den arten- und formenreichen Laubwald.

Unschön und sinnwidrig dehnen sich die Ortschaften längs der Ausfallstraßen aus, statt konzentrisch um den historischen Kern zu wachsen. Die Zersiedlung durch in die Landschaft eingestreute Wochenendhäuschen schreitet unaufhaltsam fort, obwohl die bestehende Gesetzgebung Maßnahmen bereit hält, sie zu verhindern. Die wilde Müllablagerung verschandelt die schönsten Glanzpunkte unserer Heimat. Die letzten Naßstellen und Sumpfflächen, die für die Erhaltung einer ursprünglichen Flora und Fauna sowie für den Wasserhaushalt so wesentlich sind, werden bald trockengelegt sein. Bei Straßenerweiterungen und -neubauten wird mit einer Brutalität vorgegangen, die selbst die berufenen Sachwalter der Interessen des Autoverkehrs zum Protest herausfordert. Dem spärlichen Grün, dem schütteren Baumbestand, die unseren Städten und Dörfern geblieben sind, droht weitere Dezimierung. Neu errichtete öffentliche Bauten werden mit Vorliebe auf weiten, öden Asphaltflächen dargeboten. Die größte Gefahr droht erst: die Überziehung unserer Landschaft mit einem, an

Copyrighted material

europäischen Maßstäben gemessen, außergewöhnlich dichten Netz von Autobahnen wird unsere bisher verhältnismäßig großräumige Landschaft in kleine Teilflächen zerlegen. So muß der aufmerksame und empfindsame Beobachter Tag für Tag schmerzlich neue Landschaftsverluste verzeichnen: am Ende besteht in absehbarer Zeit ein Zustand, der mit einem französischen Buchtitel treffend bezeichnet wurde: „La fin du paysage", und es ist zu befürchten, daß dieses Wanderbuch bald nur mehr ein Erinnerungsbuch sein wird, wenn der soeben beschriebenen Entwicklung nicht Einhalt geboten wird.

Copyrighted material

Luxemburger Landschaften verlieren ihr Gesicht

Seit die erschreckenden Fotos der Abholzungen im Gréngewald veröffentlicht wurden, muß wohl der letzte Skeptiker begriffen haben, daß Landesplanung und Landschaftsschutz in Regierungskreisen Fremdwörter sind.

Als sei man sich dieser Handlungslücke bewußt, hat man in den letzten Monaten eifrig Seminare und Rundtischgespräche über zukünftige Planungsmodelle für unser Land organisiert. Doch in der Zwischenzeit wird eifrig gebaggert, konstruiert, zubetoniert, geplant und verplant... ohne Konzept und ohne konkrete Aussagen, wie unser Land in 50 Jahren aussehen soll. Straßen müssen her, um die totale Mobilität zu garantieren, Großtankstellen werden errichtet, um den Ausländern die Kraftstoffsteuern abzuheischen, die unser Budget im Lot halten sollen, Industriezonen sprießen allerorts aus dem Boden, um mit der notwendigen Zahl an Grenzgängern das Luxemburger Lebensniveau abzusichern. Man stelle sich vor, unsere Nachbarländer tätigten dieselben Überlegungen!

Wälder, Naturwiesen, Obstbaumbestände, natürliche Bachläufe, Artenvielfalt ... alles nur für Träumer und Nostalgiker!? „Fortschritt" heißt die Zukunft!

Natürlich beruhigt der zuständige Minister das Volk mit dem Argument der Kompensationen? „Kein Baum wird abgeholzt ohne Neuanpflanzung!". Wo schlußendlich wird noch genügend geeignete Fläche aufgetrieben, um Naturräume zu kompensieren? Etwa in der Agrarlandschaft? Wurden nicht etwa beim Bau der Saarautobahn beste Agrarböden dem Verkehr geopfert? Doch wen stört es, wenn weitere landwirtschaftliche Betriebe weichen müssen, wen kümmert es, wenn auf den verbliebenen Äckern im nachhinein noch intensiver gearbeitet wird. Dem Artenschutz wird diese Vorgehensweise wohl kaum dienen. Oder sollen Rebhuhn, Kiebitz, Feldlerche, Goldammer und Braunkehlchen dem vielgepriesenen Fortschritt auf immer geopfert werden? Sind nicht etwa verlorengegangene Trockenrasen oder artenreiche Feuchtwiesen ebenso zu kompensieren wie Wälder? Aber zu diesen quantitativen Ausgleichmaßnahmen fehlt nun einmal die nötige Fläche. Wir müßten vielleicht unseren Nachbarländern die dafür notwendige Fläche abkaufen und unsere Landesfläche verdoppeln.

Und wie wurden bis dato die Zerschneidung und Fragmentierung unserer Landschaften kompensiert? Wo etwa wurden Lebensräume wieder vernetzt, Wälder verbunden, Ortschaften komprimiert und abgerundet? „Kompensation" ist ein weitgehend nichtssagender Begriff, wenn nicht eine langfristige Planung vorausgeht.

Das Beispiel Flaxweiler, wo 35 000 Eichen, als Kompensationsmaßnahme beim Bau der Trierer Autobahn angepflanzt und wieder entfernt wurden, ist das Spiegelbild eines Szenarios, das sich vor wenigen Jahren beim Bau der „Collectrice du Sud" auch abspielte. Auch hier mußten 38 000 Eichen, die von

Copyrighted material

der „Division Anticrise" der Arbed als Kompensation angepflanzt wurden, der Bauschuttdeponie in Sanem-Differdingen weichen. Werden etwa die Kosten für diese Fehlplanungen in der Positivbilanz für Naturschutzarbeiten angeführt?

Planung heißt vorausplanen, Planung ist kein Flickwerk und kein Schachspiel! Weshalb kann Naturschutz nicht konstruktiv vorausgeplant werden? Ist ein Auenwald im Alzettetal erwünscht und für Landschaft und Artenschutz nötig? Wenn ja, dann muß er eben realisiert werden, auch ohne eine Kompensationsmaßnahme für eine vorherige Zerstörung zu sein. Planen heißt auch, Freiräume definieren: Räume, die als Ganzes, ohne Zerschneidungen, unbebaut der Landwirtschaft, der Forstwirtschaft, dem Naturschutz, dem Landschaftsschutz belassen bleiben.

Die skandalösen Zerstörungen im größten zusammenhängenden Waldgebiet Luxemburgs haben Symbolcharakter für eine Politik, welche quer durchs Land ohne grundlegende Überlegung den Ausverkauf eines unserer wichtigsten Güter, unserer Landschaften, vorantreibt. Die Parteien täten gut daran, bei ihren nächsten Wahlprogrammen dem Wähler klaren Wein einzuschenken über ihre genauen Vorstellungen einer zukunftswürdigen Landes- und Landschaftsplanung.

Pit Mischo

Regulus 1/98 (März)

Copyrighted material

4. Lärm

Copyrighted material

Lärm

„Geräusch anhören ist: an fremdem Leben teilnehmen ... Ein Übermütiger hupt fünfzehn Minuten vor einem Haus — ich warte mit ihm. Fräulein Lieschen Wendriner ‚übt' etwas, was sie nie lernen wird: nämlich Klavier spielen — ich übe mit" (Tucholsky).

Der Lärmende engt uns ein und weitet sich. Die Gegend, wo er auftaucht, erklärt er sofort zu einem bloßen Anhängsel seiner Person. Das ist die Frechheit: ein Irgendwer besitzt die Macht, Hunderte von seinem Leib und Leben in Kenntnis und in Rage zu setzen, und nutzt sie auch. Der Lärmkerl begeht einen Hausfriedensbruch hohen Grades: nicht nur nistet er sich ein in allen Ecken unserer Wohnung, er treibt seine Invasion bis in unser Hirn vor, jagt uns nicht nur aus der Wohnung, sondern aus unserm Kopf, wo er sich ungeniert einrichtet mit Motorrad, Rasenmäher, Lautsprecher, Geschrei und Musik.

Je wertloser die Information, desto stärker wird sie in die Welt posaunt. Der Zecher will nicht nur lustig sein, er will es die Mitmenschen auch wissen lassen. Die wollen nicht. Also grölt er noch stärker. Man sollte meinen, der Dumme müsse sich eigentlich verstecken, aus Scham. Weit gefehlt! Niemand liebt so die Öffentlichkeit wie er und ist so selbstbewußt. Lärmend tut er allen kund: Seht her, ich bin dumm, hört her, ich bin vulgär! „Wo man singt, da laß' Dich nieder/Böse Menschen kennen keine Lieder" — lautet der Spruch. Es sei eindringlich vor ihm gewarnt. Böse sind sie nicht, aber sangesfreudig. Das ist schlimmer.

Sogar die Schrift will auf Lärm nicht verzichten — auf Fettdruck, Ausrufezeichen, Riesenlettern, rote Farbe. Der schlechte Schriftsteller, der nichts zu sagen weiß, versteckt das Fehlen des Gedankens hinter aufgeplusterten, pathetischen Wörtern. Er wählt den „Schrei-Stil". Und Demagogen lärmen auch. Nicht zufällig werden Namen wie Goebbels und Hitler mit dem Bild eines offenen Maules assoziiert. Sie wissen, daß es in den Ohren der Zuhörer dröhnen muß, damit ihre Nasen nicht Lunte riechen.

Nicht leiden am Lärm kann nur, wer im Verein mit den anderen mitlärmt oder einen Gegenlärm veranstaltet. Dann übertönt man den Lärm des Nachbarn mit dem eigenen und glaubt, einen Sieg davonzutragen. In Wirklichkeit hat der andere gesiegt: er hat uns auf seine Ebene hinabgezogen. Seinetwegen haben wir das Buch aus der Hand gelegt, den angefangenen Brief unterbrochen, die Verfolgung eines Gedankens eingestellt.

Der Lärm ist die Herrschaft der Primitivität über das Feine und Verletzliche, der Triumph der Unordnung über die Ordnung, ein Rückfall in das Vormenschliche, als es noch keine Sprache gab und die Welt nur mit Brüllen, Stampfen, Stöhnen, Krachen und Grunzen angefüllt war. Obschon von Menschen hervorgebracht, ist er un-menschlich.

Copyrighted material

Lieber Gott — seufzt Tucholsky — gib mir den Himmel der Geräuschlosigkeit. Gib mir die Ruhe, die Lautlosigkeit und die Stille. Hier irrt Tucholsky, wenn er glaubt, der Himmel seine eine Oase der Ruhe. Der Mensch kann eben nicht auf Lärm verzichten, sonst wird im fad, und läßt deshalb im Himmel frohlocken, lautstark und in Ewigkeit.

Henry Gelhausen
d'Lëtzeburger Land, 4. Juli 1980

Copyrighted material

Die Frauen und der Lärm

Verschiedene Menschen und Menschengruppen reagieren verschieden auf Lärm. So genießen Kinder, besonders kleine Jungen, eine Unmenge Krach. Sie können z. B. endlos eine metallene Trommel bearbeiten und eine Freude daran haben, die schon von Jugendlichen, die nur wenig älter sind, kein bißchen mehr geteilt wird. Dieselben Jugendlichen aber sind viel weniger lärmempfindlich als die Erwachsenen und besonders ältere Leute. Laute Geräusche werden also mit zunehmendem Alter als zunehmend unangenehm (bis zu qualvoll!) empfunden. Das hängt mit Streß zusammen, in Familie und Beruf, und auch ganz einfach mit dem Altern des Organismus. (Jugendliche sollten das verstehen und etwas Rücksicht üben, statt immer nur Verständnis für sich zu fordern.)

Aber auch Frauen leiden mehr unter Lärm als Männer. So schreibt Dieter E. Zimmer, „Zeit"-Mitarbeiter, in seinem äußerst interessanten Buch „Der Mythos der Gleichheit": „Besonders groß sind die sensorischen Unterschiede beim Gehör. Frauen erscheint ein Ton von 75 Dezibel Stärke als „zu laut", bei Männern ist diese Grenze erst bei 83 dB erreicht. Ab 85 hören Frauen einen Ton doppelt so laut wie Männer. Frauen achten mehr auf Hintergrundgeräusche."

Hier muß man sich der Bedeutung eines Dezibels bewußt sein. Ein zusätzlicher dB ist nicht einfach „ein bißchen mehr" Lärm, sondern eine ganze Menge mehr, da die Dezibelsteigerung logarithmisch berechnet wird. Zum Beispiel eine Klingel, die 60 dB auslöst, müßte durch 10 gleich starke Klingeln ersetzt werden, um 70 hervorzurufen.

Demnach ist es nicht erstaunlich, daß Frauen weit weniger Krach machen als Männer, und zwar von klein auf. Es sind vornehmlich kleine Jungen, die direkt wollüstig Kriegsmaschinenlärm nachahmen und überhaupt viel Geschrei von sich geben. Es sind besonders Männer, die harten Rock lieben und machen, und es sind hauptsächlich männliche Jugendliche, die ihre motorisierten Zweiräder auf ein Höchstmaß an Krach trimmen. Mädchen benutzen dieselben als Fahrzeuge. Dies alles hat natürlich auch mit der auf Aggressivität zielenden Erziehung der Jungen in unserer Gesellschaft zu tun, aber ein Stück Natur ist trotz allem unverkennbar. Jedenfalls: ob Erziehung oder Natur — die große Frage über das wahre Wesen des Menschen, die nicht nur Feministen contra Traditionalisten bewegt — die Männer sind bislang das aggressive, brutale, lärmende Geschlecht.

Selbstverständlich gibt es Frauen, die das Imponiergehabe der Protz- und Krachhelden bewundern (oder so tun als ob). Daß sie das zu tun haben, wird ihnen ja auch ab Kindsbeinen mehr oder weniger subtil eingeimpft. Und so kreischen denn Frauen Applaus bei Box-Kämpfen oder schreien „ollé" bei Corridas. Diese Frauen spielen eben die Rolle, die die Männer ihnen zugedacht haben und für die sie sie zum Teil auch belohnen. Die Feministinnen aber verachten Brutalität; ihnen ist das weibliche Anhimmeln von „machos" zuwider. (So scheute

Copyrighted material

sich die berühmte französische Feministin Gisèle Halimi nicht, in einem rezenten Fernseh-Interview ihre Abneigung für die Verherrlichung der Gewalt im Moto-cross-Sport auszudrücken.)

Die Mädchen auf den Beifahrer-Sitzen der Krach-Heinis lachen und quieken zwar begeistert, wenn's um die Kurven geht. Sie tun's aber nicht wegen des blöden Lärms, sondern wegen der herrlichen Schnelligkeit, wegen des Gefahren-kitzels, des leichtbeschwingten Sausens um die Ecken und in den weiten Horizont hinein. Kurz: das einzige Geräusch, das so ein doppelt besetztes Gefährt begleiten sollte, ist — außer dem Brummen des Motors — das entzückte Quietschen des Mädchens. Aber nicht einmal das begreifen die Krach-Heinis.

1982

(unveröffentlicht)

Copyrighted material

Ce bruit . . .

. . . que nous devons subir malgré nous, dont nous souffrons de plus en plus et que pourtant nous connaissons si peu, un livre récent, bourré d'informations souvent surprenantes, nous le fait découvrir: « Repenser ce bruit dans lequel nous baignons » de Henri Laverrière (éd. La Pensée Universelle, 240 F).

Qui sait, en effet, que le nombre de « malentendants » dans la société moderne a doublé depuis 30 ans; qu'il y a 25 à 30 % de « malentendants » dans la génération montante; que chez les adolescents les troubles auditifs sont aujourd'hui 10 fois plus fréquents qu'il y a seulement vingt ans; et que 69 % des anormaux mentaux doivent leur état en partie au bruit? Il y a vingt-cinq ans, un médecin, membre éminent de l'Académie de Médecine, clamait déjà que le bruit rend sourd, cardiaque et fou.

Et encore: Qui sait que le bruit perturbe ou inhibe nos défenses naturelles contre l'attaque microbienne, que le silence est donc un facteur essentiel de guérison et de lutte contre l'infection? Qui sait qu'en milieu bruyant nous digérons mal, et que notre peau y est durablement mal irriguée par le sang, d'où teint blafard et perturbations de l'autorégulation de la température du corps. . .

En effet, l'explosion de bruyance des dernières décennies dépasse nos possibilités d'adaptation. Nos dispositifs naturels de perception auditive sont devenus inadéquats et même nuisibles, vu leur structuration solide, rigide et par là inadaptable au bouleversement acoustique que nous subissons depuis environ 30 ans. Notre système neuro-végétatif, élaboré au cours de milliers de générations, ne peut plus suivre. En effet, la dose ingérée de bruits, d'infrasons et de trépidations a été multipliée par un facteur cent au cours du dernier siécle. Ce qui fait que la dose moyenne de bruit absorbée aujourd'hui par l'individu moyen est celle multipliée par un facteur dix mille ou cent mille de l'ambiance sonore, dans laquelle a baigné l'espèce humaine au cours des centaines de millénaires pendant lesquels elle s'est déployée et épanouie.

Et aujourd'hui encore, comme pendant ces centaines de milliers d'années, tout bruit, pour tout auditeur, déclenche l'interprétation instantanée, automatique: « Bruit = danger potentiel » et « Bruit fort = danger proche ou imminent », d'où une foule de réactions inconscientes, incontrôlables, qui contribuent insidieusement à la dégradation irréversible de notre organisme véritablement pollué, empoisonné par le bruit.

Nous sommes tous des vacarmisés aujourd'hui, des malades du bruit, que nous le sachions ou non, et parfois même des « drogués du bruit », de ces intoxiqués qui ont peur du silence, du « vide acoustique » qu'ils fuient. Il leur faut leur dose, leur surdose, un fond sonore qu'ils n'écoutent pas, dont ils savent d'avance qu'il ne sera pas écouté!

Copyrighted material

Dans ces conditions, il est étonnant, il est inquiétant et même scandaleux que les autorités ne réagissent pas ou à peine, à commencer par les Ministères de la Santé, de l'Education, du Travail, des Transports et de l'Evironnement. Le Pouvoir, à tous les échelons, laisse faire (dans une moindre mesure en Suisse et en Angleterre, il est vrai). Il n'y a pas de nocif dans l'immédiat, donc pas besoin d'intervenir, de protéger le citoyen de cette avalanche de bruyance à laquelle il est livré sans défense. On s'en prend au tabac, à l'alcool, aux drogues, aux conditions de logement, de transport, de travail, mais rares sont ceux qui font le rapprochement entre l'augmentation explosive de la bruyance et la montée de l'agressivité, de la délinquance, des maladies mentales et psychosomatiques. Pas de réaction de la part des responsables politiques donc, pas de répression pour, par exemple, le mufle sur son deux-roues, dont les pétarades font plus de bruit que 8 autobus, ou 10 poids-lourds ou 20 voitures de tourisme.

On confond tout bruit dans un même amalgame, le «bruit-fatal», résidu industriel, et l'émission sonore volontaire, c.-à-d. gratuite. Or, si les autorités ne laissaient pas le conducteur de véhicule bricolé ou négligé pétarader à loisir, l'amélioration vers le calme acoustique serait supérieure à 50%. On pourrait exiger qu'un silencieux soit «imbricolable». Ce serait là marquer une préférence pour le capital humain sur le capital tout court. . . Cependant, nous continuons à subir sans défense les violences acoustiques d'autrui, particulièrement éprouvantes au domicile, où l'intrusion du bruit est d'autant plus pénible qu'elle est liée à la sensation d'empiétement sur son «territoire», à défendre contre l'intrus depuis nos plus lointaines origines.

Que faire donc? Ne pas résigner, mais exiger qu'on s'attaque enfin au bruit à sa source, répandre les informations sur le bruit si peu connu aux effets si souvent méconnus. Par exemple, pour finir, cette affaire de décibel. En effet, l'échelle en décibels de l'intensité sonore est logarithmique, ce qui est à l'origine de bien des malentendus. C'est qu'il faut doubler l'intensité sonore, pourque le sonomètre marque 3 dB de plus seulement. Déclenchons par exemple une sonnerie de 60 dB. Si nous en déclenchons dix à la fois, il y aura dix fois plus de «quantité» de bruit, mais l'intensité sonore relevée au sonomètre sera de 60 + 10= 70 dB.

Un seul dB de trop, cela représente donc beaucoup de bruit à supprimer. Attaquons-nous à la tâche, car le bruit est un fléau que nous n'avons toléré que trop longtemps. Il n'y a pas de raison pourquoi nous devrions continuer à le subir de la part des bruiteurs divers, des mufles surtout, sans protester et sans exiger que les responsables politiques fassent enfin leur devoir dans ce domaine.

tageblatt, 3 avril 1982

Cf. « Drames du bruit » — R. L. — 14. 8. 83

Copyrighted material

Lärm um Spielplätze (1)

[. . .]

Wenn Menschen sich ärgern, weil sie weiter nichts zu tun haben, als Kindergeschrei zu ertragen, und da Kinder sich noch nicht immer auf gute und gesunde Art amüsieren, dann sollten sich die Gemeindeverantwortlichen einmal zusammenfinden.

Lärm verursacht den Betroffenen viele Nachteile und er wird zur Aggression gegen deren Gesundheit. Das sollte bekannt sein. Warum muß allein Kinderlärm so tabu sein, da schädliche Auswirkungen andern Menschen stets und überall zuzumuten wären? Würde damit nicht „der Pluralismus der Meinungen" unterdrückt?

[. . .]

Die ALCB war noch immer der Auffassung, daß Spielen ein elementares Recht der Kinder ist. Im Rahmen ihres Gesellschaftszieles erstrebt die ALCB den besten Schutz der Kinder, nämlich:

1 — die direkte Bewahrung der Kinder vor von Erwachsenen provoziertem oder geduldetem Lärm schon vor ihrer Geburt und darüber hinaus zuhause oder sonstso;

2 — durch Ausschalten auch jener Möglichkeiten, daß Kinder ihrerseits Erwachsene solchermaßen durch Lärm provozieren und zur Verzweiflung bringen, bis sie zu Grobheiten und Tätlichkeiten übergehen oder gar zu Schießprügeln greifen.

Die ALCB bedauert zutiefst, da die heutige Erwachsenenwelt vom „Tanz um das goldene Kalb" derart verblendet und betört ist, da sie vergaß und weiter vergißt beim Aufbauschen der Ortschaften unverzichtbaren, natürlichen Lebens- und Spielraum für Kinder einzuplanen. Die ALCB fordert daher als Ersatz für den unterschlagenen Raum die Einrichtung von Spielplätzen in den Ortschaften und zwar an den Stellen, wo Kinder sind oder sein werden.

Zusammen mit meinen Mitarbeitern, von denen mehrere mit Kindern beruflichen Umgang haben, stehe ich „mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit". Als Vater von sechs gesunden Kindern und als junger Großvater von bald 14 Enkelkindern dürfte ich über jeden Verdacht der Kinderfeindlichkeit erhaben sein. Als früherer Professor am Technikum und nach 17jähriger Tätigkeit in der vordersten Front der Lärmbekämpfung zum allgemeinen Wohl, sollte ich schließlich ein Wörtchen mitreden dürfen, das mir nicht schon im Mund verdreht wird.

Die ALCB darf „Kinderlärm" nicht mit geschlossenen Augen, Verzeihung: Ohren, betrachten, sondern nur im Zusammenhang mit dem ganzen Problem „Lärm". Deswegen verhält sie sich ebenso vorsichtig wie neutral zwischen eventuell sich gegenüberstehenden Parteien. Die ALCB ist konziliant und bekämpft

Copyrighted material

folglich außer dem Lärm — aus Notwendigkeit — auch solche Spalt-Tendenzen wie „Hier Kinder, dort Erwachsene, hier Jugendliche, dort Altes Eisen". Freudig zusammen, die kulturelle und naturelle Umwelt pflegen, darauf kommt es an!

Stets zu Gedankenaustausch wie zu Mitarbeit bereit: Fred Welter, Präsident der Association Luxembourgeoise contre le Bruit.

tageblatt, 13. August 1983

P. S. 1998:
Die ALCB gibt es nicht mehr... sie gab den Kampf vor einigen Jahren auf.

Copyrighted material

Lärm um Spielplätze (2)

13. 8. 1983

Lieber Herr Welter,

Als Mitglied der „Association Luxembourgeoise Contre le Bruit" möchte ich Ihnen für Ihre erfrischend vernünftige Stellungnahme im „tageblatt"-Leserforum vom 13. August danken.

In der Tat, gewisse Leute scheinen ganz vergessen zu haben, daß **auch alte Leute noch Rechte haben** und nicht nur die Kinder! Oder dürfen die Alten **nur** noch kuschen, sich alles gefallen lassen, oder besser noch: abkratzen, „unproduktiv" wie sie sind?!

Es ist dumm und gemein, ihnen Intoleranz und Jugendrassismus gar, Kinderfeindlichkeit und Ähnliches vorzuwerfen, wenn Alte und Erwachsene wegen des Lärms, der ihnen **allenthalben** rücksichtslos zugemutet wird, manchmal fast verzweifeln. Das hat nichts mit Intoleranz zu tun, sondern ganz einfach und unvermeidlich mit dem Altern des Organismus, der nach und nach weniger Lärm **verträgt.** Opfer der Natur, sollen alternde Menschen zudem noch dafür bestraft werden und auch Opfer des Benehmens einer rücksichtslosen Gesellschaft werden? Nicht, falls in dieser Gesellschaft die Begriffe Zivilisation und Erziehung ernst genommen werden.

Das darf natürlich heutzutage bezweifelt werden, wo dem **vergötterten Kind** und Jugendlichen alles erlaubt ist, oder sein sollte, gewissen Psychopädagogen und unvernünftigen Eltern zufolge. Rücksicht gegenüber andern wird als die reinste Zumutung angesehen, als „repressiv", ogottogott! Die lieben Kleinen sollen sich aber auch gar keinen Zwang mehr auferlegen, Zwang haben sich nur noch alle andern aufzuerlegen, „verständnisvoll", d. h, passiv und unterwürfig die akustischen **Aggressionen** zu erdulden, als da sind 1) Dauergebrüll und Knallen mit Spielzeugwaffen, 2) später Stereokrach stundenlang und Motorengellen, 3) und noch später von derart „erzogenen" Mitbürgern bis spät abends Fernseh-gequassel und laute Parties, und von denselben Brüllaffen im Wirtshaus und sonst in der Öffentlichkeit lauthalses Prahlen. Kurz, alle stillen, zivilisierten, die Stille liebenden, der Ruhe **bedürftigen** Menschen sollen in dieser Gesellschaft nur noch kuschen, sich Ohrenwachs in die Ohren stopfen, ... wegziehen, flüchten, oder? Es wird Zeit, daß sie sich wehren, diese Geplagten. Der Alternativ-Ruf „Wiert lech" gilt auch und besonders für sie!

Noch ein Wort zu einer gewissen neumodischen Begriffsverwirrung bei den Pädagogen. Da sind anscheinend nur noch **tobende** Kinder **gesunde** Kinder, nur noch Schreihälse und Krachmacher. Wenn man gewisse Erläuterungen dieser Leute liest, glaubt man nachgerade, Kinder müßten allesamt die reinsten Wüteriche sein, dauernd wie am Spieß schreien, um nicht als krank angesehen zu werden! Vitalität kann sich, scheint's, nur noch durch Toben ausdrücken, und ein

Copyrighted material

Kind, das etwa stille Spiele liebt, Basteln, Malen, Lesen, im Sandkasten sich vergnügen **ohne** Gebrüll, das ist verdächtig! Das arme Ding hat bestimmt repressive Eltern. Da die Schreihälse aber vielleicht zu permissive Eltern haben, da sie womöglich fernseh-übernächtigt sind und den Kopf voll Fernseh-Brutalitäten und Krach haben, da also Kinderkrach nicht automatisch überschwappende Lebensfreude ausdrückt, das ist gewissen pädagogischen Predigern noch nicht eingefallen.

Ich war als Kind ein sog. „verfehlter Junge", spielte Winnetou und Tarzan nach Herzenslust, und natürlich haben wir dabei auch gejuchzst und geschrien, sind herumgerannt und auf Bäume geklettert. Die lästigen Schreihälse gab es auch schon damals, und sie waren jeweils die Dümmsten unter uns und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. Es gibt einen Unterschied zwischen gesundem Herumtollen als Kinder und die Liebe der Dummen zum Krach, egal ob sie 10 oder 50 Jahre alt sind. Es gibt sensible, intelligente Kinder und es gibt laute, lästige Prahlhänse, die oft genug die andern tyrannisieren, laut **und** brutal sind. Und es gibt keinen vernünftigen Grund, weshalb letztere allein das Sagen oder vielmehr das Schreien haben sollten, unterstützt von Eltern, denen jeder Sinn für Objektivität abgeht, sobald ihr Sprößling im Spiel ist, und von Pädagogen, denen eine Menge durcheinandergeht. Es gibt nun einmal keine Erziehung **ohne** Zwang, keine Rücksichtnahme **ohne** Repression (übrigens auch in der Natur nicht.)

[...]

Copyrighted material

Der liebe Nachbar

Ich wohne seit 20 Jahren in einem Reihenhaus mit dünnen Mauern. Ein gütiges Schicksal hat mir bisher ruhige Nachbarn beschert. Doch was wäre, wenn...?

Der liebe Nachbar, wenn er nicht mehr lieb sein will, ist quasi allmächtig. Ihm steht ein ausgedehntes Waffenarsenal zur Verfügung, das vom einfachen Hammer über die Bohrmaschine zur heulenden Motorsäge und bis zum hämmernden Kompressor reicht. Der Herr des Hauses entdeckt in sich ein bisher verschüttetes Basteltalent und macht sich ans Werk. Besonders Begabte erweitern auch den Keller oder die Garage zu einer Art Betrieb, um der Nachfrage von Bekannten und Verwandten gerecht zu werden. Andere, mehr passiver Natur, arbeiten nicht, sondern lassen arbeiten. Man kennt den Hausbesitzer, der ständig etwas entdeckt, was repariert, verbessert, um- und ausgebaut werden soll. Solche Leute können nicht einfach still vor sich hin leben, sie wohnen nicht in ihrem Haus, sondern werden von ihm bewohnt. Weil sie sich langweilen, innerlich leer sind, füllen sie das Haus mit Handwerkern.

Was kann der Stille tun, der diesem Treiben ausgesetzt ist? Es gibt Reglemente, die den Lärm beschränken. Entgegen der Meinung vieler Leute, die glauben, der Rabauke könne bis 10 Uhr abends Krach machen, darf in Escher Häusern von sieben Uhr abends bis sieben Uhr morgens kein Lärm, auch kein Arbeitslärm produziert werden. Auch während des Tages ist Lärm verboten, wenn er übertrieben ist. Doch wenn man das Gesetz in Anspruch nimmt, kann sich der Nachbar leicht mit allerhand Piesackereien rächen, besonders wenn der Klagende eine schwache Person ist, ein Kranker, eine alleinstehende Witwe, so daß der Beschwerdeweg nur zögernd eingeschlagen wird. Die akustische Verseuchung ist umso gravierender, als sie in das Heim selbst eindringt, den einzigen Ort, wohin sich der Mensch zurückziehen kann. Man spricht viel vom Schutz der Privatsphäre. Auch der Schutz vor fremdem Lärm gehört dazu. Der Krach kommt einem Hausfriedensbruch gleich, gefährdet die Gesundheit und nötigt nicht selten zu einem Wohnungswechsel.

In Diktaturen fürchtet man das Hämmern an der Tür am frühen Morgen, in unserer Demokratie das Hämmern an der Wand während des ganzen Tages.

Henry Gelhausen

tageblatt, 19. September 1986

Copyrighted material

Qualité de vie « humaine »

La notion de qualité de vie est fort à la mode. Elle est sur toutes les lèvres. On déplore la dégradation de ladite qualité, on en souhaite l'amélioration et les politiciens de nous la promettre dans neuf sur dix de leurs beaux discours.

Mais cette fameuse qualité de vie est trop souvent, pour ne pas dire toujours, réduite à une question d'air (pur), d'eau (non polluée), d'espaces (verts) et de trafic (limité).

Ce que personne ne mentionne, ni les hommes politiques ni les écoles, c'est l'environnement humain, c'est-à-dire la qualité des rapports de voisinage. Or, à quoi vous sert le plus bel arbre devant votre porte et l'eau la plus limpide de votre robinet, avec l'air le plus pur du monde et l'absence de tout camion ou bus dans le quartier, si vos voisins sont des salauds qui vous rendent la vie impossible? Schiller l'a dit: « Le meilleur homme ne peut vivre en paix s'il a un méchant voisin ».

Le fait est que ces derniers sont plus fréquents qu'on ne le pense et plus souvent la cause d'une dégradation sérieuse de votre qualité de vie que ne les ont les facteurs habituellement dénoncés dans ce contexte. Je crois même que le manque d'égards de la part de voisins bruyants — que ce soit par bêtise ou par malice — est une des raisons que devraient étudier sérieusement les responsables politiques eschois, navrés du décroissement continu de la population. Ainsi, sans avoir effectué la moindre enquête, je connais pas moins de quinze personnes qui ont quitté ou rêvent de quitter Esch (trois y ont réussi), et cela rien que pour des questions de voisinage pénible, surtout bruyant!

Il y a le type du sorteur (et famille) qui rentre tard et bruyamment, ne faisant aucune distinction entre midi et minuit, réveillant les habitants des appartements tout autour, au-dessus, en-dessous, à gauche, à droite. . . Il y a l'infernal bricoleur qui ne cesse d'imposer à autrui le bruit de ses machines et outils divers, jour après jour, d'un bout de l'année à l'autre. Il y a les téléspectateurs à l'ouïe dure. Il y a les jeunes motorisés avec leurs deux-roues hurleurs et pétaradants et/ou leurs radios et cassettes « rock » à fond — et leurs parents « éducateurs-abdicateurs ». Il y a les couples querelleurs avec leurs scènes de ménage préférablement après minuit. Sans mentionner les fervents des scies mécaniques en hiver, suivies des tondeuses à fracas en été, ainsi que ces enfants gâtés et brailleurs, dont certains « pédagogues » exaltent la robuste santé, quand ce ne sont pas leurs voisins à eux.

Voilà donc aussi une raison pour laquelle les citadins partent, quittent la ville. Ce n'est pas seulement pour trouver de l'air un peu plus pur ou davantage de terre à jardiner qu'ils s'en vont habiter la campagne, qu'ils contribuent d'ailleurs ainsi à détruire (« zersiedeln »), mais c'est souvent (surtout!) pour mettre un peu plus d'espace entre eux-mêmes et leurs chers prochains. En effet, dans les appartements et les maisons mitoyennes des villes, il est impossible d'échapper à une promiscuité acoustique, que des voisins sans-gêne rendent vite intolérable. « L'enfer, c'est les autres! » a dit Sartre, dans « Huis clos » justement.

Copyrighted material

Pour beaucoup, la fuite est la seule issue, car les personnes sensibles au bruit sont évidemment plus vulnérables que ne le sont les bruiteurs, types primitifs. Impossible d'user envers ces derniers de la même arme, c'est perdu d'avance, car on ne blesse pas un pachyderme avec une épingle, et manier plus fort qu'une « épingle » acoustique est par définition trop douloureux pour « l'homo sensibilis ».

Seulement voilà, en partant, en quittant sa ville ou son quartier (avec quelle amertume!), le vaincu laisse la place au bruiteur, au type sans-gêne, parfois au salaud qui l'a consciemment obligé à s'en aller. D'où un début de gangrène acoustique et immobilière, car la maison ou l'appartement en question sont évidemment dévalués par le charmant voisinage. En effet, les seules personnes qui voudront venir habiter à proximité de bruiteurs pénibles, ce seront des gens de même niveau. Les gens de bien, bien élevés et tranquilles, éviteront comme la peste de venir s'installer là. Ainsi, à partir d'un foyer central (une famille, un type pénible), toute une résidence, une rue entière sont progressivement infectées et la qualité de vie s'y détériore. Je pourrais nommer des exemples précis.

Quels remèdes à cela, à cette polllution « humaine » de notre qualité de vie? Il faudrait que les responsables politiques prennent conscience du problème, que les médias essaient de sensibiliser la population, que notre législation (sur le bruit au moins) soit améliorée et de beaucoup. A l'heure qu'il est, les dispositions en vigueur sont trop vagues et limitées. A l'heure qu'il est, dans un pays passablement évolué comme le nôtre, il est parfaitement possible de torturer ses voisins au moyen de bruits insupportables en invoquant le droit à sa vie et plaisirs privés (musique, moto), au bricolage, à la nécessité de jouer de la tondeuse ou de la scie mécanique. Or, ces bruits transgressent les frontières de la propre zone privée, font irruption brutalement dans l'espace privé, le territoire de l'autre, qui devrait pourtant être son refuge, son havre de paix. Contre cette violation de domicile acoustique nos lois sont des plus inadéquates. Je connais des couples de retraités au bord du désespoir ou du déménagement à cause de voisins bricoleurs maniaques. Alors que ces petits vieux avaient espéré, au soir d'une vie de travail, pouvoir couler des jours paisibles chez eux, ils se voient confrontés au cauchemar d'un déménagement forcé. Comme ces gens-là salueraient des lois qui limiteraient sévèrement les hobbies bruyants à des heures fixes et espacées! Mais quel politicien compteur de voix perdrait sont temps à secourir les minorités que sont les gens sensibles?

En outre, ce n'est pas le recours à la loi, c'est-à-dire à la police et à l'avocat, qui est susceptible d'améliorer le climat et l'entente avec le voisin! Du moment qu'on en vient là, la qualité de vie est déjà sérieusement empoisonnée. Ce qu'il faudrait chez nous, c'est des « Centres de disputes et de médiation » à l'anglaise. En effet, comme si souvent déjà, les Anglais montrent le chemin dans les questions de coexistence. Il est indéniable que la vie quotidienne en Angleterre est empreinte d'une gentillesse et d'une courtoisie qui sont l'exception chez nous. Et quand il y a quand même des accrocs entre voisins, ces conflits trouvent souvent une solution sans qu'il y ait appel à la loi, souvent coûteux et pénible. Les Centres de médiation en question se composent de volontaires aimables et compétents qui écoutent les doléances de voisins, plaignants et accusés à tour de rôle, avant de les réunir pour leur proposer un

Copyrighted material

compromis. Le système a beaucoup de succès, de sorte que nos politiciens si soucieux de notre qualité de vie feraient bien de l'étudier afin de l'introduire peut-être aussi chez nous. Il contribuerait probablement à restaurer une sérénité et une harmonie dans la coexistence quotidienne des citoyens, où elle semble faire défaut de plus en plus.

Le Républicain Lorrain, 20 août 1987

Von 7 bis 7!

Der Kampf gegen den Lärm wird hierzulande äußerst lau geführt, wenn überhaupt. Fortschrittliche Bestimmungen, mit denen einige Gemeinden versuchen, die Lebensqualität ihrer Einwohner zu schützen, verdienen deshalb ein besonderes Lob. Und sollten andern Gemeinden zur Nachahmung empfohlen werden!

So gibt es z. B. seit September 1979 in Esch/Alzette ein Gemeindereglement, das verbietet, mit einem motorisierten Fahrzeug ohne vernünftigen Grund mehrmals hintereinander an derselben Stelle vorbeizufahren. Das hat einer Reihe Motorradlümmel ihr dauerndes, heulendes Herumrasen um dieselben Häuserblocks, dieselben Straßen auf und ab, nachhaltig vergällt; der Krach hat spürbar abgenommen.

Auch in einem andern Fall von nervlich sehr belastendem Lärm geht die Escher Gemeinde mit dem guten Beispiel voran. In vielen Gemeinden ist es nämlich einem rücksichtslosen sog. Bastler erlaubt, seiner Umgebung das Leben schwer zu machen von morgens früh bis abends spät, d.h. von 6 bis 10. In Esch ist das nicht der Fall, dort ist Arbeitslärm nur zwischen 7 Uhr morgens und 7 Uhr abends erlaubt (Artikel 31 des Polizeireglements). Leider weiß kaum jemand dies! Und so glauben neun von zehn Lärmopfern, daß sie sich erst nach 10 Uhr abends hilfesuchend an die Polizei wenden können... Dabei dürfen sie das auch tagsüber, denn übertriebener Lärm ist selbstverständlich auch zwischen 7 und 7 verboten (Art. 25).

Das ist gut so, denn in einer zivilisierten Gesellschaft haben Begriffe wie Lebensqualität, Wohnrecht (in Frieden) und Schutz der Privatsphäre (in die der Krachmacher eindringt) schließlich einen Sinn. Wer glaubt, hier herrsche das Recht der Dschungel, demzufolge der Stärkere sich ungeniert auf Kosten des Schwächeren „breitmachen" darf, der irrt; und wer so asozial ist, daß ihm das nicht paßt, der sollte sich in eine menschenleere Zone absetzen, wo die Regeln nachbarlichen Zusammenlebens überflüssig sind.

tageblatt, 18. Juni 1988

Copyrighted material

Warum nur?

Kaum ein Volk auf diesem Globus hat es so gut wie die Luxemburger. Hier herrscht weder Krieg noch Hungersnot, hier gibt es weder Erdbeben noch Vulkanausbrüche; weder Dürren noch verheerende Überschwemmungen suchen uns heim, und auch sonstige Naturkatastrophen kennen wir nur vom Hörensagen, vom Bildschirm. Zudem gehören wir zu den politisch stabilsten als auch freiheitlichsten Ländern der Erde — ganz zu schweigen von unserm großen, funkelneuen Reichtum, um den so viele andere Nationen uns beneiden.

Und so erfreuen wir uns denn unseres Lebens in dieser friedlichen, grünen, gemäßigten Zone des Erdballs mit ihren fruchtbaren Äckern und ihrem lieblichen Mischwald (eine kostbare Seltenheit, global gesehen) ... Oder etwa nicht? Erfreuen wir Luxemburger uns unseres Lebens nicht? Geht es etwa nicht so friedlich-heiter bei uns zu, wie es der Fall sein müßte angesichts all der Segen, mit denen ein gütiges Schicksal unsere 999 Quadratmeilen überhäuft hat?

Anscheinend nicht. Man sehe sich nur die Gesichter der Leute auf den Straßen an. Wie unfreundlich und verschlossen sind doch die meisten! Abweisend bis feindselig blicken sie drein, kaum je ein Mensch, dessen Züge entspannt und zufrieden wirken. Immer wieder, viel zu oft, kalte Mienen, zusammengepreßte Lippen, Steilfalten zwischen den Brauen. Sind wir ein Volk von ewig Unzufriedenen, von geborenen Trübseligen? Tatsache ist, daß wir eine hohe Selbstmordrate haben. Tatsache ist auch, daß sage und schreibe 7 von 10 ärztlichen Rezepten für Nervenberuhigungsmittel und Schlafmittel verordnet werden! Tatsache ist, daß viele Luxemburger ohne Alkohol und Valium nicht mehr denkbar sind.

Warum denn nur? Was ist los mit uns? Ist es wirklich so, wie einige „Kenner" behaupten, daß wir uns gegenseitig das Leben zur Hölle machen in unserm Paradies?! Ein rezenter Artikel von Henry Gelhausen im „t" vom 24. 6. scheint in diese Richtung zu weisen.

In der Tat, es gibt kaum eine Straße, einen Wohnblock, eine „Cité", in der nicht wenigstens ein unmögliches Individuum seinem Nachbarn das Leben sauer macht! Das geht von arrogant-rücksichtslosem Benehmen bis zu ausgesprochener Bosheit, von plump-frecher Dummheit bis zur raffiniert ausgeklügelten Quälerei des lieben Nächsten...

Da wird ein erbitterter Kampf geführt, bis vor Gericht, um Nachbars schönen Baum wegzukriegen, obwohl er nicht, wie behauptet, Schatten wirft aufs kostbare Eigenheim. Da wird einer jungen Witwe, deren Mann eben erst gestorben ist, die Polizei geschickt wegen angeblich zu nahe wachsender Ziersträucher. Da heult Nachbars Rasenmäher am Wochenende in aller Herrgottsfrühe auf, eine Qual nach den Strapazen einer arbeitsreichen Woche. Da bringen gewohnheitsmäßige Spätheimkehrer (Jugendliche oder auch lebenslustige Rentner) ihre Anwohner um Schlaf und Nerven. Da werden hilflose alte Leute mittels der „Lärmfolter" mürbe

Copyrighted material

gemacht, da wird ein ganzes Appartementhaus „fertig gemacht“ mit Rockmusik, überlaut, Tag um Tag, bis spät abends. Da wird eine Todkranke (!) von frechen Jugendlichen auf wahrhaft sadistische Weise mit dem dauernden Knallen von Explosiven gequält, monatelang. Psychoterror und Schikanen aller Nuancen werden ausprobiert — hier wird sich provozierend frech mit Dauerparken breitgemacht, dort mit Klatsch und Sticheleien operiert. Da wird eine alleinstehende Frau vertrieben (sie ist aus der Ortschaft weggezogen), vertrieben durch die bösen verleumderischen Gerüchte, welche die lieben Leute in Umlauf gesetzt hatten... „D'as een dem aneren säin Deiwel“, heißt es, oder auch noch: „Homo homini lupus“, der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, was eine arge Verleumdung der Wölfe bedeutet, denn sie sind unendlich hilfreicher untereinander als die Herren der Schöpfung.

Die Franzosen sagen: „Pour vivre heureux, vivons cachés!“ Aber so einfach ist das in unserm überbevölkerten Ländchen eben nicht mehr. So mancher möchte sich ganz gerne friedlich, still und leise in seine vier Wände zurückziehen, doch ein Krachmacher kann ihn bis ins Herz des trauten Heims verfolgen, wobei die moderne Technik den heutigen Barbaren enorme Möglichkeiten gegeben hat. „Der beste Mensch kann nicht in Frieden leben, wenn er einen bösen Nachbarn hat“, schrieb schon Schiller, und er fand ebenfalls, daß „gegen Dummheit die Götter selbst vergebens kämpfen“. Nun sind böse Nachbarn aber oft auch noch dumm...

Was bleibt da den Friedfertigen übrig? Nur noch die Flucht?! Es heißt ja: „Der Klügere gibt nach.“ Dazu bemerkte Marie von Ebner-Eschenbach bitter: „Eine traurige Wahrheit! Sie begründet die Weltherrschaft der Dummen!“ Um diese im eigenen Bereich zu begrenzen, wehren sich denn so manche, mit unterschiedlichem Erfolg. Die Flucht ist ja nicht immer machbar, aus finanziellen Gründen etwa, oder im Falle von alten Leuten, denn „ein alter Baum verpflanzt sich schlecht“. Alte Leute sind es denn auch oft, die der Bosheit ihrer Mitmenschen ziemlich hilflos ausgesetzt sind, während ein kräftiger Arbeiter in den besten Jahren immerhin mit „eng an d'Schnëss“ drohen kann, (oft die einzige Sprache, die gewisse Leute kapieren). Ja, und in den Betrieben soll es genau so sein, und erst in den Familien! Oh Schreck!

Deshalb erneut die Frage: Was in aller Welt ist mit uns los? Es geht uns doch so gut, wir könnten doch so leicht in Frieden miteinander leben! Stattdessen — siehe oben. Sind wir denn wirklich, wie manche behaupten, nur ein dummes Volk von vulgären Parvenüs, die glauben, auf Anstand und Rücksicht verzichten zu können, seit sie die Lenkräder protziger Autos in den Händen halten? Neureich, neidisch, mißgünstig — sind die Luxemburger das, obwohl ihre eigenen Definitionen der nationalen Identität oft genug in Lobhudeleien ausarten? Und, zugegeben, angesichts der so langsam sprichwörtlichen Unhöflichkeit und Unfreundlichkeit der „Grande Nation“ nebenan, fühlt man sich in Luxemburg, wenn auch nicht eben im „Land des Lächelns“, so doch unter gemütlicheren Menschen.

Copyrighted material

Und doch: „Angesichts des Luxemburgers könnte man an der Menschheit verzweifeln", sagte mir vor kurzem eine Luxemburgerin, die selbst eine engagierte Idealistin ist und vielen Menschen hilft. „Unsere Landsleute haben ja keine Entschuldigung mehr, sie sind reich, haben Zugang zu Aufklärung und Wissen, es herrscht seit langem Frieden." Tritt uns also im Luxemburger der Mensch ganz ungeschminkt entgegen, ohne daß man sein Fehlverhalten, seine Gemeinheiten auf widrige, äußere Umstände abwälzen könnte? Was will er denn noch mehr, um glücklich zu leben — und: leben zu lassen? Ist dergleichen etwa dem Menschen, ob Luxemburger oder nicht, einfach nicht möglich, trotz bestmöglicher Umstände? Vermag er von Natur aus nicht, zufrieden zu sein? Muß er sich und andere quälen?!

Kurz: Warum werden in diesem irdischen Paradies soviele Schlaf- und Nervenpillen geschluckt? Wer sind die(se) Luxemburger? Es wäre interessant, die Antworten hierauf von Ärzten, Soziologen, Rechtsanwälten, Polizisten (u. a.) zu erhalten. Und wie wäre es mit einer ILReS-Umfrage zum Thema: „Wie sehen die Luxemburger sich?" Und: „Worunter leiden sie?"

tageblatt, 2. Juli 1988

Copyrighted material

Bruit et courtoisie

Félicitations au „tageblatt" pour l'enquête ILReS sur les rapports de voisinage (les 28 et 29 décembre 1989). Les résultats ont été des plus intéressants. Parfois fort surprenants aussi. Ainsi il est un fait que la sensibilité au bruit augmente avec l'âge. Or, que trouvons-nous dans les réponses faites aux enquêteurs de l'ILReS? Que ceux qui se plaignent le plus de la bruyance de leurs voisins, ce sont les jeunes! Alors que la moyenne nationale des „plaignants" est de 18 %, elle est de 25 % pour le groupe d'âge de 15 à 24 ans. Quelle surprise! En effet, il s'agit là justement de la partie de la population qui a la réputation d'aimer le bruit — (disco-stéréo-moto-rock) — et qui en produit pas mal, après tout. Ce ne sont quand même pas les vieillards à la barbe chenue qui pétaradent dans le quartier sur leurs motos „frisées", ce ne sont pas les quinquagénaires qui raffolent du „hard rock" qui fait trembler l'immeuble.

D'où bien des questions qu'on aimerait poser à nos jeunes. Comment se fait-il qu'ils tolèrent si mal le bruit d'autrui, alors qu'ils aiment tellement en faire eux-mêmes? Qui parmi eux ou elles voudra bien se secouer et nous éclairer un peu à ce sujet?

Le nombre extrêmement bas de personnes au-dessus de 65 ans qui se plaignent du bruit de leurs voisins peut surprendre aussi: 8 % seulement, alors que ce pourcentage est encore de 23 % pour la tranche d'âge précédente (de 50 à 65 ans). Se peut-il qu'à partir de 65 ans peu de gens aient encore à se plaindre pour la bonne raison que c'est l'âge de la retraite et que ces retraités prennent le large (= fuient leur voisinage), se retirent à la campagne, voyagent ...? Ou se retrouvent au calme dans une maison de retraite? Je connais des cas de vieilles dames qui ont littéralement cherché refuge dans une telle maison pour échapper aux conditions de vie infernales chez elles, dues au bruit, à la malice, au manque d'égards brutal de la part de leurs voisins!

Il est vrai que comme peuple dit civilisé il n'y a pas de quoi être fier du fait que dans ce pays béni près de 20 % (52 000 personnes) souffrent du bruit que leur imposent leurs voisins! La considération pour autrui est la base même de toute éducation digne de ce nom. Serions-nous un peuple de mal-élevés qui n'en font qu'à leur tête, avec arrogance? Déjà, au volant, nous ne péchons certes pas par excès de courtoisie ... Dans nos quatre murs non plus alors? Et en avant la télé ou la radio ou la stéréo ouvertes à fond, en avant les outils de bricolage motorisés à toutes les heures. Quant aux gosses, qui remplissent le quartier des après-midi durant avec les hurlements forcés de leurs motos, les parents s'en fichent, à moins de les envoyer faire leur vacarme ailleurs, où eux ne les entendent plus, et tant pis pour les autres. Charmants, ces parents-abdicateurs.

Les effets de l'éducation (si on peut dire) qu'ils donnent à leurs enfants se font sentir ces jours-ci aussi pour ce qui est des explosifs, dont le fracas ne fera qu'augmenter jusqu'à Carnaval pour ne décroître que lentement après. C'est illégal de faire exploser ces pétards en pleine rue, mais que fait la police? Les vieux

Copyrighted material

au cœur fragile souffrent de ces détonations soudaines et violentes, ont des battements de cœur de frayeur. Telle petite vieille, qui s'appuie sur une canne et risque la chaise roulante en cas de chute et de fracture de sa hanche, n'ose plus sortir seule depuis qu'un garnement lui a lancé un pétard devant les pieds — encore heureux qu'un passant put empêcher sa chute!

Et si on parlait un peu aussi de nos animaux de compagnie dans ce contexte, de nos chats et chiens qui paniquent et tremblent et ne savent plus sous quel meuble se fourrer, terrorisés par les détonations. Rien qu'à Esch, les toutous contribuent, bon an mal an, env. un million et demi aux recettes de la ville. Ne méritent-ils dès lors pas un brin de protection, eux et leurs maîtres énervés resp. effrayés par ces bruits parfaitement illégaux? Mais il est vrai qu'il n'y a guère de domaine où les autorités aient échoué autant que dans leur soi-disant «lutte contre le bruit» toutes ces années où la pollution acoustique n'a fait que croître.

tageblatt, 27 janvier 1990

Copyrighted material

Lärm — Die elfte Plage?

Unter den zehn Plagen Ägyptens ist nicht der Lärm vertreten. Lärm ist sozusagen die Kehrseite der Musik, und er bereitet den Menschen der Industrieländer zur Zeit mehr Kummer als die Kapricen des Wetters oder die Verschlechterung der Luft.

Arthur Schopenhauer, der den Grad der Lärmempfindlichkeit eines Menschen als ein Maß seiner Intelligenz ansah, läßt sich im zweiten Band seiner „Parerga und Paralipomena" über den Lärm seiner Zeit aus (er starb 1860) auf eine Weise, die uns heute lächeln läßt:

„Nunmehr aber... habe ich, als den unverantwortlichsten und schändlichsten Lärm, das wahrhaft infernale Peitschenknallen in den hallenden Gassen der Städte zu denunzieren, welches dem Leben alle Ruhe und alle Sinnigkeit benimmt... Dieser plötzliche, scharfe, hirnlähmende, alle Besinnung zerschneidende und gedankenmörderische Knall muß von jedem, der nur irgend etwas, einem Gedanken Ähnliches, im Kopfe herumträgt, schmerzlich empfunden werden". „Hammerschläge, Hundegebell und Kindergeschrei sind entsetzlich; aber der rechte Gedankenmörder ist allein der Peitschenknall".

Und der Philosoph macht sogar einen praktischen Vorschlag zur Milderung dieser Plage: „Daß eine solche Infamie in Städten geduldet wird, ist eine grobe Barbarei und Ungerechtigkeit um so mehr, als es gar leicht zu beseitigen wäre, durch polizeiliche Verordnung eines Knotens am Ende jeder Peitschenschnur" und: „Ich möchte wissen, wieviele große und schöne Gedanken diese Peitschen schon aus der Welt geknallt haben..."

Was würde Schopenhauer heute sagen, wenn er nur durch eine kleine Ortschaft irgendwo in der „zivilisierten Welt" zu gehen hätte?

Da ist der Auto- und Motorrad-Verkehr, da sind die Fabriken mit ihren Dauergeräuschen; da sind die Baumaschinen und da ist die Müllabfuhr, das donnernde Flugzeug; Rock- und Pop-Musik zu allen Unzeiten und auch in früher noch ruhigen Lokalen. Und da ist nicht zuletzt das dauernde Geschnatter von immer zahlreicheren Menschen, gegen das Hundegebell harmlos ist. Zu Hause fängt immer wieder der Kühlschrank an, Roboter-Geräusche von sich zu geben; die Wasserleitung braust durch schlecht isolierte Wände. Familienstreit dringt durch die schwächer und schwächer gebauten Mietshäuser.

In den Schulen wächst der Lärm der Kinder, die durch Fernsehen, Film, Computerspiele, Flipper usw. so sehr an lautes Geräusch gewohnt sind, daß absolute Ruhe für sie fast ein unnatürlicher, unerhörter Zustand geworden ist.

Nicht einmal in Kirchen und Museen ist Ruhe „garantiert". Da muß man schon Friedhöfe aufsuchen (haben Sie schon einmal die unendliche Ruhe von Chopins Grabmahl auf dem „Père Lachaise" erlebt?); sich in die Nähe zerfallender Leichen begeben; denn nur wo Verfall ist, ist heute in der Regel auch Frieden und Ruhe. Friedhofsruhe. [...]

Copyrighted material

Soziologische Untersuchungen haben ergeben, daß die Konzentrations-fähigkeit von Studierenden heute dem Anfang unseres Jahrhunderts gegenüber nachgelassen hat, woran der Lärm seinen Teil hat. Die Menschen sind zerstreuter, nervöser, das Gedächtnis läßt nach, sie lesen selten noch größere Bücher zu Ende und — empfinden den Lärm manchmal sogar als ein willkommenes Betäubungsmittel.

Ein Traum von Glück: Unweit des Polarkreises zur Winterzeit, wenn sechs Monate lang die Sonne nicht aufgeht, wenn die Menschen sich wie Unterirdische bei Kerzenschein in ihre Häuser verkriechen, — dann dort hinter einem Glas Likör die Ruhe kennenlernen, — die Ruhe, in der Ossian, der legendäre Dichter, im Nebel gesungen hat.

Der hohe Lebensstandard in einem Land mit „Platz an der Sonne" wird durch den sich parallel ausbreitenden Lärm teuer erkauft, neben den anderen Formen der Umwelt-Zerstörung. Meines Wissens hat noch kein „science-fiction"-Autor über die technische Möglichkeit der Abschaffung des Lärmes geschrieben. Die Luft, die uns leben läßt und gleichzeitig die Trägerin der Schallwellen ist, wird heute zu einem immer größeren, vielfältigen Problem, an dem sich Wissenschaftler noch einmal die Zähne ausbeißen werden.

Joseph Welter
tageblatt, 26. Oktober 1991

P. S. 1998:
Siehe auch Jos. Welter in „Zeitung v. L. V." vom 5. 9. 1998

„Die elfte Plage"

Betr.: Joseph Welter „Lärm — die elfte Plage", „tageblatt" Nr. 247 vom 26. Oktober 1991

Hätten die Nachfolger von Herrn Schopenhauer ihre Schreibzimmer in der Stadt am Viadukt, wäre die Philosophie am Ende. 20 bis 30 Mal pro Tag heulen dort die Sirenen von Ambulanz, Polizei oder Feuerwehr. Telefongespräche müssen unterbrochen werden und internationale Kunden glauben, Luxemburg ist eine Stadt voller Todkranker, Verbrecher und Feuerteufel.

Philosophen aber können in der Millionenstadt Wien ohne Lärm ihre wichtigen Gedanken zu Papier bringen. In Wien sind Hupen und Heulen verboten. Einsatzfahrzeuge sind ausschließlich mit vielen Lichtsignalen sehr effizient und es klappt, an schwierigsten Kreuzungen wunderbar durchzukommen.

Sollten unsere Deputierten mal zu einer Studienreise nach Wien geschickt werden? Es wär zum Wohl der Philosophen und aller anderen Bürger.

Helmut Duerholt
Luxemburg
tageblatt, 6. November 1991

Copyrighted material

Die elfte Plage: Lärm! (*)

Kurz nachdem meine Freundin mit ihrem Mann in ihr neues, kleines Reihenhaus gezogen war, legte sie eine ihrer Lieblingsplatten auf, ein bißchen lauter als gewöhnlich, und dann ging sie zu ihren zwei Nachbarn rechts und links, um höflich zu fragen: „Hören Sie das? Stört Sie das?" Die Fragen konnten in beiden Fällen verneint werden, so daß das junge Paar nun nach Herzenslust Musik hören kann, ohne sich wegen eventuell belästigter Nachbarn Sorgen machen zu müssen. Das gibt's! Das gibt es tatsächlich noch — Leute, die fürchten, ihre Nachbarn mit Geräusch zu stören, und die versuchen, dies zu vermeiden.

Die meisten scheren sich einen feuchten Dreck darum. Wir Luxemburger wollen so kultiviert sein heutzutage, aber über Eßkultur geht es bei vielen nicht hinaus. Wir haben zwar jede Menge an sog. Kulturzentren, aber daß Kultur etwas mit Sensibilität zu tun hat und mit Erziehung, und letztere etwas mit Rücksicht auf andere, das scheinen die wenigsten zu wissen, geschweige denn zu beherzigen.

Kaum einer, der sich bewußt ist, daß lästige Geräusche, die den Nachbarn aufgezwungen werden, eine Art von Hausfriedensbruch darstellen. Der Laute **dringt** ja akustisch ein in die Wohnung des andern, er macht sich darin breit, zwingt den Überfallenen, an ihn zu denken, an seine Freizeitgestaltung, seinen musikalischen Geschmack (der nicht unbedingt geteilt wird), seine Vorliebe fürs Hobby-Werkeln ... wenn gerade liebend gerne an etwas anderes gedacht würde! Nachbars Bohrer, Hammer, Rock-Kassetten oder selbstgemachte Musik als „fond sonore" eines stillen Dokumentarfilms, oder während des Nachmittagsschläfchens — das stört, das nervt, auch wenn die gesetzlich zulässige Zahl an Dezibel nicht überschritten wird.

Das Schlimmste an dieser Art von Lärmbelästigung, die sich bis zur Lärmfolter steigern kann — (ohne daß sich übrigens der Folterknecht immer seines Tuns bewußt ist) — das Schlimmste ist, daß der geplagte Nachbar nie im voraus weiß, **wann** der Laute loslegen wird und für **wie lange**. Er wartet und bangt ... Tausendmal lieber ein Handwerker, der jede Menge Krach macht, aber zu festgesetzten Stunden, während einer Zeitspanne, deren Ende abzusehen ist, als das **ununterbrochene** Ausgeliefertsein, die Ungewißheit im Falle eines akustisch sich aufdrängenden Nachbarn.

Wer „die elfte Plage" in dieser Form auf dem Buckel hat, weiß, was ich meine. Die andern nicht. Wie sagen die Franzosen? „Ils ne savent pas leur bonheur."

(*) S. „t" 26.10+6.11.

Copyrighted material

Lärm und Asbest

Berlin — Lärm ist nach den neuesten Erkenntnissen des Bundesgesundheitsamtes gesundheitsschädlicher als Asbest. Ein Anstieg des Verkehrslärms über 65 bis 70 Dezibel, wie ihn Lastwagen **und Motorräder** verursachen, erhöht das Herzinfarktrisiko um 20 Prozent.

Das Infarktrisiko als Folge von Dauerbeschallung durch Verkehrslärm ist wesentlich höher als das Krebsrisiko durch Asbest.

tageblatt, 5. Juni 1992

Copyrighted material

Rücksichtslosigkeit als politische Erpressung

Angesichts der unhaltbaren Zustände in dem oberen Teil der Hollericher Straße, der in der Nähe des Bahnhofs liegt, kommt bei den Einwohnern das ungute Gefühl auf, als wollte man sie durch bewußte Radaumache, tolerierten Drogenkonsum auf der Straße, Gegröle, verrücktes Hupen und überlaute Musik zu jeder möglichen Tages- und Nachtzeit vergraulen und eine Verslumisierung dieses Stadtteiles hervorrufen. Haben die Stadtädilen diese Straße aufgegeben? Haben die Einwohner, auch wenn ein Großteil von ihnen „nur" ausländische Mitbürger sind, kein Recht auf die elementaren Menschenrechte? Warum ist zugegebener Weise die Polizei unfähig, einige behaupten sogar unwillig, diesem Treiben Einhalt zu gebieten?

In der Nacht vom 16. auf den 17. August 1997 war wieder die Hölle los. Das private Radio „Eldoradio" veranstaltete im Hofe des „Atelier" ein „Open-Air"-Konzert! Man stelle sich vor: mitten in einem Wohnviertel. Der Lärm war über mehrere Straßen zu hören und riß alle Mitbürger aus dem Schlaf. Viele Anrufe bei der Polizei, dem Treiben Einhalt zu gebieten, verliefen im Sande. Als endlich die Polizeistreife dreiviertel eins um leisere Musikbeschallung bat, wurde sie noch etwas lauter gemacht, kaum war sie um die Ecke verschwunden. Daß auch noch Tausend Liter Wasser, mit Sand vermischt, gegen 1 Uhr über die Straße liefen und alles verdreckten, scheint anscheinend auch niemanden zu stören. Es gab glücklicherweise keinen Verkehrsunfall. Um 1.20 Uhr kam die diensttuende Polizeistreife bei mir vorbei, auch um ihre Hilflosigkeit gegenüber dem Treiben festzustellen, bedingt auch durch eine Unterbesetzung der Streifen. Doch: es scheint an politischem Willen zu gebrechen, etwas für die Ruhe der Stadteinwohner dieses Stadtviertels zu tun. Wann endlich kommen die ruhigen und arbeitsamen Mitbürger in den Genuß ihrer elementaren Menschenrechte? Oder sind sie schon der Geldgier einiger Betreiber und der politischen Willkür einiger Stadtmütter- und Väter geopfert?

Wann werden endlich in der Hollericher Straße die Gesetze und Gemeindereglementierungen eingehalten ? ? ?

Alexandre Marius Dées de Sterio

Journal, 20. August 1997

Copyrighted material

Dir hilft keiner

Zum Leserbrief des Lärmopfers Marius de Sterio im „Journal" (20. 8. 97) kann ich nur aus eigener Erfahrung bestätigen, daß die Opfer rücksichtslos lärmender Nachbarn in unserem Lande total im Stich gelassen werden. Die Gesetzgebung ist unzulänglich, anders als mancherorts im Ausland, und die Gesetzeshüter, oft genug rauhe Männer, finden den Kläger überempfindlich, greifen nur zögernd ein. Oder aber sie sind ganz auf seiner Seite, ebenfalls empört, können aber nichts unternehmen in Anbetracht der lückenhaften Gesetzgebung. Entweder man zieht um oder aber wird krank vor hilfloser Erbitterung.

Auf keinem andern Gebiet haben die Politiker so versagt wie auf dem der Lärmbekämpfung. Einem bösen bzw. dummen Nachbarn sind Sie ausgeliefert, ob der nun laute Musik liebt oder tagtäglich stundenlang Bohrhammer, Motorsäge usw. betätigt, ob er nächtelange Partys gibt oder seine Kinder in der Wohnung über Ihrem Kopf toben läßt, wenn sie nicht mit dem Fußball ganze Nachmittage lang gegen die Garagentür ihrer Eltern knallen, daß Sie „Kinderfeind" (!) verzweifelt das Weite suchen, besonders wenn sich zum übrigen Krach auch noch das Knattern frisierter Motorräder gesellt. [. . .]

Man rede mir nur nicht von „umweltbewußten" Politikern und von ihrem „Kampf" gegen den Lärm.

Journal, 27. August 1997

Copyrighted material

Der Schütze,

der am sonnigen Sonntag nachmittag des 1. April die Escher Naherholungszone hinter dem Galgenberg mit seinen Schießübungen akustisch verseuchte, scheint nicht zu wissen, daß dies eigentlich verboten ist.

Es gibt zwar vorläufig noch kein Gemeindereglement, das den Schießlärm in unserer sog. Ruhe- und Erholungszone wenigstens zeitlich etwas begrenzen würde, aber seit dem 25. Februar 1983 besteht ein Abkommen, ein „gentlemen's agreement", demzufolge der Allgemeinheit ein Recht auf drei „knallfreie" Nachmittage pro Woche zugesichert wurde, am Dienstag, Donnerstag und Sonntag. Dieses Abkommen wurde im Escher Stadthaus im Beisein des Bürgermeisters, der Verantwortlichen der zwei Schießstände und Vertreter des „Mouvement écologique" getroffen.

Leider aber unterließen es die Gemeindeverantwortlichen, die Bevölkerung über diese zeitliche Regelung bzw. Begrenzung des Schießlärms aufzuklären. Das hätte längst geschehen sollen in Form einer Pressemitteilung oder in den Schlußseiten des Gemeinderatsberichts. Auch müßte dieses Abkommen im Innern der Schießstände gut sichtbar angebracht werden, was anscheinend nicht der Fall ist. Immer wieder wird an den drei „verbotenen" Nachmittagen geballert, und die Schützen haben gewöhnlich keine Ahnung von dem 1983er Abkommen. Eine Ausnahme gilt aber nur für den Waffenhändler, wenn er aus beruflichen Zwängen Waffen ausprobieren muß, (auf dem kleinen Stand am Fuß der „Gleicht"). Dieser Stand aber liegt an einer recht gefährlichen Stelle, eingezwängt zwischen zwei vielbegangenen Spazierwegen, und müßte verlegt werden. Außerdem wird dort die gesetzliche Vorschrift kaum beachtet, derzufolge eine weithin sichtbare rote Warnfahne gehißt werden muß, sobald der Stand in Betrieb ist.

Zu einer Zeit, da der zunehmende Lärm (Verkehr, Industrie) die Städter zunehmend zwingt, in der Natur etwas erholsame Stille zu suchen, ist es eine Zumutung, wenn dort stundenlang die Luft zerrissen wird von Knallen und Ballern. Auf der Escher „Gleicht" will der Spaziergänger Vogelsang hören (aus dem nahen Vogelschutzgebiet) und im Naturschutzgebiet „Ellergronn" Waldesstille genießen.

Das Problem stellt sich nicht nur in Esch. Es ist Zeit, daß die Politiker, die in Wahlzeiten soviel von Lebensqualität und Kampf-dem-Lärm reden, endlich konkrete Maßnahmen treffen, um den Krach der Schießstände zu begrenzen.

tageblatt, 7. April 1990

P. S. 1998:

Organisierter Widerstand regte sich dieses Jahr in Rümelingen und führte (dank A. Pelles) vor ein paar Jahren in Petingen zum Erfolg.

Copyrighted material

Waldesstille ade?

Im „tageblatt" vom 17. August geht die Rede von der geplanten Einrichtung eines Nationalen Schießstandes in Kayl, an derselben Stelle, wo sich jetzt schon der Schießstand des lokalen Vereins befindet, nämlich im Herzen der schönen Kayler Wälder — jedenfalls akustisch gesehen (bzw. gehört), denn das Knallen ist weithin im grünen Tal und an seinen waldigen Abhängen zu hören, dort, wo sich liebliche Promenaden befinden, den Naturfreunden wohlbekannt.

Nicht nur wegen seiner Schönheit und der guten Luft suchen Spaziergänger den Wald auf, sondern auch, weil sie der Stille bedürftig sind, die sie in den von Industrie und Verkehr beherrschten Ortschaften nicht mehr finden. Aber da sie nun von der kommenden, beträchtlichen Steigerung des Krachs belästigt werden, davon geht mit keiner Silbe Rede im Bericht, davon sprach niemand im Kayler Gemeinderat. Die Handvoll Baumnarren, die paar Wanderer, die zählen ja nicht, die mögen zusehen, wo sie hinkommen. Gerade das aber wird ihnen zusehends erschwert im akustisch verseuchten Minett. Dort ballert es allenthalben in den Wäldern — in Esch knallt es in nächster Nachbarschaft der schönen „Ellergronn"-Naturschutzzone, in Schifflingen im Wald des herrlichen „Bierg", in Rümelingen hört man's über die ganze Ortschaft hinweg, dann auch auf dem „Prënzebierg", in Kayl, in Monnerich ...

Soll also nun alles Knallen an einer einzigen Stelle konzentriert werden, in der Kayler Mulde zusammenkommen? Werden dann endlich die andern Schießstände alle schweigen — definitiv? Letzteres wäre vom Guten, aber die Zunahme des Lärms in der Nähe von Kayl wäre es nicht. Ebenfalls nicht der zusätzliche Verkehr ... Haben die Befürworter dieses Nationalen Schießstands schon daran gedacht? Der Verkehr wird zunehmen über den Kayler Poteau (und natürlich durch das Escher Neudorf) sowie die ruhige, kleine Straße entlang, zwischen Wald und Wiese im Tal, welche so viele Kayler Spaziergänger das ganze Jahr über gerne benutzen, Mütter mit Kinderwagen, alte Leute mit ihren Hunden — die werden wohl kaum mehr dort spazieren gehen können. Und wie stehen die Leute, die am Anfang dieser Straße wohnen, zu dem Projekt und dem drohenden Verkehrsaufkommen?

Was das Verkehrsproblem betrifft, das mit der Einrichtung eines solchen Nationalen Schießstandes verbunden ist, egal, wo er hinkommt, wei ich auch keine Lösung, d. h., ich wüte nicht im Handumdrehen einen geeigneten Standort vorzuschlagen. Aber was den Schießlärm betrifft, so ist es seit Jahren ganz klar an den Politikern, endlich wirksame Lärmschutzmanahmen zu finanzieren! Für die Vereine sind sie einfach zu teuer. Doch die andern Leute leiden unter dem Krach. Im Wald ist er eine wahre Zumutung; so manche Kaliber sind wahrlich nicht mit Knallerbsen zu vergleichen und können z. B. alte Leute sehr erschrecken. Stille gehört zur Lebensqualität, doch die Politiker **reden** nur von Lärmschutz, rühren aber keinen Finger, um Lärmschutzmanahmen, wie sie z. B. in der Schweiz üblich sind, durchzusetzen und zu finanzieren.

Copyrighted material

Ein letztes: Statt in ihrem schon strapazierten Wald einen nationalen Schießstand zu planen, täten die Kayler besser daran, in dem schönen Waldstück zwischen der Léiwfrächen und der Rümelinger Straße der sich immer weiter ausdehnenden, schrecklichen Bauschuttdeponie ein Ende zu setzen.

tageblatt, 29. August 1992

P. S. 1998:

Zwei Jahre nach obigem Artikel die gute Nachricht — es kommt **kein** Nationaler Stand in jene waldige Felsenmulde.

Copyrighted material

Der unorganisierte Spaziergänger

15. 3. 1992

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,

[...]

Diesen Brief könnte man gut als Leserbrief unter dem Titel **„Der unorganisierte Spaziergänger"** bringen. Es ist ja leider so, daß in einer Demokratie die Güte der Argumente weniger zählt als die Zahlen derjenigen, die sich für eine Sache einsetzen. Und auch das ist schon falsch — nicht die bloßen Zahlen sind es, sondern **Zahlen** (möglichst hohe) **in Verbindung mit Organisation!** Und eben die **fehlt** bei den Spaziergängern/Naturfreunden sehr oft. Zwar gibt es den „Mouvement Ecologique", aber der ist ja völlig überwältigt mit Problemen jeder Größenordnung, und so bleibt manches liegen, das mit der von Politikern vielbemühten Lebensqualität zu tun hat.

In diesem Fall geht es um das Lärmproblem (Schießlärm) in der sog. Escher Erholungszone. Es wurde zwar schon ein Schritt in die richtige Richtung getan, als drei „knallfreie" Nachmittage festgesetzt wurden (obwohl das auch nicht so genau klappt...). Und anscheinend knallt es nun nicht mehr am Fuß der „Gleicht", was ein beträchtlicher Fortschritt in puncto Lärmbekämpfung ist, für den ich dieser Gemeinde wirklich dankbar bin.

Jedoch: es knallt noch oft und viel, und viele Leute ärgern sich. Und weisen auf das Ausland hin, z. B. die Schweiz, wo Schießklubs in unterirdischen oder sonstwie schalldichten Bunkern trainieren und ihre Mitmenschen nicht so belästigen, wie sie das hierzulande tun. Im Gespräch mit Escher Spaziergängern, die darüber seufzen, daß sie keine organisierte Lobby darstellen, wird natürlich — (das war ja zu erwarten) — oft darauf hingewiesen, daß die Escher Gemeinde Geld zur Verfügung stellt, um die unmöglichen, sündhaft teuren Dinger in der Alzettestraße aufzurichten, die schiefen Masten, aber **keinen** Franken für eine konkrete und endlich wirkungsvolle Lärmbekämpfung hinter dem Galgenberg und im Naturschutzgebiet Ellergronn.

Es wäre auch im Interesse der Politiker, wenn sie sich mit diesem Problem befassen würden. Ich bin überzeugt, daß mehr Escher die Beseitigung des Schießlärms hinter dem Galgenberg begrüßen würden, als jetzt die neue „Dekoration" der Alzettestraße.

Copyrighted material

Viele Klagen

So lautete der Titel über einem kurzen „t"-Text auf der letzten Seite am 24. Juli. Viele Klagen sind in den letzten Wochen bei der Escher Gemeinde eingelaufen wegen Nichtbeachtung der Reglementierung des Naturschutzgebiets „Ellergronn".

Dort ist so manches verboten: Motorräder und Mountainbikes, freilaufende Hunde, das Ausreißen von Pflanzen und das Fangen von Tieren, auch Treibjagd und Wasserverwendung. Nur gegen eines hat man das Naturschutzgebiet nicht zu schützen gewußt: Gegen die akustische Verseuchung durch den nahegelegenen Schießstand, der schon unzähligen Naturfreunden ein geruhsames, schönes Wandern in der Gegend gründlich vergällt hat.

Viele Klagen hört man allenthalben deswegen. Doch irgendwie scheinen die nicht bis in die Ohren der Gemeindeverantwortlichen zu dringen. . . Warum?

tageblatt, 10. August 1996

P. S. 1998:
Zu dem Thema auch „Licht u. Lärm" (t — 29. 6. 96)

Copyrighted material

Minett-Musik

In den schönen „Colorado"-Landschaften des Minett kann man wahrhaftig keine 300 m weit laufen, ohne daß es links oder rechts, hinten oder vorne, von den üppig vorhandenen Schießständen her ballert und kracht. Kaum glaubt man sich dem Krach des Schifflinger Standes entronnen, da schallt es schon vom Kayler Terrain her, und wendet man sich dann dummerweise nach Westen, so knallt es dort, was das Zeug hält, in der Escher (sog.) Ruhe- und Erholungszone — neben dem Naturschutzgebiet des „Ellergronn"! Flieht man in Richtung Süden, kommt man in den Genuß der Rümelinger Variante von akustischer Verseuchung der prächtigen Landschaft — kurz, es ist grotesk, daß ausgerechnet im Herzen schönster Wälder, von blumigen Trockenrasen und zerklüfteten roten Felsen durchsetzt, daß ausgerechnet dort Schießstände angesiedelt wurden.

Ihr Krach ist unvereinbar mit dem Bedürfnis nach Ruhe und dem Recht auf Ruhe der Spaziergänger und Naturfreunde! Die Schieß-Heinis könnten schließlich auch woanders ihrem Sport huldigen, ihnen ist die herrliche Landschaft, die ihre Stände umgibt, schließlich schnurz und piepe, sie sind nicht ihretwegen dort; die Naturfreunde im Gegenteil begeben sich eben wegen der Ortsbeschaffenheit dorthin, in diese Wälder und Felslandschaften, und sie erwarten sich von einem solchen Spaziergang nicht nur visuale Schönheit, sondern ebenfalls Entspannung und Erholung durch den Genuß der Waldesstille — die ihnen dann brutal zerstört wird durch ekles Knallen stundenlang. (Wer zudem in Begleitung eines nicht-schußfesten Vierbeiners ist, darf sich den erholsamen Spaziergang definitiv aus dem Sinn schlagen ...)

Die Politiker stellen sich taub. Ohne Wählerdruck tun die gar nichts. Der „Kampf gegen den Lärm" — (ein Gebiet, auf dem sie seit Jahr und Tag versagen wie auf kaum einem anderen) — dient nur als dekorative Phrase in einer Wahlrede. Und dann handelt es sich stets nur um Verkehrslärm, als gäbe es nur ihn (und nicht auch, z. B., den heimwerkelnden Nachbarn, dessen nervendem Treibem im Ausland weit strengere Grenzen gesetzt sind als im gesegneten Lande Luxemburg). Auch die Grünen und der Méco widmen der Lärmfolter nicht die Aufmerksamkeit, die sie verdient, und so fühlt sich der stille Einzelbürger auf seinem versauten Spaziergang ganz schön allein gelassen.

Schuld ist er zwar auch an der eigenen Misere. Wie lange wird sich schon in Esch geärgert über den Schießstand beim „Ellergronn"! Doch wo bleibt die Bürgerinitiative, welche die vielen (Früh-)Rentner so gut Zeit hätten zu organisieren? Mittlerweile herrschen die Sportvereine, der Politiker liebstes Kind. Der einzelne Bürger — und seien seine Argumente noch so gut! — darf sich zum Teufel scheren. Es lebe die Demokratie ...

tageblatt, 5. Juni 1997

Copyrighted material

Silvester-Krach

Noch vor einer Handvoll Jahren gab es das bei uns nicht. Seither aber bürgert sich eine blöde Mode von jenseits der Mosel auch immer mehr hier ein. Gemeint ist die dämliche Knallerei in der Neujahrsnacht.

Schon gut, wo gefeiert wird, da darf es etwas laut hergehen. Und so war denn um Mitternacht schon immer — gleichzeitig — ziemlich viel zu hören: Kirchenglocken läuteten, was das Zeug hielt, alle Lokomotiven im Escher Bahnhof pfiffen zugleich, die Sirene der Gemeinde heulte dazwischen, und der „Bär" von der Schmelz brüllte gewaltig. Dann herrschte wieder (relative) Stille, nur die Glocken läuteten weiter in die dunkle Winternacht hinein, und Menschenstimmen, Lachen und Gläserklirren beim Wünschen erfüllten die Räume, wo gefeiert wurde.

Wo aber ist der „Bär" geblieben? Warum brüllt er nicht mehr an Silvester? Und warum schweigen heuer die Lokomotiven? Soll das Sirenengeheul sie etwa ersetzen? Das erinnert doch immer wieder an Krieg und Fliegeralarm (auch an jedem Monatsersten). Vor allem aber: Muß das sein, dieser primitive Krach mit überlauten Knallkörpern? Er nimmt immer mehr überhand, reißt mitunter stundenlang nicht ab. Ältere Menschen leiden darunter, können sehr erschrecken. Tiere geraten in Panik, zittern am ganzen Leib.

Schön ist das Krachen sowieso nicht, nur Banausen genießen so etwas. Freude an Krach ist niemals ein Zeichen von Intelligenz, Feinfühligkeit, Kultur, sondern nur von (ganz höflich gesagt) Unreife. „Vor Dummheit brüllen" heißt es nicht umsomst. „Vor Dummheit knallen", darf man auch so langsam sagen. Oder im Wirtshaus grölen. Oder mit aufgebohrten Motorrädern losbrüllen. Oder in der Disco jedes Denken, jedes feinere Gefühl übertönen, sich betäuben.

Es scheint fast, als ob die allabendlich im Fernsehen gebotenen Kriegs- und Gewaltszenen mit ihren Bomben, Explosionen und Knallen dem braven Durchschnittsbürger noch immer nicht genügen. Er sehnt sich ja förmlich nach Krieg und Krach oder? Geht's ihm nicht schnell genug bis zum Dritten?

Abgesehen von der akustischen Verseuchung aber sind die Knallkörper ebenfalls gefährlich. In Italien gibt es Jahr um Jahr Hunderte von Verletzten in der Neujahrsnacht, Hände müssen amputiert werden, Tote hat es auch schon gegeben. In der BRD aber kostet der Spaß alljährlich Millionen von DM! (Hat da jemand etwas von Krise gesagt?). Auch bei uns hat es schon Verletzte gegeben. So machten sich z. B. vorletztes Jahr einige Jugendliche den grausamen Spaß, Schülern aus Spezialklassen zu raten, den Knallkörper bis zur Explosion ganz fest in der Hand zu halten, oder aber unter dem Hemd versteckt! Kurz: Warum sind die Dinger noch immer im Verkauf?

Haben denn nur noch die Krachmacher Rechte? Dürfen alle andern nur noch kuschen und sich Ohrenwachs in die Ohren stopfen? Wo bleiben die Politiker, die endlich gegen die zunehmende akustische Verseuchung einen

Copyrighted material

Finger heben? Man denke z. B. an die ungehinderte Vermehrung der Schießklubs und den ungeregelten Krach, den ihre Mitglieder den übrigen Bürgern zumuten. Das ganze Minett ist gespickt mit Schießterrains, fast kein Minettflecken ohne seinen Knallklub mitten im Herzen der jeweiligen sog. Ruhe- und Erholungszone! Die Escher Schießsportler waren wenigstens so verständig, an drei Nachmittagen ihre Übungen einzustellen, aber sie sind die Ausnahme.

Doch ob Knallkörper die Wintermonate hindurch, Schießlärm in den Erholungszonen,. frisierte Motorräder zuhauf, niemand an der Macht tut etwas gegen diesen völlig überflüssigen, mutwilligen Lärm, als ob wir nicht schon mehr als genug zu erdulden hätten durch Industrie und Arbeitsverkehr.

Perspektiv, 3. Januar 1985

Copyrighted material

Die Angst der Tiere

Tiere sind geräuschempfindlicher als Menschen. Unsere Hunde und Katzen hören den gleichen Lärm lauter als wir, so daß akustische Aggressionen von ihnen eher als von uns als erschreckend und schmerzhaft empfunden werden. Unterschiede im Wahrnehmen von Lärm gibt es auch bei Menschen: Frauen und alte Leute sind sensibler als Männer und Jugendliche.

Besonders ein plötzlicher, sehr lauter Lärm (Krachen, Knallen) versetzt viele Tiere regelrecht in Panik, weshalb z. B. die Silvester-Nacht für die meisten unserer Haustiere eine Nacht des Schreckens ist. Wenn es nur die Neujahrsfreude wäre, die zu der Knallerei verleitet, wäre es nicht so schlimm. Aber die Unart, trotz des Verbots (gew. ein Gemeindereglement) auf öffentlichen Plätzen und Straßen Knallkörper explodieren zu lassen, hat sich in den letzten Jahren immer mehr unter der Schuljugend verbreitet. Leute, die im Bereich von Schulen und vielbenutzten Schulwegen wohnen, wissen Bescheid. Da es den lieben Kleinen nicht an Taschengeld mangelt und da das Verbot, Knallkörper an Minderjährige zu verkaufen, leicht umgangen oder ignoriert werden kann, knallt es denn allenthalben von Ende November bis nach Karneval.

Alte Leute erschrecken sehr, Jugendliche verlieren mitunter Finger, aber (aus welchen Gründen auch immer) die Polizei greift kaum ein, und die Amiperas protestiert nicht. Hunde- und Katzenbesitzer aber wagen es schon gar nicht, den Mund aufzutun, da es sich bei ihren verängstigten, zitternden Vierbeinern ja „nur" um Tiere handelt; deren Ängste und Schmerzen werden nicht berücksichtigt.

Kürzlich wurde ein alter, gemütlicher Dackel, der neben seiner Herrin den Escher Dipbach entlang zottelte, von einem Knallkörper so erschreckt, daß er Reißaus nahm und nach Stunden verletzt (von einem Auto angestoßen) gefunden wurde. Ein Hund geriet in Neudorf unter ein Auto, weil er, von einem Knallkörper erschreckt, vom Bürgersteig sprang. Besonders Hundebesitzer sollten protestieren. Sie haben immerhin der Stadt Esch in den letzten zwei Jahren über drei Millionen Steuern gezahlt ohne Gegenleistung.

Eltern und Lehrer sollten einmal das Lärmthema mit den Kindern besprechen. Folgendes Beispiel ermutigt dazu.

Die halbwüchsigen Schüler einer gewissen Escher Schule genießen nicht den besten Ruf. Vor ca. zwei Jahren trieben einige Lümmel wochenlang ihren Spaß mit tagtäglichen Knallereien auf dem Schulweg. Einmal war deshalb der Hund einer Anrainerin so verstört, daß er starr vor Schreck auf dem Bürgersteig sitzen blieb, zitternd, mit hervorquellenden Augen, eine Vorderpfote erhoben. Da rief einer der „Lümmel": „Was hat der Hund? Sieht ja aus wie 'ne Statue!" Die Sache wurde ihm erklärt, er schaute sich das Häufchen Elend genauer an, schrie seinen Kameraden zu: „Hört auf mit dem Knallen, der Hund hat Angst!" Diese kamen, schauten und machten große Augen. Und waren den ganzen Winter über nicht mehr zu hören. Das gibt's.

tageblatt, 5. Januar 1985

Copyrighted material

Von Freudenfeuern, Schreckensfeuern, Schadenfeuern

Offene Bitte an die Zuständigen

In den letzten Jahren kommt bei uns zum Jahresende immer mehr eine merkwürdige Unsitte auf, „Unsitte" sicherlich nicht unbedingt deshalb, weil sie mit Geknall und Getöse „von jenseits der Mosel" kommt und bei älteren luxemburgischen Generationen ungute Kriegserinnerungen weckt; „Unsitte" vor allem deshalb, weil sie des öfteren ausartet in eine geradezu böswillige Rücksichtslosigkeit gegenüber Mensch und Tier. Gemeint ist das Zünden von Feuerwerkskörpern und Raketen rund um Silvester und die Tatsache, daß besonders Jugendliche, und dies lange vor und lange nach dem Fest, zu allen Tages- und Nachtzeiten wild herumballern. Es fliegen Pappstückchen und Papierfetzen, Haustiere stehen Todesängste aus, Vögel werden bei der Nahrungssuche oder beim Schlafen empfindlich gestört, Kleinkinder, alte und kranke, müde und ruhebedürftige Mitmenschen nervlich und physisch überstrapaziert. Manchmal wird dies und jenes angesengt, platzen Briefkästen aus allen Schweißnähten. Um den materiell angerichteten Schaden kümmert sich in der Regel niemand — außer den Betroffenen, die — zusätzlich zum Schrecken — im nachhinein auch noch für Reparaturarbeiten zu zahlen haben. Doch genauso fragt man sich bei anderartigen Schäden, warum die Eltern und Erziehungsverantwortlichen besagter Jugendlicher (vor allem männlichen Geschlechts) nicht nur nicht eingreifen, sondern den Ballerblödsinn unterstützen in einer Weise, die weder finanziell noch erzieherisch vertretbar ist. Denn bei allem Verständnis für lebensfrohe und lebenslaute Kinder und Jugendliche; bei aller Nachsicht, gegenüber erziehungsbequemen oder/und erziehungsschwachen Eltern: wer seinem Nachwuchs den überall gültigen Respekt vor dem Mitmenschen und der Natur, kurz „dem humanen Umfeld" nicht beibringt, der darf sich nicht wundern und sich nicht darüber beschweren, wenn ihm irgendwann mit gleicher Münze heimgezahlt wird!

Und bei dem allenthalben zunehmenden positiven Umweltbewußtsein (an dem sie ein großes Verdienst haben) wäre es vielleicht gut, wenn Lehrer und Lehrerinnen weiter aufmerksam machen würden auf jene und jede rücksichtslose und deshalb unannehmbare, gedanken- und hirnlose Lärmerei.

Es sollen Polizei und Gendarmerie, Gemeinde und Staat, klar deutlich und rechtzeitig (!) an die gesetzlichen Bestimmungen erinnern. Durch wiederholte Kontrollen und nötigenfalls wirkungsvolle Geldstrafen müssen Verkäufer und Käufer von Feuerwerkskörpern und Explosiven vor ihre Verantwortung gestellt werden, und es muß angewandt werden, was fast in ganz Europa gilt (Zitat):

„Im Innern von Gebäuden, bei Krankenhäusern, Heimen, Bauernhöfen, Scheunen, Feldern (sofern die Ernte noch steht oder das Saatgut wieder wächst/

Copyrighted material

NB), bei Waldrändern, in Wohngebieten und in Menschenansammlungen darf kein Feuerwerk abgebrannt werden. Der Sicherheitsabstand beträgt mindestens 50 Meter."

Im voraus meinen besten Dank an die Einsichtigen, und zum diesmaligen Jahreswechsel meine besten Wünsche:

— auf daß es den Quirligen gegönnt sei, unter Quirligen, und ohne Sach- und Dachschaden, hineinzufeiern ins Neue Jahr!

— auf daß es den Alten und Kranken, den Nachdenklichen und Stillen (und der Natur nebst Kreatur) gegönnt sei, ins Neue Jahr hineinzuschlummern und hineinzuträumen!

Lydie Schmit, Schifflange

tageblatt, 7. Dezember 1985

P. S. 1998:

Lydie hatte viel zu leiden unter dem Lärm boshafter Nachbarn. Sie mußte sich deswegen sogar wieder von ihrer schönen Doberman-Hündin trennen.

Copyrighted material

Feux d'artifice silencieux (*)

Esch, le 26. 1. 1992

Cher Monsieur,

Suite à notre entretien téléphonique d'il y a une dizaine de jours, j'ai pu prendre contact avec (une entreprise de feux d'artifice).

On m'a appris ce qui suit:

1) Il existe bel et bien des feux d'artifice silencieux, fort beaux et spectaculaires. Mais: ce ne sont pas ces fusées à gerbes multicolores qui éclatent dans le ciel et sont donc visibles de loin. Il s'agit de feux ne dépassant pas 30 ou 40 m à p. du sol, par exemple des cascades, des fontaines.

2) Il y a les «laser-shows», silencieux et fort beaux aussi.

Le fait est qu'on pourrait combiner les deux avec de la musique (musikalische Untermalung/Begleitung) pour créer un spectacle «Son et Lumière» surtout pour la Fête Nationale. Ainsi une belle fontaine monterait, descendrait, évoluerait aux sons de l'hymne national, des mélodies connues de la musique classique accompagneraient d'autres effets lumineux. . . On pourrait projeter des cascades du haut d'un écran (?) placé devant l'Hôtel de Ville . . . Evidemment le tout ne serait visible qu'aux spectateurs qui se seraient déplacés jusque là, mais ce serait la majorité des intéressés. Et il n'y aurait pas d'explosions «barbares» pour incommoder ceux qui le sont chaque année par les feux d'artifice bruyants.

Côté originalité et lutte contre le bruit, il y a là peut-être une «première» intéressante à tenter par notre ville. Qu'en pensez-vous?

Avec mes meilleurs salutations,

(*) Lettre au secrétaire communal

Copyrighted material

Knallerei

Alle Jahre wieder fühlen sich Leute dazu gedrängt, das neue Jahr mit Knallfröschen und Raketen zu begrüßen. Daß andere dadurch gestört werden, stört sie nicht:

Alte, die einfach schlafen wollen und gar nicht an der banalen Tatsache interessiert sind, daß wieder ein Jahr angebrochen ist, das dem vorigen ähnelt und den Menschen die gleichen Gemeinheiten bescheren wird.

Kranke, die ihre Ruhe brauchen und denen der Übergang vom alten zum neuen Jahr nichts anderes bedeutet als die Fortsetzung ihrer Leiden.

Manche, die die Stille lieben und gezwungen werden, an des lieben Nachbarn Lebensäußerungen teilzunehmen.

Hunde, die beim Krach in Zittern verfallen und sowieso nicht um ihre Meinung gefragt werden.

Die Knallerei beschränkt sich nicht auf den Zeitpunkt, an dem das neue Jahr begrüßt wird. Schon Tage vorher und nachher gelangen wir in ihren Genuß. Lärm macht krank, aber auch der Geist, sofern vorhanden, braucht Stille. Je mehr jemand im Ohr haben will, desto weniger hat er im Hirn.

Der Umweltschutz ist heute ein Schlagwort. Die akustische Umweltverseuchung aber wird nicht ernstgenommen. Vielleicht deshalb, weil Schallwellen, flüchtige Erscheinungen, nicht so konkret sind wie handfeste, analysierbare Umweltgifte.

Henry Gelhausen

Copyrighted material

Lärmproblem „Knallerbsen" (*)

Esch, den 10. September 1996

Sehr geehrte Damen/Herren,

Wer weit vom Schuß sitzt, fühlt sich dem Sprichwort zufolge nicht betroffen — weder vom Risiko, das die Kugel darstellt, noch (in unserm Fall) vom Knall, vom Lärm, von der akustischen Aggression. Dieser „unser Fall" betrifft das allwinterliche Lärmproblem, das wir so leicht vergessen, ist erst der Winter vorüber und wir wieder (zeitlich) „weit vom Schuß", von der Explosion. Nichts vergißt der Mensch so leicht wie eine Lärmbelästigung, ist sie einmal vorüber, und nichts vermögen die Nichtbetroffenen so schwer nachzuempfinden wie eine „Lärmfolter", deren Opfer sie nicht sind.

Es ist deshalb noch immer sehr schwer gewesen, Abhilfe von seiten der Politiker zu erzwingen, da die meisten von ihnen dem Lärmproblem äußerst gleichmütig gegenüberstehen (es sei denn, der eigene Nachbar entpuppe sich als Bohrhammer-Fan ...). Besonders, was die sogenannten Knallerbsen — heutzutage alles andere als kleine „Erbsen"! — betrifft, tun sich die gewöhnlich männlichen Politiker schwer, ihren Mißbrauch zu begrenzen oder gar zu verhindern, denn 1) sind sie alle ja selbst einmal Jungen gewesen und haben Erwachsene damit geärgert, 2) sind sie als Männer weniger lärmempfindlich als Frauen. Sie neigen dazu, ein Problem zu verharmlosen, das vor allem alten Menschen das Leben schwer macht, auch vielen Frauen, allen Kranken und Gestreßten und vielen Besitzern von Hunden und Katzen (die gewöhnlich auf Knallen mit panischer Angst reagieren).

Es handelt sich aber bei dem zunehmenden Mißbrauch nicht um ein bloßes Ärgern von Erwachsenen, sondern um eine gesundheitsschädliche Beeinträchtigung unserer Lebensqualität, gegen die wir uns zur Wehr setzen müssen. Wenn alte Leute es nicht mehr wagen, in der schönen vorweihnachtlichen Zeit in die Escher Fußgängerzone zu gehen, weil ihnen (auch wenn gehbehindert, mit Stock oder Krücke) größere Explosive vor die Füße geschleudert werden oder in ihrem Rücken explodieren, so daß sie noch lange Herzklopfen haben, oder (dies passierte einer jüngeren Frau) noch zwei Tage lang nicht richtig hören, dann haben wir mit dumm-boshaften Aggressionen zu tun, die nicht mehr hingenommen werden dürfen. Unter den Erwachsenen sind es besonders alte, kranke, beruflich oder anderweitig gestreßte, müde Menschen, sensible (vor allem weibliche) Mitbürger/innen, die unter diesem wochenlang andauernden, völlig illegalen Treiben leiden. Auch kleine Kinder beginnen zu weinen vor Schreck, und Hunde reißen aus, geraten unter Autos; im Neudorf ist vor einigen Jahren ein angeleinter Hund wegen eines gegen ihn geschleuderten Knallkörpers vom Bürgersteig hinab auf die Fahrbahn gesprungen und unter einen Lkw geraten.

Aber nicht nur auf offener Straße leiden viele Escher unter dem Knallen. Demnach wo sie wohnen, z. B. in der Nähe von Schulen, dürfen sie von morgens bis abends darauf gefaßt sein. Es ist schon skandalös, wenn da Schuldirektoren und ihre diversen Pädagogen sich taub stellen, wenn während der 20minütigen Pausen ununterbrochen Explosionen im Schulhof die ganze Nachbarschaft akustisch

Copyrighted material

verseuchen — ganz zu schweigen von der Gefahr, die die Dinger für die Hände, Augen und Gehör der Jugendlichen darstellen. Der Krach dringt auch in die Häuser ein — darauf wird von Nichtbetroffenen zu wenig geachtet: die Privatsphäre wird verletzt, man ist sogar zuhause nicht mehr verschont und in Frieden, sondern (und sei es „nur" wegen des zitternden Haustieres) Ruhe und Frieden sind dahin, hilfloser Ärger vergiftet die früher so gemütlichen Winterabende.

Deshalb könnte folgendes Vorgehen Ihrerseits eine spürbare Begrenzung dieser akustischen Aggressionen herbeiführen:

1) Ihre an den Bürgermeister sowie an die Polizei gerichtete Forderung, dem Treiben energisch zu Leibe zu rücken und den Verkauf der Explosive genauer zu überwachen, da sie ja viel an Minderjährige verkauft werden (was illegal ist);

2) den Bürgermeister zu bitten, **keine** Genehmigung — überhaupt keine! — zu gewähren, die Dinger in unserer Gemeinde zu verkaufen... Damit wäre natürlich ein Teil der ersten Forderung hinfällig, und die Polizei müßte sich „nur" noch um das Knallen auf den Straßen (und in den Schulhöfen!) kümmern.

Anscheinend ist es dem Lallinger Interessenverein vor einiger Zeit gelungen, ein derartiges Verkaufsverbot in bezug auf den dortigen Supermarkt durchzusetzen. Man kann sich deshalb denselben Erfolg in anderen Stadtteilen auch vorstellen. Kein Geschäftsmann würde dadurch ruiniert, und der Krach würde unweigerlich abnehmen, wenn die Explosive nicht mehr so leicht zu haben wären, z. B. einfach so auf dem Schulweg... (Geld haben die Kinder heute ja in Hülle und Fülle für dergleichen). Natürlich könnten sie das Zeug weiterhin auswärts kaufen, aber das wäre schon umständlicher; jedenfalls: viel Knallen würde verhindert durch ein Verhindern des Verkaufs in unserer Gemeinde selbst, das liegt auf der Hand. Außerdem: das Escher Beispiel könnte Schule machen — auch in der Hauptstadt klagen ja viele Leute über den Unfug.

In der Hoffnung, daß Sie diesen Vorschlag positiv aufnehmen und ihn in die Tat umsetzen werden —

mit besten Grüßen

N. Moia

(*) An die Interessenvereine der Stadt Esch/Alzette

P. S. 1998:

(Dezember): Seit 1996 hat der Unfug etwas nachgelassen. Den Politikern und Polizisten, die dies bewirkten, sei herzlich gedankt. (Auch von meiner alten Hündin!)

Zu dem Thema auch:

Der Unfug mit den Knallerbsen – t – 13.12.82

Der idiotische Krach – t – 5.1.91

Je dümmer, desto lauter – t – 4. 1. 92

Silvesternacht – t – 31.12.94

Knallerbsen und Tiere – t – 9.12.95

Mir wëlle jo keng Praise sin (?) – t – 30.12.95

Copyrighted material

Bis zum 27. Dezember!

Das Luxemburger Gesetz verbietet den Verkauf von Knallkörpern vor dem 27. Dezember! Wer das hört, kann nur staunen, denn spätestens ab Ende November geht das Knallen los, vornehmlich im Bereich von Schulen und wo immer Jugendliche sich noch herumtreiben. Wo haben die denn nun die widerlichen Explosive her? Von Luxemburger Ladeninhabern, die sich einen feuchten Dreck scheren um Gesetz und Lebensqualität ihrer Mitbürger? Abhilfe wäre da zu schaffen, wenigstens teilweise, wenn die Interessenvereine der verschiedenen Stadtteile (in den größeren Ortschaften) ein totales Verkaufsverbot in ihrem Stadtteil erreichten. Bürgermeister könnten die Verkaufsgenehmigung entziehen.

Aber viele Knallkörper werden anscheinend ohne die geringste Kontrolle im nahen Grenzgebiet verkauft. Könnten da die Luxemburger Ordnungskräfte nicht mal ein Wort mit ihren europäischen Nachbarn reden und sie auffordern, doch auch einmal in Arlon, Athus (usw. usf.) nach dem Rechten zu sehen?

Was den ganz großen Krach zu Silvester betrifft: wer schreckhafte Haustiere besitzt (Hunde, Katzen), kann ihnen Valium oder Calmivet geben, nach Größe dosiert, aber aufpassen: die erste Pille schon um 5 Uhr abends, eine zweite dann zw. 10-11. Das hilft.

Erwachsene Menschen können entweder flüchten oder sich Wachs in die Ohren stopfen. Geplagt sind dann noch die Eltern von Babies und Kleinkindern, die oft erschrecken und weinen.

Schlußbetrachtung: auf keinem Gebiet des Umweltschutzes haben die Politiker in den letzten Jahrzehnten so versagt wie auf dem der Lärmbekämpfung. Es gibt zwar erhebliche Unterschiede zwischen den Ländern. Luxemburger Politiker täten z.B. gut daran, die bayrischen Reglemente betr. „do-it-yourself" (and drive your neighbours crazy ...) zu studieren.

tageblatt, 21. Dezember 1996

Copyrighted material

Die überraschenden Lärmpegel

Dieser Tage ging den Mitgliedern der „Association Luxembourgeoise Contre le Bruit" ein aufschlußreiches Mitteilungsblatt zu. Verbunden mit ein paar andern Informationen betreffs mangelnden Lärmschutz in Luxemburg, machen diese Erklärungen der ALCB dem lärmgeplagten Bürger klar, warum er hierzulande jahraus jahrein total überflüssigen Krach erdulden muß, besonders von seiten rücksichtsloser Motorfahrer.

Erstens herrschen auf dem Gebiet Unwissenheit und Illusionen, was die gesetzlichen Bestimmungen zur Lärmbekämpfung betrifft. Die meisten Leute glauben, es gäbe welche, aber die Polizei tue mal wieder nichts. Dem ist nicht so. Es gibt so wenige gesetzliche Bestimmungen, um unnötigen Lärm einzudämmen, daß die andauernden, lauthalsen Reden unserer Politiker über Umweltschutz und Lebensqualität schon an Unverschämtheit grenzen. Man bedenke z. B. nur, daß seit dem Zustandekommen des Lärmschutzgesetzes von 1975 sage und schreibe noch keine einzige Verordnung hinzugekommen ist, die es erlaubte, das schöne Gesetz auch anzuwenden! Um den Motorfahrzeugkrach etwas zu begrenzen, haben lediglich die Gemeinden hie und da Fußgängerzonen geschaffen, oder das Verbot erlassen, „ohne Notwendigkeit mehrmals an derselben Stelle in einer Ortschaft vorbeizufahren", (Esch, 10. September 1979).

Die Gesetzgebung spielt sowieso völlig verrückt, und auf nationaler Ebene geschieht nichts. Oder ist es etwa logisch, das Hupen als störend zu verbieten, das absichtlich gesteigerte Gellen und Brüllen der Motorräder aber zuzulassen? Ist es vernünftig, lautes Singen nachts als „nächtliche Ruhestörung" zu bestrafen, den viel lauteren Lärm einer Bande Motorradfahrer aber zu ignorieren? Das aber gibt es bei uns, weil unser Gemeindegesetz über Nachtspektakel aus dem Jahre 1843 stammt (!). Und auf nationaler Ebene, wie gesagt, gibt es nur ein nichtanwendbares Gesetz ...

Was nun aber die Lärmpegel oder Dezibelnormen betrifft, so hört und staunt, ich zitiere aus dem von der ALCB zusammengestellten Überblick:

„Frage: Welches sind die Grenzschallpegel bei der Zulassung von Motorfahrzeugen?

Antwort: Sie sind im Code de la route in den Artikeln 25 bis 25-ter festgelegt ...

Frage: Woher stammen diese reglementarischen Grenzschallpegel?

Antwort: Sie wurden im Rahmen der EG als nicht zu unterschreitende (!) Richtlinien herausgegeben. Auf diese Weise gelangen sie in die Lärmschutzregelung der Partnerstaaten.

Frage: Wie kamen die Grenzschallpegel zustande?

Copyrighted material

Antwort: Sie wurden im Verein mit den Fahrzeugherstellern (!) festgelegt. Diese haben mehrfaches Interesse daran: zunächst wollen sie nicht zu übergroßen Anstrengungen und Kosten beim Entwurf von Fahrzeugen gezwungen sein; sodann suchen sie die Konkurrenz im Zaun zu halten, die dem Handel durch das Angebot sehr billiger, dafür aber sehr lauter Fahrzeuge droht.

Frage: Bieten die Hersteller auch leisere Fahrzeuge an?

Antwort: Ja, das tun sie, aber es liegt an den Kunden, danach zu fragen. Es befinden sich auch viel leisere Fahrzeuge im Entwurf und auf der Forderungsliste umweltbewußter Staaten wie der Schweiz."

(Zwischenfrage: Herr Umweltminister, wo bleibt die Luxemburger Forderungsliste?)

„Frage: Dienen die Grenzschallpegel der Lärmbekämpfung?

Antwort: Nein! Sie sind nicht dazu geschaffen! Sie sind medizinisch nicht vertretbar, Lärm macht krank. Wo diese Bestimmungen herrschen, schaden sie der Volksgesundheit." (Hören Sie, Herr Gesundheitsminister?). „Die heutigen Grenzschallpegel sind reine Vergleichszahlen für den Fahrzeughandel." (Sie haben also mit Umwelt- und Lärmschutz, mit Lebensqualität und dem Kampf gegen die akustische Verseuchung nicht das Geringste zu tun!) Daher werden auch nicht die höchstmöglichen Lärmausstrahlungen der Fahrzeuge gemessen. Beim dem Meßverfahren werden die zu prüfenden Fahrzeuge nämlich nur mit 3/4 Gas und 3/4 Touren in 7,5 m Entfernung am seitlich aufgestellten Meßmikrophon vorbeigefahren.

Frage: Was geschieht, wenn Motoren voll ausgefahren werden?

Antwort: In dem Fall steigt die Schallemission auf doppelte empfundene Lautheit. Gleichzeitig nimmt das Fahrzeuggeräusch einen aggressiven Ton an, der umso lästiger ist, als er den zum Zuhören gezwungenen Menschen gleich die Information mitliefert, daß der Fahrer weder lärmbewußt zu handeln gewillt ist, noch daß er mit Energie sparsam umgeht.

Frage: Womit beginnt lärmbewußtes Fahren?

Antwort: Lärmbewußtes, leises, also rücksichtsvolles Fahren beginnt mit dem Willen dazu und dem Kauf eines leiseren (und damit besseren) Fahrzeugs, ganz gleich ob Personenwagen, Lastwagen oder Motorzweirad!

Schlußbemerkung: Bei letzteren Vehikeln können wir wohl noch lange auf Rücksicht von seiten so mancher Fahrer warten. Hier werden wohl weiterhin nervliche Substanz und Gesundheit anderer verschlissen werden zum Gaudium geltungsbedürftiger Lümmel, und weiterhin vermarktet werden zur Freude japanischer Industrieller. Wie lange aber werden unsere Deputierten, Umwelt- und Gesundheitsminister dem zynischen Spielchen weiter gleichmütig zusehen? So lange als niemand aufbegehrt...

tageblatt, 14. März 1981

Copyrighted material

Gegen die Motorräder

Nach den vielen Artikeln und Reportagen, welche die Motorräder und ihre Fans ausschließlich in einem positiven Licht zeigen wäre es so langsam an der Zeit, die negativen Seiten des Phänomens — um nicht gleich zu sagen, der Landplage — auch einmal aufzuzeigen.

Ich kann Motorräder nicht ausstehen. Ich stehe nicht allein mit dieser Antipathie, die den Motorrad-Fans natürlich unverständlich ist. Deshalb werde ich versuchen, sie zu erklären.

Erinnerungen

Da ist z. B. meine, für Jugendliche bestimmt überraschende, Erinnerung an den Krieg und an die deutsche Besatzung. Die metallglänzenden Kolosse mit ihren oft in schwarzes Leder gekleideten Fahrer wecken in mir spontan die Erinnerung an Nazis, Gestapo und dergleichen. Die sahen damals auch so aus: aggressiv, brutal — gesichtslose Gewalt. Denselben brutalen „look" kann man den Motorrädern von heute nicht abstreiten, er ist gewollt. Nicht von ungefähr sind diese Fahrzeuge so bliebt geworden zu einer Zeit, da krasse Gewalttätigkeit wahre Triumphe feiert, bis hinein in die gute Stube mit ihrem Fernsehapparat. Ganz zu schweigen vom Wiederaufkommen des Nazismus.

Siné, der bekannte französische Zeichner und linkspolitische Ikonoklast, drückt sich da völlig ungeschminkt aus (in „Charlie-Hebdo" vom 11.6.1980): „Motards de mes deux: avec votre ‚liberté' débile, vos tenues de cuir sado-maso-homos, vos fantasmes de nazis pourris au zob vibrant entre les jambes: allez vous faire foutre!"

In dem berühmten Film des großen Russen Eisenstein „Yvan der Schreckliche" wird die Barbarei des Krieges mit Hilfe des gesichtslosen Äußern der Ritter und Soldaten ausgedrückt: es sind nur noch Metallrüstungen mit Metallgesichtern (Visieren), die da gegeneinander anrücken, es schlagen metallene Marionetten aufeinander ein, es gibt keine angst- oder schmerzverzerrten Mienen mehr, keine menschlichen Züge, die den Feind rühren könnten, kein warmes Leben, nur rasselnde Roboter.

Ebenso unmenschlich und damit abstoßend wirken auf mich die behelmten Motorradfahrer mit ihren gesichtslosen Wasserköpfen.

Schön sind sie nicht

Schön sind sie wirklich nicht. Affenähnlich bucklig und verkrampft hocken sie auf ihren Vehikeln, klammern sich die dünnen Jüngeren, mageren Spinnen gleich, an ihren zweirädrigen Gestellen fest, mit zu dicken Köpfen ohne Hals auf zu schmalen Schultern, mit nach außen gekrümmten Armen, wie ein Gorilla im Begriff sich auf die haarige Brust zu hauen. Sind die Jacken vom Wind unförmig

Copyrighted material

aufgebläht, so ähneln diese disproportionierten Wesen animierten Gummipuppen oder irgendwelchen Marsbewohnern. Von der Schönheit junger Menschen bleibt da wirlich nichts mehr übrig.

Wie schön, wie lebendig, wie menschlich, sind dagegen junge Menschen auf Fahrrädern! Da sieht man wenigstens noch lachende Gesichter, Haare, die der Wind zerzaust, schlanke Glieder in Bewegung, die mit den hohen, luftigen Rädern der „petite reine" ein harmonisches Ganze bilden.

Fahrrad statt Motorrad, das ist: Menschenstimmen statt Gellen und Knattern; das ist: leichtes Surren der Speichen statt ekles Heulen forcierter Motoren. Das ist, last not least, eigene Anstrengung, die Freude an der eigenen Kraft, wenn es bergauf geht, und ein genüßliches Bergabsausen, redlich verdient. Kurz, das Fahrrad ist in allem das genaue Gegenteil des Motorrads: hier umweltfreundliche Stille, dort nervlich belastende, akustische Verseuchung; hier Forbewegung durch eigene Kraft, dort Faulheit, Energievergeudung und stinkende Abgase; hier Eleganz, dort schwerfällige Brutalität. Umweltbewußte Jugendliche benutzen das Fahrrad, denn Umweltschutz fängt bei sich selber an.

Mensch und Maschine

Nun mag zwar der motorisierte Roboter- oder Martianer-„look" einer Reihe von Jugendlichen besonders gut gefallen. Aber es war noch immer gefährlich, wenn sich der Mensch in das Unmenschliche, in Maschinen verliebte. Sowieso ist das Gros der gängigen „science-fiction" eine wissenschaftlich verbrämte Verherrlichung des Krieges, des ewigen, leidigen Ringens um nackte Macht.

So mag man zwar die zweirädrigen Ungetüme schön finden. Aber es gibt auch Leute, die Militärparaden schön finden, und zwar desto mehr, je größer und furchterregender das aufgefahrene Geschütz...

So ist zwar das jugendliche Imponiergehabe mittels chromstarrender, panzerähnlicher Motorräder verständlich. Aber ebenso verständlich ist — weil es sich um ganz genau dieselbe primitive Einstellung handelt — die Vernarrtheit des Protz-Bourgeois in seinen Mercedes. Hier wie dort gilt der Mensch in den eigenen Augen und bei seinesgleichen nur etwas durch ein glänzendes, teures Vehikel, gehegt, gepflegt und vergöttert. Verständlich ist das alles, aber Verständnis muß nicht Einverständnis sein.

Wo nicht Einverständnis, da aber ist in einer pluralistischen (usw. usf.) Demokratie immer noch Toleranz möglich. Man erträgt schließlich den Anblick so mancher häßlichen Geschmacklosigkeit. Aber: man erträgt sie, weil man wieder wegblicken, wortwörtlich darüber hinwegsehen und damit der deprimierenden Dummheit und Vulgarität wenigstens zeitweilig ausweichen kann.

Copyrighted material

Aufdringlich

Das aber ist ja gerade bei jugendlichen Motorradfahrern nicht mehr möglich, das tolerante Ignorieren, denn hier drängen sich Dummheit und Frechheit förmlich auf! In der Tat, die Vehikel machen Lärm, und zwar unüberhörbar, wo immer sie auftauchen. „Wegschauen kann man, weghören nicht."

Niemand ist gezwungen, eine Disco aufzusuchen oder eine Bierstube voller grölender Trunkenbolde. Notfalls kann man als geräuschempfindlicher Nachbar solcher Etablissements das Weite suchen, wegziehen. Aber der Krach der Motorräder ist überall, dringt bis in die letzten Ecken der Wohn- und Schlafzimmer (und das zu allen Stunden), erfüllt — daß sensiblen Menschen fast der Kopf zerspringt — die engen Straßen der Städte mit dem ganzen, höllischen Krach, den ein eigens präpariertes Fahrzeug hergibt, und ebenso die Wälder, in denen der gestreßte Städter und Naturfreund fortan vergeblich nach Waldesstille und Erholung sucht.

Kurz, hier macht sich dreiste Dummheit breit mit der ganzen Macht, die die Technik den Dummen in ihrem Lärmdrang zur Verfügung stellt. Und kein Jugendnarr, der dieses tyrannische Treiben einiger motorisierter Lümmel im Namen der Jugend entschuldigen möchte, kann mir folgendes widerlegen:

1) Lärm ist ein wesentlicher Streß-Faktor. **Lärm macht krank.**

2) In unserer industrialisierten, motorisierten Gesellschaft müssen wir **schon mehr als genug unvermeidlichen Lärm** hinnehmen, weil er ein Nebenprodukt nützlicher Arbeit ist und Arbeitsplätze/Verdienst bedeutet. (Man denke z. B. an Schmelzen, Flugzeuge, Lastkraftwagen — obwohl auch die alle weniger geräuschvoll funktionieren könnten).

3) Der Krach aber, den jugendliche Motorradfahrer (und immer öfter auch Autofahrer) machen, hat mit nützlicher Arbeit **überhaupt nichts** zu tun, sondern wird aus dummer Freude am Krach produziert, aus zynischer Freude am Ärger, an der hilflosen Erbitterung, an der nervlichen Belastung der Mitmenschen. Das Wenigste, was dazu zu sagen wäre, ist, daß dieser Lärm **total überflüssig** ist.

4) Der nervenaufreibendste Lärm aber ist das Resultat **illegaler, gefährlicher Manipulationen** an Leichtmotorrädern, um illegale, gefährliche Geschwindigkeiten zu ermöglichen.

5) Mithin ist dieser Krach **eine skandalöse Zumutung** an die Gemeinschaft und es gibt keinen einzigen vernünftigen Grund, weshalb wir uns denselben weiterhin bieten lassen.

Manche jugendlichen Krachmacher mögen sich nun dieser nervlichen Belastung für andere nicht bewußt sein. Ein Zeichen von Intelligenz aber ist das keinesfalls bei Leuten, die immerhin schon fast zu den Erwachsenen zählen, z. B. die 16-18 jährigen Leichtmotorradfahrer.

Copyrighted material

Klammer: Wo sind übrigens ihre Eltern und angeblichen Erzieher geblieben? Sind die allesamt taub oder ist ihnen schnuppe, daß ihre ungezogenen Zöglinge andere Menschen belästigen, sofern sie sie selbst ein paar Stunden los sind?!

Begriffsverwirrung

Jedenfalls, Ausnahmen scheinen es nicht zu sein, die da im „Spiegel" (4.8.80) offen zugaben, ihre Räder zu frisieren, bis sie jaulen, „daß die Omas im 6. Stock aus den Betten fallen." In andern Worten: man **will** zur Last fallen, denn von Rücksicht auf die Mitmenschen hat man entweder noch nichts gehört, oder aber man hält nicht viel davon, wobei sowieso alles über 30 kaum noch als Mitmensch angesehen wird und jedenfalls nicht auf Schonung, Verständnis oder Rücksicht zählen darf, von Rechten z. B. auf Ruhe, ganz zu schweigen. (Über 30 gibt es ja nur noch die „Privilegien" der „Unterdrücker" ...). Die systematische Aufhetzung der Jugendlichen gegen die Erwachsenen und besonders Alten, von demagogischen Politikern, spintisierenden Superpädagogen und profitgierigen Schallplatten- und Zeitungspapierverkäufern seit Jahren betrieben, trägt halt ihre Früchte.

Nicht alle Jugendlichen sind süffisant und rüpelhaft. Doch die so sind geben der gesamten Jugend einen schlechten Namen und sind mitschuldig an der Vergiftung des Verhältnisses zwischen jung und alt. Unmgekehrt ist nicht „jugendfeindlich", wer sich gegen eine Minorität von Lümmeln zur Wehr setzt. Diese dümmliche Verallgermeinerung verbitte ich mir schon allein im Namen all der jungen Menschen, denen die Krachmacher ebenfalls auf die Nerven gehen. Zwar sind Jugendliche von Natur aus weniger lärmempfindlich und darüberhinaus heutzutage zunehmend hörgeschädigt dank Disco und Motorrad (s. Ergebnisse von Untersuchungen in den USA), aber es gibt auch noch unter ihnen Menschen mit Gefühl, Gehirn und Gehör.

Gewissen supermodernen Psychopädagogen zufolge aber müssen Kinder und Jugendliche anscheinend die reinsten tobsüchtigen Wüteriche sein, die sich dauernd „aus**toben**" müssen, um als gesund zu gelten und ihre Erziehung als erfolgreich. Sensible Kinder, die Freude an einem Buch haben, an stillen Beschäftigungen, sind keiner Erwähnung mehr wert.

Die Radaubrüder aber sollen wir „verstehen", denn sie müssen „ihre Aggressivität abreagieren"! Ja, wo kämen wir denn hin, wenn wir das alle auf dem Buckel der andern täten?! Sollen sie doch Holz sägen. Oder dreimal hintereinander den Kayler Poteau raufpedalieren!

Kurz, es ist nicht „repressiv", wer von seinen Mitmenschen, also **auch** von den Jugendlichen, ein Minimum an Rücksicht verlangt. Abgesehen davon, daß es nun einmal eine Erziehung ohne Zwänge nicht gibt, d. h. ohne eine gewisse Repression unseres Egoismus, eine Beschränkung also, ohne die das Zusammenleben in einer Gemeinschaft schlechthin undenkbar ist.

Copyrighted material

Die Toten und die Krüppel

Seltsamerweise aber sind die selbsternannten Verteidiger unserer martyrisierten Jugend still und stumm, wenn es sich an diesem Zusammenhang um wirkliche Leiden und Gefahren handelt. Ich zitiere:

„Mofafahrer werden 14mal häufiger in Unfälle verwickelt als Autofahrer... 1978 wurden, relativ gesehen, mehr als dreimal soviel Fahrer von Kleinkrafträdern getötet als Autofahrer, rund viermal soviel erlitten Verletzungen... 1979 verunglückten allein 16 000 Mofafahrer, eine erschreckende Zahl... Das Risiko wird zwangsläufig erhöht, wenn der Motor auf Tempo getrimmt, nicht aber die Bremsen verstärkt werden, wenn... das Übersetzungsverhältnis vergrößert, nicht aber der Rahmen verstärkt wird." (Spiegel, 4.8.80).

Eine sonderbare Elternliebe ist das, die Halbwüchsigen dermaßen gefährliche Spielzeuge schenkt!

In Frankreich gibt es bis jetzt schon doppelt soviele Todesopfer unter den jugendlichen Motorradfahrern als letztes Jahr, d. h. über tausend, ohne die Schwerverletzten, die lebenslänglich Gelähmten... Dabei ist statistisch erwiesen, daß die meisten dieser Unfälle auf zu schnelles Fahren der Jugendlichen und auf ihre Mißachtung der Verkehrsregeln zurückzuführen sind.

Folgende Zeilen aus „Le Monde" (13.9.80) resümieren den Skandal unter dem Titel: **„Moto-Fléau":**

Des morts par miliers. Des blessés par dizaines de milliers. De jeunes infirmes à vie. Un coût social pour la nation qui se chiffre en dizaines de milliards. Des sorties de devises par milliard pour la plus grande joie des industriels japonais. Le bilan serait incomplet, si on n'y ajoutait la pollution par le bruit, les parasites et les gaz d'échappement. La moto est en passe de devenir un des fléaux sociaux de notre société. Au même titre que l'alcoolisme.

Le gouvernement ferme pudiquement les yeux... „Il faut bien que jeunesse se passe", dit-on. Et puis: „Sur leur moto, ils ne pensent pas à autre chose." L'art de gouverner consiste aussi à créer des soupapes de sécurité. Quelqu'en soit le prix pour la collectivité.

Die Politiker

Und bei uns? Werden da auch schamhaft Augen und Ohren verschlossen vor dem Skandal? Und wie! Die Jugendlichen selbst dünken sich über jede Kritik erhaben, ihre Eltern liegen vor ihnen auf dem Bauch, die Massenmedien verherrlichen die Motorradfahrer als die romantischen Helden unserer Zeit, und die Politiker, nun, die tun ganz einfach die Arbeit **nicht**, für die sie sich von der Gemeinschaft bezahlen lassen!

Copyrighted material

Auch unsere offiziellen Umweltschutzvereinigungen stellen sich stumm und taub. Ausgerechnet „Jeunes et Environnement" gibt eine Spezialnummer des „Ke'secker" heraus, die den Problemen Streß und Stadtverkehr gewidmet ist, aber mit keiner einzigen Silbe auch nur die Existenz von Motorrädern erwähnt (!). Ob es wohl darum **„Jeunes** + Environnement" heißt?

Was sich heute zu einer Landplage auswächst, war schon vor 10 Jahren vorauszusehen, als die Massenmedien die explosive Kommerzialisierung der Motorräder ankündigten. Daß diese Welle auch auf uns zukäme mit allen Konsequenzen, war schon damals jedem klar, der sich im geringsten für Umweltschutz interessierte. Und unsere Deputierten **haben sich** (par définition) **dafür zu interessieren**!

Ihren endlosen, salbungsvollen Umweltschutz-Reden zufolge tun sie das auch — „mat der Schnëss", wie es so schön im Volksmund heißt, und damit hat es sich. Denn wo bleiben die konkreten Maßnahmen, die nach all den rührenden Lobgesängen auf die Lebensqualität zu erwarten wären?! Schlendrian, Schlamassel und Schlamperei kennzeichnen Umweltschutz hierzulande, im Lärmproblem besonders.

Schlendrian

Seit dem Votum des Lärmschutzgesetzes vom 21. Juni 1976 haben nur die Gemeinden hie und da Fußgängerzonen geschaffen, um den Krach etwas einzudämmen, oder das Verbot erlassen, „ohne Notwendigkeit mehrmals an derselben Stelle in einer Ortschaft vorbeizufahren." (Esch 10.9.79).

Auf nationaler Ebene aber geschieht nichts. Da spielt die Gesetzgebung völlig verrückt. Oder ist es etwa logisch, das Hupen als störend zu verbieten, das absichtlich gesteigerte Gellen der Mottorräder aber zuzulassen? Ist es vernüftig, lautes Singen nachts als nächtiche Ruhestörung zu bestrafen, den viel lauteren und nervenzerreissenden Krach einer Bande Motorradfahrer aber zu ignorieren? (Das gibt's bei uns, weil unser Gemeindegesetz über **Nacht**spektakel von 1843 datiert!) Sind die Luxemburger schwerhöriger oder nur schafsköpfiger/geduldiger als ihre Nachbarn? Sind, wie oft behauptet, die Minett-Arbeiter so abgestumpft, daß sie das Gellen von 50ccm-Rädern nicht mehr hören? Man frage doch einmal nach bei den Anrainern des Bd Kennedy in Esch, in der Alzettestraße wie der „Hiehl", im Neudorf wie an der Beleser- und Ehleringer Straße, die das Heulen und Knattern von früh bis spät ertragen müssen.

„Die 50ccm machen einen ja verrückt," sagte mir neulich ein etwa 40jähriger Arbeiter, ein massiver, gemächlicher Mann, wahrlich nicht der Typ des delikaten Intellektüllen. „Die können einen verrückt machen", bestätigte der Besitzer einer Autoreparaturwerkstattt an einer vielbefahrenen Durchfahrtsstraße, ein Mensch, der sich Geräuschempfindlichkeit wirklich nicht leisten kann. „In der Stadt machen sie die Leute ja verrückt", sagte ein Bürgermeister, auf den Krach in den Grünzonen der Stadt angesprochen. Kurz, jederman weiß um die Plage, und doch geschieht nichts.

Copyrighted material

Die Gesetzgebung

Unterdes kriegt die Polizei alles auf den Buckel. „Warum tut die Polizei nichts?" fragen die Leute erbittert.

Weil sie keine gesetzliche Handhabe hat, weil die Deputierten zu faul oder zu feige sind, um eine zu schaffen.

1 Die Polizei kann sowieso keine Dezibel messen, weil sie keine Messinstrumente hat.

2) Sie muß frisierte Motorräder nach Sandweiler schicken. Dort werden die Vehikel natürlich in einwandfreiem Zustand präsentiert. (Oh Schilda!). Konfiskieren darf die Polizei auch offensichtlich frisierte Mottoräder nicht...

3) Die Geräuschnormen der EWG haben mit Lärmschutz nicht das Geringste zu schaffen, sondern wurden von der Industrie und nicht etwa von Politikern festgesetzt! Aber von letzteren angenommen...

Es handelt sich in dieser Sache nicht allein um die Zahl der Dezibel, sondern um den spezifisch hellen und **deshalb** so nerven den Ton gewisser Motoren. Ein Vergleich: das aggressive helle Summen einer Stechmücke in nächtlichen Schlafzimmer(!).

4) Sogar wenn vernünftige Dezibelnormen bestünden und wenn Jugendliche sie nachweislich übertreten hätten, so könnten ihre Anwälte — wie gehabt — Haare spalten und erklären, die Messung vor Gericht tauge nicht als Beweis, weil ja noch andere Geräusche draussen auf einer Straße mit hineingespielt hätten! So verrückt ist die gegenwärtige Situation, so total sind Lärmgeschädigte den Krachmachern ausgeliefert.

5) Sogar wenn das Vergehen eindeutig feststünde, so schützt das Gesetz Minderjährige in dem Masse, daß z.B. 16-18 jährige Motorradfahrer, egal wie dreist und sogar gefährlich sie sich im Verkehr benehmen, keine Buße zu bezahlen brauchen, und ihre Eltern ebenfalls nicht! Hier wurden Rechte (der Führerschein) verliehen **ohne** mit den damit verbundenen Pflichten. Kurz: es gibt hierzulande keinen Lärmschutz, was motorisierten Krach betrifft.

Da komme mir noch einer und jammere von der Ohnmacht der nicht wahlberechtigten Jugend! In Wirklichkeit ist der Jugendliche in unserer Gesellchaft

Das Goldene Kalb

um das die Politiker den Tanz der Demagogie tanzen, seit besagtes Kalb ab 18 zu den Wahlurnen schreitet.

In der Tat sind sich, bis auf unerwartete Gruppenverschiebungen, die Parteien ihrer erwachsenen Kundschaft so ziemlich sicher. Die große Unbekannte aber ist die Gunst des Jungwählers. Um ihn wird gebuhlt, ihm muß geschmeichelt werden, dann die 16jährigen von heute, die werden 1984 zum Wahlvolk gehören. Und damit wäre wohl alles gesagt...

Copyrighted material

Dieser Tage werden die meisten Leichtmotorräder für den Winter abgemeldet. Aber die relativ stille Winterzeit sollte uns nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß ab Frühjahr der Krach von neuem losbrechen wird, und zwar mehr denn je, denn die Zahl der Vehikel steigt von Jahr zu Jahr. So werden die ersten weichen, sonnigen Frühlingsabende spätestens ab Mai wieder vom Gellen frisierter Motorräder erfüllt sein, denn nicht mehr Amselschlag, sondern besagtes Heulen und Knattern verkündet fortan die Wiederkehr der schönen Jahreszeit. Und wer das Glück hat, an einer Durchfahrtsstraße zu wohnen, wird wieder in den Genuß von Motorengeheul kommen, abends wenn der Lastkraftwagenverkehr endlich beginnt nachzulassen, und ein paar Stunden Stille bei Sonnenuntergang möglich wären.

Die einzige Hoffnung: die Gründung mühseliger Bürgerinitiativen à la „Association Luxembourgeoise Contre le Bruit", speziell gegen den unzumutbaren Lärm der Motorräder (?) Oder: der mutige Einsatz einiger **nicht**demagogischer Deputierter ... (Lacht da jemand?).

Der große Philosoph Schopenhauer verband Unempfindlichkeit gegen Lärm mit Stumpfsinn ganz allgemein, und Lärmenfindlichkeit mit Intelligenz! Na ja. Dann herrscht halt bei uns die brüllende Dummheit.

(1979)

(unveröffentlicht)



Siné (Charlie-Hebdo 6/11 juin 1980)

Copyrighted material

Moto verte = moto merde

Mit den „Grünen“ haben die Motorradlümmel, die knatternd und heulend die Natur heimsuchen, kein lota gemeinsam. „Grün“ sein heißt heute, die Natur lieben und verstehen; wie aber könnte jemand, der mit stinkendem, brüllendem Motor die Tiere, verschreckt und einen Wald, ein liebliches Tal (s. die Escher Ellergrund-Lichtung) kilometerweit akustisch verseucht, wie könnte der einen Funken Umweltverständnis im Leibe haben? Die Bezeichnung „moto verte“ ist ein widersinniger, frecher Publizitätstrick, weiter nichts.

Mittlerweile aber tummeln sich die dreisten Radaubrüder in den Escher Grün- und Erholungszonen, ganz nach Belieben, ungestört... Gestört werden nur die Naturfreunde, die im Ellergrund, auf der Gleicht, auf dem Galgenberg ein bißchen Stille mit Vogelsang erhofft hatten. Leider ist das ausgedehnte Revier nur einem einzigen Feldwächter unterstellt, der begreiflicherweise nicht überall zugleich sein kann. Etwas Unterstützung von seiten der Polizei — nicht per Wagen, sondern per Motorrad auch sie! — wäre nicht zuviel verlangt. Und die seit längerer Zeit versprochenen, eindeutigen Verbotsschilder **für Motorräder** (denn auf allgemeine Verbotsschilder reagieren die Kerle überhaupt nicht) dürften ebenfalls endlich aufgepflanzt werden.

Jedenfalls: auf den Fußgänger-Promenaden dieser Erholungszonen haben die Motorradfahrer **überhaupt nichts** verloren! Es ist unzulässig, daß sie immer wieder dort aufkreuzen. Aber manche Fußgänger tragen ihren Teil Schuld an dem Unfug, weil sie zu ängstlich oder zu faul sind, die Nummern der betreffenden Fahrzeuge zu notieren und sie der Polizei zu melden. Das hilft.

Natürlich: angesichts der winzig kleinen Schilder sind die Nummern kaum zu entziffern. Weshalb sich seit langem neue Nummernschilder aufdrängen, so leserlich auf Distanz wie Autonummern. **Wie anders** soll sich denn der dreist belästigte Bürger (nicht nur im Wald) gegen die Krachmacher wehren können?

In dem Zusammenhang stellt sich immer öfter die Frage, warum wir überhaupt ein Umweltministerium haben. Es ist verboten, im Wald und in Erholungszonen Radiomusik erschallen zu lassen. Der viel weiter dringende und mindestens ebenso ohren- und nervenzerreißende Motorradlärm aber wird geduldet; die Krachmacher preschen seit Jahren in immer größeren Scharen durch Wald und Flur, ohne daß der Herr Umweltminister mit der Wimper zuckt.

Und das wackere Häuflein der „Association Luxembourgeoise Contre le Bruit“ kämpft auf fast verlorenem Posten. Viel zu viele Leute hierzulande klagen über Lärm, sind aber zu bequem, um der ALCB beizutreten.

Da haben sie's nicht besser verdient.

tageblatt, 10. Mai 1980

Copyrighted material

Die Motorräder in den Escher Grünzonen

In den Stadtratssitzungen vom 9. und 30. Juni wurde des längeren das Problem der jugendlichen Motorradfahrer in den Escher Ruhe- und Erholungszonen debattiert.

In den letzten zehn Jahren sind die Motorräder in Westeuropa zu einer Landplage geworden, in Luxemburg besonders seit etwa zwei Jahren. „Zu schnell, zu laut, zu gefährlich" resümierte sie kürzlich zu Recht eine „Spiegel"-Reportage (4. 8. 80). Neuerdings beginnen allerdings die Nichtfahrer sich in Bürgerinitiativen ihrer Haut (bzw. ihrer Ohren) zu wehren — mangels rechtzeitigen Eingreifens der Politiker, die lieber zehn Jahre lang von Umweltschutz redeten, statt die von ihnen so salbungsvoll beschworene Lebensqualität vor dieser (wortwörtlich unüberhörbaren) Beeinträchtigung auch wirklich zu schützen.

Der völlig überflüssige Krach, den diese Zweiräder machen, besonders das forcierte Gellen der Leichtmotorräder, ist zwar allenthalben eine Zumutung, nervt aber besonders im Walde, in der Natur, wo der gestreßte Städter vor allem Stille sucht (wenigstens in demselben Maße wie visuelle Schönheit). Künstliche Geräusche, Motorenlärm sind wesentlich unvereinbar mit der Art von Erholung, welche der Mensch in der Natur zu finden hofft. Man kann sich auch auf Rummelplätzen erholen, aber wer in den Wald geht, will und oft genug braucht seine Ruhe! Wo sollte der Stadtbewohner sie denn sonst noch finden? Zu ihrer Erholung stehen den Motorradfahrern Hunderte von Kilometern Landstraßen zur Verfügung, die Escher Fußgänger aber haben nur ihren „Bierg" und Umgebung. Es ist deshalb total rücksichtslos, es ist gemein von diesen Jugendlichen, die immerhin keine Kinder mehr sind, daß sie das bißchen an stiller Oase, das die Escher noch haben, immer wieder voller Hohn akustisch verseuchen, daß oftmals von Entspannung nicht mehr die Rede sein kann.

Eine liebliche Gegend

Einmal abgesehen davon, welch liebliche Gegend hier versaut wird. Oder vielmehr: nicht davon abgesehen — sehen wir uns sie doch einmal an. Die Promenaden am buchenbestandenen Süd-West-Abhang des Galgenberges, besonders gegen Sonnenuntergang, gehören zu den schönsten im ganzen Minett. Dunkler Tannenwald wechselt ab mit dem hellen, sonnendurchschienenen Hellgrün des Mischwaldes, besonders der hohen, prächtigen, Buchen; Blätterrauschen, Vogelgezwitscher überall, um die Ecke liegt ja das Vogelschutz-gebiet.

Wer's noch nicht erlebt hat, stelle sich sodann in der Umgebung an einem stillen Sommerabend das plötzliche Brüllen einer Horde Motorräder vor, zusammen mit dem Gestank ihrer Auspuffgase... Von so einem Spaziergang kommt der Naturfreund garantiert entspannt und lächelnden Anlitzes zurück, besonders wenn er sich gerade noch, Hund oder Kind auf dem Arm, mit einem Sprung zur Seite retten konnte (!).

Copyrighted material

Und dann die ungewöhnlich schöne Aussicht, wenn man über die Höhe der Schneier, vom „Jardin expérimental“ oder dem Vogelschutzgebiet herkommend, zur „Gleicht“ hinuntergeht. Das Gefühl, der Weite, das Gefühl, viele Meilen von der nächsten menschlichen Ansiedlung entfernt zu sein, das Spiel von Sonne und Schatten über den aufeinanderfolgenden und ineinander übergehenden Waldesrücken und -abhängen bis ins Tal hinab und nach Frankreich hinüber, die hohe, dunkle Tannengruppe im Vordergrund, die soviel zur plastischen Tiefe dieses zerschnittenen, walderfüllten Tales beiträgt, dann manchmal noch im Sommer das weite, rote Mohnfeld zur Rechten, überhaupt die Felder, in grüne Wälder ringsum eingefaßt, die Farben wechselnd im Wechsel der Jahreszeiten — nun, all dies, diese wunderbare Gegend war jetzt zwei Jahre lang fast jeden Nachmittag und Abend vom Gellen und Brüllen einer Handvoll Leichtmotorräder erfüllt und damit jeglichen Charmes beraubt (Übrigens, angesichts des Lärmvolumens: ein einziges Vehikel tut's auch — Landschaft und Laune verderben).

Oder: die einst so stille Lichtung zwischen den zwei Ellergrund-Weihern. Mousset würde sich im Grabe umdrehen, und malen könnte er bestimmt nicht mehr, wo seit ca. dem Winter 78-79 vor allem junge Franzosen die ovale, mit Büschen besetzte Wiesenfläche zwischen Tannen- und Laubwald zum heulenden Cyclo-Cross degradiert haben. Es gab bzw. gibt wenig Schöneres in der Umgebung Eschs, als an einem heißen Sommernachmittag im tiefen Schatten des hohen Tannenwalls die Lichtung entlang zum kleinen Weiher zu gehen — in wohliger Kühle, während linker Hand die Wiese in der prallen Sonne gleißt und von Insektengesumm erfüllt ist. Sympathisch auch die Familien-Picknicks hier an Sonntagen, (oft Franzosen oder Escher Gastarbeiter). Und aus dem Paradies sollten wir uns vertreiben lassen von ein paar frechen Lümmeln?

Nun, es hat sich erwiesen, daß auch sanftmütige Waldläufer sich zu wehren wissen. Die eben heraufbeschworenen Horror-Visionen gehören seit kurzem zum Teil der Vergangenheit an, dank des energischen Eingreifens der Gemeindeautoritäten, der Polizei und nicht zuletzt der Arbed.

Sowieso — sonntagmorgens in der Früh' hat man noch immer in sämtlichen Grünzonen Waldesstille in Hülle und Fülle genießen können: dann liegen die Plagegeister im Bett, dann „dürfen“ wir ungestört promenieren... Ebenso bei Schweinewetter. Der Escher Naturfreund hat also immer noch die Wahl (was klagt er?) zwischen Krach bei Sonnenschein und Stille in Regen, Schlamm und Kälte (!).

Ein Ende des Unfugs?

Aber wie gesagt, es ist seit etwa einem Monat ein bißchen ruhiger geworden „da oben“, auch bei Schönwetter und nachmittags. Die Gemeindeautoritäten, nachdem sie durch ihr langes Zögern zwar die progressive Ausweitung und Festigung der bösen Gewohnheit ermöglicht hatten, ergriffen schließlich dank des Einsatzes von Gemeinderat — wär er's geblieben — Guy Wagner eine Reihe von Maßnahmen, um den Unfug so weit als möglich einzudämmen. So wurde das Escher Verkehrsreglement in dem Sinn erweitert, daß die Zufahrt zu den

Grünzonen der Gemeinde — Galgenberg, Gleicht und Waldschule, Ellergrund, Schneier, Lankholzer Wald — für Motorräder total gesperrt wurde und teils auch für Autos. Mindestens 15 Verbotsschilder, zum Teil explizit für Motorräder, wurden aufgestellt. Die Arbeitszeiten des Feldhüters wurden den „Besuchszeiten" der Frechdachse angepaßt, d.h. auf den Nachmittag verlegt. Und die Polizei patrouilliert seit Monaten durch die Gegend mal im Auto, mal per Motorrad auch sie, mal unauffällig in Zivil und zu Fuß.

Eine ganze Reihe der Kerle konnte gestellt werden. Die Franzosen unter ihnen werden wohl sobald nicht wiederkommen. Da sie gewöhnlich illegal durch den Wald über die Grenze gekommen waren, wurden sie sofort zur Zollstation gebracht, um 1 000 Flux erleichtert, worauf sie per pedes in den Ellergrund zurückwandern durften, um ihr Motorrad abzuholen!

Den kleinen Luxemburger Flegeln ist nicht so leicht auf den Pelz zu rücken, da sie zweifach durch das Gesetz geschützt sind. Erstens wird die Arbeit der Polizei dadurch erschwert, daß es sich hier größtenteils um Arbed-Terrain handelt, zweitens sind die meisten Jugendlichen noch minderjährig und somit einschließlich ihrer Eltern durch das Gesetz vor jeder zahlbaren Buße geschützt! Das ist natürlich ein grober gesetzlicher Unfug — Führerscheine auszuhändigen an Leute, die bei Verkehrsdelikten keinen Pfennig Strafe riskieren! Nicht umsonst benehmen sich so viele 16- und 17jährige völlig rücksichtslos im Verkehr. Was riskieren sie schon außer einer „Verwarnung im Beisein der Eltern"? Unsere angeblich so unterdrückte Jugend, nicht wahr?

Die Arbed

Am meisten hat deshalb ein kurz-und-bündiges Eingreifen der Arbed in dieser Sache geholfen. Der schlimmste Krach herrschte nämlich seit Jahr und Tag nach Schulschluß stundenlang am Fuße des Gleicht-Hügels mit seinen Gärten, wo die Arbed vor etwa zwei Jahren einen Erdwall aufgeworfen hatte. Nicht zu hoch, um gefährlich, aber steil genug, um interessant zu sein, war er bald als idealer Tummel- und Trainingshang für Leichtmotorräder erkannt worden und wurde dementsprechend benutzt. Das Gellen und Heulen der fast vertikal den Hang hinaufgetriebenen Vehikel erfüllte Wald und Tal bis in die Abendstunden hinein. Von Entspannung für Spaziergänger und Gärtner konnte wirklich nicht mehr die Rede sein, im Gegenteil. Mit den Polizisten trieben die Bengel ungeniert ihr Spielchen, sahen sie sie doch schon von weitem vom Hügel aus herannahen, Zeit genug, um sich eine Weile in den Büschen zu verstecken, bis die Luft wieder rein war. Das herrliche Herabflitzen den Hang hinunter hätte ihnen jedermann gerne gegönnt, wie auch (sowieso) den Fahrrädern, aber der Krach war unerträglich. Außerdem war das Vergnügen gefährlich für diese Halbwüchsigen, die mehr als einmal knapp vor den Rädern eines Autos oder vor dem Rachen der vielen dort zirkulierenden Bulldozer vorbeisausten! Da die Arbed verständlicherweise keinen der unvorsichtigen Bengel in den Zähnen oder unter den Rädern eines solchen Monstrums landen sehen wollte, und mittlerweile ein besonders schlauer Naturfreund — ich werde ewig neidisch sein auf dieses „Ei des Kolumbus"! — der

Copyrighted material

Arbed einen simplen und brillanten Vorschlag gemacht hatte, wurde der Hang eines Morgens per Bull einfach mit Geröll abgesperrt und unzugänglich gemacht! Ouf! Seither ist es etwas ruhiger geworden da oben.

Welche Scherereien aber doch, bis es soweit war! Für die Gemeinde, Polizei, Arbed, alles nur, weil letzten Endes die Eltern, die „Erzieher" unserer Motorradhelden es anscheinend nicht mehr fertigbringen, ihren Sprößlingen beizubringen, was Rücksicht auf die Mitmenschen heißt! Deshalb müssen Polizisten und Gemeinderäte ihre Zeit mit höhnischen Flegeln vergeuden, deshalb im Lankholzer Wald energische Spaziergänger zur Selbstjustiz greifen und die Schifflinger Rentner schwere Steinblöcke auf die Wege wälzen, um sich wieder ein bißchen Ruhe auf ihren Promenaden zu sichern! Und deshalb wird es trotz aller Bemühungen in unseren Wäldern nicht mehr so werden wie früher, vor der Abdankung als Erzieher all dieser supermodernen „verständnisvollen" Eltern.

Vorschläge

Zum Schluß noch zwei Vorschläge an die Spaziergänger und an die Gemeindeverantwortlichen.

Statt in hilfloser Erbitterung nur steril zu jammern, sollten sich die Spaziergänger unbedingt die Nummern dieser Motorräder merken und sie sofort der Polizei melden. Manchmal hat eine Verwarnung im Beisein der Eltern doch den gewünschten Effekt. Außerdem erfährt so die Polizei, wann und wo sich die meisten dieser Kerle herumtreiben. Umwelt-und-Transportminister Josy Barthel aber sollte endlich größere Schilder für Leichtmotorräder vorschreiben, denn die jetzigen sind kaum zu entziffern. (Ein Mitfahrer kann sie ohne weiteres mit einer Hand verdecken, ein Tuch tut's auch: alles schon gehabt).

Die Spaziergänger lassen sich jedenfalls viel zu viel gefallen von den Lümmeln. Unterwürfigst weichen sie in ganzen Scharen, auch junge Männer, zur Seite, wenn ein Motorrad auf einer Promenade naht, sogar wenn es langsam fährt und ohne weiteres anzuhalten wäre, um es zur Umkehr zu zwingen oder wenigstens, um den Fahrern gehörig die Meinung zu sagen. Aber nein, sichtlich verärgert treten die Leute brav zur Seite! Da ist ihnen wirklich nicht zu helfen.

Zweiter Vorschlag: Die Escher Gemeinde benötigt mindestens zwei Feldhüter. Sie ist zu groß, als daß ein einziger Mann das Gebiet mit all seinen Problemen, die sich in letzter Zeit vermehrt haben, bewältigen könnte. Jedes Jahr werden z. B. neue Schrebergärten-Parzellen geschaffen, als habe man nicht schon genug Ärger mit den bestehenden und den Hygiene- und Tierschutzproblemen, die sie dauernd aufwerfen. Die Verschandelung der schönen Ellergrund-Ufer, wo Bäume dauernd abgehackt und Tannen kaputt gemacht werden durch tiefe Brandwunden in den Stämmen, ist eine Schande für Esch. Es genügt nicht, Wanderungen zu organisieren und irgendeinen alten Weg „Sentier Soundso" zu benennen. Es genügt nicht, einem einzigen Feldhüter die Überwachung der ganzen Gegend von der Monnericher bis zur französischen Grenze aufzuhalsen, besonders angesichts der Probleme, welche die zunehmende Motorisierung unserer Gesellschaft mit sich gebracht hat.

Copyrighted material

Hier laufen nämlich zwei fast gleichzeitig entstandene Tendenzen einander zuwider. Einerseits treibt die Motorisierung in den Städten die Leute weit mehr als früher in den Wald hinaus, auf der Suche nach sauberer Luft und Stille. Andererseits sind die Wälder seit der Motorisierung der Jugend ungleich zugänglicher geworden für rücksichtslose Krachmacher, die auf Waldesstille und saubere Luft pfeifen. (Wenn dieselben den Galgenberg hinauf oder in den Ellergrund pedalieren müßten, hätte man schon allein wegen ihrer Faulheit seine Ruhe.)

Es ist also höchste Zeit, daß der Beruf des Feldhüters wieder aufgewertet wird, wie das noch bis vor etwa zehn Jahren zur Zeit eines „Carels Vic" der Fall war. Dann wäre die Stelle wieder mit der polizeilichen Laufbahn vereinbar, und an energischen Kandidaten würde es nicht fehlen. Herr Carl hatte immerhin einen Assistenten — warum also dem heutigen Feldhüter alle Arbeit allein aufbürden?

Eine Gemeinde wie Esch, eine staubige, lärmerfüllte Industriestadt, muß sich Umweltschutz eben etwas kosten lassen. Wenn sie schon das Glück hat, prächtige Grünzonen zu besitzen, so sollten diese ihr doch wenigstens eine systematische gründliche Überwachung wert sein. Davon kann aber heute bei dem bloß sporadischen Auftauchen von Ordnungshütern nicht die Rede sein.

Kurz: die Anarchie in unseren Wäldern muß aufhören. Es muß wenigstens möglich sein, daß die Escher am Ende der Arbeitswoche an den zwei Wochenend-Nachmittagen wieder ungestört über Galgenberg, Schneier und Gleicht sowie in den Ellergrund wandern können. Das Minimum an Umweltschutz ist die Gemeinde ihren Bürgern schuldig.

tageblatt, 27. September 1980

Copyrighted material

Jugendvergötterung

In der Ausgabe des „Letzeburger Land" vom 10. Oktober befaßt sich Guy Rewenig (der oft Kluges sagt), mit der „Plage" des Motorradfahrens in den Wäldern. Er hätte die Anführungszeichen nicht setzen sollen, da es sich wirklich um eine Plage handelt, die durch Gänsefüßchen nicht beseitigt wird (schön wär's). Besser noch wäre es gewesen, den Artikel nicht zu schreiben.

Rewenig bezieht sich auf einen Artikel Nelly Moias im tageblatt vom 27. September: „Die Motorräder in den Escher Grünzonen". Er belehrt die Autorin, daß Motorradfahrer ein Recht auf ihr Hobby haben (was niemand, auch Moia nicht, bestreitet), wirft Moia Oberflächlichkeit vor, da sie sich mit dem Ruf nach der Polizei begnüge (Rewenig weiß nichts von den unzähligen Bemühungen der Autorin, die Interessen der Motorradfahrer und der Spaziergänger auf einen Nenner zu bringen), hält ihr Bezeichnungen wie „Lümmel, Frechdachse, Bengel und Flegel" vor, als ob es keine Lümmel, Frechdachse, Bengel und Flegel gäbe, und stellt schließlich eine Gleichheit der Ansprüche von Motorradfahrern und Spaziergängern in Ruhezonen auf im Namen gegenseitiger Toleranz.

Es sollte ganz klar sein: Motorisierte haben im Wald, der zur Erholung dient, gegenüber Spaziergängern nicht nur geringere Rechte, sondern überhaupt keine. Viele Waldwege sind gegen Autoverkehr durch eine Schranke geschützt. Was für Autos gilt, muß auch für Motorräder gelten, sogar in stärkerem Maß, da ein Auto bei weitem nicht so stört wie ein einziges Motorrad, das einige Quadratkilometer akustisch verseucht, besonders weil die Räder aus dummer Lust am Krach präpariert sind, um pubertäres Selbstbewußtsein zu heben. Freie Entfaltung in Ehren: aber sie hat da ihre Grenzen, wo sie die Freiheit anderer beeinträchtigt: die Freiheit z. B. von Rentnern, Alten, Arbeitern und Familien, die im nahen Wald Entspannung finden wollen. Die Gesundheit wird wohl kaum von Lärm und Abgasen gefördert. Ein friedlicher Waldgänger stört niemanden, ein Benzinheuler stört alle. Deshalb muß dieser sich Beschränkungen gefallen lassen. Diese resultieren nicht aus einem leichtfertig behaupteten „Rassismus", sondern sind notwendige Maßnahmen, die ein die Allgemeinheit belastendes Treiben eindämmen sollen.

Rewenigs Artikel ist ein Schulbeispiel modischer Jugendvergötterung, die über den Rechten der Jugend deren Pflichten vergißt, z. B. die Pflicht (jetzt werde ich bewußt altmodisch), ihren Lehrern in der Schule zuzuhören, anstatt sie zu ärgern und zu verhöhnen. Die Jugend wird unterdrückt, so klagt man heute. Sie dürften nicht einmal Motorrad fahren im Walde, die Armen, weil sie dort von faschistischen Amselzuhörern gejagt werden.

„Wer, wie Nelly Moia es tut, ... die Jugendlichen mit arg diskriminierenden Vokabeln wie „freche Lümmel, Frechdachse" ... überhäuft, ... macht sich der rassistischen Hetze gegen eine Minderheit schuldig", schreibt Rewenig. O mei.

Copyrighted material

Ein Prinzip guten Schreibens ist: die Wörter nicht durch allzu häufigen Gebrauch auszulaugen. Letzteres widerfährt heute dem Wort Rassismus: am Ende wird schon ein Rassist, wer einen Zwergpapagei diskriminatorischerweise schöner findet als einen Kanarienvogel.

Henry Gelhausen

d'Letzeburger Land, 17. Oktober 1980

Copyrighted material

Nostalgie

Und als wir, werter Guy Rewenig, am Jahresende in so eine wehmütig-nostalgische Stimmung gerieten, da kramten wir noch ein bißchen weiter in jenem Sammelsurium, das wir hin und wieder hochstaplerisch „Archiv" nennen, und was fiel uns da gar Lustiges in die Hände: ein wunderbarer öffentlicher Schlagaustausch zwischen Ihnen und Henry Gelhausen, der im Herbst 1980 auf den Feuilleton-Seiten des *Letzeburger Land* die Leser in Atem gehalten hatte.

Es ging dabei um einen Leserbrief, den Nelly Moia ans *tageblatt* geschickt hatte und in dem sie sich über den infernalischen Krach aufregte, den Jugendliche auf dem Escher Gaalgebierg mit ihren Motorrädern anstellten und dabei genüßlich die Rentner und Spaziergänger in den Wahnsinn trieben.

Daraufhin hatten Sie, lieber Guy Rewenig, im *Letzeburger Land* Nelly Moia folgendermaßen die Leviten gelesen: *„Wer, wie Nelly Moia es tut, ... die Jugendlichen mit arg diskriminierenden Vokabeln wie freche Lümmel, Frechdachse'* ... überhäuft, ... macht sich der rassistischen Hetze gegen eine Minderheit schuldig."

Und Henry Gelhausen hatte wiederum Ihnen darob maliziös wie folgt geantwortet: *„O mei. Ein Prinzip guten Schreibens ist: die Wörter nicht durch allzu häufigen Gebrauch auszulaugen. Letzteres widerfährt heute dem Wort Rassismus: am Ende ist schon ein Rassist, wer einen Zwergpapagei diskriminatorischerweise schöner findet als einen Kanarienvogel."*

Tja, lieber Guy Rewenig, das waren noch Zeiten. Uns dünkt, wir sind inzwischen alle ein bißchen älter und weiser geworden.

De Neie Feierkrop,

6. Januar 1999

Copyrighted material

Wald und Lärm

Im „tageblatt" vom letzten Samstag (3.1.81) verlangt Léon Gehlen aus Bergem, den Waldbestand im Süden zu erhöhen, indem er auf den Wald als Lärmschutz, Luftreiniger und Produzenten reiner Luft hinweist.

Diese Hinweise dürften einem Minettsdapp neuerdings leicht ironisch vorkommen. In der Tat, was heißt Lärmschutz und reine Luft in einem Wald, den seit ca. zwei Jahren und in zunehmendem Maße die schlimmsten Auswüchse des Stadtverkehrs versauen? Ich meine die stinkenden Auspuffgase und das durchdringende Gellen von Motorrädern.

Solange freche Lümmel, vom Gesetz oder vielmehr vom Mangel an passenden Gesetzen geschützt, den gegenwärtigen Waldbestand zu einem Motocross degradieren, während Herr Minister Josy Barthel, verantwortlich zugleich für Transport- UND Umweltfragen, keinen Finger rührt, solange kann einen im Süden der Ruf nach mehr Wald = mehr Lärmschutz nur als ein schlechter Witz vorkommen. Nichts gegen die vorgeschlagene Erweiterung von Grünzonen, im Gegenteil, sie tut not, aber vorallererst sollten die Behörden Sorge tragen, daß der schon bestehende Wald nicht seiner wesentlichsten und kostbarsten Eigenschaften beraubt wird durch das rücksichtslose Treiben einer Minorität von dumm-frechen Jugendlichen.

tageblatt, 10. Januar 1981



Siné *(Charlie-Hebdo)*

Copyrighted material

Motorradkrach

Weil ich es gewagt hatte, in der Schlußbemerkung meines Artikels über die völlig unzulängliche Luxemburger Gesetzgebung in puncto Lärmschutz (t 14. März) gegen den skandalösen Krach zu protestieren, der uns heute allenthalben von jugendlichen Motorradfahrern zugemutet wird, bietet mir A. W. in seinem recht überheblichen Leserbrief vom 11. April total irrelevanten „Nachhilfeunterricht in Technik" an. Mir scheint, der Herr hat Nachhilfeunterricht in Lesen und Logik nötiger als ich in Technik.

Was sollen seine langen technischen Ausführungen und Tüfteleien? Wenn ich weiß, wie der Krach motorisierter Zweiräder zustandekommt, so höre ich ihn deshalb doch nicht weniger! Mir geht es darum, aufzuzeigen, daß die Mitbürger solcher Radauhelden unter diesem Lärm leiden, und daß die Behörden diese unzumutbare nervliche Belastung stillschweigend dulden. Dabei hat dieser Lärm — und das ist wohl das Empörendste an der ganzen Sachen — absolut nichts mit nützlicher Produktivität und Arbeit, mit Arbeitsplätzen usw. zu tun, wie das ja oft bei andern Lärmquellen der Fall ist (etwa Fabriken, Lastkraftwagen, Baustellen). Nein, hier gründet der ganze Krach einzig und allein auf dummdreister Rücksichtslosigkeit. Und gedeiht mit dem Segen politischer Demagogie, denn wie anders sollte man sonst die Tatsache erklären, daß sich gleich mehrere Minister, die das Problem allesamt angeht, wortwörtlich taub stellen.

„Lärm macht krank", aber der Gesundheitsminister scheint das noch nicht zu wissen. Der Motorradkrach wird hauptsächlich von Jugendlichen, oft Minderjährigen, verursacht, aber der Erziehungsminister hat's mit einer Aufklärungskampagne gar nicht eilig. Hier wird übermütig und frivol aus purer Bequemlichkeit Energie vergeudet und die Luft mit stinkenden Abgasen verpestet, aber der Transport- und Umweltminister hat's noch nicht bemerkt, sowenig wie die akustische Verseuchung, die ihn ebenfalls doppelt interessieren müßte. Aber man will sich doch die kostbare Gunst der Jungwähler nicht vergällen! Und so schweigen sich denn unsere mutigen Deputierten brav aus über den Motorradkrach (und entblöden sich trotzdem nicht, in salbungsvollen Reden endlos die liebe „Lebensqualität" zu besingen).

Um all das geht es in dieser Sache, Herr W., nicht darum, ob die Leute, die unter diesem Krach leiden, eingeweiht sind in die technischen Manipulationen der diversen Vehikel oder nicht. Und selbstverständlich bin ich nicht gegen **alle** Motorradfahrer! Das habe ich auch nie behauptet. Wenn Sie, Herr W., nicht lesen können, so ist das Ihr Problem. Das gibt Ihnen aber nicht das Recht, meine Aussagen zu verzerren und mich zu beschuldigen, „alle seriösen Zweiradfahrer durch billiges Gehetze zu verunglimpfen". Erstens sind in einem Artikel über unnötigen Krach die Nicht-Krachmacher ipso facto nicht visiert, und zweitens habe ich ausdrücklich geschrieben: „so manche Fahrer", nicht „alle Fahrer". Also jetzt nochmals, mit ruhigem Kopf, wenn ich bitten darf:

Copyrighted material

1) Es gibt Motorräder, die Krach machen. Gegen die bin ich.

2) Es gibt Motorräder, die keinen Krach machen. Gegen die bin ich nicht.

Ist das jetzt endlich klar? (Klammer: Selbstverständlich bin ich ebenfalls gegen jene blöden, immer zahlreicheren Autofahrer, die ihre Motoren brüllen lassen, was das Zeug hält.)

Herrn W. aber scheint es vor allem darum zu gehen, alle Schuld am Krach auf die Mopedfahrer abzuwälzen. Zugegeben, das durchdringende, forcierte Gellen vieler Mopeds nervt am meisten. Aber abgesehen davon, daß es auch sanft schnurrende Mopeds gibt, sind motorisierte Zweiräder aller Arten unter den Krachmachern. Motorisierte Zweiräder aber werden im Luxemburger Sprachgebrauch kurz und bündig mit „Motorrad" oder „motocyclette" bezeichnet, und daran werde ich mich auch in Zukunft halten. Wenn ich besonders das Gellen der Mopeds meine, werde ich das schon hervorzuheben wissen; wenn allgemein den Lärm motorisierter Zweiräder, so werde ich von Motorrädern reden, und jeder halbwegs vernünftige Leser wird verstehen, daß damit die verschiedenen „Kräche" der verschiedenen Arten gemeint sind, Neben-, Unter- und Abarten miteinbegriffen.

Darüberhinaus möchte ich Herrn W. und seinesgleichen aber noch mitteilen, daß unserer Jugend außer dem Rumsitzen auf Motorrädern nicht nur das „Rumsitzen in Wirtshäusern" als Freizeitbeschäftigung zur Verfügung steht! Und nebenbei bemerkt, hat das alles mit Jahrgängen nur am Rande zu tun. Mir ging auch schon mit 17 der Krach der Dummen auf die Nerven, ebenso wie mich schon damals der Kult der Bequemlichkeit unserer „civilisation des fesses" (G. Duhamel) anekelte. So gibt es auch heute Jugendliche mit Gefühl, Gehirn und Gehör, welche den verdummenden Disco-Krach und das widerliche Heulen und Brüllen der Motorräder genauso ablehnen wie es die älteren Jahrgänge tun. Gefühllosigkeit und ihr Gegenteil sind nicht an Jahrgänge gebunden.

Was aber den üblichen, entschuldigenden Hinweis auf den „Unverstand" der Jugend betrifft, so wäre dazu folgendes zu sagen: Ist es in ihrem Interesse, so beansprucht die heutige Jugend, und mehr noch: ihre selbsternannten Verteidiger, im Handumdrehen eine Nachsicht, die höchstens Kleinkindern und unzurechnungsfähigen Vollidioten zusteht; das ist jedesmal der Fall, wo es um Verantwortung geht und um die Bereitschaft, für sein Tun einzustehen, zu haften, z. B. als motorisierte Verkehrsteilnehmer. Da stecken sie plötzlich samt und sonders noch in Kinderschuhen und betteln um Verständnis für ihre jugendliche „inconscience". Zugleich aber werden sämtliche Rechte der Erwachsenen gefordert mit einer Selbstherrlichkeit, daß den älteren Jahrgängen die Spucke wegbleibt vor soviel Süffisanz. Mir scheint, hier wird mit zweierlei Maß gemessen, und das ist unehrlich! (Sowieso, Verständnis ... wo bleibt denn dasjenige der Jugendlichen für die Erwachsenen und ihre Probleme? Ich habe bislang noch nicht viel davon bemerkt.)

In unserm Fall aber (Motorradkrach) wäre es an erster Stelle an den Eltern der Radaubrüder, sie doch aufmerksam zu machen auf die Auswirkungen ihres

Copyrighted material

jugendlichen Übermuts auf die lieben Mitmenschen. Das nennt man auch Erziehung. Und das scheint so manche Eltern heutzutage total zu überfordern. Ich frage mich tatsächlich immer wieder, seit der Krach vor ein paar Jahren losging, was in aller Welt in den Köpfen jener Eltern vorgeht, deren Sprößlinge mit ohrenzerreißendem Knattern und Gebrüll von zuhause fortbrausen, eine meterlange, blaue, stinkende Abgasfahne hinter sich! Sind diese Leute allesamt taub? Oder sind sie so total in ihre Nachkommen vernarrt, daß sie ihnen alles, aber auch alles verzeihen? Oder sind sie bloß froh, daß die lieben Kinder weg sind, je weiter und länger, desto besser, und um die Nerven der Mitbürger scheren sie sich einen feuchten Dreck? Es wäre wirklich interessant, doch einmal die Meinung von Eltern zu diesem Umweltproblem zu hören.

Es handelt sich aber, fürchte ich, hier nicht um bloße, unter Umständen verzeihliche „inconscience", es handelt sich nur zu oft um sturen, schlechten Willen. So hat mir z. B. ein „seriöser Zweiradfahrer" erzählt, daß sein Klub sich an diverse Mopedklubs gewandt habe mit der Bitte, doch auf weniger Lärm zu drängen bei ihren Mitgliedern, weil sich durch den Krach solcher Dummköpfe nach und nach alle Motorradfahrer unbeliebt machten bei der Bevölkerung. Antwort der Mopedfahrer: Sie könnten fahren, wie es ihnen beliebt (!). Ebenso ist es diesen vernünftigen Zweirad-Fans ergangen in individuellen Gesprächen, in denen diese jungen Männer, selbst ausgesprochene Motorradkenner- und fahrer, sich bemühten, minderjährigen Radaubrüdern klarzumachen, daß ihr stundenlanges Gellen durch die Straßen der Wohnviertel die Bewohner nervlich belaste. Antwort: „Ech ka fuere wou ech wëll!" Und diese dumme Frechheit sollten wir uns bieten lassen, ohne aufzumucken? Ja warum denn, in aller Welt!

tageblatt, 2. Mai 1981

P. S. 1998:

Seit diesen Klagebriefen und Artikeln hat die Plage nur wenig nachgelassen, siehe rezente Artikel wie: „Motorradlärm — schlucken oder handeln?" im L. W. vom 12. 8. 98.

Copyrighted material

Biergerinitiativ Nuetsrou

C'est avec un vif intérêt que le comité de la Biergerinitiativ Nuetsrou a pris connaissance de l'article «Motorradkrach» publié par Nelly Moia dans vos colonnes du 2.05.81.

Nous tenons à vous faire savoir que nous en partageons pleinement l'idée générale.

Comment en effet ne pas saluer le courage (ne risque-t-on pas de s'aliéner certains lecteurs ou électeurs?) et la clairvoyance avec lesquels Nelly Moia se saisit du problème, en opérant des distinctions qui, pour être évidentes, ne semblent pas encore s'imposer à tous.

Oui, il faut s'attaquer résolument à tous les bruits inutiles et excessifs, à toutes les sources de nuisances que n'imposent pas, comme une sorte de mal nécessaire, les obligations de la productivité, du travail et de l'emploi.

Oui, il convient de rappeler à tous les citoyens, fussent-ils jeunes ou vieux, parents ou enfants, la nécessité mpérieuse du respect d'autrui, et d'engager en ce sens de vigoureuses campagnes de sensibilisation et d'éducation.

Mais, et Nelly Moia a raison de le souligner, on ne peut, sous prétexte de l'inconscience ou de la mauvaise volonté de quelques-uns, sous prétexte des abus opérés par certains motocyclistes dans le cas présent, s'en prendre à tous les motocyclistes.

Quant aux adeptes impénitents du deux-temps tapageur, il faudrait peut-être les informer que le fait de trafiquer leur engin, en enlevant les filtres acoustiques et autres éléments absorbants de l'échappement, n'a pas comme seule conséquence d'augmenter le bruit émis par le véhicule. Il en résulte aussi une réduction de la contre-pression nécessaire au bon fonctionnement d'un deux-temps, ce qui provoque à la fois une perte de puissance et une augmentation de la consommation.

Quoi qu'il en soit, le plaisir prétendûment trouvé par certains dans l'ivresse du bruit ne saurait s'accomoder de la gêne provoquée pour le reste de la population et ce surtout pendant la nuit. Chacun sait que le bruit provoqué par un seul engin trafiqué suffit à troubler la tranquillité de tout un quartier.

Certaines communes (en particulier les centres touristiques) ont adopté des règlements interdisant la circulation des motocycles après certaines heures; ne faudrait-il pas, si les motocyclistes ne savaient pas eux-mêmes se discipliner, prôner l'extension de tels règlements à toutes les agglomérations? Il est bien entendu que dans ce cas, des dérogations devraient alors être prévues pour les gens se déplaçant pour leur travail.

tageblatt, 30 mai 1981

P. S. 1998:
Fait rarissime: On me soutient publiquement!

Copyrighted material

Zum Brief des Holländers

Im „Leserform“ vom 29.8. prangert ein Holländer, der eine Weile in Luxemburg zu Gast war, den hiesigen Mangel an Kinos an. Er hat ganz recht damit, es ist eine Schande, daß hierzulande die 7. Kunst so vernachlässigt wird.

Nicht einverstanden aber kann man mit der Auffassung des Schreibers sein, wenn er „Jugendliche aus Esch“ sozusagen als Märtyrer hinstellt, weil sie, ihren eigenen Aussagen zufolge, in ihrer Freizeit mangels mehr Kinos nichts weiter anzufangen wissen, als „Disco, nach Audun-le-Tiche, Passanten belästigen oder Vandalen spielen“. (sic)

Da muß man sich doch an den Kopf fassen und sich fragen, warum eigentlich seit Generationen in diesem Land Millionen in das sogenannte Erziehungswesen gesteckt werden, wenn das Resultat eine derart traurige Analphabeten-Mentalität ist. Aber abgesehen davon, daß es außer Discos und Kinos auch noch Bücher gibt, über denen Jugendliche spannende, herrliche Stunden verbringen und die sie stundenlang mit Freunden diskutieren könnten, hat es noch nie eine Gesellschaft gegeben, die ihnen, den Jugendlichen, soviele und so vielfaltige Möglichkeiten geboten hat wie die heutige.

Es gibt Sportfelder, Sport- und Schwimmhallen, offene und gedeckte in Hülle und Fülle, es gibt unzählige Sportklubs, vom Fußball bis zum Groupe Alpin. Die Jugendlichen können segeln, paddeln, in Speleo machen, joggen, klettern, 100 Möglichkeiten gibt es … Es gibt noch immer Fußtouren durch unsere herrlichen Wälder, Fahrräder und Ausflüge per Motorrad, es gibt kulturelle Klubs, ökologische und archäologische Aktivitäten, Lager, Ausflüge, es gibt Hobbies in Hülle und Fülle, ganz zu schweigen von den Möglichkeiten auf dem Gebiet der Musik. Die Jugendlichen haben Freizeit, Geld und brauchen **nur etwas eigene Initiative** zu entwickeln.

Kurz, wer sich langweilt in dieser Gesellschaft und wegen Kinomangels auf Disco und Vandalismus als Freizeitgestaltung zurückgreifen muß, ist selber schuld und ein trauriger Wicht.

P. S.

Ich wage kaum, daran zu erinnern, daß es sogar sowas gibt wie „idealistisches Engagement“, und wär's nur beim Tierschutz. Es gibt aber auch Amnesty International. Damit läßt sich so manche freie Stunde ausfüllen. Aber mir scheint, hier wird über triefendem Selbstmitleid das Mitleid für wahre Leiden vergessen.

tageblatt, 5. September 1981

Copyrighted material

Lärm und Lärm

Sogar als Tierfreundin vermag ich dem Krähenkrächzen keinerlei Wohllaut abzugewinnen, obwohl mir diese Vögel, die mit den Papageien zu den intelligentesten gezählt werden, sehr sympathisch sind. Ich finde ihr aufgeregtes Geschrei (das ich tagtäglich zu hören kriege) aber ausgesprochen komisch: es erinnert gar zu sehr an das maßlose Gezeter, das die Menschen bei jedem „Dreck" anzuheben pflegen. Jedenfalls war die Tötungsaktion, die vor ein paar Jahren in der Hauptstadt über die Bühne ging — es wurden dutzendweise kleine Krähen mit Stöcken und Stangen erschlagen — eine dumme Grausamkeit, die durch nichts zu rechtfertigen war.

Wo zu viele Nester tatsächlich eine Zumutung darstellen, müßte wenigstens früh genug eingegriffen werden, um die Vögel zum Abzug zu bewegen, früher als jetzt wieder in der Hauptstadt. Es dürfte doch Alternativen zur brutalen Zerstörung schon gebauter Nester geben, oder? Was sagt der Vogelschutz dazu? Können uns Erfahrungen aus dem Ausland nicht dienen? (Mit 'Ausland sind tierfreundlichere Länder gemeint als das unsere, England und Skandinavien etwa.) Man müßte die dortigen Vogelschutzvereine einmal anschreiben im Hinblick auf das nächste Frühjahr.

Was aber an der ganzen Debatte verdrießen kann, das ist der Umstand, daß hier mit allerletzter „rigueur" gegen Krähen vorgegangen wird, während andere, viel lästigere Krachmacher seit Jahr und Tag ungeschoren bleiben. Gemeint sind die zu lauten Motorradfahrer, unter ihnen vor allem eine Reihe von Leichtmotorradhelden, deren Lärm, im Gegenteil zu dem der Krähen, keineswegs zeitlich und räumlich begrenzt ist! Ebenfalls im Gegenteil zu den Krähen wird dieses äußerst nervenbelastende Gellen und Brüllen absichtlich provoziert, Lärm um des Lärmes willen, und zwar oft genug aus boshafter Freude an eben der nervlichen Belastung der Lärmgepeinigten.

Wie die Bürgerinitiative „Nuetsrou" vor kurzem hervorhob, hat eine Infratest-Umfrage in Deutschland ergeben, daß 38% der Befragten vor allem unter dieser Art von Lärm leiden, verglichen mit nur 17%, was Lastkraftwagen anbelangt: Das ist nur zu verständlich, denn am Motorradgellen erbittert eben die Tatsache, daß es auf völliger Willkür, Dummheit und Rücksichtslosigkeit basiert und in keinem Fall mit nützlicher Arbeit verbunden ist, wie das bei Schmelzen, Fabriken und Lastkraftwagen der Fall ist.

In unserem Land dürfte der Prozentsatz der derart Lärmgeplagten noch höher liegen, ist unser Land doch am meisten motorisiert — mit Abstand — von allen europäischen Ländern. Fragt sich nur, wann endlich die politischen Verantwortlichen den Mut aufbringen werden, der lärmgeschädigten Bevölkerung nicht nur in bezug auf Krähengeschrei zu Hilfe zu kommen. Angesichts der beträchtlichen Gesundheitsschäden durch Lärm wäre es so langsam auch an unserm Gesundheitsminister, vom Transport- und Umweltminister ganz zu schweigen, sich mit dem Problem zu beschäftigen.

Copyrighted material

Warum z. B. können Importbedingungen solche Motorräder, die jedes Kind auf ein Höchstmaß an Krach „trimmen“ kann, nicht verbieten? Ein solches, von irgendeinem Hohlkopf getrimmtes Zweirad verursacht immerhin den Lärm von 8 Autobussen, oder 10 Lastkraftwagen oder 20 Personenwagen! Und es sind ihrer Tausende im Lande... Und da regen sich die Leute über die Krähen auf...

Nelly Moia

tageblatt, 24. April 1982

Copyrighted material

Qualité de vie eschoise

Dès 5 h du matin, le fracas des camions se fait entendre à quelques dizaines de mètres de la fenêtre (fermée, bien sûr) de la chambre à coucher. Il ne cessera que vers 7 h du soir, continuant sans interruption à midi, empoisonnant toute occasion de se relaxer après le déjeuner sur la terrasse par exemple. Relevons qu'à l'époque où les résidents de ce quartier y ont bâti et s'y sont installés, les responsables de la commune (toujours les mêmes...) promettaient à qui voulait l'entendre, que jamais une route à grande circulation n'y serait construite. Elle le fut deux ou trois ans après les belles promesses...

Le soir, quand le bruit du trafic normal, lié au travail, se calme enfin, c'est celui des motards qui démarre, d'ailleurs dès la sortie des classes. Sur des engins bricolés hurlants, de jeunes barbares se font un malin plaisir d'énerver tous les non-motards, passent et repassent, ignorant ou feignant d'ignorer tout d'un certain règlement qui leur interdit, depuis septembre 1979, le passage répété aux mêmes endroits, sans nécessité. Personne pour le leur rappeler, évidemment, pas plus que les règles les plus élémentaires de la considération pour autrui. (On se demande des fois ce que les parents de ces chers petits entendent par éducation).

A cette avalanche de bruyance (qui augmente d'année en année), s'ajoute depuis peu, le bruit des explosifs censés fêter le Nouvel An ou encore quelque soirée de Carnaval, mais qui, aux mains des enfants, produisent leur bruit si pénible des mois durant... Il est défendu de les faire exploser en des lieux publics, mais là encore, cette petite mesure de protection contre le bruit n'existe que sur papier. Le mieux serait d'interdire l'usage et la vente aux mineurs, mais quel politicien daignera s'occuper de si peu, je veux dire, de la protection contre le bruit gratuit, volontaire, mufle...

Fuyons la ville polluée par la bruyance, retrouvons les très belles forêts qui la bordent surtout vers le Sud. Il est d'ailleurs remarquable que notre région industrielle ait su et pu se garder ces magnifiques forêts à deux pas des usines et aciéries, tant à Esch qu'à Schifflange, à Dudelange, à Differdange. Les «Bierg» des diverses localités avec leurs crevasses de rochers rouges, ex-minières au charme sauvage, envahies peu à peu par la broussaille, entourées de vastes forêts de hêtres, d'épicéas, d'érables et de bouleaux mélangés, ont inspiré les tableaux d'un Rabinger et compensé pour des générations de «Minettsdäpp» l'absence de charme, côté architecture et urbanisme, dans les localités mêmes, grises et sans fantaisie.

Peu de Luxembourgeois en-dehors des habitants du bassin minier connaissent la beauté si particulière aux forêts de la région, due à un mélange harmonieux de la nature et de l'industrie, comme il n'en existe nulle part ailleurs de par le pays. La douceur idyllique du vallon de l'Ellergronn avec ses étangs que peignit si souvent Mousset, havre de paix pour des générations d'Eschois — écoliers à

Copyrighted material

bicyclette s'y réfugiant en faisant l'école buissonnière, promeneurs solitaires, familles y venant pique-niquer — cet Ellergronn n'est guère connu au-delà des frontières restreintes de notre région.

Mais là aussi, terminé le temps de la sérénité et de toute «qualité de vie». A moins d'avoir de la chance, on y est livré sans défense au vacarme tonitruant de motards qui se fichent de la «Waldesstille» comme de l'an quarante et du besoin de calme de leurs concitoyens encore plus. Et lequel de nos hommes ou femmes politiques oserait les réprimer (à Esch comme partout ailleurs, il faut bien le dire) et venir au secours des citoyens qui, au bout d'une journée ou semaine laborieuse, recherchent dans la zone dite de repos et de récréation ce repos et cette récréation?

Bien plus, non seulement les autorités n'interviennent pas pour juguler les mufles à deux-roues, elles permettent encore l'installation de deux (!) terrains de tir au cœur même de ladite zone et cela sans exiger de la part des associations en question des mesures antibruit! Un véritable cadeau pour les rentiers qui se promènent par là et ne manquent pas de sursauter aux soudaines détonations qui déchirent le silence avec brutalité des après-midi durant...

En résumé: à ce jour, aucun politicien de ce pays n'a osé s'attaquer au fléau du bruit — pas au bruit tout court, ce qui serait la mer à boire, mais au bruit absolument gratuit, volontaire, le produit de la muflerie ou de l'inconscience. Cependant, il y a certainement peu de localités dans ce pays, où la complaisance envers ces «bruiteurs» a atteint un degré aussi scandaleux qu'ici à Esch. Vu la surdité (c'est le cas de le dire) des responsables communaux quant aux doléances de citoyens individuels, espérons que le groupe régional du «Mouvement écologique» nouvellement constitué saura enfin faire bouger ceux et celles censés représenter les intérêts de leurs concitoyens.

Le Républicain Lorrain, 21 avril 1982

Promenade oder Motocross?

Vor ein paar Jahren lie sich die Escher Gemeinde das Instandsetzen des Lankholzer Waldes eine Stange Geld kosten. Mittels der Motorsäge verschaffte man zum erstenmal den Fugängern Zutritt zu dem einst so dichten Wirrnis von Eichen und stachligem Untergehölz. Bald schlängelten sich weitläufige, breite Promenaden durch das Dickicht, „dichtbevölkert" von Fugängern: Herrchen und Frauchen mit ihren Hunden, die um die freundschaftlich plaudernden Gruppen herumtollten, Kinder, die (hin und wieder auftauchend) Indianer spielten und die „Wildnis erforschten", ältere Ehepaare, Rentner, die die anliegenden Viertel bewohnen.

Copyrighted material

Es war zu schön, um wahr zu bleiben, Freude und Erholung waren von kurzer Dauer, vertrieben und verjagt sind die friedlichen Spaziergänger; auf den „Promenaden" preschen heute die Motorräder heran, und nur ein schneller Sprung zur Seite verhindert, da man über den Haufen gerannt wird. Das aber können sich die Alten nicht leisten, jederzeit mit Stock und Dackel sprungbereit zu sein . . . Was die Hunde betrifft übrigens: kürzlich wurde der Boxer einer Spaziergängerin auf einer Promenade hinter dem Galgenberg von einem Motorrad angestoßen und tödlich am Kopf verletzt.

Die Rowdies im Lankholzer Wald benutzen einen zusätzlichen Trick, um die Fußgängerwege von Fußgängern frei zu halten: sie erschrecken die nichtsahnenden Leute, indem sie ungewöhnlich laut krachende Explosive, eine Art Knallerbsen, hart in ihrem Rücken losgehen lassen. Da einem alten Menschen dabei das Herz stockt, ist anscheinend für diese Flegel ein ganz besonderer Genuß.

Hunde aber reagieren auf Explosive direkt panisch und rennen kopflos davon, wobei sie riskieren, auf der nahegelegenen Monnericher Straße unter ein Auto zu geraten.

Kurz, es wäre wünschenswert, wenn Polizei und Gendarmerie dem Lankholzer Wäldchen etwas mehr Aufmerksamkeit zollten als bisher, da der einzige (!) Feld- und Waldhüter, den sich Esch leisten kann, das weite Gebiet von der französichen bis zur Monnericher Grenze allein nicht wirksam überwachen kann. Mittlerweile ist es schade um die vielen Bäume, die vor drei Jahren hier im Lankholzer Wald gefällt wurden, um im Endeffekt Motorrädern Platz zu machen.

tageblatt, 10. Oktober 1981

P.S. 1998:
Siehe auch: „Motorräder im Wald" (Kayl) *tageblatt, 12. Mai 1984*

Copyrighted material

Motocross - Problem Schifflingen

Mit größtem Interesse und Beifall habe ich am 11. Februar im „tageblatt" den Leserbrief über das Motocross-Problem in Schifflingen gelesen.

Es geht darin die Rede von der Belästigung der Einwohner durch das Geheul dieser Vehikel. Daß es sich hier um eine nervenzermürbende Zumutung handelt, braucht wohl nicht weiter erörtert zu werden. Welcher Leser, außer Motocross-Fanatikern, möchte schon in der Nähe eines solchen Terrains wohnen?

Aber nicht nur die Schifflinger, die in Hörweite dieser Piste leben, haben seit geraumer Zeit die Nase (und die Ohren) voll des widerlichen Brüllens und Knatterns. Auch die vielen Spaziergänger und Naturfreunde, welche die außerordentliche Schönheit des Schifflinger Bergs lieben und immer wieder aufsuchen, leiden seit Jahren unter der Rücksichtslosigkeit motorisierter Lümmel, welche auf den Wegen dahergeprescht kommen, wobei sie den Wald mit Krach und die Luft mit stinkenden Abgasen erfüllen, so daß von Waldesstille und Waldeinsamkeit nichts mehr übrig bleibt.

Was hat der ruhebedürftige Städter und Fußgänger noch von einem derartig verdorbenen und vergällten Ausflug ins Grüne, in die sogenannte Ruhe- und Erholungszone seiner Ortschaft? Er kommt, statt ausgeruht und glücklich, erbittert und niedergeschlagen nach Hause zurück. Das nächste Mal aber setzt er sich ans Steuer seines Autos und sucht das Weite, sucht — indem er zur Energievergeudung und Luftverseuchung beiträgt — per Auto weitab von Schifflingen (und sogar dem gesamten Minett) die Ruhe und Erholung, die er in den Naherholungszonen der Minettortschaften nicht mehr findet. Und die vielen kleinen Leutchen, die Rentner, die sich nicht mehr forsch an ein Steuerrad schwingen können, um wegzubrausen? Die haben eben Pech gehabt.

Außerdem leiden auch Tier und Natur unter diesem Treiben. U. a. die kostbaren Minett-Biotope der Erzgruben kommen immer mehr unter die Räder. Das letztemal, da ich versuchte, Schmetterlinge auf dem Schifflinger Berg zu fotografieren, wurde ich regelrecht in die Flucht geschlagen durch das Auftauchen zweier Motorräder, welche ihre Kreise im blumigen Trockenrasen drehten und die Lichtung mit Krach und Gestank erfüllten.

Seit Jahren schon versäumen die Politiker es, hier durchzugreifen, wohl weil sie auf die Stimmen der Jungwähler aus sind wie die Fliegen auf Honig. Desto mehr ist der unerschrockene Einsatz des Schifflinger Bürgermeisters zu begrüßen — und zur Nachahmung zu empfehlen!

tageblatt, 25. Februar 1989

P. S. 1998:
Originaltitel: „Genug des Krachs im Wald"

Copyrighted material

Pas de motocross au Lallengerbierg !

Monsieur le Ministre, (*)

Par la présente je me permets d'attirer votre attention sur le grave danger qui menace un des plus beaux paysages du bassin minier, sinon **le** plus beau du type Mini-Colorado, à savoir le malheureux « Lallengerbierg » qui fait partie du « Schefflenger Bierg » et en constitue l'ex-minière à ciel ouvert (le long de la route du Poteau de Kayl).

Vous vous souvenez peut-être encore de la campagne du printemps dernier, quand ce site extraordinaire semblait menacé par des projets de routes (de contournement du « Neidierfchen »). Alors que ces projets-là ont été mis en veilleuse pour le moment, voilà que les bourgmestres de Esch, Schifflange et Kayl viennent d'excogiter une idée aux conséquences désastreuses pour la zone concernée. En effet, avec la bénédiction des « Eaux et Forêts », ils s'apprêtent à abandonner le « Lallengerbierg » aux motards du moto-cross M.U.L. que les Schifflangeois ne supportent plus (et à raison) sur la piste, où ils font leur fracas depuis des années.

Evidemment personne (aucune commune) ne veut de ces engins puants et hurlants sur son territoire, de sorte qu'il est difficile de dénicher dans notre petit pays un endroit adéquat comme « abscès de fixation ». Mais faut-il pour autant les infliger au « Minett », région déjà si bruyante, si peuplée et industrialisée que les quelques bouts de nature intacts et calmes y sont de véritables oasis?! Faut-il sacrifier celle-là à un groupe de personnes qui sont indifférentes à la nature, des personnes qui ne se gênent pas de porter au cœur des plus belles zones « le bruit et la fureur », la pollution accoustique et les gaz d'échappement?!

Pour une poignée de ces barbares on passe outre au besoin des promeneurs, des gens qui recherchent dans les zones vertes de leurs communes le silence et la paix qui ont disparu de nos localités. Et les hommes politiques osent invoquer à tout moment ces mêmes besoins!

Le projet en question, dont j'ai eu vent par hasard — ces choses-là se trament en toute discrétion, bien sûr — ce projet prévoit de laisser les motards pénétrer sur le terrain à mi-hauteur du Poteau de Kayl, par la petite route de l'ARBED qui les amènera jusqu'à l'extrémité sud au-dessus de la Cité Leesberg (dont les habitants seront ravis d'apprendre ce qu'on leur prépare...) (tout comme ceux du « Neidierfchen », ainsi que les nombreux promeneurs qui depuis des années ont trouvé sur ces hauteurs une paix et une beauté, des vues parmi les plus magnifiques du Luxembourg!). A côté de la Cité Leesberg donc on leur aménagera un parking, d'où ils pourront se ruer, par la route supérieur de l'ARBED, à l'extrémité nord du malheureux terrain; comme ça la pollution acoustique et atmosphérique sera bien répartie, tout le monde aura sa part, et les hurlements/pétarades qui déjà maintenant pénètrent jusqu'à la « Gleicht » eschoise, derrière le « Gâlgebierg », se seront encore rapprochés...

Copyrighted material

Bref, je ne connais personne qui ne soit sidéré par cette initiative des (ir)responsables politiques; mais déjà la résistance s'organise[...] Je vous adresse ces lignes presque désespérées, vraiment épuisée par la nécessité de défendre notre environnement **année après année** contre de telles initiatives. A quoi bon avoir fait mes belles expositions sur «La Splendeur du Minett», sur les papillons, et les textes rédigés dans le but de **préserver** ces zones merveilleuses?

S'il vous plaît, usez de votre influence, de tous les moyens à votre disposition pour faire revenir sur leur décision insensée les bourgmestres en question. (Merci d'avance!).

En vous remerciant de votre attention, je vous prie, Monsieur le Ministre, d'accepter mes salutations les plus sincères,

23 mars 1989

Nelly Moia

(*) Lettre à Robert Krieps, Ministre de l'Environnement

Copyrighted material

Der Schandfleck auf dem Schifflinger Berg muß endlich weg!

Von wegen hat sich noch kein Schifflinger Bürger von Lärm, Staub und Abgasen belästigt gefühlt, wie im Leserbrief von M. C. behauptet wurde. Genau das Gegenteil ist der Fall. Seit etwa 20 Jahren bemühen wir uns, als Privatleute, diese Flurverschandelung zu stoppen.

Bei allen nur möglichen Instanzen haben wir interveniert. Bei der Polizei, beim Förster, beim S. I und bei der Arbed. All diese Kämpfe während Jahren hatten kein konkretes Resultat. Wir wurden besänftigt, vertröstet, es geschah nichts!

Unseren Wunschtraum für bessere Lebensqualität hatten wir schon begraben, als uns die frohe Nachricht erreichte, die Arbed hätte auf dem Berg Motorfahrverbot erteilt. Hätten wir das große Los gezogen, unsere Freude wäre nicht größer!

Wanderer, Spaziergänger, Jogger, Mütter mit Kindern, Rentner aus Nörtzingen, Kayl, Esch, Lallingen und Schifflingen können jetzt endlich ohne Lärm, ohne Abgase und ohne Staub unseren Berg genießen.

Endlich ist Schluß mit Motorterror auf einem der erhaltungswürdigsten Biotope Schifflingens. Als eine bodenlose Gemeinheit haben wir empfunden, Nelly Moia, [. . .] die sich unter uneigennützigem, schonungslosem Einsatz, ob für Menschenrecht, Natur- und Tierschutz, in der Kulturszene viele Verdienste erworben hat, zu rügen.

[. . .]

Unserm Bürgermeister, der sich ehrlich und engagiert für die schon arg malträtierte Umwelt einsetzt und in der Dorfverschönerung mit großen Erfolgen aufzuwarten hat, gebührt uneingeschränktes Lob.

Fam. G. B. Schifflingen

tageblatt, 25. März 1989

P. S. 1998:
Das war Balsam auf meine „Seele“!

Copyrighted material

Hilferuf an Naturschützer

Am 30. April 1989 wird die Motocross-Piste auf dem Schifflinger Berg endlich geschlossen — zur Freude aller Naturfreunde der umliegenden Gemeinden, welche die Hoffnung auf ein Ende des Schreckens fast aufgegeben hatten.

Schon aber steht ihnen ein neuer Schrecken ins Haus. Unglaublich aber wahr: ein weiterer Teil des unglückseligen „Bierg" soll nun unter die Räder kommen! In der Tat planen die Autoritäten, dem Motocross den herrlichen „Lallengerbierg" auszuliefern! Die „Eaux et Forêts" haben schon ihren Segen dazu gegeben. Gegen diese unsinnige Wahl sprechen folgende Gründe:

1) Der „Lallengerbierg" ist eine der schönsten, wenn nicht **die** schönste der charakteristischen Minettlandschaften vom Typ „Mini-Colorado". Die roten, zerklüfteten Felsenterrassen im Grün, die weiten, prächtigen Aussichten von den Promenaden oberhalb, sowie der Trockenrasen voller Wildblumen am Fuße der Klippen und die weithin herrschende, wohltuende Stille sind **unvereinbar** mit der Ausübung eines umweltbelastenden Sports wie es der Motocross ist: der Boden wird aufgewühlt, die Luft mit Abgasen erfüllt und die ganze Gegend akustisch verseucht durch das Heulen und Knattern der Motoren.

2) Der „Lallengerbierg" ist ein beliebtes Erholungsgebiet für Naturfreunde, Spaziergänger und Jogger aus den umliegenden Gemeinden (und von weiterher ebenfalls, denn immer mehr Luxemburger aus andern Landesteilen sind im Begriff, die Schönheit des Luxemburger Südens zu entdecken). Sollen ihre Rechte, ihr Bedürfnis nach Ruhe mit Füßen getreten werden? Werden **sie** nicht gefragt? Was bedeuten dann noch Worte wie „Lebensqualität" und „Umweltschutz" im Munde der Politiker?

3) „Der „Lallengerbierg" (wie auch der „Hutbierg" und ähnliche Ex-Erzgruben) hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem wahren ökologischen Paradies entwickelt. Eine oft seltene, originelle Fauna und Flora, die andernorts durch die modernen landwirtschaftlichen Methoden und Mittel gefährdet sind, haben im Minett eine Zuflucht gefunden. Nicht umsonst hat die Luxemburger Natur- und Vogelschutzliga in Brüssel diese Zonen als Naturschutzgebiet vorgeschlagen. Und letztes Jahr, als Straßenbaupläne denselben „Lallengerbierg" bedrohten, unterzeichneten eine große Anzahl von Primär- und Sekundarschullehrern (Biologie- und Kunstprofessoren) eine Petition zum Schutz des gesamten Gebiets wegen seines außergewöhnlichen ästhetischen und ökologischen Wertes.

In anderen Worten, **genau dieselben** Gründe, welche angeführt wurden, um die gegenwärtige Motocross-Piste zu schließen, sprechen gegen die Wahl des neuen Standorts: sie ist ökologisch nicht zu verantworten und unvereinbar mit den Rechten der übrigen Bevölkerung auf Ruhe und wahre Erholung in dieser

Copyrighted material

Grünzone. Die Entscheidung, ausgerechnet den „Lallengerbierg" einem Motocross-Klub zu opfern, ist ein Schlag ins Gesicht all jener, die sich seit Jahren um Naturschutz im Süden des Landes bemühen.

Es stellt sich darüberhinaus die Frage, warum überhaupt und immer wieder die Minettgegend herhalten soll, um eine Piste für diesen umweltbelastenden Sport zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich schließlich um den am dichtesten bevölkerten Teil des ganzen Landes, zersiedelt und industrialisiert bis zum Geht-nicht-mehr. Muß nun ausgerechnet hier eine der wenigen und letzten Oasen der Stille einem Motocross-Verein ausgeliefert werden? Warum sollen die „Minettsdäpp" dies ohne aufzumucken hinnehmen? Weil andere Landesteile bzw. Orte den MUL nicht wollen, seine Abgase und seinen Lärm von sich weisen? Ist also das Minettbassin die Müllgrube des Großherzogtums, wo es auf mehr oder weniger Krach und Dreck nicht mehr ankommt? Darf dem Minett alles zugemutet werden?

Von den verantwortlichen Autoritäten verlangen wir deshalb die feste Zusicherung, daß die Motocross-Piste **nicht** auf den „Lallengerbierg" verlegt wird! Dieses Versprechen gilt natürlich auch für die Zeit **nach** den Wahlen(!). Zudem verlangen wir, daß **kein** Terrain im Minett dem MUL zur Verfügung gestellt wird **ohne** vorherige Rücksprache mit den Umweltschutzorganisationen. Gegen eine Nacht-und-Nebel-Aktion würde sofort eine Bürgerinitiative ins Leben gerufen werden.

(*) *Brief vom 26. März 1989*

Siehe Pressemitteilung (t - 8.4.89) „Nicht auf dem Lallengerbierg" von LNVL (Esch), M. E. (Esch); Déi Gréng (Esch); Interessenverein Esch/Neudorf.

Copyrighted material

Niemand will sie!

Ab 1. Mai dieses Jahres dürfen die Motocross-Fahrer des M.U.L. nicht mehr auf ihrer bisherigen Piste auf dem Schifflinger Berg fahren. Das ist in knapp einem Monat. Und eine andere Stelle für eine solche Piste vermochte bislang niemand ausfindig zu machen!

Das ist kein Wunder: Niemand will den Krach in seiner Nähe haben. Egal wo bis jetzt diese Piste verlegt werden sollte, drohten die Bürger (Anrainer, Naturschützer, Erholungssuchende) mit Bürgerinitiativen oder organierten welche (mit Erfolg). Diese Abwehrreaktionen sind durchaus verständlich und berechtigt. Wer die Gegend mit Krach und Abgasen erfüllt, darf sich nicht wundern und den Märtyrer spielen, wenn sich seine Mitbürger zur Wehr setzen. Es gibt schließlich noch eine Unmenge anderer Möglichkeiten in Sachen Freizeitbeschäftigung und andere Sportarten, in denen man Mut, Geschick und Fitneß beweisen kann. Die Motocross-Fahrer schaffen sich ihre Probleme selbst.

Luxemburg, wie kürzlich ein Bekannter bemerkte, ist nun einmal nicht Kanada, Amerika, ein großflächiges Land, wo für derlei umweltbelastende Sportarten genügend Platz zur Verfügung steht. Wir leben gedrängt auf einem winzigen Raum von 84×56 km^2, dicht besiedelt, zersiedelt. So muß denn eine solche Piste unweigerlich auf Kosten der Allgemeinheit gehen, ob es sich da um die Lebensqualität einer nahegelegenen Ortschaft handelt, um eine landwirtschaftlich genutzte Fläche oder um eine noch einigermaßen stille, intakte Natur- und Erholungszone.

Die Natur ist hierzulande schon mehr als genug verschandelt worden durch überzählige Straßen, überflüssige Industriezonen, durch ungehemmt wuchernde Zersiedlung. Nun sollen auch noch Golfplätze, Feriendörfer, alle möglichen Sportpisten sie zusätzlich zerfressen. In der Tat sind Sport, Tourismus, unsere Freizeitgesellschaft zu den gefährlichsten Feinden der Natur geworden, weil soviele Menschen für Naturschönheit blind und Waldesstille taub sind. Wenn der gegenwärtig sich anbahnende Trend andauert, werden die Erholungsgebiete, bes. die Naherholungszonen der Ortschaften, bald nur noch Erholungszonen für die Lärmwütigen und die Krach-Heinis sein. Der Stille aber kann zusehen, wo er hinkommt im Wald, zwischen den allenthalben ballernden Schießständen und den Motorrädern.

Bald sind Wahlen. Wo sind die mutigen Politiker, welche dieser landschaftlichen Gangräne und der akustischen Verseuchung entgegentreten?

tageblatt, 8. April 1989

P. S. 1998:

In Wahlkämpfen wird oft um die Motocrossfahrer geworben. Das kann gefährlich sein ...

Copyrighted material

„Aufgebohrte"

Es ist zwar gut, daß Sie endlich das Lärmproblem aufgegriffen haben in Nr. 3/83, aber da Sie in dem ganzen Artikel das nervlich überaus belastende Gellen und Knattern „aufgebohrter" Motorräder nicht einmal erwähnt haben, das ist doch ein starkes Stück. Die deutsche Meinungsumfragegesellschaft Infratest befragte (1982) Lärmbelästigte nach der größten Belastung: 17 Prozent gaben LKW an, 7 Prozent PKW; 21 Prozent den Lärm startender Flugzeuge; eine sehr hohe Zahl aber, nämlich 38 Prozent, gab Mofas und Mopeds an. Auch in Ihrer Dezibeltabelle fallen die Motorräder durch ihre Abwesenheit auf. „Aufgebohrte" erreichen leicht 100 bis 110 Dezibel, und sie fahren zu Zigtausenden herum.

(N. M.)

Leserbrief in „natur" Juni 1983

Das Loch

Bei der Kontrolle fiel es auf: es gab ein Loch im Auspuffrohr meines Wagens. Es verursachte Lärm, nicht viel, aber immerhin. Also gab es auch — verdientermaßen — ein Loch in die Kontrollkarte.

Nach mir kam ein Motorradfahrer dran, wurde kontrolliert. Sein Auspuffrohr war intakt, alles andere stimmte auch, also gab es da kein Loch in die Kontrollkarte.

Nur: Auch ohne Loch im Auspuffrohr machte dieses Zweirad unvergleichlich mehr Krach als mein Wagen mit dem leicht beschädigten Auspuff.

So ist es: Tagtäglich, jahraus, jahrein knattern und heulen die Motorräder durch die Gegend, unbehelligt von sämtlichen politischen Verantwortlichen, die seit Jahrzehnten beteuern, die Bürger gegen nervenden, vermeidbaren Lärm schützen zu wollen. Mir scheint, hier gibt es ein Loch in der Gesetzgebung.

tageblatt, 11. November 1995

Copyrighted material

5. Esch/Alzette (Umgebung)

Copyrighted material

Ellergronn

Die Lichtung zwischen den beiden Weihern liegt still in der neuen, wohlig wärmenden Sonne eines strahlenden Frühlingstags. Das kissenartige gelagerte, trockene Gras des Vorjahres gibt ein weiches Ruhepolster ab, während mir mitunter eine eben erst geweckte Biene pressiert an der Nase vorbeisummt. Ein Eichelhäher — kurz mit hellblau blitzenden Flügeln vorbei — hat gerade seinen bekannten Mißton ins allgemeine Zwitschern und Flöten gemischt.

Der „Große Weiher", abwechselnd türkisgrün und tiefblau, im Winter oft genug fotografiert, lockt heute weniger als der in tiefer Mulde und Riedgras versteckte „Kleine Weiher". Seit einigen Tagen ist der waldige Kessel vom sanften Quaken unzähliger verliebter Kröten erfüllt, ein diskretes „Froschkonzert", kaum hörbar auf ein paar Dutzend Meter Entfernung. Über dem Weiher aber schwebt — ich traue meinen Augen kaum — in der Mittagssonne, mit lichtdurchtränkten, durchsonnten Flügeln: eine prächtige, rotbraune Fledermaus, so dick wie eine Kinderfaust, zickzackt herum und fängt Mücken! Einmal wäre sie mir fast mitten ins Gesicht gezuckt.

Der gute Tümpelgeruch ruft Erinnerungen an Ellergrund-Erlebnisse wach. Ich denke an unsere allererste „Begegnung", da ich auf Kinderbeinen über das holprige Eis des Großen Weihers stolperte, unter mir die beängstigende, dunkelgrüne Tiefe. Dann, Jahrzehnte hindurch, mit fünf aufeinanderfolgenden Hunden, die langen, herrlichen, einsamen Wanderungen zum stillen Ellergronn. „Wald ist Ruhe", schreibt Walser. Waldesstille.

Dann entdeckten wir zu mehreren das Floßfahren, auf primitiv gebastelten Brettern; es waren unsere Karl-May-Jahre... Einmal kam uns mein großer, schwerer Hund nachgeschwommen, wurde an Bord gehievt, und schon versank unser Schiff unter dem zusätzlichen Gewicht bis zu unseren Waden. Oh Schreck, wir Kinder erzählten ja immer, daß man, in den Schlingpflanzen des Ellergrunds verstrickt, unweigerlich ertrinken müsse! Trotzdem, in jugendlichem Übermut — ich könnte mich noch heute ohrfeigen dafür — ging ich einmal über das leicht krachende, auftauende Eis des Großen Weihers im Vorfrühling, weit und breit kein Mensch...

Es war schöner an den Ufern früher, als die Vandalen der 70er Jahre noch nicht die vielen Bäume abgehackt hatten, die hart am Wasser standen und sich manchmal weit hinüberneigten, so daß man auf einem Ast fast horizontal über dem Wasserspiegel liegen konnte, den dicken Fischen zuschauend, die nach Fliegen sprangen.

Mit siebzehn bin ich sogar einmal im Großen Weiher geschwommen, an einem warmen Sommermorgen, ganz gegen meinen Willen, denn mein Hund warf mich sozusagen hinein. Das kam so: er sollte schwimmen, hatte ich dummerweise bestimmt, doch das Biest sträubte sich, so daß ich es um den Bauch faßte und zum Ufer schleppte; aber gerade dort, wo das Wasser am tiefsten ist, stellte

mir der Kerl ein Hinterbein, und wir plumpsten beide hinein! Mit zweimal allen Vieren rudernd gelangten wir wieder an Land, wo ich mein rosa Kleid auszog, es über eine Hecke zum Trocknen hängte und mich in blütenweißer Unterwäsche danebenhockte, ebenfalls zum Trocknen.

Während ich mit halbgeschlossenen Lidern über die schimmernde Wasserfläche blinzelte, sah ich plötzlich am gegenüberliegenden Ufer einen Mann, der hinüberstarrte, als habe er eine Erscheinung — huch! mit einem Satz auf, ins Kleid und über alle Berge. Das Kleid war trocken, als ich außer Atem zuhause anlangte.

Heute schmücken große Fotos vom herbstlich goldenen Ellergronn meine Zimmerwände und unzählige Bilder meine Fotoalben. Warum gibt es eigentlich im Staatsmuseum keine Reproduktionen der schönen Bilder Moussets als Karten zu kaufen?

George Eliot hat in „The Mill on the Floss" diese Liebe zur Natur, die mit Kindheitserinnerungen verknüpft ist, in ein paar ergreifenden Sätzen mit der späteren Liebe für objektiv schönere Landschaften und Blumen verglichen: letztere, ob prächtige Hibiskusblüten oder Kamelien, kommen nie an die schon mit Kinderhändchen gepflückten Schlüsselblumen heran. Ebenso ergeht es seit Generationen den Escher „Waldläufern" (ich spreche nicht von trimmbewußten Joggern) mit dieser, von Auswärtigen nicht einmal geahnten Wald- und Weihergegend der Minettemetropole. Jahrelang vermochte mich an heißen Sommertagen kein noch so schöner Ausflug ins Ländchen zu locken, solange ich im tiefen Schatten der hohen Tannenwand die sonnengetränkte, von lautem Summen erfüllte Lichtung entlanggehen konnte zum kühlen Kleinen Weiher in seiner waldigen Mulde.

Jahre — nein, jahrzehntelang bangte ich um diese wunderbare Weltabgeschiedenheit fünf Autominuten von einer Industriestadt entfernt, und vermochte es nicht zu glauben, daß man den Ellergrund so unberührt Jahr um Jahr vor sich hinträumen ließ. In Alpträumen stellte ich mir seine „touristische Erschließung" in den Händen rühriger Gemeindeväter vor, komplett mit Coca-Cola- und Grillständen, weithin plärrenden Jukebox-Schnulzen, Asphaltparking- und zufahrtsstraße, kurz, der stille Ellergrund als zugkräftiger Rummelplatz.

So schlimm ist es bislang nicht gekommen, aber fast so schlimm. Zuerst erteilten die Gemeindeväter einer Styropore-Fabrik die Ermächtigung, in der Nähe der Lichtung ihren weißen Dreck anzuhäufen, der sich denn auch prompt in Stücken jeder Größe im und um den Großen Weiher wiederfand. Kinder bauten sich Boote aus dem Kunststoff, und im November vor ein paar Jahren ertrank ein Fünfzehnjähriger, als ein solches Boot kenterte. Erst dieser Tage nimmt der Styropore-Spuk so langsam ein Ende, da die Firma in Konkurs geraten ist.

Kein Ende aber ist abzusehen, was eine schlimmere Plage betrifft: die Invasion des ehemals so stillen kleinen Paradieses durch Horden motorisierter Hohlköpfe, für Waldesstille taub und für Naturschönheit blind. Immer wieder erfüllen sie Lichtung und Wald mit Motorradgebrüll und Abgasgestank. Wenn es nicht vom Schießstand herüberballert, ist heute Moussets träumende Weiher-

Copyrighted material

gegend akustisch verseucht vom forcierten Heulen motorisierter Zwei-räder... Natürlich vermag man den Barbaren mitunter zu entgehen, sie suchen ja auch noch andere Wälder heim. Aber der ehemals so wunderbaren Stille kann man nie mehr sicher sein. Mein „Ellergronn" gehört der Vergangenheit an.

Perspektiv, Nr. 86, August 1986

P. S. 1998:

S. auch „Gefährdete Bäume im Ellergronn" (t - 3. 11. 79)

Und am 28. 8. 78 hatte die Vogelschutzliga mir geschrieben: „L'ARBED se réserve la possibilité d'aménager éventuellement un entrepôt dans le site Ellergronn qui doit donc être considéré comme menacé par l'industrie [...]"

Da kann man 1998 rückblickend nur sagen: „Noch einmal davongekommen!", nun da die schöne Gegend ein Naturschutzgebiet ist. (Aber: erfüllt vom Ballern des nahen Schießstandes...)

Copyrighted material

Comptons sur la chance . . .

Depuis des mois des groupes d'enfants peuvent s'adonner à une navigation mortellement dangereuse sur l'étang Liégeois de l'Ellergronn aux abords de la ville d'Esch et de la frontière française.

Ils se servent en effet de bacs qu'ils ont taillés dans des blocs en styropore ultralégers et donc susceptibles de chavirer à la moindre secousse. Or, quoique l'attention des responsables communaux ait été attirée sur ces faits dès le printemps dernier, aucune mesure efficace n'a été prise pour mettre fin à ces jeux. Le 6 novembre dernier, la première inévitable noyade se produisit donc. La victime en fut un garçon eschois de 14 ans.

Incroyable mais vrai: malgré cet accident, personne à l'hôtel de ville ne songea à donner l'ordre aux ouvriers de la commune d'enlever les bacs en question (un travail d'une demi-heure tout au plus). Une lettre du 4.12.1982, avertissant le conseil communal de la nécessité de faire enlever ces cercueils flottants resta sans réponse, sans effet. Ce n'est que lorsque cette négligence scandaleuse fut dénoncée dans les colonnes du « Républicain Lorrain » le 3.1.1983 qu'on daigna bouger quelque peu. (Entretemps la navigation continua de plus belle, des groupes de jeunes ayant encore été observés sur l'étang le jour même de la parution de cet article.)

On a donc enfin réagi, mais vous ne devinerez jamais comment, chers lecteurs. En effet, là où le bon sens le plus élémentaire, où le plus simple sens des responsabilités imposent une seule et immédiate mesure: l'enlèvement des embarcations, on a préféré pondre laborieusement une lettre aux propriétaires du dépôt de styropore, leur démandant de faire nettoyer « les alentours de leurs dépendances dans un délai maximum de 1 mois, faute de quoi la commune fera exécuter les travaux de nettoiement aux charges » desdits propriétaires . . . Du « Schilda » tout pur, quoi. La lettre étant datée du 19 janvier, la navigation en question peut donc continuer un mois encore et le danger mortel pour les enfants subsiste de jour en jour. Les « responsables » communaux sont apparemment de l'avis qu'il a bien fallu des mois avant qu'une première et seule noyade se produise (et, comme dit le proverbe allemand: « Einmal ist keinmal », une fois c'est nulle fois), de sorte qu'avec un peu de chance (« With a little bit of luck »), aucun enfant ne se noiera plus d'ici la fin février . . .

P. S. L'invitation au voyage présentée par les bacs disponibles en permanence n'est pas restée vaine: ce 1er janvier 1983 un groupe de jeunes a pu être observé, s'adonnant à la navigation de plaisance sur les eaux glauques de l'étang Liégeois. Il est à souhaiter que les conseillers communaux daignent enfin prendre conscience de leurs responsabilités dans cette affaire.

24 janvier 1983 (pas publié)

Cf. « Scandaleuse négligence »

(R. L. 3. 1. 93)

Copyrighted material

Ellergronn - Dreck

Esch, le 29.12.1984

Messieurs les Echevins,

Le grand étang de l'Ellergronn, dit «Liégeois», est à nouveau encrassé... C'est vraiment déprimant à voir, car il s'agit d'un des rares étangs du pays et, en plus, celui qui est probablement le plus «romantiquement» situé, de quelque côté qu'on vienne, mais surtout en descendant des hauteurs qui le surplombent.

Or, ses bords et abords sont parsemés de styropore et plastics divers, bouteilles, sacs, etc. Il y a un an environ, vu l'indifférence des autorités communales, les scouts avaient organisé une grande action de nettoyage. Mais il faudrait répéter celle-ci, et il n'y a pas de raison que ce soient toujours des personnes ou des associations privées qui s'en chargent.

En effet, vu le nombre élevé d'ouvriers communaux, sans parler des chômeurs, il devrait être facile d'en expédier quelques-uns nettoyer les abords de cet étang si joli. A quoi bon exposer de belles photos de l'Ellergronn (par ex. lors de l'expo du Mouvement Ecologique à la Galerie Municipale), si les Eschois, en s'y rendant, doivent constater avec amertume qu'on laisse les lieux s'encrasser dans la plus grande indifférence?!

Dans l'espoir que vous pourrez remédier à cet état des choses, je vous souhaite une bonne année,

Nelly Moia

P. S. Dans une dizaine de jours environ je pourrai vous envoyer qqs photos illustrant la situation en question.

Esch, le 29.8.1985

Messieurs les Echevins,

Huit mois après la lettre dont je vous joins une copie et où je vous priais de bien vouloir faire nettoyer les abords du bel étang dit Liégeois de l'Ellergronn, je tiens à vous communiquer ce qui suit.

Comme les nombreux ouvriers communaux de notre ville sont de toute évidence surmenés au point de ne pouvoir passer une demi-journée à effectuer les travaux en question, une amie, membre du Mouvement écologique, et moi-même avons fait la besogne dans la mesure du possible, vu l'impossibilité d'atteindre tous les blocs de styropore flottant sur l'étang. En cinq fois, nettoyage du bois derrière le stade E. Mayrisch compris, nous avons emmené 7 voitures pleines de déchets, ordures, blocs de styropore, etc., déchargés dans un container communal. Comme ça nos chers ouvriers communaux n'ont pas eu à se salir les mains. Ç'aurait été trop leur demander, en effet.

Meilleures salutations,

Nelly Moia

Copyrighted material

Esch, le 12.9.1985

Mademoiselle,

Nous accusons réception de votre lettre du 29 août 1985, concernant le nettoyage des abords de l'étang Liégeois Ellergronn, et tenons à vous remercier pour votre précieuse collaboration.

Nous tenons néanmoins à vous informer que le collège des bourgmestre et échevins avait décidé suite à votre lettre du 29 décembre 1984 de procéder au nettoiement de cet étang. Cette décision n'a malheureusement pas été exécutée par le service concerné.

Veuillez agréer, Mademoiselle, l'expression de notre parfaite considération.

Le secrétaire communal

Le bourgmestre

F. Schaack / A. Hoffmann

Copyrighted material

Der beschilderte Weiher

Esch, den 7.7.1991

Lieber Herr S.,

Als ich vor etwa zehn Tagen einen Spaziergang zum Liégeois-Weiher im Escher Ellergronn machte, erschrak ich über die hart am Ufer angebrachte, betonierte Stelle, die offensichtlich zur Anbringung eines größeren, rechteckigen Schildes (in metallgrauem Stangenrahmen) dienen soll.

Daran ist nichts auszusetzen, wohl aber an der Wahl obengenannter Stelle am Weiherufer, wo ein solches Schild hinpaßt wie die bekannte Faust aufs Auge.

Das Schöne am Ellergronn war immer ganz wesentlich seine Unberührtheit, die Art, wie die Weiher da liegen inmitten der wildromantischen, grünwuchernden Mulden, ohne eine Spur von touristischem „aménagement". Ein grau-metallenes Gestell mit beschriftetem Schild beeinträchtigt den Charme, das „cachet" der lauschigen Umgebung. Zudem wird es unmöglich sein, in Zukunft das schönste Gesamtbild des „Großen Weihers" (ab Westen) zu knipsen, da es unübersehbar „beschildert" sein wird! (Ich bin froh, daß meine große Fotoausstellung im Escher Theater 1987 „La Splendeur du Minett" über die Bühne gehen konnte, ehe diese unglückselige Beschilderung über die Weiher hereinbrach . . .).

Kurz: Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür, wenn man die Verantwortlichen veranlassen könnte, das Schild vom Weiherufer etwas zu entfernen.

Vielen Dank im voraus und mit besten Grüßen,

Nelly Moia

Esch, den 7.7.1991

Lieber Herr G.

Nachdem ich mich in dieser Sache vergeblich an R. Fiegen gewandt habe und Bescheid erhielt, Sie seien für alles Grünzeug auf Escher Boden zuständig, schicke ich Ihnen hiermit eine Kopie meines Briefes an die Forstverwaltung mit der Bitte, Sie mögen meinen Standpunkt unterstützen bei den „Eaux et Forêts". Seit Jahren warne ich vor einer Überzivilisierung und Amenagierung der wildromantischen Minettlandschaften . . ., aber ich hätte es mir nie gedacht, daß ausgerechnet Förster auf den Gedanken kämen, direkt am Ufer des Liégeois-Weihers ein großes Schild einzubetonieren...

Mit bestem Dank für Ihre eventuelle Mithilfe,

Nelly Moia

P. S. 1998:

Zum selben Thema ebenfalls ein Hinweis an den Schöffenrat.

Alles vergebliche Briefe. Was denn sonst?

Copyrighted material

Naturlehrpfad Ellergrund

Kaum ist dieser lobenswertenweise erstelle Naturlehrpfad den Naturfreunden zugänglich, schon wurde er stark entwertet, dies durch das Verbreiten von massenweise Steinsplitter auf dem Spazierweg. Bislang sind einige hundert Meter des Weges, auf zirka drei Metern Breite, mit solchem Splitt bestreut, doch ist zu befürchten, daß diese Aktion weitergeführt wird, liegen doch Haufen dieses Materials schon bereit.

Man fragt sich: Wer hatte die Idee zu solchem Schildbürgerstreich? Wer genehmigte die Ausführung und kommt für die Kosten auf?

Jeder Bürger, der den Wald durch seine private Mülldeponie verunziert, wird, so ermittelt, zur Rechenschaft gezogen, dies mit Recht. Auch diese quasi offiziellen Umweltsünder in großem Stil sollten zurechtgewiesen werden. Wenigstens drei Monate lang müßten sie tagtäglich über den von ihnen „verbrochenen" Spazierweg stolpern und rutschen, was sie dann, hoffentlich, zur Erkenntnis bringen könnte, daß das Hinkarren von Schuttmaterial in Wald und Flur eine naturschädigende Untat ist.

Pierre Klein

Esch/Alzette

tageblatt, 28. September 1991

30.10.1991

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,

Ich wäre Ihnen dankbar für die Beantwortung folgender Frage: **WER** — namentlich, bitte — ist dafür verantwortlich, daß im Ellergrund die einstmal so angenehmen, schönen, naturnahen, harmonisch in die dortige Landschaft **passenden** Spazierwege zu einem beträchtlichen Teil denaturiert worden sind, verschandelt, mit Steinen zugeschüttet? Eine kostspielige Sache nebenbei; andere Frage: wieviel hat sie eigentlich gekostet? Vor allem aber, noch einmal: WER hatte diese dumme Idee, warum wurde sie ohne weiteres angenommen? Waren es die Verantwortlichen der „Eaux et Forêts", der Förster, die Leute vom Escher Umweltbüro, die Vertreter des Mouvement Ecologique waren die alle wirklich 1) informiert, befragt worden? 2) einverstanden? Das ist doch kaum zu glauben. **Wer** hat also da diese Verschandelung selbstherrlich und besserwisserisch im Alleingang durchgezogen? **Darf** man das wissen oder bleibt das Geheimnis?

Ich möchte noch hinzufügen, daß mich diese „gaffe" nicht im geringsten wundert. Als ich hörte, daß „man" den Ellergrund entdeckt hatte, wußte ich, daß es seiner herrlichen „Unberührtheit" an den Kragen gehen würde, wenn die rührigen „Aménageure" nun loslegen würden! Und schon wurde das „Naturschutzgebiet" zur guten Stube umgemodelt, mit widerlichen Steinwegen, wo

Copyrighted material

doch gute, feste Erde **Generationen** von Spaziergängern **vollauf** genügt hatte, dazu die didaktische Beschilderung des großen Weihers, die den schönsten Blick darauf verdirbt — stellen Sie sich ein solches „Mousset-Gemälde mit Schild" vor... (!) [...]

Wo eine Instandsetzung seit langem fällig ist, entlang der Dippach und die Gleicht hinauf, da bleiben die Spazierwege in einem desolaten Zustand, jahrelang, aber wo sie gut und schön waren, da karrt man Tonnen Steine hin... Ein Wunder nur, daß die Ellergronn-Wege bislang noch nicht asphaltiert wurden. Aber das wird wohl auch noch kommen.

Hochachtungsvoll,
N. Moia

P. S. 1998:

Für die Schnapsidee plus Ausführung ist die liebe Forstverwaltung verantwortlich gewesen (!).

La fin des haricots, quoi.

Copyrighted material

Kristallklare Alzette

„Amoena Alisontia“ nannte sie Ausonius vor 2000 Jahren, als er nicht nur unsere Mosel besang. „Amoenus“ heißt soviel wie anmutig, lieblich. Verdientermaßen, dachte ich letzten Sommer an den Ufern unseres Nationalflusses zwischen Mersch und Colmar oder im weitflächigen Roeserbann. Schade, dachte ich weiter, daß dieser luxemburgischste von unsern Wasserläufen uns nicht ganz gehört, daß er in der Fremde entspringt, irgendwo im nahen Frankreich... ja, wo eigentlich?

Damit begann das Fragen. Wo entspringt genau unsere „Uelzecht“? Niemand wußte es zu sagen. In der Nähe, hieß es, im industriellen Dschungel jenseits der Grenze, aber kein mir bekannter Landsmann hatte sich bis dahin durchgeschlagen. Et zut! Ich wollte sehen, mit eigenen Augen die Stelle sehen, wo unsere Alzette zu Tage tritt, aus der Erde hervorsprudelt, die Stelle, wo ein Wässerchen zum erstenmal Alzette genannt wird, lang ehe es um sein künftiges Schicksal weiß, in einer Nationalhymne verewigt, ganz zu schweigen von der Fee Melusina aus dem Hause Lusignan.

Wer viel fragt, bekommt viel Antwort. Eine davon lautete, es gäbe zwei Quellen, die hinter Audun-le-Tiche zusammenflössen, und ab dieser Konfluenz hieße der Bach Alzette. Energischer Widerspruch erhob sich von berufener Seite, das sei Quatsch, die Alzette hieße ab ovo so, ab Wiesengrund, wo sie zuerst als Quelle zum Vorschein komme. Man sei bereit, es mir zu zeigen, und das war man auch an einem kühlen Märztag dieses Jahres, da ich mich sage und schreibe über ein wundersam kristallklares Bächlein beugte und tief aus der unverseuchten jungen Alzette trank!

Schade, daß ich keine Flasche dabei hatte: das Wasser soll nämlich auch noch wundertätig sein, oder jedenfalls über Heilkräfte verfügen, jahrhundertelang erprobte! Vor wenigen Jahrzehnten noch kamen Luxemburger, u. a. Nonnen mit Schulkindern, und füllten sich Flaschen des „Wassers von Sainte Claire“ bei Thil/Villerupt wegen seines stärkenden, heilenden Einflusses auf das kostbare Augenlicht. Sogar mit römischem Wunderglauben brachte man die angeblichen Heilkräfte der Alzettequelle in Verbindung, nachdem nämlich 1983 dort eine 2,30 hohe Herkules-Statue gefunden wurde, komplett mit Löwenkopf unter dem Arm, wenn auch ohne eigenen Kopf. Wer weiß, was man noch alles im Wiesengrund der Alisontia ausgegraben hätte, aber er wurde vor ca. 6 Jahren von einem unsympathischen Forellenweiher bedeckt, der leider den Charme des engen, waldigen Tals erheblich stört.

Von ländlicher Abgeschiedenheit kann aber kaum gesprochen werden, denn wenige Meter nachdem sie aus der kühlen Erde tritt, fließt die Alzette, noch immer glasklar, an den Häusern von Thil vorbei: eine Wasserleitung speist einen Teil von Villerupt mit dem ausgezeichneten Wasser. Erst danach wird es durch die Industrien so verseucht, wie es z. B. am Escher „Schlasspark“ entlang zu sehen ist. Armer Fluß. Einen abwechslungsreichen (Lebens)lauf hat er jedenfalls. [...]

Copyrighted material

An einem sonnigen Nachmittag, wenn die Wälder wieder grün sind, werde ich zur Quelle zurückkehren, selbstverständlich mit einer leeren Flasche oder ihrer zwei — zur späteren Labsal von 1. Gaumen und 2. Augen (wenn die wieder zu tränen beginnen über den Fehlern der Schülerarbeiten ...). Ein bißchen spinnen darf doch jeder. An dem Nachmittag werde ich auch zu dem überraschenden Merowinger Friedhof im Wald von Villerupt zurückgehen und den Herkules im Museum von Audun besuchen. Dort gibt es anscheinend viel Merkwürdiges zu sehen, u. a. eine einzigartige „croix latino-pattée" (genau übersetzt: Pfotenkreuz?!), die sich sogar schon der Grand Palais in Paris ausgeliehen hat. Mehr darüber kann man im Museum erfahren. Es gibt jenseits der Escher Grenze nicht nur industrielles Wüstland.

tageblatt, 19. April 1990

Copyrighted material

Alzette cristalline

« Amoena Alisontia » l'appelait Ausone il y a 2000 ans, quand il ne chanta pas que la Moselle. « Amoenus » signifie agréable, charmant. A raison, pensais-je l'été dernier, aux bords de notre rivière nationale entre Mersch et Colmar ou dans le spacieux Roeserbann. Dommage, me dis-je encore, que ce cours d'eau, le plus luxembourgeois de tous, ne nous appartienne pas entièrement, qu'il prenne son origine à l'étranger, quelque part dans la France toute proche ... au fond: où?

Avec ça les questions commencèrent. Où se trouve exactement l'origine, la source de notre « Uelzecht »? Personne ne sut me le dire. Pas loin d'ici, me dit-on, dans la jungle industrielle de l'autre côté de la frontière. Mais personne parmi mes compatriotes que j'interrogeais s'y était aventuré à ce jour. Et zut! Je voulais voir, de mes propres yeux voir l'endroit où notre Alzette voit le jour, jaillit de terre, l'endroit où un fil d'eau est appelé Alzette pour la première fois, longtemps avant de connaître son destin futur, immortalisé dans un hymne national, pour ne pas parler de la Fée Mélusine de la lignée des Lusignan.

Qui pose beacoup de questions, reçoit beaucoup de réponses, dit le proverbe. L'une d'elles affirma qu'il existait deux sources, qui confluaient derrière Audun-le-Tiche, et à partir de cette confluence la rivière s'appelait Alzette. Véhémentes protestations de la part d'un expert: que voilà bien des bêtises, que l'Alzette s'appellait ainsi ab ovo, depuis le trou de verdure où elle apparaissait pour la première fois. On était prêt à me montrer l'endroit précis, et c'est ce que l'on fit une fraîche journée de mars cette année, quand je me penchai en bonne et due forme au-dessus d'un ruisseau merveilleusement clair et bus profondément dans la jeune Alzette non polluée!

Dommage que je n'avais pas de bouteille sur moi: l'eau est censée être miraculeuse en plus, ou du moins receler des pouvoirs curatifs éprouvés depuis des siècles! Il y a quelques décennies encore des Luxembourgeois, entre autres des nonnes avec leurs élèves, venaient remplir des bouteilles de « l'eau de Sainte-Claire » près de Thil/Villerupt à cause de son action fortifiante et salutaire sur la vue. On mit l'influence bienfaisante de la source de l'Alzette même en rapport avec des croyances romaines, après qu'en 1983 une statue d'Hercule de 2,30 m de haut fut découverte à proximité, sans tête, il est vrai, mais avec une tête de lion sous le bras. Qui sait ce qu'on aurait encore découvert dans le vallon de l'Alisontia, mais il y a 6 ans environ il fut submergé par un étang à truites déplaisant, qui malheureusement gâte considérablement le charme de l'étroite vallée boisée.

On ne peut cependant guère parler d'isolement bucolique, car quelques mètres après avoir jailli de la terre fraîche, l'Alzette, toujours claire comme le verre, longe les maisons de Thil; une conduite d'eau fournit l'eau excellente à une partie de Villerupt. Ce n'est qu'ensuite qu'elle est polluée par les industries, comme on peut le voir p.ex. le long du « Schlasspark » à Esch. Pauvre rivière.

Copyrighted material

Quelque bel après-midi ensoleillé, quand les forêts seront vertes à nouveau, je retournerai à la source, évidemment munie d'une bouteille vide — pour le rafraîchissement 1. de mon palais et 2. de mes yeux (quand ceux-là se remettront à larmoyer sur les copies à corriger...). Mais tout un chacun a droit à une lubie ou deux. Cet après-midi-là je retournerai aussi à ce surprenant cimetière mérovingien dans la forêt de Villerupt et je rendrai visite à Hercule au musée d'Audun. Il paraît qu'il y a pas mal de choses à y voir, entre autres une « croix latino pattée » (crucifix à pattes?!), que même le Grand Palais s'est déjà fait prêter. Informations supplémentaires au musée. De l'autre côté de la frontière il n'y a pas que la steppe industrielle.

Avril 1990

P. S. 1998:

Texte traduit pour Cavanna. Ce qui me valut dans sa présen-tation de mon livre « Géint d'Pafen » (« Charlie-Hebdo » du 27 avril 1994)
le surnom de « Nelly-sur-Alzette ».

Copyrighted material

L'eau eschoise en danger?

Envers et contre tout, c'est-à-dire malgré les avis contraires des experts, les responsables de la commune d'Esch ont choisi comme emplacement d'un nouveau dépôt d'ordures un endroit situé non seulement en pleine zone de récréation, à la bifurcation de deux promenades fort jolies, mais encore au-dessus de la nappe phréatique de la ville («Quellenzufuhrgebiet»)! Fallait le faire, hein?

L'indifférence pour presque tout ce qui touche à l'environnement caractérise depuis des années la politique communale eschoise. Il est, en effet, impossible de déchicher ne fût-ce qu'un seul membre des deux partis au pouvoir qui puisse être associé à un quelconque intérêt pour la nature, les animaux, les arbres, que ce soit par exemple ceux le long de nos rues, où il en manque partout dans les allées ébréchées et lacuneuses, ou ceux dans nos forêts où par exemple, pour se gagner les voix des clubs sportifs en 1981, on n'hésita pas à saccager une partie du ravissant petit bois derrière le stade Emile-Mayrisch (tout en sachant que les sous manquaient pour réaliser les terrains promis!)

Il est vrai que nous avons, paraît-il, un échevin censé s'occuper tout particulièrement des questions d'environnement. Mais celui-ci ayant encore d'autres chats à fouetter, dû entre autres à la crise sidérurgique, l'environnement semble bien être le dernier de ses soucis. Or, si l'on peut admettre qu'un échevin soit des fois débordé, il reste qu'il est scandaleux que dans une commune aussi importante que Esch personne parmi les responsables ne témoigne le moindre intérêt pour les questions écologiques.

Il se trouve en outre à l'hôtel de ville telles personnes originaires de tout autres coins du pays et (peut-être par là) absolument insensibles au charme de nos belles terres rouges. A ce sujet relevons le dernier numéro (formidable) de la «Ligue pour l'étude et la protection des oiseaux», le «Regulus» consacré à l'extraordinaire valeur écologique du «minett» et de ses minières abandonnées, ces mini-Colorados à la végétation et faune d'une variété et abondance peu ordinaires (près de 300 espèces de papillons par exemple). La lecture de cette revue devrait être obligatoire pour tout homme politique du sud du pays! Mais combien d'entre eux sont à l'image du maire de Rumelange membre actif de la LLEPO? Combien de représentants de notre ville, chers lecteurs, rencontrez-vous jamais dans nos bois lors de vos promenades? Savent-ils seulement où elles se trouvent? (*)

Pour revenir à ce dépôt d'ordures, il est vrai que son appellation officielle est «dépôt contrôlé», censé recevoir uniquement des débris de travaux de construction («Bauschutt»). Contrôlé?! «Bauschutt»?! Mon œil. Ce que mes deux yeux y ont vu, ce sont des tas d'ordures multicolores comme un arbre de Noël, plastics et récipients divers (non biodégradables) de tous coloris dégringolant les pentes. Et

(*) Le maire de Rumelange à l'époque fut André Zirves. A ne pas confondre avec le maire actuel.

comment voulez-vous que les camionneurs sachent ce qu'ils charrient? Qui contrôle quoi que ce soit ici? Quelle farce! Personne ne peut savoir si dans ces débris et saletés il n'y a pas des huiles, des peintures et autres liquides qui risquent de s'infiltrer dans la nappe d'eau souterraine, vu que le site choisi si intelligemment, si écologiquement, se trouve à l'issue du Bourgronn.

Vous n'avez qu'à suivre la promenade B à partir de l'asile d'animaux, et bientôt vous vous trouverez au pied d'un tas d'ordures, où un arbre fièrement marqué d'un B majuscule fait face à un WC trônant au pied de la colline de saletés. Ce que les habitants du joli Bourgronn doivent être contents! Leur rue, appelée le Val Fleuri par les promeneurs qui y passent, ravis, en été, méritait mieux que de déboucher au bout d'un fort joli sentier sur un dépôt d'ordures. Parlons de ce sentier, qui est (était...) des plus charmants, encaissé entre, à gauche, des collines broussailleuses typiques du biotope «Minett», et à droite, une belle muraille verte d'épicéas très hauts, ombrageant l'étroit passage pendant les chaleurs estivales.

Pauvre Bourgronn. Ses habitants s'étaient à peine remis de leur frayeur de l'été dernier, quand les autorités communales avaient donné l'autorisation à des courses de stocks-cars de s'y déchaîner toute une semaine en juin. Encore heureux qu'on ait l'Arbed, qui a interdit le fracas et la cohue. Que n'a-t-elle interdit le dépôt? A qui incombe la responsabilité de cette décision insensée? Qu'en pense le Service des Eaux? Et le ministre J. Barthel donc? Lui qui a tellement la pureté de nos eaux à cœur, laissera-t-il faire?

En tous cas, la belle promenade en haut du dépôt est déjà gâchée irrémédiablement. Celle que nous appelions «Le Grand Chemin Roux», se déroulant somptueusement en haut des collines, poudroyant roux au soleil façon Far West les torrides après-midi aoûtiens, n'est plus qu'une bande grisâtre recouverte de pierres grossières pénibles aux pieds des promeneurs. Mais qui a jamais songé à eux dans cette commune? Voilà des années par exemple qu'ils prient les responsables communaux de bien vouloir leur placer quelques bancs le long de ces belles promenades, Gleicht, Hédefeldchen, Schneier, vers le poteau de Kayl. Il ne s'y trouve que deux bancs pour quelques 2 km!

C'est qu'à Esch, faut être membre d'un club sportif, si on veut se faire entendre. Alors oui, vous faites tomber des arbres pour des terrains fictifs, alors oui, vous arrivez à faire installer deux (!) terrains de tir bruyants en pleine zone de repos et de récréation, alors il vous est permis d'accaparer des terrains de plus en plus étendus pour vos caravanes, introduisant la pollution automobile jusqu'au cœur même du Galgebierg. Les individus isolés, ça ne compte pas, ni leurs requêtes quelque modestes, quelque sensées qu'elles soient. Les amis de la nature, ces promeneurs solitaires, ne pèsent pas lourd dans la balance électorale. Et vive la démagogie, pauvre démocratie.

Le Républicain Lorrain, Tribune libre, 12 février 1983

P. S. 1998:
Ce n'est que le 15 février 1985 que ce dépôt fut enfin fermé.

Copyrighted material

Ab dem 15. Februar wurde die Deponie für „Bauschutt" im Haedefeld (Bourgronn), auf Beschluß des Schöffenrates, endgültig geschlossen. 1981 wurden hier Bauschutt, aber auch Haushaltsmüll, Autoreifen, Castrolfässer usw. abgelagert. Die Kontrolle durch die Gemeindeverwaltung war nur begrenzt wirksam. Die Deponie Haedefeldchen bedeutete nicht nur: Verschandelung der Landschaft, Verschüttung eines gezeichneten Spazierweges, Gefährdung eines pflanzlichen und tierischen Lebensraums, sondern vor allem: eine gefährliche Bedrohung unseres Escher Quell- und Trinkwassers. Bis jetzt ist die Qualität unseres Wassers ausgezeichnet: aber was wäre, wenn schädliche und giftige Stoffe ins Quellwasser einsickerten? Zuletzt hatte Aloyse Bisdorff im Gemeinderat auf eine schnelle Lösung des Problems gedrängt (in den Budgetdebatten vor Weihnachten). Nach der Schließung bemüht sich nun der Schöffenrat um eine Alternative.

Mitteilung der KP, April 1985

Copyrighted material

S.O.S. à E.T.

Esch-sur-Alzette, le 14 janvier 1983

Cher Monsieur Tesch,

Au risque de me couvrir de ridicule j'ai décidé de m'adresser à vous personnellement au sujet d'un problème qui concerne l'environnement eschois et l'A.R.B.E.D. [...]

J'ose compter sur votre compréhension dans l'affaire qui me tracasse ou plutôt: qui attriste et révolte depuis des mois la minorité d'Eschois amoureux de l'extraordinaire beauté des paysages au sud de la ville.

Ci-joint vous trouverez une série de photos (avec explications au verso) que j'ai faites des endroits en question (ainsi qu'une carte dessinée de mémoire); ils sont menacés de destruction ou en partie déjà saccagés suite à l'installation, il y a un an, d'un dépôt municipal de gravats dans le vallon du « Bourgronn » à la sortie du « Neidierfchen » à droite, à l'ouest du poteau de Kayl. Or, l'A.R.B.E.D. pourrait peut-être empêcher ce désolant saccage de continuer [...]

Comment vous décrire la beauté, comment évoquer pour vous le charme de ce vallon et de ses environs de façon à vous convaincre de la nécessité de tout mettre en œuvre pour les sauver? Je me sens vraiment désemparée devant la tâche.

Il y a d'abord le fait que les régions boisées aux abords des localités du « Minett » constituent des zones de récréation importantes, vu d'un côté leur beauté et de l'autre la pollution de l'air et la pollution acoustique dans les localités. Bref, ce sont des échappatoires, des refuges précieux pour le citadin qui aime la nature. En outre, le paysage du « Minett », issu de l'alliance de l'industrie sidérurgique et de la nature, est unique dans notre pays. D'une grande valeur écologique (voyez le numéro du « Regulus » ci-joint) et esthétique (exprimée dans les tableaux de H. Rabinger), ce paysage si original est malheureusement extrêmement vulnérable à cause de son exiguïté, défaut aggravé par la densité de la population.

Pour ce qui est du « Bourgronn », il s'agit d'une petite vallée encaissée, idyllique, véritable nid de verdure touffue, bordé d'un côté par des collines broussailleuses typiques du « Minett » et de l'autre par une magnifique muraille verte de hauts épicéas. Ils délimitent en outre vers l'ouest une espèce de bas-plateau très pittoresque, entouré de roches rouges sur trois côtés, du haut desquels on est sujet à une illusion optique des plus charmantes, la petite prairie plate de « Trockenrasen » (où fleurit la gentiane!) faisant soudain l'effet d'une vaste plaine. Il s'agit du plus joli panorama de la zone verte eschoise, avec à l'horizon les forêts qui descendent vers Rumelange au sud, et à l'est les rochers rouges de Schifflange. Peut-être que mes photos parviendront à exprimer ce que je veux dire: il faut préserver un tel paysage de sa destruction sous des monceaux de gravats et d'ordures! [...]

Copyrighted material

Si l'obstacle mystérieux à une coopération entre l'A.R.B.E.D. et Esch dans cette affaire ne peut être surmonté, il ne nous reste guère d'espoir de sauver le «Bourgronn», ses vénérables épicéas, l'essentiel du panorama que vous pouvez voir sur les photos.

En effet, il nous faudrait alors réussir à exercer assez de pression sur les responsables communaux [...] afin qu'ils obligent les entreprises en question à aller décharger leurs camions au dépôt de Differdange, d'où coût accru de l'opération. Initiative vouée à l'échec vu le manque de pression de la part de la population [...].

Seule une minorité, électoralement sans valeur, lutte pour sauvegarder les beaux paysages du «Minett». J'espère que vous comprenez à quel point cette minorité se sent amère et en proie au défaitisme — ceci étant une dernière tentative avant d'y céder, je suppose. [...]

En vous remerciant de votre attention et d'avance infiniment de ce que vous voudrez bien faire en faveur de ce bout de «Minett» menacé, je vous prie, Monsieur le Président, d'accepter mes salutations les plus sincères.

Nelly Moia

P.S.

Au cas où cette «cause» vous intéresserait vraiment, je serais évidemment prête pour une visite guidée des lieux.

P.S. 1998:

A ma stupéfaction, E. Tesch réagit positivement à mon S.O.S., et la visite guidée, en compagnie du garde-forestier de la commune, eut lieu peu après, un après-midi froid et pluvieux de janvier. Malheureusement elle n'aboutit pas au sauvetage tant espéré, qu'imposa cependant quelques années plus tard la crainte de polluer la nappe phréatique eschoise. En tous cas: dans cet épisode, le patron de l'ARBED se révéla bien plus écolo que les responsables communaux. Un grand merci à E.T. d'avoir voulu venir à la rescousse du «Bourgronn».

Copyrighted material

Schützt den Bourgronn!

Die Luxemburger sind keineswegs als eifrige Petitionsunterschreiber bekannt noch die Escher als große Umweltschützer — leider. (Man bedenke die Gleichgültigkeit der allermeisten hinsichtlich der fortschreitenden überflüssigen Zerstörung des Lankholzer Waldes wegen der Voie express.)

Trotzdem ist es einer Handvoll unentwegter Naturfreunde gelungen, in kürzester Frist an die 350 Unterschriften zusammenzutragen gegen den eindeutigen Umweltskandal, den die Anlage einer Müll- und Bauschuttdeponie im Escher Bourgronn darstellt. (Offiziell handelt es sich um kontrollierten Bauschutt, in Wirklichkeit aber um unkontrollierbaren Müll.)

Im Begriff, sich immer weiter gegen die hübsche, blumige Bourgronn Straße auszudehnen, hat der Dreck- und Schlammhaufen schon einen Großteil des einst so lieblichen Sentier B zerstört und wird binnen weniger Jahre die ersten Häuser erreichen, falls nicht Einhalt geboten wird. Dann aber wird man sowieso wieder nach einem anderen Ort Ausschau halten müssen. Außerdem befindet sich diese Deponie auf dem Quellenzufuhrgebiet der Stadt und gefährdet also die Reinheit des Escher Wassers. Nicht umsonst haben sich sowohl das Escher Wasserwerk, der Förster der Gemeinde und die Umweltkommission einstimmig gegen diese Anlage ausgesprochen!

Nach Überreichung der Petition haben denn dieser Tage einige Escher Naturfreunde in Begleitung des Bürgermeisters die Stelle besichtigt, worauf letzterer beschlossen hat, sich in einem Schreiben an die umliegenden Gemeinden sowie an die Arbed zu wenden. Es ist in der Tat kurzsichtig und völlig überholt, für jeden Minettflecken einen besonderen Müllplatz anzulegen und damit binnen kurzem die ganze, ökologisch so wertvolle Landschaft mit Dreck zu verschandeln. Eine zentrale Stelle muß endlich gefunden werden.

Hier aber hätte die Arbed eine wichtige, positive Rolle zu spielen, besitzt sie doch ausgedehnte, vegetationsfreie Tagebaugebiete, wo kein Grün zerstört würde, wo aber nach einigen Jahren die wieder mit Erde zugedeckten Mülldeponien die Grundlagen zukünftiger Vegetation bilden würden. Es ist also zu hoffen, daß sich die Arbed dem Schreiben des Escher Bürgermeisters gegenüber entgegenkommend verhalten wird. Das Bourgronn-Problem bedarf einer dringenden Lösung.

Die Minett-Gegend ist im Luxemburger Lande ein einzigartiges, ökologisch wie ästhetisch wertvolles Biotop. Seine Bewohner und die verantwortlichen Politiker sollten es endlich schätzen und schützen lernen.

Hier der Text der Petition:

Petititon der Einwohner der Stadt Esch gegen die Anlage einer Deponie für Bauschutt imBourgronn/Haedefeldchen

Wir Unterzeichnete, Einwohner der Stadt Esch/Alzette, protestieren gegen die Anlage einer Deponie für Bauschutt im Ort Bourgronn/Haedefeldchen. Folgende Gründe haben uns zu diesem Schritt bewogen:

Copyrighted material

1. Natur- und Umweltschutz

Die Deponie wird in einem Gebiet angelegt, in dem seit Jahren kein Erzabbau mehr betrieben wird. Demzufolge ist die Entwicklung von Fauna und Flora bereits weit fortgeschritten. Insbesondere findet man hier ökologisch wertvolle Lebensräume, die typisch für die Minettegegend sind, und aus diesem Grund z. B. auf der Haardt bei Düdelingen, unter Naturschutz gestellt worden sind.

Bourgronn/Haedefeldchen sind Wasserschutzgebiete. Eine Belastung des Grundwassers durch die Deponie ist unvermeidlich, da eine Kontrolle auf im Bauschutt enthaltene Schadstoffe undurchführbar ist.

2. Landschaftliche Ästhetik, Erholungsgebiet

Erst vor ein paar Jahren wurden vom Syndicat d'Initiative der Stadt Esch Spazierwege im Bourgronn angelegt. Die urwüchsige, außerordentlich schöne Landschaft wird von vielen Spaziergängern, insbesondere von älteren Leuten, sehr geschätzt. Die Anlage einer Deponie wird Esch um ein Erholungsgebiet ärmer machen.

3. Regional- und Landesplanung im Süden

Wir finden die Anlage einer eigenen Schuttdeponie in jeder einzelnen Gemeinde kleinkariert. Nur eine interkommunale Lösung des Problems kann den Ausverkauf der Landschaft bremsen. (Das Müllproblem konnte ja auch mit der Errichtung der SIDOR gelöst werden.) Die Planung einer Schuttdeponie für sämtliche Südgemeinden, muß, wie auch die Planung von Verkehrsadern, Industrie- und Erholungsgebieten, Bestandteil einer integrierten Raumplanung sein.

Bourgronn/Haedefeldchen hat nur ein sehr begrenztes Fassungsvermögen für Bauschutt. Also ist die Verschandelung eines weiteren Teils Natur in ein paar Jahren bereits vorprogrammiert.

4. Gemeindekommission für Umwelt

Am 26. Oktober 1982 wandte sich der Mouvement Ecologique in einem Schreiben in Sachen Schuttdeponie an den Minister zuständig für die Forstverwaltung, an den Bürgermeister und Umweltschöffenan der Gemeinde Esch, sowie an die Kommission für Umwelt der Gemeinde Esch. Die besagte Kommission, in der sämtliche Parteien vertreten sind, machte am 12. November 1982 eine Ortsbesichtigung im Haedefeldchen, sprach sich einstimmig gegen die Schuttdeponie aus und befürwortete eine interkommunale Lösung des Problems. Von den anderen angesprochenen Instanzen liegt bisher keine Stellungnahme vor.

Aus den vorangegangenen Überlegungen heraus, fordern wir eine sofortige Schließung der Deponie Bourgronn/Haedefeldchen.

Interessenverein Neudorf
Mouvement Ecologique Lokalsektion Esch
Vogelschutzliga (LLEPO) Lokalsektion Esch
24. Mai 1983

Copyrighted material

P. S. 1998:

Cf. auch im Mai 1983 das Flugblatt der „Gréng Alternativ": „De Minett as schéin — mer mussen en erhalen."

Der „Bourggronn"-Tipp wurde am 15. 2. 85 geschlossen. Andere Bauschutt-Deponien verschandel(te)n die Landschaft weiter, cf. t v. 31. 8. 84: „Das Problem der Schifflinger Mülldeponie", oder es kamen neue hinzu, im Rümelinger „Lange Gronn", im Kayler „Kéigronn" (s. Fotos).

Copyrighted material

Halte au saccage du Bourgronn!

Les Luxembourgeois en général ne sont pas connus pour leur ardeur à signer des pétitions, ni les Eschois en particulier pour celle concernant la protection de l'environnement, malheureusement. On n'a qu'à se rappeler l'indifférence de la majorité de la population à l'égard de la destruction partielle, fort évitable, du Lankholzer Bësch à cause de la Voie express.

Néanmoins, quelques amis de la nature ont rapidement réussi à recueillir près de 350 signatures contre le scandale incontestable que constitue depuis plusieurs mois, en pleine zone verte et de récréation, le dépôt d'ordures et de gravats en train de s'étendre toujours davantage vers la jolie rue fleurie du Bourgronn! (*)

Il y a quelques jours, le bourgmestre a accueilli les représentants des trois associations responsables de la pétition, à savoir le Mouvement écologique, section régionale Minett; la Ligue pour l'étude et la protection des oiseaux, section Esch, et le «Interesseverein Neiduerf». Ensemble, on s'est rendus sur les lieux où l'on a pu mesurer l'ampleur des dégâts. Et cela ne fait que commencer! Si les Eschois laissent faire, le dépôt (dit «contrôlé», mais en fait incontrôlable) atteindra les premières maisons du Bourgronn d'ici peu de temps, ayant détruit en route la ravissante promenade B et ses environs. Ensuite, il faudra trouver encore un autre endroit pour les gravats en question. La «solution» actuelle est donc une solution à courte vue.

Elle est en outre écologiquement désastreuse, non seulement à cause de la destruction d'un site très joli, où le Syndicat d'initiative venait d'ailleurs d'aménager de belles promenades, mais aussi à cause du fait que ce dépôt est situé sur la nappe phréatique de la ville et met donc la pureté de ses eaux en danger. Le service des Eaux, le garde forestier de la ville et la Commission communale pour l'environnement s'étaient d'ailleurs unanimement prononcés contre le site choisi ...

De toute façon, le fait que chaque petite ou grande localité du «Minett» ait son propre dépôt d'ordures témoigne d'un esprit de clocher parfaitement anachronique. Si l'on veut sauvegarder un biotope aussi original et précieux que le «Minett», il faut enfin se mettre d'accord sur un dépôt central pour toute la région, au lieu de continuer à déposer des tas de saletés un peu partout dans le paysage. C'est pour la recherche d'une telle solution que le bourgmestre d'Esch a l'intention d'écrire aux responsables communaux des localités environnantes et à l'ARBED.

L'ARBED, en effet, aurait un rôle positif très important à jouer dans cette affaire. Elle possède tant de terrains par ici, de vastes minières dénuées de végétation, par exemple, où donc un tel dépôt n'en détruirait point, mais pourrait fonctionner quelques années avant d'être recouvert de terre (et partant, de végétation).

(*) Voir aussi «Le Républicain Lorrain» du 12 février 1983.

Copyrighted material

[...]

Espérons que les responsables de l'ARBED sauront faire preuve d'une ouverture d'esprit tout écologique et de compréhension pour les problèmes d'une population qui est appelée chaque jour à témoigner beaucoup de compréhension pour les leurs (problèmes de l'ARBED)! Il est urgent de trouver une solution au problème du Bourgronn, car la situation actuelle est intolérable.

Mouvement écologique

Section régionale Minett

Le Républicain Lorrain, 26 mai 1983

Copyrighted material

Natur an Emwelt am Minett

Eine Ausstellung des Mouvement Ecologique

Biotop Minett?! Da lachen ja die Hühner, denken die Auswärtigen und bemitleiden die Minettsdäpp, die dem Klischee zufolge im rotgelben Smog leben, umgeben von häßlichen Schmelzen. So sieht es z. B. der Hauptstädter von der Leudelinger Höhe aus, blickt er gen Esch, und ist froh, nicht da leben zu müssen.

Daß aber ausgerechnet die Minettgegend eine der landschaftlich reizvollsten des ganzen Landes ist, das möchte die „Regional Minett" des Mouvement Ecologique anhand einer Ausstellung beweisen, die vom 4. bis zum 19. Juni 1983 in der Escher Galerie Municipale zu sehen ist.

Wahrhaftig, der Minettsdapp braucht sich nicht zu schämen weil ihm die Öslinger Höhen, das Moseltal, der Grünewald oder die Kleine Schweiz fehlen. Felsen gibt es hier übergenug, glühend rote im Grün der wilden Sträucher und Bäume, im herrlichen Kontrast zu Schnee und Sommerhimmel. Der Maler Rabinger wußte um den wilden, versteckten Charme des Luxemburger Südens, er hat die zerklüfteten, roten Felswände, von zerrissenen Fichten überragt, auf seiner Leinwand festgehalten. Und für Farbphotographie ist das Minett eine unerschöpfliche Fundgrube.

Als eine kleine Schatzkammer betrachten es auch immer mehr die Ökologen, weil dieselbe Gegend nämlich von (u. a.) ca. 300 Schmetterlingssorten und vielerlei fleuchendem und kreuchendem Getier als Refugium entdeckt worden ist. In den kühlen, trockenen Felsen, in der wilden Blumenpracht, dem typischen Trockenrasen, der zählebigen charakteristischen Vegetation dieses „Paradieses aus Menschenhand" (s. den „Regulus" 4/82 der Vogelschutzliga) findet so manches anderweitig gefährdete Tier Unterschlupf.

Aber dieses in Luxemburg einmalige Biotop, im dicht besiedelten Südzipfel des Ländchens auf engstem Raum zusammengedrängt, ist wegen seiner geringen Ausmaße, wegen der Verstädterung der Landschaft, der starken Industrialisierung sowie der Heimsuchung der Natur durch falsche Naturfreunde, sehr verletzlich, wäre leicht und schnell wieder zu zerstören.

Es gilt daher, den verantwortlichen Politikern den außergewöhnlichen ökologischen und ästhetischen Wert dieser eigenartigen Mischung von Natur und menschlichem Eingreifen vor Augen zu führen, damit sie bereit sind, die Minett-Landschaft vor Zerstörung und Entfremdung zu schützen. Zuviele Bewohner des Südens wissen zu wenig um den Liebreiz ihrer Gegend, weil sie gelehrt wurden, landschaftliche Schönheit nur außerhalb des Minetts zu suchen und zu sehen.

Aber nicht nur in den umliegenden Wäldern gibt es Schönes zu entdecken und zu bewahren. Auch die urbanistisch zwar größtenteils verpatzten Dörfer und Städtchen enthalten trotz ihrer offensichtlichen Mängel so manche idyllische Straße oder prächtige Bauten aus der „Gründerzeit", im Jugendstil erbaute, herrliche alte Patriziervillen wie auch bescheidene, doch wohlausgewogene Familien-

Copyrighted material

häuser. Immer mehr reagiert der Minettbewohner gegen das Grau des Klimas und des Industriestaubes, überall prangen helle, neugestrichene Fassaden, Blumen an Fenstern und Balkonen, werden Straßenbäume und Alleen gepflanzt, ganz zu schweigen von den gepflegten Parks mit ihren weiten Aussichten vom jeweiligen „Bierg" ins Land hinaus.

Kurz, es war an der Zeit, daß der so verkannte Süden Luxemburgs gewürdigt wurde. Hier nun das Programm der Ausstellung:

— Die ökologische Bewegung stellt sich vor
— Die Wohnqualität in der Gemeinde Esch — Versuch einer Bewertung
— Voie Express
— Die Minett-Landschaft, Evolution eines Biotop
— Aal Esch

... sowie andere Themen aus dem Bereich der Ökologie

Mouvement Ecologique Regional Minett

Copyrighted material

« Natur an Emwelt am Minett »

Une exposition du Mouvement écologique

Biotope Minett? Voilà une idée qui ferait rire plus d'un Luxembourgeois, surtout s'il n'habite pas le Bassin minier. Selon le cliché, en effet, les pauvres habitants du sud du pays ne respirent que fumée rougeâtre et smog, entourés de vilaines usines. Voilà ce que contemple par exemple l'habitant du Nord ou de la capitale en regardant vers Esch à partir des hauteurs de Leudelange, et il est tout content de ne pas habiter ces parages enfumés.

Or, cette région si décriée est en réalité une des plus jolies du pays, comme le Mouvement écologique (Regional Minett) veut le prouver à l'aide d'une exposition qui se tiendra du 4 au 19 juin à la Galerie Municipale d'Esch-sur-Alzette.

En effet, l'habitant du « Minett » n'a pas besoin d'avoir honte de ce qui lui manque: les hauteurs de l'Éislek, la vallée de la Moselle, le Grünewald ou la Petite Suisse. Ici, il y a aussi une abondance de rochers, mais ils sont rouge flamboyant au milieu de la verdure des broussailles et des arbres, formant un contraste magnifique avec le ciel bleu ou la neige. Le peintre Rabinger connaissait bien le charme sauvage, secret du sud luxembourgeois, il a su le rendre dans ses paysages de rocs rouges, crevassés, couronnés de pins déchirés par la tempête. Et pour les amateurs de photos en couleurs, le « Minett » est une mine de sujets presque inépuisable.

De même pour les écologistes qui de plus en plus considèrent cette région si longtemps négligée comme éminemment précieuse. En effet, plus de 300 espèces de papillons sont du même avis, sans compter une multitude de bestioles qui, menacées ailleurs, ont su dénicher un refuge dans les roches fraîches et sèches, dans le foisonnement de fleurs sauvages et la végétation toute spéciale si caractéristique de la région. (cf. le numéro splendide 4/82 du « Regulus » de la Ligue pour la protection des oiseaux).

Mais ce biotope unique au Luxembourg, serré dans un coin exigu du pays, est très vulnérable dû à ses dimensions réduites, à la densité élevée de la population, à l'industrialisation et à l'urbanisation galopante. Voilà pourquoi il s'agit de faire comprendre aux politiciens la valeur extraordinaire tant écologique qu'esthétique de ce paysage, de ce mélange si spécial de beauté naturelle et d'intervention humaine, afin qu'ils s'engagent à la protéger de toute destruction. Il est vrai que bien des habitants du Minett ne connaissent guère sa beauté, ayant été élevés dans l'idée que la nature n'est belle que loin d'ici.

Mais ce n'est pas que dans les forêts rocheuses du « Minett » qu'il y a de fort jolies choses à découvrir et à préserver. Les villes et les villages de la région, quoique plutôt gâchés côté urbanisme, renferment bien des ruelles idylliques, de superbes villas de style Art Nouveau, de même que de nombreuses maisons unifamiliales modestes mais proportionnées harmonieusement. De plus en plus les « Minettsdäpp » réagissent contre la grisaille du climat et de la poussière indu-

Copyrighted material

strielle, partout on voit resplendir des façades remises à neuf, repeintes en coloris clairs, des fenêtres et balcons fleuris, des arbres le long des rues, sans parler des beaux parcs aux vastes vues de leurs « Bierg » respectifs.

Bref, ce n'était pas trop tôt d'apprécier enfin publiquement le charme du sud du pays. Voici donc le programme de l'exposition: Le Mouvement écologique se présente. La qualité de vie dans la commune d'Esch-sur-Alzette, essai d'appréciation. Voie Express. Le paysage du Minett, évolution d'un biotope. Aal Esch ... et autres thèmes du domaine écologique.

Le Républicain Lorrain, 28 mai 1983

Copyrighted material

Sauvons la « brousse »!

C'est avec sidération que j'ai appris par votre article du 21 janvier le projet communal d'agrandissement du terrain de camping du Galgebierg.

Ne s'arrêtera-t-on donc plus de repousser toujours plus loin, de limiter de plus en plus étroitement le peu de nature qui reste aux portes de notre ville? Déjà l'Arbed grignote (si on peut dire cela de bulldozers...) le flanc sud du « Bierg » cher aux Eschois; où je cueillais jadis des violettes, se dresse la bâtisse du manège; où nous rampions dans les broussailles en jouant aux « Peaux-Rouges » s'étendent campings tout confort et le zoo... Bon, d'accord, je ne veux pas m'opposer au soi-disant progrès, je n'ai rien contre le manège ni contre le camping et ce que j'ai contre les zoos, c'est-à-dire contre les animaux en captivité pour satisfaire notre curiosité, je l'ai contre tous les zoos du monde.

Mais une extension dudit camping aux frais de la « brousse », comme l'a appelée le président du Camping-Caravaning-Club d'Esch, ne me remplit guère d'enthousiasme.

C'est que le charme du « Galgebierg » consiste justement dans la variété de sa végétation, la haute futaie alternant avec les broussailles, les sapins voisinant avec les hêtres; on y trouve de grandes promenades magnifiques dans la forêt proprement dite, mais aussi foule de délicieux petits sentiers où il fait bon s'échapper, où les enfants se sentent justement et merveilleusement en pleine brousse, d'ailleurs bourrée de lapins, d'oiseaux et de chants. Au printemps cette « brousse » est fleurie d'aubépines et tout au long de l'année elle réserve des surprises charmantes le long de ses sentiers (souvent à peine visibles), se faufilant entre de jeunes sapins tout gros et ronds pour pénétrer dans la pénombre d'un bois de sapins plus hauts ou pour déboucher sur une clairière bordée de haies d'aubépines et de bouleaux.

Ne « civilisez » donc pas le peu de nature « à l'état naturel » qui nous reste et qui reste surtout aux enfants — à moins que je ne me trompe et que de nos jours ils préfèrent passer leurs après-midi accroupis devant la télévision... (?).

En conclusion, j'ai peur que le nombre de campeurs aille en augmentant jusqu'au moment où les gens qui avaient fui la ville pour retrouver la forêt et la « brousse » finiront par ne plus venir parce qu'au lieu de trouver un bout de nature étonnamment naturel encore, ils auront trouvé la cohue des grands campings.

Il s'agit peut-être avant tout de savoir quel genre de campeurs on veut attirer au « Galgebierg » (?).

Le Républicain Lorrain, 26 janvier 1973

Copyrighted material

La gangrène du Gâlgebierg

Les agissements du Camping-Club du Gâlgebierg ont de quoi inquiéter les véritables amis de notre « montagne ». Comme ils l'ont confirmé, samedi dernier, au cours de leur assemblée générale (« R.L. » du 4 février 74), ces messieurs, ayant boudé une année, sont revenus à la charge pour obtenir l'agrandissement de leur terrain.

Or, tout en appréciant beaucoup moi-même les joies du camping, tout en sympathisant avec ceux qui se plaisent dans celui du Gâlgebierg, fort joli, tout en ayant salué comme une excellente idée en son temps l'installation dudit camping, je m'oppose (et je ne suis de loin pas la seule personne à le faire) à tout nouvel agrandissement de ce terrain.

Le Gâlgebierg est et doit rester propriété commune. Il appartient en premier lieu aux promeneurs et non à un groupe minoritaire avide de privilèges et impatient d'exclure tous les autres de sa propriété quasi privée.

Il serait d'ailleurs étrange qu'une administration communale de gauche épouse le point de vue d'un tel lobby!

C'est que le Gâlgebierg a été assez divisé en parcelles depuis — dans l'ordre — la construction du restaurant avec mini-golf etc., du manège, du zoo et du camping.

On a réduit suffisamment le terrain des promeneurs, des enfants, des amoureux — assez! Sans même mentionner la destruction de la végétation et partant de la faune qu'entraînerait encore et toujours une telle opération (cf. la lettre de la Société de protection des oiseaux à ce sujet, « R.L. » du 27 février 73).

En outre, le charme du camping du Gâlgebierg consiste justement dans le fait qu'il n'est qu'une clairière en plein bois, petit, intime, « gemütlich ». Il n'y en a pas tellement comme ça, alors que les campings du genre grand manège et confusion abondent.

Est-ce que ce sont les fervents de cette catégorie de « retour à la nature » qu'on veut attirer à Esch, ou au contraire ceux qui font du camping parce qu'ils aiment et recherchent la nature le moins possible envahie et mutilée par l'homme?

S'il s'agit de plaire aux premiers, alors lui, agrandissons le camping, mais alors n'oublions pas d'y construire en même temps une piscine (à deux bassins évidemment), une piste de patinage, un snack-bar, un magasin d'alimentation (afin que les campeurs n'aient pas besoin de s'éloigner de la « nature » pour aller faire leurs courses en ville), une discothèque, des parkings plus grands évidemment, un hall omnisports, un centre culturel, une maison de jeunes, comme ça tout le monde sera content. L'asphalte, le bruit, la cohue couvriront enfin aussi notre Gâlgebierg qui aura ainsi été « adapté » à son environnement pollué et puant... De l'harmonie avant toute chose!

Le Républicain Lorrain, 5 février 1974

Copyrighted material

Galgenberg-Gangräne

Der Escher Camping- und Caravaning-Club hat neue Mitglieder aufgenommen. Deshalb muß anscheinend jetzt sein Feld vergrößert werden. In den nächsten Jahren wird der CCC voraussichtlich weitere Mitglieder aufnehmen. Was natürlich weitere Ausdehnungen des Camping-Terrains nach sich ziehen wird. Bis man in zehn Jahren wahrscheinlich im Besitz einer Mitgliedskarte des CCC sein muß, um überhaupt noch einen Fuß auf unsern „Bierg" setzen zu können. (Es sei denn, man sei Mitglied des Reitklubs.)

Vor genau einem Jahr ritten sie ihre erste Attacke, die Herren vom Galgenberg. Naturfreunde vermochten sie damals in extremis zu bremsen (cf. u.a. den „Républicain Lorrain" vom 27. 2. 73), worauf sie sich denn eine Weile schmollend zurückzogen — oder sich auf bessere Chancen im Wahlkampfjahr vertrösten ließen (?).

Jetzt beginnt das leidige Spielchen aufs neue — kleinkarierter Imperialismus der Karawanenfans gegen die Interessen aller Spaziergänger und wahrer Naturfreunde, besonders derjenigen, denen Alter oder Portemonnaie (oft genug beides) das Zelten und Karawaning nicht mehr so recht gestatten. Die deshalb, in diesem staubstickigen Tal lebend, auf ihre bescheidenen Spaziergänge auf den „Bierg" angewiesen sind, um etwas grüne Luft zu schnappen. Bald aber auch dort nicht mehr wissen werden, wo dem Asphalt, den Auspuffgasen und den abgesperrten Terrains ausweichen. Fragt doch die Mütter mit Kleinkindern, fragt die kleinen Rentner, die sich keine Wohnwagen leisten können, was sie von dem zunehmenden Verkehr, der allmählichen Zersiedlung, dem sich immer mehr ausweitenden Rummelplatz da oben halten!

Genug! Es ist genug der Zerstückelung des Galgenbergs auf Kosten der Allgemeinheit, genug der „Zivilisierung" unseres schönen, noch teilweise ungestörten Stückchens Natur da oben. Der Galgenberg gehört der Gemeinschaft, er sollte ganz für alle da sein — oder muß man in Kürze stolzer Besitzer einer Karawane sein, um noch da oben zugelassen zu werden? Unser „Bierg" gehört in erster Linie den Spaziergängern und nicht einer minoritären Gruppe, die auf Privilegien aus ist und nicht schnell genug alle Nichtmitglieder aus ihrer eifersüchtig umzäunten Parzelle ausschließen kann. Es wäre wahrhaftig sonderbar, wenn gerade eine solche Lobby auf die Unterstützung einer Links-Koalition zählen dürfte.

Das Gebiet der Spaziergänger allen Alters, der Kinder, der Alten, der Liebespärchen ist genug eingeengt worden seit, nacheinander, Restaurant mit Mini-Golf und Co. errichtet wurden, dann die Reitbahn, der Zoo, der Camping-Platz — elo gét et awer duer! Soll wirklich wegen der paar Sommerwochen, da die Zeltler da oben wohnen, ein immer größeres Stück Wald das ganze Jahr über für alle Nicht-Zeltler abgeriegelt werden?

Von der fortschreitenden Verstümmelung der Natur ganz zu schweigen. Wo wir früher Veilchen pflückten, erhebt sich heute der erdrückende Bau der Manège; wo wir als Kinder durch die Hecken krochen und Winnetou spielten,

Copyrighted material

erstrecken sich Zoo und Camping; wo man sich früher fern der einengenden Stadt wähnen und ein Stück echte „Waldeinsamkeit“ genießen konnte, stößt man jetzt allenthalben auf Gitter und Verbotsschilder.

Ungestörter Wald und Unterholz aber ist für die hygienischen Camping-Leute (die an „tout-confort“ gewohnt sind in dem Stückchen Stadt, das sie überall mit sich herumschleppen und in freier Natur installieren) bloßer „Dschungel“, verächtliche „Wildnis“, wie einer ihrer Sprecher sagte. Die „Naturfreunde“ lob ich mir, die so viel Respekt vor dem Biotop unzähliger kleiner Lebewesen und Pflanzen bekunden. Ökologie Null.

Was nämlich besagte „Wildnis“ betrifft, besteht der Reiz des Galgenbergs in eben dieser Wildnis, in seinem herrlichen Durcheinander von Bäumen und Pflanzen aller Art, Hochwald wechselt mit Gestrüpp ab, prächtige Wege unter hohen Buchen mit schmalen, schlängelnden Pfaden durch Tannendickicht voll Kaninchen, Vögel, Vogelsang. Im Frühling brechen überall im vielfältigen Grün Schlehdornblüten durch, es singt und zwitschert in jeder unerwarteten, kleinen Lichtung in der ersten, warmen Sonne. Muß das alles zivilisiert, auf „tout-confort“ getrimmt werden? Auf Kosten der dort lebenden Vogel- und Tierwelt?

Man darf jedenfalls an der Naturliebe, dem Naturbedürfnis unserer Camping-Leute zweifeln. Immerhin verbietet niemand ihnen, wenn sie schon so auf frische Luft aus sind, da oben herumzuspazieren, stundenlang, zu picknicken und meinetwegen sich im Gras zu wälzen, in die Tannenspitzen und den blauen Himmel zu starren, nach Herzenslust. Sie aber können nicht verlangen, daß z. B. allen Leuten, die in Appartements ohne Balkon wohnen, als Entschädigung Stücke Galgenberg für ihre Wohnwagen zur Verfügung gestellt werden! Wie gesagt, es gibt noch Leute, die weder Balkon noch Karawane haben, sondern nur ihre zwei alten Beine, um an etwas frische Luft zu kommen. Bis wohin müssen die denn schlußendlich laufen, um noch in aller Ruhe und ohne hemmendes Drahtgitter sich der Illusion von ein bißchen freier Natur hingeben zu können?

Ein Camping-Platz mag sich ausdehnen ohne zu stören, falls er sich in angemessener Entfernung von einer Ansiedlung befindet. Sowieso sind alle Wohnwagen- und Zeltbesitzer motorisiert, so daß der Camping- und Caravaning-Club es gar nicht nötig gehabt hätte, in allernächster Nähe der Stadt Fußgängerterrain zu belegen. Da wird denn dauernd den Leuten gepredigt, sie sollen ihr Auto stehen lassen, zu Fuß gehen, dabei riegelt man aber gerade den Fußgängern ihr erreichbares Stückchen Natur immer mehr ab, und zwar zugunsten von Leuten, die sich par définition mit ihren Wohnwagen sowieso nicht zu Fuß in ihre Naturparzelle bewegen. Der Escher Fußgänger kann sich aber leider nicht täglich zu Fuß ins Ösling bewegen. Wer es sich leisten kann, wird sich also immer öfter hinters Lenkrad setzen und in der Weite suchen, was ihm ein Galgenberg, was ihm die in der Nähe seines Wohn- und Arbeitsplatzes gelegene verschandelte Natur nicht mehr bietet. Verschandelt aus lauter „Liebe zur Natur“ ... (!).

Ein letztes: der Charme des hübschen Escher Campings besteht eben darin, daß er klein, gemütlich, eine bloße Lichtung im Walde ist. Der Massencampings gibt es schon zur Genüge, den Galgenberg-Camping aber vergrößern hieße ihn entstellen, banalisieren, seiner Eigenart berauben. Wen will man überhaupt da

Copyrighted material

oben anlocken? Echte Naturfreunde oder Rummelplatzfans? Letzterenfalls muß natürlich in absehbarer Zeit ein Schwimmbad her, eine Snackbar (es wird ja schon offen auf eine das Restaurant einschließende Ausdehnung spekuliert!), ein Lebensmittelladen, eine Diskothek, größere Parkings, eine Sporthalle selbstverständlich, ein Kulturzentrum, usw., usf., und damit hätten wir schluß-endlich auch unsern Galgenberg seiner Umgebung harmonisch angepaßt — auch dort oben wird es dann endgültig stinken, lärmen, unterm Asphalt ersticken. Na, denn mal los!

tageblatt, 14. Februar 1974

P. S. 1998:

Ganz so schlimm ist est zwar nicht gekommen, die Manege verschwand sogar wieder, nachdem sie jahrelang als Brandruine die Gegend verschandelt hatte, und die Rentner dürfen weiterhin unbehelligt ihre Runden um den Berg drehen (wenn sie den Joggern nicht zu sehr in die Füße geraten ...). Die Tiere im Zoo aber können einem leid tun wegen der Enge ihrer Gatter, (s. bes. die tierquälerische Enge der Stinktiere- und Frettchenkäfige!)

Copyrighted material

Noch eine Schnapsidee?

Die Anfang April 1978 abgebrannte Reithalle auf dem Escher Galgenberg war eine „Schnapsidee", d. h. sie paßte mit allem Drum und Dran absolut nicht in ihre Umgebung, wie sich nachträglich herausstellte.

Von der an ihrer Stelle geplanten Jugendherberge, wie sie diesen Winter im „tageblatt" vorgestellt wurde, ist aber ebenfalls abzuraten.

Auf den ersten Blick wirkt das Projekt zwar sympathisch. Nichts gegen Jugendherbergen! Als Ajistin seit 25 Jahren habe ich sie noch immer als eine der positivsten Ideen angesehen, die unsere Gesellschaft zugunsten der Jugend verwirklicht hat.

Apropos — wie spontane Gedankenassoziationen nun einmal funktionieren — es ist doch recht erstaunlich, wie sich die hiesige CSV dieser Tage ins Zeug legt zugunsten eines Escher Jugendhauses, während weitaus wertvollere Jugendhäuser, wie sie die Jugendherbergen sind, jahrzehntelang von den CSV-Regierungen nur Verachtung und eine recht stiefmütterliche Behandlung erfuhren (lächerlich geringe Subsidien, Verketzerung in Rechtskreisen, usw.). Das rührte offensichtlich daher, daß man die Jugendherbergler nicht so leicht in den klerikalen Griff bekam... anders als — man gestatte mir eine weitere spontane Gedankenassoziation — die Pfadfinder.

Jahrelang sind unsere ersten „Scouten" und „Guiden" von den Kanzeln herab verteufelt worden, immer wieder mußten die zeltenden Jünglinge Reißaus nehmen vor den aufgehetzten Bauern! Erst als man sich kirchlicherseits eingestehen mußte, daß so die Bewegung nicht kleinzukriegen war, ging man nach altbewährter Methode zur „récupération", zur Vereinnahmung über. Und siehe da: Auf einmal gab's auch „blaue" Pfadfinder und -finderinnen, und gegen die hetzte kein Priester mehr.

Zurück zur geplanten Galgenberg-Jugendherberge, hinter der ich in meiner bodenlosen Schlechtigkeit viel weniger einen Dienst an der Jugend als an gewissen Gemeinderatsmitgliedern vermute, welche sich mit dem Projekt die Stimmen der Sportler und aller ihnen Verbundenen (Familien und Geschäftsleute) sichern wollen.

In der Tat sehen diese Planer kaum echte Ajisten rucksackbepackt, in Nagelschuhen, den „Bierg" hinaufkeuchen, sondern vielmehr Autobusse über Autobusse mit Sportmannschaften hinaufrollen, besser gesagt: hinaufstinken und knattern!

Was das aber für die dort oben Erholung, Ruhe und reine Luft suchenden Spaziergänger bedeuten wird, braucht wohl nicht weiter ausgemalt zu werden. Es wird dem ohnedies strapazierten, überzivilisierten Galgenberg schlicht den Gnadenstoß versetzen. Die gesuchte Waldesruh' ist dann nämlich endgültig dahin und mit ihr der letzte Rest an Glaubwürdigkeit unserer Gemeindeväter in puncto Umweltschutz.

Copyrighted material

Noch andere Gründe sprechen gegen die Errichtung einer Jugendherberge auf dem Galgenberg. Es ist z. B. unrealistisch anzunehmen, daß sich die erwarteten Sportlermannschaften ohne weiteres dem recht strikten JH-Reglement fügen werden: Kein Alkohol, Rauchen verboten, um 10 Uhr ins Bett und ab 11 Uhr Ruhe in den Schlafsälen. Kurz, mit dieser zur billigen Sportlerunterkunft degradierten Jugendherberge wird ein Konfliktherd geschaffen, mit randalierenden Sportlern einerseits, protestierenden Herbergseltern und entrüsteten Ajisten andererseits.

Viele der letzteren Sorte aber wird es nie in einer Minett-JH geben (s. die Übernachtungen in Rodingen). Das aber bedeutet alljährlich ein unvermeidliches Defizit in der Gemeindekasse (s. wiederum Rodingen und sogar Luxemburg-Stadt). Ist der Escher Steuerzahler wirklich gewillt, sich diese Jugendherbergler soviel kosten zu lassen, Jahr um Jahr?

Deshalb: Die Verantwortlichen mögen sich in dieser Sache vor übereilten Beschlüssen hüten. Was wirklich Not tut mittlerweile, das ist die Beseitigung der hinterlassenen Mistgrube und der häßlichen Mauerreste, welche das wichtigste Escher Erholungszentrum nun schon neun Monate lang verschandeln. Auch im Falle eines Neubaus müßten diese Ruinen abgerissen werden. Sie stehen also völlig zwecklos herum und stellen zusätzlich eine Gefahr für spielende Kinder dar.

Der Escher Gemeinderat sollte also:

1. das JH-Projekt nochmals sorgfältig überprüfen;
2. die Brandruinen endlich entfernen lassen;
3. vorerst einmal wortwörtlich Gras über die Sache wachsen lassen.

Vielleicht verfällt in Zukunft jemand auf eine noch bessere Idee als folgende, die naheliegendste: Wieder Bäume anzupflanzen da oben, wo sie hingehören, und nicht Jugendherbergen, Manegen, Zoos, Caravanen, Parkings und Co.

tageblatt, 6. Januar 1979

Copyrighted material

Le Galgebierg

Depuis des années, la commission d'hygiène soumet aux responsables communaux des rapports précis sur les tas d'ordures qui se multiplient et s'étendent au Galgebierg.

Résultat: zéro, aucune mesure n'est prise pour nettoyer quelque peu ce fameux centre touristique. Il y a des années déjà, j'ai envoyé à la commune à plusieurs reprises des séries de photos (et en couleurs, s'il vous plaît!) et des plans détaillés de ces dépôts d'ordures qui déparent le Galgebierg surtout du côté des soi-disant jardins potagers, souvent de tristes élevages (incroyablement sales et délabrés) de volaille et de lapins. Résultat: zéro, si ce n'est qu'on se moque de ma naïveté — parce que dans le temps, j'avais bel et bien pris au sérieux le joli slogan de la «Dialogbereitschaft» des responsables communaux, de leur prétendu empressement à écouter les critiques et propositions des citoyens...

Ce qui exaspère surtout, dans cette affaire, c'est qu'il suffirait de si peu, d'un minimum de bonne volonté et d'intérêt des autorités pour faire prendre les mesures nécessaires, et pourtant les années passent sans qu'elles soient prises. Ce n'est quand même pas la mer à boire que d'envoyer quelques ouvriers là-haut, le temps (une journée y suffirait) d'enlever les tas d'immondices. Qu'est-ce qui peut donc bien retenir les responsables de faire le geste en question?

De même pour ce qui est des pauvres bêtes emprisonnées dans ces cabanes et remises. Tout au long des années, on y découvre, comme ces jours-ci encore, des bêtes abandonnées, mortes de faim, des chiens affamés attachés à de lourdes chaînes, des animaux trop nombreux encaissés dans des espaces trop restreints. Depuis novembre 1980, un règlement communal interdit de garder des animaux sur ces parcelles de terrain. Résultat? Zéro. Le règlement est resté lettre morte. Jamais encore un seul contrôle sérieux du contenu de ces cabanes n'a été ordonné par un bourgmestre qui aime cependant se poser en ami des bêtes. Le personnel de surveillance (un garde-champêtre) est totalement dépassé, au vu et au su de tout le monde, mais on refuse obstinément à lui accorder de l'aide, à nommer un second garde. Et non seulement le règlement en question n'est pas appliqué, mais on se plaît à multiplier encore et toujours les élevages de bêtes dans des parcelles semblables en accordant des autorisations nouvelles...

Le Républicain Lorrain, 7 mars 1982

P. S. 1998:

Quinze ans plus tard on se sert e.a. de l'argument « immondices » pour réclamer la fin des jardins du « Bouwenaker » en vue d'étendre la ville sur ce versant du « Bierg ». Cf. « Ein dicker Hund » (e. a.).

Copyrighted material

Eine Diskothek auf dem Galgenberg

Seit vielen Jahren schon beschweren sich die Bürger von Esch, auf dem Galgenberg sei nichts los. Man kann dort nur umherspazieren und die Bäume betrachten. Deshalb ist die Idee einer Diskothek auf dem Berg sehr interessant. Dadurch wird die Jugend in die Natur gelockt. Sie wird die umliegende Waldgegend auf ihren Motorrädern durchbrausen und kennenlernen. Die Benutzer des dortigen Campingplatzes werden aufatmen, weil die langweilige Stille endlich von flotten Rhythmen verscheucht wird.

Das Parkplatzproblem ist leicht zu lösen. Man könnte den angrenzenden Park zubetonieren. Aber auch eine Tankstelle müßte her. Sie könnte in dem alten Säulenpavillon untergebracht werden und würde sehr romantisch wirken. Es müßte auch ein Übungsplatz für Motorradfahrer hergerichtet werden. Auf den restlichen Quadratmetern des Berges müßte unbedingt ein Rummelplatz eingerichtet werden, mit Riesenrad, Frittenbuden, einem Weib ohne Unterleib usw. Und ein Schießplatz, denn wir haben deren bis jetzt nur zwei. Im Sommer wäre eine Miss Galgenberg zu krönen, wobei die Schönen, das wäre originell, im Badekostüm in den Bäumen sitzend, sich den kritischen Augen der Zuschauer präsentieren. Es gibt also noch viel zu tun. Der Galgenberg soll endlich belebt werden!

Henry Gelhausen

tageblatt, 25. Januar 1986

P. S. 1998:

Ein „Weib-ohne-Unterleib" à la Jahrmarkt stellte er sich vor, der Satiriker, aber nicht was wirklich seit 1995 auf dem Galgenberg prangt: Drei Weiberunterleibe (!) Siehe „Frech und obszön" …

Copyrighted material

Eine „Disco“ auf dem Gaalgebierg oder: Wie man sein letztes Stück Natur ausverkauft

Das Problem der Zersiedlung unserer Landschaft und der sich daraus ergebenden Schrumpfung und „Zivilisierung“ unseres teilweise noch ungestörten Stückchens Natur dürfte uns allen und besonders unseren Stadtvätern nur zu gut bekannt sein. Demnach müßte logischerweise alles getan werden, um dieses Stückchen Natur, und damit meinen wir u.a. den Escher Gaalgebierg, zu erhalten. Leider ist dies nicht der Fall, denn wie erklärt man sich sonst das neue Escher Millionen-Projekt, das vorsieht, auf dem (ach so geduldigen) Gaalgebierg eine „Disco“ im Pavillon einzurichten?

Wir möchten das Problem Lärm nur kurz anschneiden, denn jeder vernünftige Mensch sieht ein, daß Disco-Lärm nicht in diese ruhige Parklandschaft gehört und auch nicht in die Nähe unseres idyllischen Camping-Platzes. Auch braucht man über keine sehr rege Phantasie zu verfügen, um sich ausmalen zu können, wie die Rennbahn Neidierfchen-Pavillon aussehen wird. Und da viele Disco-Besucher (da noch unter 18) per Motorrad zur Disco fahren werden, wird so mancher Motorrad-Fan dort oben seine kleine Geländefahrt drehen.

Hat man schon die Eltern dieser zukünftigen, jugendlichen Disco-Besucher gefragt, wie begeistert sie sind beim Gedanken, ihre Kinder bei Nacht und Nebel an diesen verlassenen Ort ziehen zu sehen, wo im Notfall jeder polizeilicher Beistand, wenn nicht unmöglich, so doch äußerst schwierig sein wird, und wo im Schutz und Dunkel der Wälder die Möglichkeit eines regen Grenzverkehrs mit Drogen geschaffen wird?

Es ist eine Schande, daß der Gaalgebierg für jede Schnapsidee herhalten muß!

Eine Gruppe Escher Bürger
tageblatt, 8. Februar 1986

Copyrighted material

La gangrène du Gâlgebierg

(suite) (*)

C'est en 1974 que parut au «Républicain Lorrain» mon article intitulé «Sauvons la brousse». J'y protestais contre l'empiétement croissant d'aires de récréation sur la nature proprement dite de notre Gâlgebierg, dédaigneusement qualifiée de «brousse» par les représentants du camping-caravaning avides d'agrandir leur terrain clôturé. En 1973 encore les responsables communaux avaient partagé le point de vue des amis de la nature et refusé cet agrandissement, mais un an plus tard, ils se ravisaient, probablement d'accord avec ce que proclamait un porte-parole du C.C.C. au sujet de l'abattage de nouveaux arbres rendu nécessaire par ce nouvel agrandissement: «Eng Birk ass jô ké Bâm!» (sic).

Or, les arguments avancés à l'époque contre ladite initiative sont restés d'actualité, vu que la gangrène continue de plus belle, transformant pas à pas notre belle zone verte en «Rummelplatz», en champ de foire, surtout depuis le dernier projet en date, celui d'une disco pour trois cents personnes au «Pavillon». Je cite (de mon article du 5. 2. 74):

«Le charme du camping du Gâlgebierg consiste justement dans le fait qu'il n'est qu'une clairière en plein bois, petit, intime, «gemütlich». Il n'y en a pas tellement comme cela, alors que les campings du genre grand manège et confusion abondent.

Est-ce que ce sont les fervents de cette catégorie de «retour à la nature» qu'on veut attirer à Esch, ou au contraire ceux qui aiment et recherchent la nature le moins possible envahie et mutilée par l'homme?

S'il s'agit de plaire aux premiers, alors oui, agrandissons le camping, mais alors n'oublions pas d'y construire en même temps une piscine, une piste de patinage, un snack-bar, un magasin d'alimentation, une discothèque, des parkings plus grands, un hall omnisports, un centre culturel, une maison de jeunes, comme ça, tout le monde sera content. L'asphalte, le bruit, la cohue couvriront enfin aussi notre Gâlgebierg qui aura ainsi été adapté à son environnement pollué et puant... De l'harmonie avant toute chose!»

Cette énumération juxtaposant pêle-mêle les initiatives les plus aberrantes visait à démontrer par l'absurde qu'on s'était engagé dans une mauvaise voie, qu'on ne pouvait continuer de la sorte à «exploiter touristiquement» la nature, qu'on allait finir par installer «la ville à la campagne», c'est-à-dire le bruit et la puanteur au cœur des bois. Cependant, en citant une disco parmi d'autres projets impensables, je ne pensais justement pas qu'on serait un jour assez fou pour

(*) Cf. un premier article «La grangrène du Gâlgebierg» — Le Républicain Lorrain du 5 février 1974.

Copyrighted material

songer à autoriser ça au Gâlgebierg! Or, on y songe, on songe même à engouffrer plus de 5 millions dans la réalisation de la folie en question. Les difficultés financières, à Esch, connais pas...

M'est avis qu'on y connaîtra en tout cas de sérieux problèmes suite à une décision aussi insensée. Quelle aubaine pour les trafiquants de drogue que cette disco en plein bois, à deux pas de la frontière! C'est un véritable cadeau que les Eschois leur font là. Parions, par contre, que les gardiens de l'ordre ne sont pas précisément ravis à l'idée des rixes à venir là-haut, pas plus que les parents de jeunes d'ailleurs, les riverains de la Schneier ou les jardiniers — et les campeurs donc? (Il est pour le moins étonnant qu'ils n'aient pas protesté ensemble avec le Mouvement écologique et le Interesseverein Neiduerf, eux qui prétendaient rechercher le calme au cœur des bois.) En tout cas, l'invasion de notre zone verte par le bruit et la puanteur, par les jeunes motorisés, les pétarades et les hurlements de motos, sera parachevée. Et en avant pour les courses folles sur les sentiers et les promenades au sortir de la disco, intoxiqués...

Mais cette nouvelle escalade dans la dégradation du Gâlgebierg est, somme toute, dans la ligne de toutes les mesures, de toutes les initiatives prises par nos responsables communaux depuis environ une génération en ce qui concerne notre zone verte, c'est-à-dire aucune n'a visé à préserver, à protéger la «nature naturelle»; par contre chacune, sans exception, quels qu'en soient les aspects parfois positifs, a indéniablement contribué à rétrécir, à envahir l'espace naturel proprement dit, à en perturber ou détruire l'équilibre écologique (entre la végétation et la vie animale), à introduire bruits et pollutions diverses, à sacrifier arbres, buissons, fleurs sauvages.

J'énumère (par ordre chronologique autant que je me le rappelle) suite à l'installation du restaurant «Pavillon» dans les années 50 et à la création des jardins de la «Gleicht» à la fin des années 60: le zoo, le manège, le camping-caravaning, l'extension des jardins potagers, deux aires de jeux, dont le minigolf, deux stands de tir, l'agrandissement du parking, le second parking, l'IPRECO du côté de l'Ellergronn, les sentiers du fitness-parcours, le dépôt de gravats et d'ordures au Bourgronn, les nouveaux tennis-courts, l'agrandissement du stade de la Fola. Je rappellerai encore un projet d'auberge de jeunesse (à l'endroit de l'ex-manège), heureusement étouffé dans l'œuf, et (m'a-t-on dit) des visées du C.C.C. sur le joli petit bout de prairie près du Belvédère (?)

Et pour le mois de juin 1982, nos édiles avaient donné leur accord à des courses de stock-cars (!) au Bourgronn (sans prévenir les riverains), initiative qui avorta grâce au veto de l'Arbed. Bref, elle a écopé à chaque innovation, la pauvre nature eschoise piétinée, bafouée.

Soyons sûrs cependant qu'en ce qui concerne la dernière «Schnapsidee» (idée de dingues) en date, la disco au Gâlgebierg, nos responsables communaux auront amplement l'occasion de regretter leur décision bâclée, tout comme ils ont déjà dû faire marche arrière après leur décision (pareillement bâclée) d'installer un dépôt municipal au Bourgronn. Là aussi, ils sont allés de l'avant malgré les

Copyrighted material

arguments les plus sensés qu'on leur opposait, et, deux ans plus tard, une fois un beau coin saccagé et une belle promenade ruinée par une chaussée aussi coûteuse que mal faite, il a fallu stopper le tout, les arguments sensés (mentionnés plus haut) l'ayant été en effet... Comme quoi l'histoire se répète toujours, car, pour rappeler un proverbe luxembourgeois bien connu, il y a les bons ânes et les autres...

Le Républicain Lorrain, 28 janvier 1986

Copyrighted material

Frech und obszön — doch niemand protestiert

Die kalte Wut packt mich ... Hab' ich 'ne Wut im Bauch! Na ja. „Nur den Ärger nicht verlieren!", rät ein bekannter deutscher Schriftsteller, das bewahre vor Melancholie. Es wäre schwer, ihn zu verlieren, den Ärger, in Esch an der Alzette, angesichts dessen, was einem dort vorgesetzt wird an Verschandelung des öffentlichen Raumes, und ich will hier nicht einmal von den grotesken Masten in der Alzettestraße reden, obwohl die es in sich haben.

Die prallen Schenkel einladend gespreizt, in die anatomisch korrekt plazierte Öffnung dazwischen ein fester Stamm gerammt — „thematische Verfeinerung" heißt das dann im kunstkritischen Jargon (Verfeinerung mon cul) — in gleich dreifacher Ausführung prangen die weiblichen Unterleiber mit gen Himmel geöffneten Beinen NICHT etwa in der Eingangshalle eines Bordells, eines Eros Centre, sondern kurz vor dem Escher Camping auf dem armen Galgenberg, der 1995 (wissen Sie noch — das Kulturjahr) heimgesucht wurde von allerlei Artisten im Rahmen eines sog. Skulpturen-Symposiums. Es hat Spuren hinterlassen, darunter eben diese widerliche, frauenverachtende Obszönität, der von namhaften Luxemburger Künstlerinnen (mir gegenüber) „weder ethischer noch ästhetischer Wert" bescheinigt wurde.

Das Volk aber schwieg und schweigt. Nicht so jedoch betreffs Henry Millers Kuh, will sagen, die wenig schmeichelhaften Kommentare des amerikanischen Schriftstellers über das Luxemburger Volk, welche der Kuh-Autor in Metall gehämmert den erschreckten Spaziergängern des Galgenbergs vor die Nase gesetzt hatte. Sie ist mittlerweile, spätestens im Sommer 1996, wieder entfernt worden, die anstößige Botschaft an die Adresse der selbstzufriedenen Luxemburger, „glücklichen Kühen gleich", wie Miller schrieb. Der Bösewicht! („Er war auch mal mit Marilyn Monroe verheiratet", belehrte ein diese Heirat sichtlich mißbilligender Herr zwei ehrfurchtsvoll lauschende Damen, als ich gerade vorbeikam.) Nun, die (lokal)patriotische Empörung war groß und sie war offensichtlich erfolgreich, steht die Kuh doch nun mitteilungslos da und schaut frustriert drein.

Keine Proteste aber scheint es in bezug auf die halbierten Weiberleiber gehagelt zu haben, die besser ins hauptstädtische Garer Viertel passen würden, vorläufig aber die Escher Erholungszone verschandeln und im Gegensatz zum Kuhgestell eine Menge aussagen und zwar eine „ruckelzeche" Macho-Einstellung gegenüber dem Sexobjekt Frau wiedergeben.

Daß Männer sich sowas einfallen lassen, wen wundert's? (Die Banalität der Einstellung entschuldigt sie natürlich nicht). Verwunderlich ist eher die Zustimmung der Gemeindeverantwortlichen, von (also) frommen CSV-Räten und Rätinnen sowie ach so fortschrittlich denkenden Sozialisten, für die die Würde der Frau selbstverständlich unantastbar ist ... Ausgerechnet am besten Ausstellungsplatz, im Gegensatz zu Millers Schild ganz unübersehbar neben dem

Copyrighted material

Hauptweg zum Camping und zum Zoo, fast gegenüber dem Pavillon-Restaurant ließ man diese Sauerei einpflanzen. (Entschuldigt, Ihr vierbeinigen Säue, die ihr mir nicht erst seit „Babe" sympathisch seid.)

Der eigentliche Skandal aber ist die Akzeptanz der frauenfeindlichen Obszönität durch die Öffentlichkeit. Als ich am 23. September 1995 im „tageblatt" eine Abbildung des Dings erblickte und den dazugehörigen (völlig kritiklosen) Text las, traute ich meinen Augen kaum. Als ich dann die Sache selbst in Augenschein nahm, traute ich ihnen noch viel weniger. Und erwartete einen Proteststurm — von einzelnen, schockierten Bürgern, von Feministinnen, von Frauenvereinigungen (wie etwas später gegen jene misogyne Anzeige im „Luxbazar", November '95). Aber nichts rührte sich, kein geharnischter Leser/inbrief erschien, keine Petition forderte das Entfernen der Frechheit, keiner Feministin fiel es ein, z. B. etwas Sarkastisches auf die Metallflächen zu sprühen.

Natürlich wollte ich zuerst spontan zur Feder resp. Schreibmaschine greifen, aber dann verzichtete ich darauf. Ich bin schließlich nicht die einzige Frau mit Augen im Kopf in dieser Stadt. A d'autres. Aber ich wartete vergeblich auf die „autres". Tausende von biederen Ehepaaren, von Familien mit Kindern, von braven Escher Bürgern und ebensolchen Touristen ziehen seit fast zwei Jahren an der widerlichen Plastik vorbei und — denken sich anscheinend nichts dabei, jedenfalls nichts, was sie zu einem schockierten Protest verleitet hätte bislang.

Schäme Dich, Esch. Schämt Euch vor allem, Escher Frauen!

Journal, 13./14. September 1997

P.S. 1998:

Für in amerikanischer Literatur Nichtbewanderte: der Arthur (nicht der Henry) Miller war eine Zeitlang mit Marilyn Monroe verheiratet.

Frech und obszön — und endlich Proteste!

Im September 1995 ließ die Escher Gemeinde es zu, daß am Rande einer vielbegangenen Promenade des Naherholungs- und Tourismuszentrums Galgenberg eine Figur oder vielmehr drei Halbfiguren errichtet wurden, die ihresgleichen an frauenverachtender Obszönität höchstens noch in der Eingangshalle eines Bordells haben dürften.

Obwohl mittlerweiler immer mehr Escher/innen ihre Abneigung des Undings bekunden, rührte sich viel zu lange nichts, keine Leserbriefe fragten Madame Hennicot, ihres Zeichens Kulturministerin, oder die LSAP- und CSV-Rätinnen im Escher Gemeinderat, was sie als Frauen eigentlich von den drei großen, offenen, weiblichen Schenkelpaaren hielten. Vielleicht hätten sie dann

ebenso „Hase“ geheißen wie der Bürgermeister, der vor kurzem im Fernsehen zugab, die Unterleibe nur gesehen zu haben, ehe sie damals aufgerichtet wurden; er sei somit außerstande, sie sich in vertikaler Position vorzustellen (!).

Damit gab er übrigens zu, wie wenig er sich für unsern Galgenberg interessiert. Ginge er nämlich öfters hin, so wären ihm vielleicht rechtzeitig die Unzulänglichkeiten des illegalen Escher Zoos aufgefallen — ehe ihn die Forstverwaltung und Veterinärinspektion letzten Winter darauf aufmerksam machen mußten, als wieder einem Damhirsch im völlig überfüllten Gehege ein Auge ausgestochen wurde vón einem Rivalen.

Mein wütender Leserbrief im Journal v. 13. September 1997 („Frech und obszön — doch niemand protestiert“) zeitigte keinerlei Folgen, abgesehen von einer Attacke im „Feierkrop“ von einem, der sich da Momo nennt. Das sonst so umfragebesessene „tageblatt“ hat bis heute die großen, eisernen, halben Weiber mit den Baumstämmen in den Scheiden keiner Meinungsumfrage unter den Eschern für wert befunden... Schließlich aber regte sich etwas: in Luxemburg gründeten ein paar beherzte Feministinnen einen EMMA-Klub. Und schauten sich nach Themen um, geeignet, das Luxemburger Frauenbewußtsein zu heben. Und stießen auf das Galgenberger Unding.

Leserbriefe, eine Petition, ein Happening folgten.

Wie es nun wohl weitergehen wird? Die Obrigkeiten aller Couleur halten sich bedeckt, nur der Bürgermeister, siehe oben, tat unvorsichtigerweise den Mund auf.

Die EMMA-Frauen haben am 8. dieses Monats an die Kulturministerin geschrieben(?) und ich sandte sämtlichen 18 Gemeinderät/innen Eschs ein Schreiben am 24. Mai:

„Depuis quelques années — pour être précis: depuis septembre 1995 — vous permettez à une pseudo-œuvre d'art d'une rare obscénité misogyne de déparer le centre touristique de notre Galgebierg. La chose serait plutôt à sa place à l'entrée d'un bordel qu'à celle d'un camping-caravaning et au bord d'une promenade empruntée par les milliers de visiteurs (du zoo e.a.). Cette représentation de corps de femmes amputés de moitié, les cuisses grand'ouvertes recevant les arbres-phallus qu'on y a enfoncés, est une insulte pour toute femme qui passe. Il se peut qu'en cachette ces messieurs du conseil communal trouvent ces paires de cuisses fort émoustillantes, mais je me demande vraiment comment les trois femmes membres de notre conseil communal peuvent s'accommoder d'un monument aussi dégradant pour les femmes. J'en ai honte pour elles tout comme cette « œuvre » eschoise unique au pays est une honte pour notre ville. (C'est à se demander si vous êtes tous frappés de cécité!)“

Reaktion Null, wie erwartet. Sympathisch (und sofort) reagierte Madame Marie-Josée Jacobs, unsere Frauenministerin. Ich hatte ihr ebenfalls am 24. Mai folgende Zeilen geschrieben:

„Par la présente je me permets d'attirer votre attention sur une pseudo-œuvre d'art qui dépare depuis quelques années le centre touristique du « Galgenbierg » eschois.

Copyrighted material

Cette représentation de corps de femmes amputés de moitié est dégradante pour les femmes, et son exhibition publique d'une rare insolence envers toutes celles qui passent. J'ai honte pour ma ville d'avoir permis la chose et de la garder à l'endroit en question, alors qu'elle serait plutôt à sa place à l'entrée d'un bordel" (cf. la photo ci-jointe).

Die Antwort ließ nicht auf sich warten, d.h. die Kopie ihres Briefs an den Escher Bürgermeister, die klug und diplomatisch formulierte Stellungnahme einer Feministin mit politischer Verantwortung. Alle Achtung, Madame Jacobs. An Ihnen darf sich der Escher Gemeinderat ein Beispiel nehmen. Ich zitiere:

„... Il n'est pas dans mes intentions ni d'apprécier, ni d'interpréter l'œuvre d'un sculpteur. J'avoue pourtant bien comprendre l'indignation de maintes personnes, surtout de femmes, face à une représentation humiliante du corps féminin qui peut influencer de façon négative le développement d'attitudes pour l'égalité des hommes et des femmes.

Je vous saurais gré, Monsieur le Bourmestre, de me faire part de votre position dans l'affaire en question, étant donné que mon Ministère défend... la dignité et la valeur de la personne humaine et l'égalité des droits de l'homme et de la femme; j'y suis particulièrement intéressée."»

Welche Position der Herr Bürgermeister einnehmen wird, bleibt vorerst ein Geheimnis. Mittlerweile mehren sich die Leserbriefe, und in Esch wird dieser Tage nicht nur über Fußball diskutiert. Das kleine Happening der EMMA-Frauen am Samstagnachmittag, den 4. Juli, mit verhangener Mittelfigur und Spruchbändern („Sculptures misogynes — Non merci!" und: „Darf Kunst sich alles erlauben? — Nein!") ging nicht unbemerkt über die Bühne. Affaire à suivre!

Nelly Moia

Journal Nr. 135, 18./19. Juli 1998

P. S. Dezember 1998:

Die grotesken Beinpaare blieben, (die Bäume wurden abgebrochen, entfernt...)

Meinen ganz großen Dank in dieser Sache an Kathi Backes!

Copyrighted material

Small Is Beautiful!

Luxemburg hat etymologisch nichts mit Luxus zu tun, sondern kommt von Lucilinburhuc, danach Lützelburg geheißen, will sagen: **Kleine** Burg. Wir sollten uns wieder darauf besinnen, daß wir ein **kleines** Land sind und deshalb aus allen Nähten platzen werden, wenn wir dem zu schnellen und zu starken Bevölkerungswachstum nicht endlich Halt gebieten. (S. dazu den ausgezeichneten Leitartikel von Ed. Kutten am 27. 8. 96).

Es lebte sich angenehmer im grünen Ländchen, ökologisch betrachtet, als es erst 300 000 Einwohner zählte — (oder waren es ihrer 330 000, als ich ein sogenannter Backfisch war in den 50er Jahren?). Wir radelten auf fast autofreien Straßen durchs Land, und Verkehrsampeln gab es noch gar keine (die ersten in Esch tauchten 1956 auf). Natürlich: auch wenn wir immer noch bloße 300 000 wären, so gäbe es heute mehr Autos im Land als vor dreißig Jahren. Doch: 100 000 Nasen **mehr** bedeutet nun einmal beträchtlich **mehr** Abgase für alle 400 000 Nasen! (Pro Nase in Luxusburg = fast 1 Auspuff...)

Esch war z. B. eine angenehm kompakte Stadt — alle wichtigen Punkte, Gebäude, usw. waren binnen höchstens einer Viertelstunde zu Fuß erreichbar. Jetzt ufert die Stadt aus. War sie früher (und das ist nicht lange her in diesem Fall) im Norden und Süden von weitflächigem, ununterbrochenem Grün (Weideland, Wiesen, Wälder) begrenzt, so wuchert sie nun zerstörerisch in die einmal so schöne Landschaft hinein, ob hier vor meiner Nase im Norden, oder nach Süden hin. Es ist tatsächlich geplant, die bislang sakrosankte Baugrenze den Abhang des Galgenbergs hinauf zu durchbrechen. Wo es heute noch grünt und zwitschert im dichten Gebüsch zwischen Schrebergärten so zahlreich wie die Waben eines Bienenkorbs, wird sich die steinerne Stadt ausdehnen. Warum? Tausend Escher mehr bedeutet mehr Stau, Lärm, Abgase, weniger Lebensqualität für alle.

Aber es geht ja nicht nur um Esch. Wir haben das außergewöhnliche Glück, noch (!) in einem relativ ruhigen, grünen, waldreichen Land zu leben. „Das Grüne Herz Europas" will es ja sein. Das aber wird es bestimmt nicht mehr im Jahre 2050 sein, wenn ca. 800 000 Menschen in unsern engen Grenzen leben werden.

Was sagen andere Bewohner des Ländchens dazu, Luxemburger wie Ausländer? Eine spannende Debatte müßte sich aus diesen Fakten ergeben.

Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek, 7. September 1996

Copyrighted material

Ein dicker Hund

Ohne daß die angeblich so dialogfreudigen Gemeindegewaltigen es für nötig befunden hätten, das tumbe Volk davon in Kenntnis zu setzen, entdeckt letzteres plötzlich im Minett, daß ARBED, Politiker und Immobilienmakler vereint es seiner schönsten Naherholungsgebiete berauben wollen. Die indiskreten Medien „Zeitung" und DNF rückten kürzlich damit heraus, und die Empörung ist groß. Wegen der Geheimnistuerei erstens und wegen der Sache selbst, zweitens. Diese Sache, das sind genaugenommen ihrer zwei, nämlich 1) der Escher Abhang des Galgenbergs oberhalb der Stadt und 2) der Schifflinger/Escher Leesberg + Lallingerberg = unser aller prächtiges „Mini-Colorado" links (östlich) der Kayler-Poteau-Straße (ab Esch).

Was den Westabhang des Galgenbergs betrifft, muß man sich fragen, ob die Leute, die hier verhandeln, sich eigentlich der Risiken des ganzen Unterfangens bewußt sind. Wie kann schon im Juni (?) der Vorverkaufskontrakt (compromis) geplant sein, ohne daß bislang die nötigen Impaktstudien durchgeführt wurden? Um es gleich und unverblümt zu sagen: ich möchte hier kein Haus geschenkt haben, geschweige, daß ich Geld in sowas stecken würde! Man denkt doch hoffentlich nicht „Après nous le déluge" bei diesen Geschäften? Hochwasserprozesse zeigen, daß die Folgen eines selbstverschuldeten „déluge" die politischen Verantwortlichen durchaus einholen können. Apropos: mal sehen, wie die Sache mit der „Eurofoil" in Düdelingen ausgehen wird. Die Firma hat den Staat verklagt, weil in den Mauern der im „Riedgen" gebauten Fabrik Risse wegen der dortigen geologischen Gegebenheiten entstanden sind. Will man sich etwa auch in Esch munter über die Geologie hinwegsetzen?

Die Geologie... das ist die Wissenschaft von der Erde, u.a. von den Bewegungen ihrer diversen Schichten. Wer auf unserer Geo baut, will auf festen Grund und Boden bauen. An den Hängen des Escher Galgenbergs aber bewegt sich so manches. Die Schrebergärtner können es durchaus nachweisen, wie sie z.B. gezwungen sind, Pfade und Hecken anders anzulegen und zu beschneiden, um den langsamen aber ständigen Verschiebungen in diesem Stollen- und Quellengebiet entgegenzuwirken, sich ihnen anzupassen. Die ARBED hat aber erst dieser Tage damit begonnen, Stichproben durchzuführen.

Einen Gartenpfad kann man verlegen; was aber, wenn in einer „cité", wie sie auf „Bouwenaaker" geplant ist, der Gips an den Wänden abzubröckeln beginnt und Risse sichtbar werden und Wasserspuren? Hat man vergessen, daß sich das betreffende Baugelände auf der berüchtigten geologischen Verwerfung befindet, die sich von Audun-le-Tiche bis in die Vulkaneifel hinzieht? Hier staut sich Wasser, und der Galgenberg ist tatsächlich so etwas wie ein riesiger Schwamm, ein einziges Sieb, wo es zu Regenzeiten allenthalben aus der Erde sickert, sprudelt, die Hänge hinabläuft. Ein Traumgebiet für tollkühne Immobilienhändler...

Nur: die Kunden müssen sich noch finden für ihre auf Quellen- und Stollengebiet errichteten Bauten mit vorprogrammierten wackligen Wänden! Wird hier der Teufel an die Wand gemalt? Aber die Verwerfung, die Quellen, die

Copyrighted material

Stollen sind keine Malerei, das sind Fakten, so ist nun einmal der Escher Galgenberg beschaffen. In den kommenden Wochen können hoffentlich konkrete Befunde gesichert werden, damit die Escher Bürger und ihre Vertreter endlich wissen, woran sie sind in dieser Geschichte. Denn es geht um vieles. Doch auch, wenn hier auf Granit und abseits jeder Quelle, jeder Verwerfung, jeden Stollens gebaut werden sollte, schockiert das Projekt viele Leute. Hier sollen Kleingärtner vertrieben werden, ihrer über hundert Familien, von denen so manche schon in der dritten Generation diese Gärten bebauen! Allenthalben blühen Obstbäume im Frühjahr, und in den Hecken nisten unzählige Vögel. Dicht wie die Honigwaben hängen die Gärten am Galgenberg über der Stadt, und zwischen ihnen ein Labyrinth von schmalen, abschüssigen Pfaden im Gebüsch.

An dieser Garten- und Naturidylle hängt das Herz so manchen kleinen Mannes samt Familie, die in Esch nur ein paar Zimmer ohne Balkon bewohnen und die glücklich waren, all die Jahre hierhin flüchten zu können, um etwas Stille und bessere Luft zu finden. Haben LSAP und CSV vergessen, daß sie das S in ihrem Namen tragen? Das verpflichtet! Wo ist ihr soziales Gewissen, wenn sie hier eine über Generationen gewachsene Gartenkolonie zerstören wollen, um teure Villen zu errichten?

Die Escher Grünzone muß intakt bleiben! Außerdem würde eine Bebauung dieses Abhangs jede Menge Verkehrsprobleme nach sich ziehen. Hat man die benötigte Infrastruktur (mit allen Kosten!) wirklich schon bedacht? Soll aller Verkehr über den bedauernswerten „Dieswee" und die „Hiehl" hinauf?! Das kann ja noch heiter werden.

Beträchtliche Heizungskosten werden für die Bewohner dieses Abhangs zudem unvermeidlich sein, denn er ist: 1) teils dem eisigen **Nordwest**wind, 2) teils dem Sturmwind der kalten Jahreszeit, dem **Südwest**wind, sowie 3) zwischen den beiden, dem regnerischen **Westwind** voll und ganz ausgesetzt. Ein warmes, windgeschütztes Plätzchen ist jener Abhang des Escher Galgenbergs jedenfalls nicht. Im Sommer kann es zwar schön sonnig sein, was die Schrebergärtner zu schätzen wissen. Aber eben — sie wohnen nicht das ganze Jahr über dort oben, Winterstürme miteingerechnet, sie brauchen nicht zu heizen oder auch nur dort zu verweilen, wenn das Wetter schlecht ist. Ganz anders wird es für diejenigen sein, die das ganze Jahr, Tag und Nacht, dort verbringen werden. (Es wird „Windy City" sein!)

Jedenfalls: wird der grüne Abhang des Escher Galgenbergs bebaut, so ist der Auftakt gegeben zur weiteren, hemmungslosen Zerstörung der schönsten Minett-Landschaften, d. h. die von der Natur so reizvoll zurückeroberten ehemaligen Tagebaugebiete oder Minières. Die Verschandelung des einzigartig schönen „Lallengerbierg" wird ja auch schon völlig ungerührt von den Banausen ins Auge gefaßt. Wir müssen den Anfängen wehren! Der verbaute, versaute „Bouwenaaker" wäre ein gefährlicher Präzedenzfall.

Oder: Hat die Vertreibung aus dem Paradies schon begonnen? Wird sie dieser Tage eingeleitet? Denn ein „Paradies vor unserer Tür" ist der Lallengerbierg für uns ganz unwiderlegbar: diese herrliche Wildnis **ohne** „amenagierte" Wege, ohne häßliche, blaugestrichene Metallstangen mit richtungsweisenden Pfeilen und Ziffern, nur mit schmalen Pfaden im wildwuchernden Trockenrasen,

Copyrighted material

zwischen den Büschen und Birken, von leuchtenden Orchideen übersät im Frühsommer, überall Schmetterlinge über den bunten Wildblumen und vor allem: kaum fünf Minuten vom Trubel der Alzettestraße entfernt diese wunderbare menschenleere Weite und Stille! Und erst die zerklüfteten roten Felsen, unser Mini-Colorado oder Arizona! Es gibt das Alpenglühen, aber auch das Luxemburger-Arizona-Glühen. Macht Euch auf die Socken, Ihr Fotografen! Haltet fest, was noch urwüchsig, noch nicht auf Tourismus getrimmt seine Pracht entfaltet. Denn: die Schönheitsblinden sind wieder auf dem Kriegspfad!

Dadurch, daß hier Menschenmassen angelockt werden, zerstört man doch gerade das „cachet" und ein wesentliches Element der ganz besonderen Schönheit des „Lallengerbierg": seine Stille und (gewöhnlich) Menschenleere! Es handelt sich doch um ein ganz kleines Gebiet, nicht dem Ösling oder Müllerthal vergleichbar. Man stelle sich nur die Dutzenden von Touristenbussen vor, deren menschlicher Inhalt — japanisch, amerikanisch, holländisch usw. — sich über den Lallinger und den Schifflinger Berg ergießen wird! Ciao Naherholungsgebiet für uns Minettsdäpp. (Oh Graus, das total verstopfte Vianden im Sommer, das lärmende Diekirch, der Echternacher Stau im August! Wie herrlich still ist es da noch in den Minett-Wäldern, in den rotglühenden Minières **ohne** „Schwemm"! Vom Trubel verschont, weil **ohne** gottverdammte „Schwemm"!)

Man lasse uns doch dieses kleine Fleckchen noch unberührter Quasi-Wildnis. Schon gut, wir alle wissen, daß es kein Colorado-River war, der diese Klippen schuf, sondern die Eisenindustrie. Prächtig anzuschauen sind die Felsen und ihre zerklüfteten Terrassen trotzdem. Und erholsam ist es dort, weil so wenige sie kennen — bzw. bislang kannten. Ein erster Einbruch der... nicht gerade Massen, aber trotzdem ziemlicher Zahlen von staunenden Spaziergängern erfolgte im Frühling 1988, als wegen der Umbauarbeiten im Neudorf die ARBED-Straße für den Verkehr geöffnet wurde. Vorher: ach, da war es jahrelang ein süßes, eifersüchtig gehütetes Geheimnis gewesen, das unbekannte Paradies vor den Toren der Stadt! Die Zeiten sind vorbei, endgültig. Das heißt aber nicht, daß wir jetzt die Türen sperrangelweit aufreißen und jeden touristischen Unfug hereinschleusen sollen.

Blind wie die Maulwürfe reden sie daher, die von einem „Freizeitzentrum" schwatzen, von einem „Erlebnispark" im schönsten (südlichen) Teil des „Lallengerbierg". Man traut seinen Ohren kaum. Dort IST doch schon heute jeder Schritt ein Erlebnis, so **schön** ist es dort! Und da quatschen die von „Erlebnispark". Blind wie die Maulwürfe, diese Umweltzerstörer, für die unser Colorado nur als Kulisse für eine „Schwemm" Freizeitwert bestitzt.

Das sind nicht nur jene Banausen, die von 2 000 Wohnungen und 8 000 Bewohnern zwischen Schifflingen und Escher Neudorf schwatzen, nicht nur Immobilienhaie und alle diejenigen, die in der kleinen Leesberg-Wildnis nichts anderes sehen, als eine bebaubare leere Fläche — leer für Blinde in der Tat!

Es sind auch diejenigen, wie jener extra herbeigeholte unselige Münchner Urbanist, die die einzigartige Schönheit dieser Landschaft preisen — um ihr im selben Atemzug den Todesstoß versetzen zu wollen mit ihrer Aufbereitung zum Touristenzentrum (à la Esch/Sauer, wie er sagte, der unsägliche Münchner).

Eine fundamentale Frage, last but not least:

Copyrighted material

Warum in aller Welt soll Esch, soll Schifflingen sich ausdehnen?! Warum bemühen sich x Gemeinden im Lande krampfhaft, zu wachsen, die Natur um sich herum zu versiegeln, zu zersiedeln, zu verbauen und versauen? Esch ist groß genug. Es ist immer eine **praktisch kompakte** Stadt gewesen. Warum nun krebsartig wuchern wollen? Noch mehr Stau, Verkehr, Abgase, Gewühl, Lärm. Warum? Wegen der Verteilung der Gewerbesteuer, wird immer gesagt. Nun, da hat sich rezent einiges getan; sie wird nicht mehr so exklusiv nach der Kopfzahl der Einwohner berechnet. Sie sollte noch viel weniger danach berechnet werden, wenn **das** der Hauptgrund ist, warum die Natur in und um Esch und Schifflingen (u.a. Ortschaften) unablässig weiter zerstört werden soll. Das ist doch Wahnsinn. Schließlich ist dann unser Land in soundsoviel Jahren nur noch eine Asphaltwüste! Eine Riesenortschaft wird es dann ganz bedecken, von 800 000 Einwohnern wird ja schon kaltblütig geredet... Was da alles an Schönheit, Lebensqualität, an Natur unter die Räder, unter den Asphalt und den Bauschutt kommt, das darf man sich mal ausmalen... Und alles, damit die Politiker mehr Geld unter die Finger bekommen — um womöglich noch mehr teure Masten in Hauptstraßen und noch mehr Pei-Museen aufzurichten (und natürlich gehen sie selbst bei soviel Geldregen nicht leer aus).

Es ist an den Luxemburger Bürgern, diesem wahnsinnigen Treiben ein Ende zu bereiten. Hier in Esch brauchen weder die grünen Wiesen und blumigen Gärten nördlich der „Dippech" (Nonnewisen) verbaut zu werden, noch der grüne Abhang des Galgenbergs, noch die einzigartig wildromantische Landschaft vom Leesberg bis zum südlichen Zipfel des Lallingerbergs. Das alles sollte **integral** unter Landschaftsschutz gestellt werden. Von Zeit zu Zeit (und jetzt schon!) müßte der Trockenrasen entbuscht werden, was kein Problem wäre.

Wetten, man wird unser Paradies doch versauen? Denn: seit wann schätzt und schützt der Luxemburger die Schönheit?

28. März 1997, (unveröffentlicht)

S. betr. „Bouwenaker" den Escher Gemeinderatsbericht Nr. 5/1997

Copyrighted material

Waffenstillstand (*)

Eine Schlacht wurde gewonnen, aber noch nicht der Krieg. Bis zum Jahr 2000 wird der „Bouwenaker", der Westabhang des Galgenbergs oberhalb der Stadt, unbehelligt vor sich hin blühen und grünen dürfen. Dank des schnellen Einsatzes seiner Freunde und Beschützer, der Escher Kleingärtner und Naturfreunde, wurde das unselige Bebauungsprojekt vorläufig aufs Eis gelegt. Der Escher Gemeinderat beschloß in der Tat im Mai, nichts — nicht einmal Impaktstudien! — zu unternehmen in Richtung Bebauung bis zum Jahr 2000. Doch das ist übermorgen, in zweieinhalb Jährchen schon.

Da sich bis dahin die Lage der Dinge nicht wesentlich geändert haben wird — (die geologische Verwerfung ist Millionen Jahre alt und wird den Promotoren kaum den Gefallen tun, jetzt zu verschwinden) — werden sich Gegner und Befürworter des Projekts voraussichtlich mit den gleichen Argumenten gegenüberstehen. Hier sollen noch einmal diejenigen des Aktionskomitees „Fir d'Erhalen vum Galgebierg-Bouwenaker" vorgestellt werden.

1) Das Gelände befindet sich auf der berüchtigten geologischen Verwerfung (faille), die sich von Audun-le-Tiche bis in die Vulkaneifel hinzieht. Hier staut sich Wasser in beträchtlichen Mengen, Quellen sickern und sprudeln allenthalben den Abhang hinab und bewirken immer wieder Verschiebungen des Erdreichs. Es ist offensichtlich gewagt, hier zu bauen.

2) Das Gelände ist Quellenschutzgebiet (als II eingestuft). Das besagt u. a., daß hier keine Straßen gebaut werden dürfen. Man stelle sich eine Wohnsiedlung ohne Straßen vor... Außerdem ginge der Stadt Esch durch die Bebauung dieses Quellengebiets 58 % ihres Trinkwassers verloren, das sie dann für über 15 Millionen jährlich beim SES einkaufen müßte. Ist diese Verschwendung von Steuergeldern zu verantworten?

3) Nicht nur die Quellen, auch die unterirdischen Stollen und Galerien gefährden die Stabilität des Bodens, auf den hier gebaut werden soll. Man bedenke die Katastrophe von Auboué, wo 150 Familien umgesiedelt werden mußten.

4) Vor ein paar Jahren ließ Esch einen kostspieligen Grünplan erstellen. Er besteht auf dem Erhalten des Grüngürtels im Süden der Stadt, d. h. südlich der Eisenbahn und inklusive „Bouwenaker" selbstverständlich. Warum diesen teuren, vernünftigen Plan auf einmal ignorieren und seinen Empfehlungen diametral zuwiderhandeln?

5) Weit über hundert Kleingärtnerfamilien sollen hier vertrieben werden — zugunsten einer Luxusvillensiedlung. Die Frage sei noch einmal gestellt: Was bedeutet den zwei Parteien, LSAP und CSV, das S in ihrem Namen? Wie können sie Leute, die manchmal schon in der dritten und vierten Generation hier ihre hübschen Gärten bebauen, brutal entwurzeln wollen?

(*) Zum Projekt Escher Galgebierg/Bouwenaker

Copyrighted material

6) Der Abhang ist ein liebliches Durcheinander von Hecken voller Vögel, schlängelnden, abschüssigen Pfaden, versteckten „heimlichen" Gärten und Obstbäumen allenthalben. Er sollte erhalten bleiben.

7) Die Bebauung des Abhangs würde jede Menge Verkehrsprobleme mit sich bringen und die Lebensqualität der Anrainer des Dieswé wie der Hiehl u. a. beeinträchtigen.

8) Es gibt Baulücken in Esch, die bebaut werden könnten ohne eine solche Naturzerstörung nach sich zu ziehen und ohne soviele Escher Einwohner vor den Kopf zu stoßen. Warum nicht prioritär dort bauen?

9) Die angebliche Notwendigkeit für Esch zu wachsen, sich auszudehnen, müßte endlich kritisch hinterfragt werden. Es ist ein Vorteil, daß Esch eine kompakte Stadt ist. Wenn es ausufert, zerstört es die bislang so angenehmen Grüngebiete am Rand der Stadt (auch die Zerstörung der reizenden „Nonnewisen" darf bedauert und als überflüssig empfunden werden!) — und vergrößert das Volumen von Abgasen, Lärm, Verkehrsstaus und, last not least, Versiegelung der Landschaft. Wollen die Escher das wirklich?

Ab 2000 ist der Waffenstillstand vorbei. Wir dürfen uns nicht auf unsern prekären Lorbeeren ausruhen. Das werden wir uns erst gestatten können, wenn das betreffende Gelände ein für allemal klar und eindeutig als **Grünzone** klassiert sein wird. Ein erster Schritt in der Richtung erfolgte 1989, als es statt „zone à urbaniser" zur „zone à aménagement différé" bestimmt wurde. In der Richtung müssen wir weitermachen — bis der Escher „Bouwenaker" als „zone verte" endlich in Sicherheit ist.

Last not least: verlieren die Naturfreunde den Kampf um den Galgenberg, so ist die Niederlage der Freunde des prächtigen „Lallengerbierg", unser Mini-Colorado, vorprogrammiert. Soweit dürfen wir es nicht kommen lassen.

Sommer 1998 (unveröff.)

Copyrighted material

Wegen ein paar Hecken . . .

In zitiere aus dem „Regulus" (Zaunkönig) (*) vom Sommer 1979:

Die „Rote Liste" der Brutvögel Luxemburgs (d.h. die Liste der in ihrem Überleben gefährdeten Arten) weist 47 Vogelarten auf. Das ist mehr als ein Drittel aller bei uns überhaupt brütenden Vogelarten. Darunter sind Rebhuhn, Neuntöter, Raubwürger . . ., deren Rückgang z.T. alarmierend ist, und die Hecken dringend benötigen, sowie verschiedene Greifvögel, die sie in ihrem Jagdrevier brauchen. Alle anderen Vogelarten aufzuzählen, die in Hecken brüten oder dort zu jeder Jahreszeit Nahrung und Unterschlupf finden, ganz zu schweigen von den übrigen Tierarten (Säugetiere, Insekten, Reptilien usw.) ist aus Platzgründen hier nicht möglich. Auch braucht der wirtschaftliche Nutzen der Hecken (Einfluß auf das lokale Kleinklima, Verhinderung von Erosion, Bremsen des Windes, . . . usw.) nicht mehr nachgewiesen zu werden . . .

In bezug auf Hecken lauten die Bestimmungen des **Naturschutzgesetzes vom 27. Juli 1978 wie folgt:**

1) **Vom 1. März bis zum 31. Oktober** ist es verboten, Hecken (mit Ausnahme von Ziersträuchern bei Wohnhäusern) oder Gestrüpp zu schneiden, zu verbrennen oder sonstwie zu zerstören . . . Unter dieses Verbot fällt auch das Abbrennen der Pflanzendecke von Wiesen oder von Weg- und Feldrändern.

2) Hecken an Weg- und Straßenrändern . . . sind in Zukunft besonders geschützt. Sie dürfen zwar noch auf Stock gesetzt werden (im November, Dezember, Januar und Februar), die Wurzeln jedoch müssen unbeschädigt bleiben.

Sollen auch die Wurzeln herausgerissen werden . . ., so muß eine ministerielle Genehmigung vorliegen, auch während der Zeit von November bis Februar . . .

Mit Datum vom 23. März 1979 wurde vom Innenministerium ein Rundschreiben an alle Gemeinden verschickt, das die neuen gesetzlichen Bestimmungen betreffend den Schutz der Hecken erläutert und deren Bedeutung unterstreicht.

. . . **In Zukunft liegt also ein Teil der Verantwortung bei den Gemeinden.** (Ende des Zitats).

Ende April letzten Jahres aber wurde am Westabhang des Escher Galgenbergs eine beträchtliche Parzelle zum Schrebergarten umgemodelt, indem die sie ganz bedeckenden, knospenden Schlehdornhecken abgehauen und die Wurzeln ausgerissen wurden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Schrebergärtner, Portugiesen, für ihr Tun keine „ministerielle Genehmigung" einholten. Es ist wahrscheinlich, daß

(*) Organ des Luxemburger Verbandes für Vogelkunde und Vogelschutz

Copyrighted material

sie von den Luxemburger Naturschutzbestimmungen keine blasse Ahnung haben. Warum also verteilen die Gemeinden nicht schon längst an alle Ausländer, an die sie Parzellen vermieten, eine Übersetzung der einschlägigen Luxemburger Tier- und Naturschutzbestimmungen? **Warum immer nocht nicht?**

So stellt sich in dem Zusammenhang die Frage, wer hier der eigentlich Schuldige ist: der Portugiese, der sich unsere Naturschutzbestimmungen ja nicht „träumen" kann, oder der Luxemburger Besitzer des Terrains, der es zu einem Zeitpunkt verpachtet, da er genau weiß, daß dies nur gesetzeswidrige, umweltschädliche Konsequenzen haben kann. Denn wenn Schrebergärtner eine Parzelle im April pachten, ist es ja klar, daß sie nicht bis zum November warten werden, um sie zu roden und zu bepflanzen!

Unterdessen schreitet die Zerstörung der schönen Schlehdornhecken des Galgenbergs munter fort. Eben (Mitte April, da schon alle Hecken mit weißen Knospen übersät waren), wurde unterhalb des Hundedressur-Terrains am Ende der André-Koch-Straße rechts vom Diesweg eine Reihe großer Hecken, deren Stämme einen beträchtlichen Umfang erreicht hatten, mitsamt den Wurzeln ausgerissen, ein offener, grober Verstoß gegen die Bestimmungen des Naturschutzgesetzes! Falls da eine ministerielle Genehmigung vorliegen sollte, wäre es doch interessant zu erfahren, was den Minister zu diesem umwelt-schädlichen Schritt bewogen hat.

Der Täter versteckte seine Tat absolut nicht, die stattlichen Hecken liegen verdorrend am Wege. So kann nur auf besagte Genehmigung geschlossen werden (unwahrscheinlich) oder aber auf totale Ahnungslosigkeit in puncto Gesetz. Es heißt aber: Nul n'est censé ignorer la loi!

Oder aber: der Betreffende schert sich einen Dreck um Bestimmungen, deren Übertreten ihm kaum Unannehmlichkeiten bescheren wird (?). In der Tat, wie steht es in solchen Fällen mit dem Eingreifen der Gesetzeshüter? Bleibt es bei einer milden Verwarnung (wenn es überhaupt dazu kommt)?

Jedenfalls, der fortschreitenden Verschandelung der Abhänge des Galgenbergs, nach der Überzivilisierung (Euphemismus) seines Gipfels, muß endlich Einhalt geboten werden. So entstehen z. B. dauernd neue Müllhalden, ungeniert verdrecksen gewisse Schrebergärtner Wegränder und Steilabhänge, wo der Müll nur so runterpurzelt am laufenden Band und im Sommer gen Himmel stinkt. Die Stadtväter versprechen seit Jahren Abhilfe, und dabei bleibt es. Wahrhaftig, ein gepflegtes Touristen- und Erholungszentrum! Hinzu gesellen sich seit einiger Zeit die Radaulümmel auf ihren Motorrädern. Erholung finden Naturfreunde da oben nur noch stellenweise und zu sorgfältig ausgesuchten Stunden.

tageblatt, 17. Mai 1980

Copyrighted material

De Minett schléit zréck!

De Minett, dat heescht hei de Minettsbuedem, d'Landschaft. Eemol vergewaltegt geet duer, denkt sech de Minett. Viru Joeren hu se mer méng schéi Bëscher gefällt, Wonne geschloen, d'Träipen erausgerappt. Alles hun ech denen onersättleche Mënsche missen hiirgin.

A wéi ech dunn eidel an erschöpft do louch, a si mech endlech a Rou gelooss hun, do hun ech mat neier Kraaft hinnen eng paradiesesch Landschaft geschaf, voller Blummen a Päiperléngen, voller Ofwiesslung, an esou eenzegarteg, wéi et se am ganze Land nët méi gët. D'accord: un der Gestaltung vun där sougenannter wëllromantescher Landschaft hun d'Mënschen nët wéineg matgehollef: a si fanne jo méng roud Wonnen a Lächer nach haut esou schéin. Ma da solle se se endlech och a Rou loossen, d'Natur se verschéinere loosse mat hire färwege Blummen a liichtem Gréngs! Awer nee! Kaum hat ech ugefang, hinnen déi Pracht ze schenken, do fällt hinnen näischt Besseres an, wéi mech wëllen zouzebetonnéieren, a si hun näischt am Kapp wéi Asfalt, Macadam, Beton, Steng, Versigelung a Futtimaachen! Se wëllen den Escher Bouwenaker verbauen a versauen, an duerno de schéine Leesbierg a Lalléngerbierg vu Schëffleng, an zu Esch hu se schon dermat lassgeluecht, andeems se déi grouss Eisekaul ënnert dräi Fussballfelder wollten erstëcken. A dunn hun ech mer och eppes afale gelooss, a jidder Sënn vum Wuert, ech si nämlech selwer agefall! En déiwe Krater vu gudd 10 Meter erschreckt elo di Escher an der Mëtt vun der Eisekaul. An di Betons- an Asfaltbesiesse fänken un, sech um Kapp ze kraatzen an hu Visioune vu ganzen Haiserzeilen um Galgebierg an um Leesbierg, déi an esou Lächer verschwannen... Léiwer nët, gell? Loosst mech also a Rou, der huet genuch aus mer erausgeholl, genéisst elo méng Schéinheet — a wann der därs net kapabel sidd, da gitt Ärer Wee. Eemol vergewaltegt geet duer!

Journal 2./3. Mai 1998

S. Fotos

Copyrighted material

Quelques réflexions pessimistes (ou réalistes??) sur la future voie express

Au premier étage de l'Hôtel de Ville d'Esch-sur-Alzette on peut actuellement admirer (?) une maquette qui est sans aucun doute un petit chef-d'œuvre de précision. Que d'heures de travail cachées dans cette (j'ose dire) sculpture verte, blanche et brune! Mais en y regardant de plus près, je suis restée ahurie devant le sang-froid de ceux qui à l'aide de routes, de ponts et de rails découpent une forêt entière (la seule de ce coin d'Esch), comme s'il s'agissait d'un gâteau de noces! N'a-t-on pas tout récemment aménagé d'agréables promenades dans ce même bois, qu'on condamne maintenant à mort avec son petit peuple d'oiseaux rares et ses autres animaux? Les habitants de ce quartier d'Esch si éloigné du Galgebierg savaient apprécier ce beau coin de verdure.

On me dira sans doute qu'il faut que le monde avance, que le progrès, eh bien! c'est le progrès, qu'on ne peut pas faire marche-arrière, etc. Mais j'avoue que dans tout ce projet audacieux le progrès m'échappe. Je contemple le boulevard Gr.-Duchesse Charlotte qui lui aussi aurait dû être une route rapide, moins dangereuse, contournant la ville, et je le découvre se faufilant péniblement à travers des quartiers nouvellement construits ou encore en construction, passant pour ainsi dire devant trois écoles, et je me demande: est-ce donc ça le Progrès??? Avant d'être achevé (dans tous les sens du terme), ce fameux boulevard qui a englouti tant d'argent ressemble déjà comme un frère jumeau à la rue J. P. Michels. Mais oui, me dira-t-on encore, voilà pourquoi il nous faut cette nouvelle «voie express». Mais moi, je ne marche plus, je regrette, j'ai perdu confiance. Je vois déjà des immeubles gigantesques, ces monstres du progrès, jalonnner la sacrée voie express, puis viendront les petites maisons unifamiliales sagement entassées les unes sur les autres, et, last not least, n'oublions pas le quartier résidentiel pour faire augmenter un peu le prix des terrains! Car me voilà arrivée au cœur du problème: le commerce, la spéculation. Tout le monde voudra naturellement coûte que coûte sa tranche du gâteau. On découpera, redécoupera, partagera, se disputera, construira et ... dans une vingtaine d'années nous pourrons revenir admirer au premier étage de l'Hôtel de Ville d'Esch/Alzette une autre voie express sur une autre maquette géniale, seulement cette maquette-là aura moins de touches vertes, car le petit coin de nature à violer sera devenu de plus en plus difficile à trouver ...

C. Schmit-Pauly

tageblatt, 12 mars 1977

Copyrighted material

Voie express, Esch

Es hätte mich sehr gewundert, wenn die neue Voie express den Lankholzerwald **nicht** durchschnitten hätte... Dazu kommen eine weitere Straße, die großangelegte Kreuzung der beiden plus eine Eisenbahnlinie, alles in den Wald hinein verlegt. Wahrlich, das nenne ich eine umweltbewußte Nutzung einer der letzten uns verbleibenden Grünflächen. Hut ab vor dem Umweltverständnis der Regierung!

tageblatt, 12. März 1977

Copyrighted material

Die Escher und ihre Wälder

Ihre Wälder! Das ist gut gesagt, sie haben nur zwei: den überzivilisierten, gangräneartig angefressenen Galgenberg und den kleinen Lankholzerbësch, der ebenfalls kurzfristig seiner weitgehenden Zerstörung entgegengeht. (X) Es sieht wirklich so aus, als ob die Escher Bäume nur pflanzten, um sie baldigst wieder zu fällen, ob es sich nun um kleinere Grünanlagen oder um ganze Wälder handelt.

Dicht vor meiner Nase das sympathische, vogeldurchschwirrte Wäldchen an der Dippach — zwar ein Streifen nur, aber immerhin — hat in den knapp sieben Jahren seines Bestehens nach und nach mehr als ein Drittel seiner Bäume wieder hergeben müssen, beschnitten und verstümmelt an allen Ecken und Enden. Planung heißt das. Ähnlich ist es dem jüngeren Teil des Lankholzerbësch (Häerefeld) ergangen; vor etwa 15 Jahren angepflanzt, wurden vor 2 Jahren 180 Ar des prächtigen, jungen Mischwaldes wieder gefällt — manche Pappeln hatten schon einen stattlichen Meter Stammumfang — wegen dem Bau der HMC-Schule, obwohl rundherum weite, brachliegende Wiesen in Hülle und Fülle vorhanden waren und sind. Es war eben billiger so, denn Umweltschutz will man sich ja nichts kosten lassen; Grüngürtel um unsere staubigen, grauen Städte sollen wohl gratis vom Himmel fallen.

Bezeichnenderweise aber setzte sich kein Mensch für die Erhaltung der bedrohten Waldfläche ein außer dem Escher Vogelschutz, der aber vergeblich in einem Brief an den Gemeinderat auf die so wichtigen Vorzüge von Grünzonen besonders im Mi-nettebassin hinwies: Produktion von Sauerstoff, Staubfilter, Fixierung schädlicher chemischer Stoffe, Geräuschdämpfung, Windschutz, Regulierung der Luftfeuchtigkeit, günstiger Einfluß auf den Grundwasserhaushalt. Aber mit solchen Argumenten predigt man in Esch tauben Ohren.

Es erhob sich auch kein Protest, als wegen einer Hochspannungsleitung eine Schneise durch den Lankholzerbësch geschlagen statt am Waldsaum entlang geleitet wurde. Ebenso hat die gegenwärtige Bedrohung dieses — eben erst gründlich „amenagierten" Waldes im „t" bisher nur zwei (2!) kleine Leserbriefe provoziert... einmal abgesehen vom unausbleiblichen Kritteln der politischen Opposition. CSV-Proteste in puncto Umweltschutz kann man aber wirklich nicht ernst nehmen angesichts dessen, was sich die CSV landesweit geleistet hat an Umweltverschandelung in all den Jahren, da sie an der Macht war. (Man denke nur an die Büchler-Autobahnen, an die fortdauernde Misere in Luxemburg-Stadt.)

Im „Letzeburger Land" vom 2. September 1977 schrieb Kr.: „Schon jetzt wird versucht, dem obligaten, staatlich tolerierten oder gar stimulierten Waldfrevel durch den Bau von Autobahnen und Straßen, durch landwirtschaftliche Rodungen, neue Industrieanlagen und Siedlungsausdehnungen einen Riegel vorzuschieben. Leider nicht immer mit dem gewünschten Nachdruck, wie das Beispiel „Lankholzerbësch" bei Esch/Alzette beweist. In der sowieso kraß unterbewaldeten Minettegegend wird einer Umgehungsstraße zuliebe die letzte kleine, aber intakte Grünzone nördlich von Esch geopfert, darunter teilweise Waldstücke, die erst vor 20 Jahren angepflanzt wurden. Dabei wäre dicht bei dem Lankholzer

Copyrighted material

Waldfleck freier Raum (Wiesen) in Hülle und Fülle für die Verkehrsanlagen vorhanden, aber es sieht eher so aus, als hätten alle Instanzen sich verabredet, dieses letzte Escher Wäldchen (vom überzüchteten und bis zum Überdruß ausgebeuteten Galgenberg abgesehen) mit allen verfügbaren Mitteln zu zerstören. Ob die Forstverwaltung und das Innenministerium hier ein Machtwort dreinreden?"

Die Antwort auf die Frage steht noch aus. Wer aber bestimmt kein Macht- bzw. Protestwort dreinzureden versucht, das sind die Escher selbst, denen es anscheinend schnuppe ist, ob ihre Umwelt grün oder grau aussieht. Protestieren tun sie höchstens im entgegengesetzten Sinn, gegen die „dreckigen" Straßenbäume in der Stadt, deren herbstliches Laub sie einmal pro Jahr wegkehren müssen, die Ärmsten. Wälder gibt es ja noch genug im Müllerthal, nicht wahr, zum Wochenendausflug. Was bedarf man ihrer während der Woche? Da und überhaupt hält man sich lieber in Wirtshäusern als unter Bäumen auf.

Und so stapfe ich frustrierter „Baumnarr" denn diesen Winter verärgert (statt wie alle vorherigen Jahre genießerisch) in meinen Stiefeln durch die schlammigen, saftigen Wiesen um den Lankholzer, während mein beneidenswerter Hund, der nichts von der Zukunft weiß, glücklich durch die Pfützen jagt. Überall stoßen wir jetzt auf die ominösen gelb-weißen Markierpfähle der „Ponts et Chaussées", die ein baldiges Ende auch dieses Stückchens Waldeinsamkeit voraussagen. Zwei große Straßen plus ihre Kreuzung plus eine Eisenbahnlinie — all das wird in das kleine, grüne Rechteck hineinverlegt, und rundherum dehnt sich weiter, leerer Wiesenraum! Verrückt, sowas!

Waldeinsamkeit aber findet der Escher (falls er sie überhaupt noch sucht) auch auf seinem Galgenberg immer weniger, nur Fragmente, Parzellen sind ihm (vorläufig) noch gegönnt. Es fehlt nicht mehr viel, damit sich der simple Spaziergänger und Naturfreund (mit und ohne Hund) da oben wie ein Eindringling vorkommt, der gerade noch geduldet wird in den Laufgittern zwischen Manege, Zoo, Camping, Restaurant mit Minigolf, dem immer wieder vergrößerten Parking, den Trimm-dich-Pfaden und den Schrebergärten.

Vorüber sind die Zeiten — es ist noch gar nicht so lange her — da die ganze, herrliche Kuppe eine einzige Wildnis von prächtigem Mischwald und Gestrüpp war, von schlängelnden Pfaden durchwoben — eben dort, wo heute auf Schritt und Tritt grün-blau-rote Trimm-dich-Helden aus dem Gebüsch hüpfen, um keuchend zwischen den Tannen zu verschwinden. Früher war derselbe Galgenberg ein unberührtes Paradies für die vielen Vögel (über 100 Arten!), für indianerspielende Kinder, (aber die sitzen heute ja vor dem Fernsehkasten), für alle wahren Naturfreunde, die nicht „la ville à la campagne" wollen, sondern die „campagne", die Natur um ihrer selbst schätzen, d. h. auch ohne Ausschank, künstliche „Erholungszentren" und vorgezeichnete Aktivitäten.

Es war von vornherein eine Schnapsidee, ausgerechnet im Herzen unserer schönsten Grünzone weite und, trotz allgemeiner Proteste, immer wieder erweiterte Flächen Privatklubs zur Verfügung zu stellen, die z. B. in den Wiesen bei Foetz mehr als genug Lebensraum gefunden hätten, ohne der Allgemeinheit auf die Zehen zu treten und ohne Bäume umzuhauen. Aber: „Eng Biirk as jo kee Bam!", wie 1974 ein namhafter Vertreter des Camping-Club verkündete!

Copyrighted material

Reitermanege und Camping sind Zentren, die sich nun einmal nicht auf ein paar hübsche, im Grün verstreute Zelte und pittoresk trabende Pferdchen reduzieren lassen; sie verlangen eine weitläufige, weiträumige Infrastruktur, welche bald, wie gehabt, jeder Waldeinsamkeit ein brutales Ende setzt. Auch der Zoo war und ist eine höchst überflüssige „Attraktion" da oben, sofern eingesperrte Tiere für zivilisierte Menschen überhaupt eine Attraktion darstellen.

Kurz: Mit dem Bau des Restaurants im Jahre 1956 fing die Gangräne an, und es scheint sich niemand zu finden, der ihr noch Einhalt zu bieten vermag — oder das auch nur wünscht, am wenigsten ein Gemeinderat, der es allen recht machen will und damit eine recht widersprüchliche Umweltschutzpolitik baut, weil er nicht einsieht, daß des einen Freud keineswegs immer des anderen Freud ist. Ein echter Freund des Galgenbergs wie Ady Useldinger kann allein nicht viel ausrichten. Die Escher Bürger selbst müßten mehr Anteilnahme am Geschick ihres „Bierg" bekunden. Aber dieser Tage jährt sich ein besonders frecher Waldfrevel, der zudem eine dreiste Herausforderung an die politische Autorität der Stadt darstellt, ohne daß seit dem Platzen der Affäre in der Stadtratssitzung vom 10. Januar 1976 ein Escher mit der Wimper gezuckt, geschweige denn Einspruch erhoben hätte (mit Ausnahme des Vogelschutzes).

Kurzer Rückblick: 1973-74 vermochte eine monatelange Pressekampagne diverser Naturschützer (Vogelschutz, Jeunes et Environnement, Privatpersonen) noch rechtzeitig die arrogante Vergrößerung des Campingplatzes zu verhindern. So konnte denn „Jeunes et Environnement" u. a. im März 1974 den Escher Gemeinderat beglückwünschen (oh Ironie) zu seinem umweltfreundlichen Beschluß, jeder weiteren Ausdehnung des CCCE auf dem Galgenberg fortan energisch entgegenzutreten. Wie energisch, das zeigte sich knappe zwei Jahre später, als besagte Ausdehnung um 27 Ar im Gemeinderat doch genehmigt wurde! Aber immerhin: in einem Schreiben an den CCCE verlangte der Bürgermeister im Namen des Schöffenkollegs ausdrücklich, daß keinem Baum noch Strauch auf diesen 27 Ar ein Zweig gekrümmt werden dürfe, condicio sine qua non, unerläßliche Bedingung der Genehmigung! Worauf der CCCE — wen wundert's angesichts seiner seit Jahren an den Tag gelegten Einstellung zum Naturschutz? — forsch hinging und doch eine ganze Reihe Bäume fällte!

So einfach ist das in Esch, Forderungen des Bürgermeisters in den Wind zu schlagen, Bedingungen eines Abkommens mit der Gemeinde mit Füßen zu treten. Einigem Gerede von CCC-Männern zufolge wäre eine Genehmigung (?) erteilt worden, Bäume zu fällen, bloß weiß bis heute niemand, wer denn besagte Genehmigung erteilte — dem bürgermeisterlichen Brief zum Trotz! Schöne Zustände, nicht wahr? Und der CCCE konnte seither noch nicht einmal zur Wiederaufforstung gezwungen werden. Also: „Avis aus amateurs" — die Bresche ist geschlagen, in Esch dürfen ungestraft die öffentlichen Beschlüsse zu Umwelt- und Naturschutz verhöhnt und ignoriert werden. Dem Durchschnitts-Escher ist sowas schnuppe. Die Naturfreunde und Escher „Waldläufer" aber haben resigniert oder, wie NATURA, haben anscheinend besseres zu tun, als in diesem Fall auch nur eine Rüge auszuteilen. Und so wird eben weitergewurstelt, amen.

Copyrighted material

(X). Die Wälder um den Ellergronn können kaum hinzugezählt werden, da sie für normale Spaziergänge zu weit abgelegen sind.

tageblatt, 13. Januar 1978

P. S. 1998:

Vor 20 Jahren waren die Escher noch nicht so motorisiert wie heute.

Eine verwandte Seele

Esch-sur-Alzette, den 14. Januar 1978

Sehr geehrtes Fräulein N. Moia,

Mit großem Interesse habe ich in der Freitagsausgabe des tageblattes Ihren Beitrag (Freie Tribüne) „Die Escher und ihre Wälder" gelesen.

Ich bin Öslinger, bin jedoch hier zur Schule gegangen. Einen Teil meiner Kindheit habe ich hier verbracht und konnte also die Entwicklung auf dem Galgenbierg sowie weiter oben zur Rümelinger Seite hin all die Jahre über verfolgen.

Das Herz zieht sich einem im Leibe zusammen, wenn man sich heute noch dorthin verliert. Ich möchte jedoch mit diesem Schreiben einem Gefühl freien Lauf lassen, das sich nur in Sympathie und Bewunderung für Sie Ausdruck verschaffen kann. Wie sehr haben Sie mir mit jedem einzelnen Satz aus dem Herzen gesprochen. Noch einmal, ein großes „Bravo" für Sie.

In aller Hochachtung

B.A.

Esch/Alzette

P. S. 1998:

Dieser liebe Brief ist ein Ausnahmefall. Ich habe in all den Jahren Rückhalt bei meinen Escher Mitbürgern sehr vermißt.

Copyrighted material

Über Wälder, Spaziergänger, Jäger usw.

Als ich Nelly Moias Artikel „Die Escher und ihre Wälder" „t" 13. Januar) gelesen hatte, kam ich mir weniger als Außenseiter vor. Denn auch ich bin immer von neuem entsetzt über die Verbrechen, die der Mensch an der Natur begeht; doch manchmal komme ich mir dabei wie ein Spinner vor, da die Umweltverschandelung, wie sie bei uns systematisch betrieben wird, die meisten meiner Mitbürger nicht im geringsten zu stören scheint. Übrigens war ich einer der 2 (!) einsamen Protestbriefschreiber gegen die Zerstümmelung des Lankhol-zerbëschs. „Der Kanton Esch, der ein Drittel der Gesamteinwohnerzahl des Landes zählt, ist nur zu 18 Prozent bewaldet." (Alix Wagner, „Revue" Januar 1978). Und dabei sind gerade für uns, in unserer staubigen, luftverseuchten Minettegegend, die Wälder lebenswichtig.

Vor Jahren sagte mir ein Amerikaner, er würde Luxemburg in Erinnerung behalten als „das Land, das seine Bäume fällt". (Stolzer Titel, nicht wahr?) Er hatte u. a. dem Massaker der alten Patrizierhäuser und ihrer kleinen Parkanlagen am Boulevard Royal beigewohnt. Wir Luxemburger scheinen eben immer noch nicht begriffen zu haben, daß der Mensch entweder mit der Natur lebt, oder mit ihr stirbt. Und dabei ist, o Ironie, gerade der Baum das Sinnbild des Lebens. Bestand nicht ein herrlicher alter Brauch, einem Kind an seinem Geburtstag einen Baum anzupflanzen? Aber heutzutage ist uns die Goldkette wichtiger.

Den Eschern ist es, wie Nelly Moia so treffend sagt, gleich, ob ihre Umwelt grün oder grau aussieht. Trotzdem möchte ich hier eine Einschränkung machen; denn auf meinen täglichen Touren (auch ich ziehe meine Stiefel an und tratsche mit meinen Hunden rund um den Lankholzerbësch) begegne ich vielen begeisterten Spaziergängern, die sich über die geringe Anzahl der Spazierwege hier in Esch beklagen und mit Grauen an die totale Zerstörung (durch den Bau zweier Straßen und einer Eisenbahnlinie) des Lankholzerbëschs denken. Übrigens stelle ich mir die Frage, wie man den Tod dieses Wäldchens rechtfertigen will, denn in den Leitlinien des neuen Landesplanungsprogramms heißt es u. a.: „Dans les zones à concentration urbaine, la surface boisée ne peut être utilisée à des besoins autres, urbains ou économiques, que dans la mesure où l'intérêt public l'exige absolument." („Revue" Januar 1978). Dem allgemeinen öffentlichen Wohl wäre genauso gedient, wenn die geplanten Straßen und die Eisenbahnlinie die Waldfläche umgehen würden.

Hinzu kommt noch ein weiteres Übel, und zwar die Benutzung der kleinsten Waldparzelle als Jagdrevier. Es ist höchst unangenehm, wenn an den Wochenenden die Schrotflinten einer emsigen Jägerbande sowohl rund um den Lankholzerbësch wie auch, allen Verboten zum Trotz, im Wäldchen selbst dem unerwünschten, wehrlosen Spaziergänger um die Ohren knallen. Wirklich, hier in Esch macht man es den Naturfreunden recht schwer! Vielleicht sollten wir uns zusammentun und der Gemeindeverwaltung ein „Spaziergeld" entrichten? Diese

Copyrighted material

könnte dann großzügig auf die Jagdgelder verzichten und uns erlauben, in unseren bleibenden, armseligen Wäldchen, die wir auf keinen Fall noch „amenagierter" und zerstückelter haben möchten, in Ruhe und ohne kugelsichere Weste die Waldeinsamkeit zu genießen.

C. Schmit-Pauly, Esch
tageblatt, 21. Januar 1978



Marelle im Lankholzerbösch

Copyrighted material

Der bedrohte Lankholzerbösch

Zur Frage Lankholzerbösch— übrigens: bravo für den großartigen Leserbrief von C. Schmit-Pauly! Sie sollte öfters zur Feder greifen! — noch folgendes: Unser derzeitiges Naturschutzgesetz vom 29. Juli 1965 weist manche Lücken auf, so daß eine Reform dieses Gesetzes unmittelbar bevorsteht. Im Teilplan Wald- und Naturschutz der Landesplanung sind die wichtigsten schützenswerten Gebiete aufgezählt, darunter: „alle Wälder des Bassin minier". Liegt denn nun der Lankholzer im Bassin minier oder nicht? D.h.: wird es wieder zu einem Wettrennen zwischen den Gesetzgebern und den Bulldozern kommen? Abwarten und Tee trinken oder — alle Hebel in Bewegung setzen, um wenigstens den Lankholzer zu retten? Die Antwort liegt bei den Eschern.

tageblatt, 28. Januar 1978

Waldvernichtung
Tatort: Esch – Lallingen – Lankhelzerbësch

Wieder mahlen Raupenkettenfahrzeuge über 3 Hektar Wald. Wieder werden monströse Trassen einen kleinen, geschlossenen Wald total vernichten. Eichenbäume von mehr als 200 Jahren werden erbarmungslos zerschmettert.

Die „Voie Express" soll gebaut werden, führend zwischen dem neu errichteten Lycée Technique und der H.M.C. Schule. Es ist noch nebenbei zu bemerken, daß der Lycée Technique eine von den wenigen Schulen ist, die abseits vom Straßenverkehr liegt. Seltsam, daß ausgerechnet diese „Voie Express" zwischen zwei neu errichtete Schul- und Sportkomplexe führen muß. Fehlplanung?

Wann eigentlich werden die Einwohner der betroffenen Viertel und warum auch nicht die ganze Einwohnerschaft einsehen, daß wir alle den Wald dringend benötigen und für die letzten Waldparzellen kämpfen müssen? Der Wald ist und bleibt ein unersetzliches Stück Lebensraum für uns alle. Helfen wir dem Wald, so helfen wir auch dem Menschen. Die Vernichtung muß gestoppt werden.

Ist diese „Voie Express" an diesem Ort überhaupt eine Notwendigkeit? Wo im Lycée Technique Hunderte von Schülern ihre Studien absolvieren, wo gegenüber eine Anzahl von kranken Kindern in der H.M.C. Schule verweilen, ist es verantwortungslos, täglich während den Unterrichtsstunden Hunderte von L.K.W. und P.K.W. vorbeidonnern zu lassen. Hier sind Ruhe und Stille geboten.

Copyrighted material

Wird auf höchster Ebene überhaupt an die Zukunft gedacht? Ohne Wald, kein Leben.

Und immer schneller gehen wir der Vernichtung der Wälder entgegen. Was wird unsere heutige Gesellschaft unseren Nachkommen als Erbe hinterlassen: Autobahnen, Asphalt, Beton, Brücken, Brückchen, Mammutbäume aus Stahl und Kabelstränge. Um den Wald zu retten, genügt es einfach nicht, daß gelegentlich eine politische Persönlichkeit mit Pauken und Trompeten ein Bäumchen anpflanzt.

C.S. Ein Schüler vom Lycée Technique Esch
tageblatt, 20. Februar 1982



Copyrighted material

Elle écope toujours!

Elle écope à tous les coups, c'est toujours sur son dos que se font les innovations, le « progrès ».

Elle, c'est la nature, et ici, plus spécifiquement, les belles, les pauvres forêts eschoises.

J'aime la nature, j'aime les forêts vertes où l'on n'entend que chant d'oiseaux et bruissement de feuilles, et je crois que ces choses-là sont importantes, en soi d'abord, et puis aussi pour les hommes: pour leur santé, leur survie même (écologiquement parlant, oxygène et Cie); et tout bêtement aussi pour leur bonheur.

Le bonheur, en effet, est une question de petites doses quotidiennes et non pas de gros morceaux de temps en temps. Ce n'est pas le congé aoûtien au bout de onze mois de grisaille qui va retaper un système nerveux ébranlé par le stress quotidien. Donc, bref, il faut que le citadin dans notre société industrialisée — polluée — de consommation puisse trouver le calme, la sérénité, un bout de nature non pollué dans sa vie quotidienne. Et les Eschois doivent retrouver leurs bois qui sont (ou étaient) aussi jolis que la ville elle-même n'est pas précisément une beauté. Mais justement, à ses portes, on trouvait jusqu'à récemment de quoi compenser (et amplement!) la grisaille, l'air vicié et le bruit de la ville.

Or, depuis quelques années, quelle gangrène, quelle effarante invasion de la nature par la ville, par tout ce qu'elle a de plus laid, de plus énervant et de pénible!

Voici la région idyllique des étangs de l'Ellergronn dégradée en motocross par de jeunes motards qui se fichent éperdument de beauté et de calme naturels et du besoin de ces choses ressenti par leurs concitoyens. A propos, pas mal de ces motards détestables qui remplissent nos bois de la puanteur de leurs gaz d'échappement et des hurlements hystériques de leurs engins sont des Français d'outre-frontière, qui viennent ainsi rouler en zone interdite luxembourgeoise, passant et repassant facilement la frontière dans cette région boisée. Un coup de main des autorités françaises aux Eschois ne serait pas de trop dans cette affaire.

Les promenades du « Galgebierg » et de ses environs, chères aux Eschois, sont tout autant envahies par le fracas et la puanteur des deux-roues de toutes sortes, sans que les autorités semblent capables de venir à bout du fléau. On peut d'ailleurs se poser la question si elles le veulent vraiment. Après tout, les jeunes motards, c'est les électeurs de demain, n'est-ce-pas?

Mais il est vrai que, même sans motos, cela fait plusieurs années que le « Galgebierg » a été « surcivilisé », la ville y pénétrant plus en avant d'année en année, avec des parkings s'étendant progressivement, un manège des plus superflus (en ruines permanentes), un zoo (tout aussi superflu) et un camping-caravaning gourmand d'espace et cause de l'abattage de bien des arbres au cours des années, sans mentionner la pollution de l'air due au trafic lié à un tel camping.

Copyrighted material

Où se réfugier dorénavant? Que reste-t-il au promeneur solitaire pour ses rêveries aux environs d'une telle ville? (En hiver, va encore, le silence sous la pluie, on le trouve, mais aux saisons les plus douces, les plus belles, fini le calme et l'air pur.)

Le «refuge» que constitue pour l'instant encore le petit rectangle du «Lankholzerbësch» (seul espace boisé au nord de la ville!), empli de chants d'oiseaux, est menacé de mutilation à brève échéance, lui aussi. Alors que des prairies et des champs s'étendent à perte de vue autour de ce petit bois, c'est lui qui sera bientôt saccagé par une voie ferrée et deux routes ... Et dire que ce pays s'est doté d'un ministère de l'Environnement!

Reste (restait?) le délicieux, le ravissant, l'extraordinaire petit bois derrière le stade Emile Mayrisch («Folasterrain»). J'avoue que les mots me manquent pour en décrire le charme. Quel délicieux fouillis d'arbres et de broussailles, de fourrés impénétrables, épineux, fleuris roses au printemps... Il y a quelques années, un cerf blanc qui s'était échappé du zoo avait réussi à narguer ses poursuivants toute une semaine dans ces fourrés!

Comme il est délicieux de se perdre dans ces sentiers étroits, labyrinthins, serpentant entre des éboulis de roches rouges et enjambant des troncs d'arbres, vestiges de tempêtes. Il s'y trouve même un sentier fleuri tout bleu de gentianes! Et des violettes, des fraises et des framboises sauvages... Il y a aussi la «Bugattishöhl» aux parois ornées de quartz, chère aux petits garçons du «Neidierfchen».

Mais depuis quelques années, dû à l'extension des jardins potagers en haut du «Mini-Colorado», cette grande carrière abandonnée de minette rocailleuse au pied de la réserve d'oiseaux est souillée par des traînées d'immondices qu'on y déverse d'en haut. Il est vrai que les tas d'ordures, ce n'est pas ce qui manque au «Galgebierg», centre touristique eschois (!).

Mais jusqu'à cet hiver, le «Folasbësch», au moins, avait connu la paix. Seuls des promeneurs solitaires et les vrais amoureux de la nature le parcouraient, à l'écart de la foule du «Galgebierg» et des motards de l'Ellergronn. C'était évidemment trop beau, ça ne pouvait pas durer. Et voilà que ce sont maintenant nos sportifs qui s'attaquent aux arbres et se mettent à mutiler ce petit bois paisible et sauvage. Vrai, la nature écope toujours, quel que soit le prétexte.

Ah, mesdames, messieurs, qui courez après une petite balle pour perdre quelques centimètres de tour de taille, vos «lignes» et tous vos jeux de tennis, ainsi que ceux des autres sportifs, auxquels on vient de sacrifier ce petit vallon secret derrière le stade, avec son joli mélange de mélèzes et de pins, vos amusements ne valent pas cette enième destruction d'un bout de forêt eschois. Vraiment: Vive l'amour de la nature et le «Umweltverständnis» de nos responsables communaux (!). En ville, le «Meder-haus», à l'abandon, saccagé, dans les bois les motards que personne ne dérange et les arbres arrachés par les bulldozers ... Le plus triste, c'est que je suis persuadée que l'opposition n'agirait pas autrement!

Copyrighted material

Fuyant toujours plus loin, que trouvons-nous? Par exemple les vastes espaces à droite du poteau de Kayl, et il est vrai que lorsque les motards les épargnent, il fait bon s'y promener, avec des poussées vers les magnifiques forêts de hêtres de Rumelange.

Mais — il ne faut surtout pas regarder du côté de la plus célèbre « landmark » du sud du pays, le pauvre « Gehansbierg »! Sa vénérable coupole faite de grands hêtres a été mutilée à jamais à cause de quelques pierres de camp romain qu'on y avait malheureusement découvertes il y a une demi-douzaine d'années. Maintenant un camp néo-romain en pierres luxembourgeoises du XXe siècle y « stimule le sens historique des Dudelangeois ».

Eh oui, elle écope à tous les coups, la nature, les motifs ont beau être nobles — le sport et la « Volksgesundheit », l'histoire, l'industrie et son besoin de routes et, last not least, cette chère jeunesse motorisée qui a bien le droit de s'amuser un peu, non? Et tant pis pour nous autres demeurés, aux sensibilités anachroniques.

Le Républicain Lorrain, 25 mars 1981



„Folasbösch" 1981

Copyrighted material

Wurscht, Schnuppe und Gelli

Warum das nachträgliche Aufhebens um die Zerstörung des kleinen „Lankholzer Waldes"? (s. „t" 21.1., der Protestartikel des „Mouvement écologique") Der Escher Bevölkerung ist es doch (bis auf eine Handvoll Baumnarren) völlig wurscht und schnuppe, ob diese einzige bewaldete Fläche im Norden der Stadt, am Rand der waldärmsten Gegend des Landes, nun auch noch vor die Hunde geht. Ihre Gleichgültigkeit gegenüber diesem Rechteck Eichenwald und Dickicht (voller Vögel) haben die Escher in den letzten Jahren zur Genüge bewiesen. Das Echo auf Leserbriefe, Appelle, Artikel (s. „t" 12.3.1977, 13.+21.+28.1.1978, „RL" 25.3.1981) war gleich Null (bis auf einen Brief ...). Weit zahlreicher und energischer sind die Escher, wenn es darum geht, erbost zur Gemeinde zu laufen mit dem Verlangen, daß man die Bäume aus ihrer Straße entferne wegen des „Drecks" im Herbst. Kurz, die Naturfreunde fallen hier wahlpolitisch nicht ins Gewicht und damit überhaupt nicht.

Resultat: Die Escher brauchen sich auf ihre Umwelt nicht viel einzubilden.

Da wird ein Wald einem wahnwitzigen Autobahnprojekt geopfert, ohne Einspruch von seiten der Bevölkerung. Und wen stört es schon, daß der einstmals so liebliche Ellergronn zum Motocross degradiert wurde in den letzten Jahren? Wer bemerkt es überhaupt, daß zusehends Bäume in den Escher Wäldern, vom Ostberg bis zu den Ufern des Ellergronn, von Vandalen beschädigt und kaputt gemacht werden, oder in der Stadt, daß abgestorbene Bäume am Straßenrand nicht mehr ersetzt werden? (S. Emile-Mayrisch-Straße u. a.) Wen stören die vielen Müllhalden auf dem Galgenberg, dem Escher Erholungs-Zentrum Nummer 1, oder der Umstand, daß immer wieder Tiere des Zoos totgequält oder im Schnee herumirrend aufgefunden werden (ob Hirsch oder Fasane)? Wer außer der oben erwähnten Handvoll sog. Baumnarren hat es bemerkt, daß Schmarotzerpflanzen auf dem Galgenberg überhandnehmen, die jungen Bäume verkrüppeln und ersticken? Wer vermißt im angeblichen „Jardin éducatif" die erklärenden Namensschilder, die dem Garten erst seinen offiziellen Sinn ge.ben würden? Wieviele Spaziergänger fordern z. B., was in anderen Forsten und ähnlichen Erholungszonen (s. Bridel) üblich ist, dieselben Namensschilder entlang der wichtigsten Galgenberg-Promenade? Aber, wird man mir da entgegnen, die Vandalen hätten die schnell erledigt... Doch wo bleibt denn auch in Esch qualifiziertes Personal, um die geschundene Umwelt wirksam zu überwachen und zu schützen? Seit November 1981 untersagt ein Gemeindereglement jegliche Tierhaltung in den Schrebergärten, aber seit über einem Jahr bellt und gackert und stinkt es dort unentwegt weiter... Wen stört's?

Man könnte die Liste lang fortsetzen — immer wieder stößt man auf den mangelnden Schönheitssinn und die erschreckende Gleichgültigkeit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Was macht die sich in der Tat aus der skandalösen Verlotterung des ehemals so schönen Mederhauses? Oder überhaupt aus Urbanismus und architektonischer Schönheit? Zu einer Versammlung über

Copyrighted material

Alternativ-Vorschläge zur Neugestaltung von Al-Esch erschien: Eine Person. Auf die in der Presse veröffentlichte Einladung an die Bevölkerung, Ideen und Vorschläge zu Neu-Al-Esch einzuschicken, antwortete: Eine Person. (Es war aber eine andere, macht also immerhin zwei.) Ebenso kann man sich darauf verlassen, daß die Zerstörung der Villa Schröder mit ihren 40 schönen, alten Bäumen kaum zur Kenntnis genommen wird. Tankstellen mit Verkauf-Shops sind ja auch zeitgemäßer als Bäume.

Kurz, das Thema Umweltschutz interessiert die Escher wenig; dem Durchschnittsbürger, und er ist in der Mehrheit, sind „e gudde Patt an de Fernseh" wichtiger. „Gib's auf", sagte mir eben ein Bekannter, „die bewegst Du nicht, die sind wie Gelli." Recht hat er. Und so setze ich meine letzte Hoffnung in die neugegründete Regionalgruppe des „Mouvement écologique" ...

tageblatt, 6. März 1982

Copyrighted material

Destruction insidieuse

Souvent la destruction de la nature, la dégradation de notre environnement quotidien ne se fait pas de façon assez spectaculaire, si l'on ose dire, surtout à ses débuts. Ainsi l'enlaidissement progressif d'un paysage manque de frapper l'opinion publique à un moment où il serait encore temps de réagir et d'enrayer le mal. Insidieusement, quasi imperceptiblement la gangrène progresse, et lorsque l'homme moyen se met enfin à crier gare, il se trouve généralement devant le fait accompli, ayant laissé trop longtemps s'accumuler les erreurs et méfaits écologiques de toutes sortes. Souvent aussi les gens ont peur de se couvrir de ridicule en s'érigeant en protecteurs de quelques arbres seulement, d'une seule maison, d'un bout de forêt, d'une rue ou d'une allée. A chaque coup «cela ne vaut pas la peine» de s'émouvoir, de faire du bruit. Et voilà qu'au bout de deux, de dix ou de vingt ans un paysage, une région entière ont été rendus méconnaissables, irrémédiablement saccagés. Et même «la majorité silencieuse» qui auparavant s'était moquée des «Baumnarren», des «sentimentaux» décriés comme bornés et antiprogressistes, ne peut plus minimiser ou ignorer le mal fait à son patrimoine naturel, historique, artistique.

Ce que la suite de tableaux «La ronde des marteaux-piqueurs», réalisée par un groupe d'architectes et urbanistes allemands, essaie d'illustrer, c'est l'histoire de la dégradation typique d'un paysage typique en Europe entre 1953 et 1972. Cette histoire s'est passée des milliers de fois, chez nous comme ailleurs. (On n'a qu'à songer à Leudelange, à Bertrange, etc). Le contraste entre le premier et le dernier tableau est évidemment choquant. Mais l'importance des stages intermédiaires a généralement échappé à l'attention des victimes — sidérées à la fin d'avoir été sourds et aveugles si longtemps.

Or cette folie destructrice de beauté et de nature n'est pas près de s'arrêter, au contraire. Ainsi la question de l'environnement, des autoroutes, de l'urbanisme, est devenue une question hautement politique. Elle nous concerne tous. Même les plus égocentriques, les indifférents n'échappent pas aux conséquences des décisions prises dans ce domaine. Malheureusement le citoyen moyen ne sait pas se défendre; il ne sait à qui s'adresser. Les compétences sont en effet assez enchevêtrées et la situation complexe...

1983 (inédit)

P. S. 1998:

Texte toujours d'actualité, hélas. On peut commander la suite des «tableaux» en question dans toute bonne librairie.

Copyrighted material

La Splendeur du « Minett » (*)

La beauté naturelle du bassin minier est peu connue; les habitants de la région eux-mêmes se précipitent vers la Moselle, le Mëllerdall et le E'slek, sitôt les vacances ou le week-end venus, tournant le dos à de magnifiques paysages dont ils ignorent parfois jusqu'à l'existence. Quant au reste du pays, il croit que le 'Minett' se réduit à quelques sinistres localités poussiéreuses entourées d'usines dont les fumées obscurcissent le ciel. La plupart des Luxembourgeois sont incrédules, lorsqu'on leur affirme qu'il y a de beaux paysages, des forêts, de la « nature » au bassin minier.

Cette ignorance a son côté positif. En effet, la région en question est « grande comme un mouchoir » — de sorte que son invasion par des hordes touristiques serait une véritable calamité (malgré le fait que certains hommes politiques ne cessent de faire des efforts dans cette direction-là). Dans les forêts du 'Minett' entrecoupées de ces superbes paysages aux rocs rouges déchiquetés, peints par Rabinger et rappelant le Sud-Ouest américain, le promeneur peut encore trouver une solitude bienfaisante, cela à quelques pas des agglomérations (poussiéreuses et bruyantes en effet). Il est donc à espérer que les autorités ne se mettent pas à « exploiter et à aménager touristiquement » (quelle horreur!) ces paysages, car leur aspect sauvage et NON-aménagé est un élément essentiel de leur charme.

Mais ladite ignorance de la richesse esthétique et — découverte relativement récente — écologique du 'Minett' a son côté négatif également. En effet vu les dangers qui menacent la nature au bassin minier, il est nécessaire, il est urgent d'informer, de sensibiliser la population, de faire prendre conscience aux « Minettsdäpp » qu'il y a là des paysages à protéger, à préserver absolument, des paysages d'une grande beauté (unique dans ce pays et par-delà nos frontières) — et, je répète, d'une extraordinaire valeur écologique. Ainsi que le montra si bien un numéro du « Regulus » (de la Ligue pour la Protection des Oiseaux) en 1982, les ex-minières sont devenues de véritables « Paradiese aus Menschenhand », où l'on a pu dénombrer plus de 300 espèces de papillons — qui, avec pas mal d'autres bestioles, y sont à l'abri des pesticides et insecticides si copieusement déversés ailleurs dans la nature luxembourgeoise.

Mais à défaut de pesticides il y a par exemple les projets parfois fort inquiétants de l'industrie sidérurgique qui constituent un danger pour ces 'paradis'. On n'a qu'à se rappeler le projet récent de déposer des boues de haut-fourneaux dans la superbe ex-minière du « Hutbierg » à Tétange. Il y a aussi l'indifférence et la cécité esthétique des autorités communales qui n'hésitent pas à utiliser leurs zones vertes pour leur dépôts d'ordures. Il y a depuis quelques années, l'invasion progressive par les odieuses motos, répandant le bruit, les gaz d'échappement, la puanteur. Il y a aussi certains chasseurs... Bref, il s'agit pour

---

(*) Exposition de photos de Nelly Moia au Théâtre d'Esch/Alzette du 28 février au 14 mars 1987

Copyrighted material

les habitants du sud du pays de se rendre compte de la nécessité de sauvegarder leurs merveilleux paysages tels quels, d'en éloigner et les boues de haut-fournaux et les dépôts d'ordures et les aménageurs et les motards. Cela fait beaucoup de monde, de sorte que seule sa transformation en réserve ou parc naturel semble pouvoir garantir la survie intacte de cette zone (dite 'industrielle'!). L'exposition « La Splendeur du Minett » se veut une contribution aux efforts à faire dans cette direction-là.

Dans ce contexte une dernière remarque: si donc le 'Minett' est par endroits (de nombreux endroits!) un véritable petit paradis visuel, il est malheureusement aussi, et souvent, et jusqu'au cœur de ses bois, un enfer acoustique. Pour ce qui est de ses zones vertes, cela ne tient pas seulement à leur invasion récente par les deux-roues motorisés mentionnés plus haut, mais encore à la prolifération véritablement grotesque de terrains de tir — un à Schifflange, un à Kayl, un à Tétange, un à Rumelange, deux à Esch, sans mentionner Differdange, Pétange, et j'en passe. Leurs détonations ne cessent de déchirer cette paix des bois qu'évoque si joliment le terme allemand de « Waldesstille ».

Il est vrai que les tireurs à Schifflange ont essayé de limiter la bruyance de leur terrain et que la commune d'Esch a réussi à instaurer trois après-midis qui sont « knallfrei » (le mardi, jeudi et dimanche) grâce à un « gentlemen's agreement » avec les tireurs, mais les hommes politiques n'auraient jamais dû permettre l'établissement de telles sources de bruits dans les zones dites « de récréation ET de silence » (Ruhe- und Erholungszonen), sans donner en même temps aux sportifs en question les moyens financiers d'insonoriser leurs stands.

En attendant... que les politiciens prennent enfin des mesures énergiques et adéquates pour enrayer la pollution acoustique de la nature au bassin minier, profitons du silence relatif de ces salles pour y contempler ces beaux paysages à l'abri de détonations et de pétarades... (!)

Copyrighted material

Carlo Hemmer im Minett

Liebe Nelly,

Merci für die interessanten Schriften und die schönen Fotos vom Minett. Ich bin, wie Du, überzeugt, daß es notwendig ist, diese eigenartige Landschaft zu schützen — aber wie kann ich dazu beitragen? Auf meinem Programm steht im kommenden Frühjahr eine ausgedehnte Wanderung im Minett, in die ich auch Hutberg und Lallingerberg einbeziehen will. Ich werde darüber in einem Artikel berichten. — Aber was wird es nützen? Das Bemühen, das wenige zu bewahren, was uns an unberührter Natur erhalten blieb, ist ein Verzweiflungskampf. Ich bewundere Deinen Mut und Deine Beharrlichkeit.

Salut u. halte Dich munter,

12.3.88
Carlo Hemmer

Liebe Nelly,

Ich habe eben auch begonnen, Dein zu recht hochgepriesenes Minettgebiet zu erkunden, bin aber nur bis zur Linde von Küntzig, zum Bofferdinger Moor, zum Schifflinger Brill (prachtvoll) und zum Fuß des Escher Galgenbergs vorgedrungen. Ich werde noch mehrmals wiederkehren müssen, bis es zu einem Artikel reicht. Vielen Dank für Deine schönen Bilder u. Deine wortgewaltigen Artikel u. Eingaben.

Salut und halte Dich munter.

Poststempel: 16.8.88
Carlo Hemmer

Liebe Nelly Moia!

Ich weiß nicht, ob Du mir, dem alten „Zentralsed" noch erlaubst, eine frühere Ajistin so anzureden und zu duzen, aber nun ist es sowiesogeschehen.

Der Anlaß zu diesem Schreiben ist Dein letzter, langer Brief vom 10. März 1988 an Freund Carlo Hemmer. Als mein langjähriger Freund starb, hatte er in seinem Testament mich zu seinem Vollstrecker seines letzten Vermächtnisses ernannt. Jetzt[...] komme ich dazu, sein Archiv durchzusehen und zu ordnen.

Dabei stieß ich auch auf die Akte „Nelly Moia".

Deinen Brief, in dem Du so begeistert über die schönen Minett-Bierger schreibst, habe ich aufmerksam und mit Freude gelesen. Einen Satz möchte ich besonders erwähnen, wenn Du schreibst „Carlo Hemmer, Du bist schließlich der wichtigste Umweltschützer, den wir haben." Diese Wertschätzung ist posthum für meinen verstorbenen Freund eine große Ehre. Ich danke Dir dafür.

Dann empfiehlst Du „an einem ganz klaren, blau-goldenen Tag" die rotglühenden Minettefelsen zu besuchen!

Copyrighted material

Nun, ich kann Dir jetzt, mit großer Verspätung zwar, sagen, daß dieser freundschaftliche Rat damals prompt befolgt wurde. Am 5. August, eher ging es leider nicht, aber es war ein wundervoller Sommertag, sind wir, Carlo Hemmer, Roger Gillen und ich hingefahren. Zuerst fuhren wir zum Brucherbierg. Carlo war begeistert von dieser wunderschönen und wilden Landschaft, von ihrem Reichtum an Pflanzen, dem herrlichen Wald. Von dort fuhren wir zum Kayler Poteau, wo wir auf der Strecke nach Rumelange zu noch eine weitere Erzgrube besuchten. Ich kann mich nicht an den Namen erinnern.

[...] Zum Schluß fuhren wir zum Lallingerbierg. Die Auffahrt war nicht ganz leicht zu finden. Schließlich gingen wir eine Zeitlang in dem schönen Wald spazieren mit seinen Ruhebänken und seinen vielen sportlichen Besuchern. Über Bettemburg, wo wir den „Streissel" suchten und nicht fanden, fuhren wir wieder nach Hause. Es war ein herrlicher Tag, und wir waren mit der „Ausbeute" sehr zufrieden. Eine weitere Fahrt wurde geplant und zwar etwas eher im Jahr, zur Zeit der Orchideenblüte. Leider hat das Schicksal es anders gewollt. (*)

Carlo hatte sicherlich die Absicht, etwas über diesen Ausflug zu schreiben. Er kam nicht mehr dazu bei all seinen andern Beschäftigungen. Ich werde mit Roger jedenfalls nochmals hinfahren, vielleicht schon dieses Jahr. Von Deinem Brief mit all den Anregungen und von Deiner kleinen Kartenskizze werde ich dir eine Photokopie machen für alle Fälle, da ich sein Archiv demnächst abgeben muß.

[...] Carlo war Unweltschützer mit Leib und Seele. Er war Pionier auf diesem Gebiete. Die Zerstörung der Landschaft geht leider weiter.

In Freundschaft

Ed Nicolay

Liebe Nelly Moia,

Vielen Dank für den prächtigen Minettskalender. Welch eine Landschaft und, muß man sagen, Gott sei Dank, wenig bekannt, wenn man die Erosion durch Turisten im Müllerthal sieht.

Den Schifflinger Lallingerbierg, so wie Du ihn beschreibst und so wie er im Kalender abgebildet ist, haben wir sicherlich verfehlt. Der 2. Platz, an dem wir waren, muß nach der Karte 1:20000 das „Haedefeldchen" gewesen sein. [...]

Ed Nicolay

P. S. 1998:

Wie jammerschade, daß ein Carlo Hemmer die prächtigen Roten Terrassen des Lallingerbergs nie sah!

(*) Carlo Hemmer starb am 11. November 1988.

Copyrighted material

Grün und Rot sind bedroht!

Es geht hier nicht um zwei Parteien, sondern um das, was die Parteien aller Farben heute schützen wollen (bzw. vorgeben, schützen zu wollen), Natur und Umwelt; genauer gesagt geht es in diesem Text um die rotgrüne Natur des Minett, ganz präzise um das, was sich im Norden und Süden von Esch erstreckt.

Was für die Naturfreunde bis in die letzten paar Jahre so reizvoll war an Esch, das war seine Lage ganz genau auf der Grenze zwischen zwei herrlich kontrastierenden Landschaftstypen: am Nordrand der Stadt das Gutland mit seinen fetten, grünen Wiesen, braunen Äckern, Feuchtbiotopen, Mischwäldern und kleinen Dörfern, in denen es stellenweise noch nach Mist stinkt; im Süden das orangerote Luxemburger „Colorado", mit Grün durchsetzt, mit Trockenrasen und vielen Wildblumen, darunter Orchideen und Enzian.

Wer als Escher, nach Arbeitsschluß z. B., Lust auf einen Spaziergang in die Natur empfand, konnte wählen, „se tâter", wie die Franzosen sagen: Gelüstete es ihn oder sie nach dem sprichwörtlichen Grün, nun, so waren im nördlichen Naherholungsgebiet die weiten, satten Wiesen jenseits des Dipbachs leicht erreichbar, mit seinem Schilfgebiet (und gelben Schwertlilien), vor allem aber mit dem dichten Eichenwald „Lankholzerbësch" voller Singvögel und einigen sumpfigen, geheimnisvollen „Marellen".

War dem verwöhnten Escher aber nach etwas exotischem „dépaysement" zumute, so war binnen Minuten die rotfelsige Pracht des „Lalléngerbierg" zu genießen, seine wilden, stillen, zerklüfteten Weiten, wo man in guten Jahren in Teppichen von Glockenblumen waten konnte, mit jedem Schritt Wölkchen von Schmetterlingen aufscheuchend, oder Blindschleichen und Eidechsen, ganz zu schweigen von den herrlichen Aussichten oberhalb der Felsenterrassen (wo auch noch Tausende von Kornblumen und Klatschmohn den Weg säumen).

Etwas weiter südlich konnte der Wanderer in den wildromantischen Wald der „Léiwfrächen" vorstoßen und danach in die grandiose Wildwest-Landschaft des „Hutbierg" und „Holleschbierg" bis nach Rümelingen hin. — Das zerzauste, verwilderte Wäldchen des Escher Ostbergs mit seinem roten „Canyon", die schönen Promenaden des Galgenbergs und der liebliche „Ellergronn" mit seinen grünen Weihern brauchen wohl kaum noch erwähnt zu werden, um zu zeigen, wie gut es die Einwohner dieser Industriestadt hatten in bezug auf Naherholungsgebiete (für Naturfreunde).

Doch warum „hatten" statt „haben"?! — Schon gut, viele der eben aufgezählten Schönheiten sind auch weiterhin zu genießen, gehören also nicht schon der Vergangenheit an. Aber: die einstige „Heile Welt" dieses Minett ist nicht mehr, zerstörerische Eingriffe verschiedenster Art setzen den kostbaren Landschaften zu, gefährden sie heute ohne Unterlaß. Viel Schönes, das wir Privilegierten als selbstverständlich ansahen, ist heute bedroht oder schon verschandelt.

Copyrighted material

Den Schönheitsblinden und Naturverächtern steht einfach zuviel Geld zur Verfügung für landschaftszerstörerische Projekte! Sogenannte Nacht-und-Nebel-Aktionen brechen immer wieder über die überforderten Naturschützer herein, werden von kurzsichtigen Politikern abgesegnet. Straßen, deren Notwendigkeit nicht erwiesen ist, werden nur so drauflos gebaut, kreuz und quer durch die Landschaften gehauen; deren Harmonie, der Wunsch vieler, sie zu erhalten, werden von den Machthabern als sentimentale, unrealistische Belange schulterzuckend abgetan; die teuren Straßenbauer wüten weiter. Zudem hat die „Industriezonitis" die Politiker befallen; der Asphalt dehnt sich aus, die Grünflächen um die Ortschaften schrumpfen zusammen.

Hinzu kommt nun auch für das arme Minett der Tourismusfimmel, von dem diese Gegend bislang verschont geblieben war. In der Tat, seine kleinen „Paradiese" sind zum Teil die letzten Überreste der vorindustriellen Naturlandschaft, die wenigen Oasen der Stille, des ungestörten Grünens, die sich in dieser übervölkerten, zersiedelten, lärmenden, industrialisierten Gegend halten konnten. Und die muß nun zu allem Überfluß auch noch „touristisch erschlossen" werden! Geschmacklose „amé-nageurs", unfähig, die Natur in Ruhe zu lassen, unfähig, sie vom Standpunkt des stillen Fußgängers und Naturfreundes zu schätzen, lassen eine Schnapsidee nach der andern vom Stapel, um dem Massentourismus das Minett mundgerecht zu präsentieren, es zum Rummelplatz zu verkitschen, seine versteckten Naturschönheiten banausisch herzurichten.

Das „Grün und Rot" nördlich und südlich von Esch ist in der Tat bedroht, zum Teil auch schon arg mitgenommen. Ein paar Beispiele:

Statt die „Voie Express" hinter dem „Lankholzerbësch" anzulegen, hat man es ihr erlaubt, mitsamt „Pénétrante" und Co., die ganze schöne grüne Gegend an der Nordgrenze der Stadt zu verschandeln. Spaziergänger gelangen nur noch mittels langer Umwege in den Wald (wo erst vor wenigen Jahren viele Bäume fallen mußten, um breiten Promenaden Platz zu machen), da der versprochene Zugang (Brücke oder Tunnel) nicht gebaut wurde... Die weiteren städtischen Projekte machen der restlichen Natur den Garaus, jetzt und in den kommenden Jahren. Vielen Eschern tut das Herz weh, wenn sie heute die verwüstete Landschaft von Lallingen betrachten. Aber wer hat seinerzeit dagegen protestiert? Es lebe der Fortschritt.

Im roten Süden der Stadt ist die Natur bislang mehr bedroht als verschandelt, aber was nicht ist, kann noch werden. Der Galgenberg ist sowieso schon überzivilisiert (und die prächtigsten alten Buchen an seiner großen Promenade wurden vor zwei Jahren „aus forstwirtschaftlichen Gründen" gefällt!). Das weitflächige Plateau der „Gleicht" wie auch der lauschige „Ellergronn" werden fast täglich akustisch verseucht durch das Knallen von gleich zwei Schießständen, zu dem sich immer wieder das ekle Gellen und Heulen von Motorrädern gesellt. Wie oft schon hat es z. B. an Mai- und Juni-Abenden den lieblichen Gesang der Nachtigallen des Vogelschutzgebiets übertönt, eine Gegend, wo es früher paradiesisch friedlich war. „Wald ist Stille" (M. Walser). Aber Hohlköpfe brauchen Lärm, verbreiten überall Lärm.

Copyrighted material

Das wilde, kleine Wäldchen des Ostbergs mußte ein grünes Stück der Vergrößerung des Fola-Stadions opfern, und die Spazierwege des „Bourgronn" haben erheblich unter der unsinnigen Bauschuttdeponie gelitten, die dort ein paar Jahre lang nicht nur Bauschutt entgegennahm und zur schlackengrauen Verschandelung des großen, roten Weges oberhalb führte. Die erschreckende Ausbreitung des „Archers Verts"-Terrains am Fuße der zerklüfteten, roten Felsen über dem „Bourgronn", neben der Kayler-Poteau-Straße (Eschs einzige schöne Ein- und Ausfahrt), wird auch noch für Umweltprobleme sorgen (affaire à suivre).

Etwas weiter südlich ist nun die herrliche Landschaft des „Hutbierg" von einem völlig widersinnigen Projekt bedroht: eine drei Meter breite Asphaltpiste, deren hartes Grau mit den weichen creme-ocker-orange-roten Farben dieser Felsenlandschaft regelrecht flucht, soll sie von der „Léiwfrächen" bis zur „Intermoselle" durchqueren, zum Entsetzen aller Spaziergänger, Jogger und Umweltschützer. Wie die sprichwörtliche Faust aufs Auge würde die zivilisierte Straße in diese wildromantische Harmonie von Stein und Strauch passen! Wenn „Stater" Bürokraten dergleichen Unfug aushecken (für Millionen übrigens), so ist das schlimm genug; wenn aber „Minettsdäpp" das gutheißen, so sind sie Verräter an ihrer roten Erde.

Last not least entging erst vor kurzem das schönste Minettparadies, der „Lalléngerbierg", zweimal hintereinander nur um Haaresbreite seiner Verschandelung: 1988, als Straßenbaupläne auf seinem Rücken geschmiedet wurden, und 1989, als er zur Motocross-Piste degradiert werden sollte. Wann wohl der wunderbare Schifflinger Berg an die Reihe kommt? Dort gäbe es noch viel zuzubetonieren, zu „amenagieren". Man hat ja ein ausgezeichnetes Beispiel direkt vor der Nase, nämlich den armen „Gehaansbierg". (Kommentar überflüssig, ja?)

Abschließend: es gibt zuviel Geld und zuwenig Schönheitssinn, zuwenig Naturverständnis in diesem Lande. Die Handvoll umweltbewußter Bürger, die immer wieder „auf die Barrikaden" steigen, um die von oben ausgebrüteten und über die wehrlose Natur verhängten Schäden zu begrenzen, können den Kampf gegen die Übermacht des Geldes und der Schönheitsblindheit kaum gewinnen.

tageblatt, 26. August 1989

Copyrighted material

Rat befolgt — losgerannt!

Im „tageblatt" vom 7. April stellte H. Gelhausen fest, daß hierzulande etwas desto gefährdeter ist, je schöner es ist, und er riet seinen Lesern, schnell mit dem Fotoapparat festzuhalten, was noch nicht zerstört ist, denn lange wird es nicht mehr dasein — ob „es" eine schöne Landschaft ist oder ein altes Haus, eine hochstämmige Allee oder ein stiller Weiher, ein schlängelndes Bächlein oder eine kurvenreiche Landstraße, die den Windungen eines Tales und den Wellen eines Abhangs harmonisch folgt.

Also: nichts wie los! Das heißt: diesen guten Rat hatte ich mir längst selbst gegeben und so renne ich schon seit Jahren mit dem Fotoapparat herum ... wobei ich leider oft zu spät gekommen bin.

Vom einstigen prächtigen Mederhaus (eigentlich besser und gerechter Olivo-Haus geheißen) bleiben mir nur wenige schlechte Aufnahmen und gar keine vom Berwart-Schloß. Auch für den herrlichen Kastanienbaum, der 1988 hinter der „Galerie d'Art Municipale" gefällt wurde, war es zu spät; aber ich konnte noch ein paar schöne Bilder machen von der großen, hellgrünen Trauerweide neben dem Escher „Knabenlyzeum", die dieses Jahr fiel. Vorsichtshalber habe ich auch die zwei Pappeln und die Weide vor dem „Union"-Terrain an der Luxemburger Straße geknipst. Das Trio bildet einen perfekten Schlußpunkt am Ende der langen Perspektive, wenn man die J.P.-Michels-Straße hinabfährt. Wer weiß, ob diese schöne Baumgruppe nicht schon auf der Abschußliste der Cactus-Baupläne steht. (*)

(Apropos, von Glück kann reden, wer heuer noch in einer Luxemburger Ortschaft ein Bild knipsen kann, ohne mindestens drei Schilder mit draufzukriegen. Unsere Schilderitis wird immer schlimmer.)

Auch die außergewöhnliche, neunstämmige (!), hohe Buche am „Ameisenweg" nach Rümelingen hinunter, die längst unter Naturschutz stehen müßte, sollte man sich wenigstens auf einem Bild „bewahren", denn der Tag wird bestimmt kommen, da die Politiker (mit den üblichen Krokodilstränen) erklären werden, das Verlegen des Gütertransports auf die Schiene sei nun einmal nicht möglich, und der liebliche „Lange Gronn" müsse leider einer Straße für „Intermoselle" geopfert werden.

Wenn es soweit ist, muß man sich übrigens sputen, um auch (auf Papier) die weichen Abhänge des Schifflinger Brucherbergs in Wald- und Wiesengrün oder im Herbstgold zu „retten", und natürlich die einmalig schöne rotfelsige Pracht des „Lallengerbierg", denn im Anschluß an die neue Straße den„Lange Gronn" hinab kommt natürlich die Umgehungsstraße des Neudorfs (womit der „Lallengerbierg" gehimmelt wäre) und dann noch mindestens ein Anschluß an die „Collectrice du Sud" (ade Schifflinger Berg). Wie ein Kraken wird „Intermoselle" aus dem einst

---

(*) Da war ich zu pessimistisch. S. „Baum-Trio Cactus". Auch die Fassade des „Pôle Nord" überlebt (noch).

Copyrighted material

unberührt waldigen Tal ihre Asphaltarme durch die Gegend strecken. Also: fotografieren wir, denn diese Berge und Täler sind schön. Und, wie gesagt, in Luxemburg ist das Schöne nicht von Bestand.

Glücklicherweise dachte ich letztes Frühjahr daran, die armen Pappeln längst der Kayler Straße im ersten Rosa-Gold ihrer jungen Blätter zu knipsen. Dieses Jahr wurde ihnen nicht mehr erlaubt, zu sprießen.

Einen Vorteil haben die papierenen Landschaften übrigens gegenüber der Wirklichkeit: sie erlauben die Betrachtung in aller Stille; auf ihnen sind weder gellende Motorräder noch der Krach der Schießstände zu hören. (Es gibt kaum ein Gebiet des Umweltschutzes, auf dem die Politiker so total versagt haben wie auf dem der Lärmbekämpfung.)

Jetzt im Juni ist es auch an der Zeit, jene einzigartige (es sagen's die Fachleute!) Orchideenlichtung wieder zu fotografieren, wo man in guten Jahren um die 200 leuchtende „Anacamptis pyramidalis" zählen kann, und die wohl über kurz oder lang von einer Mülldeponie verschluckt werden wird! Im Lande Luxemburg ist das ohne weiteres „drin". Wo sie sich befindet, verrate ich natürlich nicht. Man weiß ja, wie es dieses Frühjahr den armen Narzissen von Lellig ergangen ist, als die „Naturfreunde" über sie herfielen.

Was architektonische und urbanistische Kostbarkeiten betrifft, so wird die Zeit nun knapp, um den ehrwürdigen „Pôle Nord" zu fotografieren — mit den zehn (!) Frauengesichtern, die seine Fassade verzieren, (s. „t" vom 25. Mai). Daß der Abriß eines solchen Gebäudes überhaupt je in Frage kommen konnte, zur Debatte stehen kann, zeigt, daß es nicht weit her ist mit der Liebe der Luxemburger zu ihrem vielbeschworenen „Patrimoine architectural" und zu der kostbaren „Bausubstanz" ihrer Hauptstadt. Der „Pôle Nord" gehört seit Generationen zum Stadtbild, er war Generationen von Luxemburgern lieb geworden — glaubte ich. Seine Fassade fügt sich noch immer ganz gut in ihre modernisierte Umgebung ein. Es ist schon ein Hohn, daß dieses Gebäude bedroht ist und abgerissen werden soll.

Aber mich und meinesgleichen wundert eigentlich gar nichts mehr in Sachen Umwelt in diesem Lande. Angesichts seiner geringen Ausmaße und seines Reichtums aber ist es unverzeihlich, wie hier mit den Begriffen Naturschutz Schindluder getrieben wird. Ich kann jedenfalls keine Politiker mehr zu dem Thema hören oder lesen.

tageblatt, 12. Juni 1990

Copyrighted material

Danke, mein Hund!

Samstagnachmittag vor Allerheiligen. Es regnet in Strömen. Ich blicke mißmutig zum Fenster hinaus. Asphalt und Dächer sind schwarz vor Nässe, Nachbars Hauswand trieft dunkelgrau. Alles ist grau-in-grau. Ein Nachmittag zum Faulenzen vor dem Fernseher also, zur genüßlichen Lektüre oder zum gemütlichen Herumwerkeln in der warmen Wohnung.

Aber da ist der Hund, das verflixte Vieh, das muß ausgeführt, „ausgelaugt" werden, um abends endlich Ruhe zu geben, wenn's alle Viere von sich streckt. Ein Spaziergang bei dem Wetter, ogott. Doch ich komme nicht daran vorbei, und schließlich gibt es ja Mittel, um sich vor der Nässe zu schützen, Gummistiefel, Kapuzenmantel, und der Regenschirm ist auch schon vor geraumer Zeit erfunden worden — zwar zuerst gegen die Sonne, als „kleiner Schatten", ombrelle, umbrella.

Wir, mein Hund und ich, treten also unsern Rundgang um den Galgenberg an. Es werden uns nur wenige andere Narren begegnen, eine bloße Handvoll, Jogger inklusive. Aber — die Pracht, die unerwartete Pracht des Herbstwaldes! Die „begegnet" mir mit voller Wucht. Bei Sonnenschein ist man darauf gefaßt, man geht sogar extra deshalb in den bunten Wald, ehe die Blätter wieder fallen. Aber an einem dunklen, regnerischen Nachmittag erwartet man sich dieses verhaltene Leuchten, die goldene Helle nicht, die einen plötzlich allenthalben umgibt, umflutet. Wie auf dem Boden eines goldenen Meeres wate ich, um mich und über mir ein einziges Tröpfeln und Fließen von Gold, und schreiten tue ich ebenfalls auf goldgepflasterten Wegen, vom zarten Hellgelb, fast Weiß, bis zum satten Rotbraun.

Der Regen schafft besondere Gegensätze. So wirkt das weiche Gelb intensiver, weil die Buchenstämme nicht blaßgrau sind wie bei trockenem Wetter, sondern sich, tiefschwarz vor Nässe, scharf auf dem leuchtenden Hintergrund abheben. Farbenspiele und Kontraste überall. Vor einer Wand dunkelgrüner Fichten explodiert förmlich eine Buche, wie funkelndes Feuerwerk. Oder junge Bäumchen, noch nicht von der Metamorphose erfaßt, stehen plötzlich wie hellgrüne Flämmchen mitten in der goldenen Masse. Kaum ein Windhauch ist hier, im Herzen des Waldes, zu spüren, die Blätter sind wie im Gold erstarrt, halten den Atem an, beim ersten Sturm werden sie fallen.

Ich schaue und schwelge, und zwischendurch muß ich mich zigmal bücken, um dem Hund Steine zu werfen ... Bücken, werfen, bücken, werfen. Wer weiß, wozu das gut ist. Da bleibe ich wohl flink und flexibel (?). Gut getan haben mir sonder Zweifel durch die Jahrzehnte die täglichen schnellen Kilometer zu Fuß wegen meiner Hunde. Sie haben mich davon bewahrt, zum Stubenhocker zu werden und, wie gehabt, an regnerischen Nachmittagen im Herbst nur den schwarzen Asphalt zu sehen. Wo also hier schon soviel von Gold die Rede war: Solche Vierbeiner sind Gold wert! (Und deshalb ist es gut, daß nun im „Leserforum" Escher Hunde doch einmal mit etwas anderem in Verbindung gebracht wurden als mit Sch ...).

tageblatt, 5.11.1994

Copyrighted material

Luxemburgs Rosen in Esch

Die Hauptstadt nennt sich „Ville des roses", der Besucher fragt sich, warum. Es gibt zwar Rosen auch dort, aber eben nur „auch", nicht „besonders". Um den Namen „Rosenstadt" zu verdienen, müßte Luxemburg viel ... rosiger aussehen, blumiger, überquellen vor Rosen, wenigstens im Juni. Das ist nicht der Fall.

Die Bezeichnung hat vor allem historische Gründe. Im 18. Jahrhundert und bis ins 19. hinein, bis zum Industriezeitalter, waren Rosen der Hauptexportartikel Luxemburgs! (Wie romantisch, nicht wahr?) In ganz Europa waren Luxemburger Rosen hochgeschätzt. Aus dem Rollingergrund und vom Limpertsberg, wo die drei größten Gärten blühten, exportierten wir Millionen Rosenstöcke, bis nach Schweden und Rußland, an Königs- und Kaiserhäuser.

Noch heute blühen in den Kreml-Gärten einige Tausende Rosenstöcke aus Luxemburg. Und der berühmte Blumen- und Rosenmaler Pierre Joseph Redouté, auch „Raphaël des fleurs" genannt, wurde im 18. Jahrhundert im damaligen Herzogtum Luxemburg geboren, in St. Hubert (in der heutigen belgischen Nachbarprovinz).

Das alles und noch viel mehr erzählte mir neulich der Rosenfreund Jean Neiertz, der Bruder des viel zu früh verstorbenen sympathischen Toff, an dessen Leserbriefe sich noch alle erinnern, die samstags das „tageblatt"-Forum durchkämmen. Jean Neiertz verdanken die Escher Spaziergänger die liebliche Rosenallee jenseits des (ach so verachteten) Dipbach, der parallel zum Boulevard Charlotte fließt und, ja, manchmal etwas stinkt.

Das tat er schon vor einem halben Jahrhundert, als wir Kinder darin herumplantschten und mit bloßen Händen Wasserratten fingen, zum Spielen (aber nur kurz, denn sie bissen). Damals gab es auch viele, viele Feldmäuse, ständig hatte ich blutige Fingerspitzen, weil ich sie partout streicheln wollte.

Zurück zu den Rosen. Jean Neiertz hat ihrer 320 (!) Sorten in seinem Märchengarten angepflanzt. Auch 30 Arten von Iris blühen dort und noch viele andere Blumen, je nach Saison. Die Rosen ging ich fotografieren, wie jedes Jahr, als ich den Blumenfreund selbst antraf und so in den Genuß eines Kurses über Luxemburger Rosen kam, während wir die gepflegte Rasenpromenade zwischen den zwei Reihen von Schrebergärten hinabschritten. Hier hat J. Neiertz Rosenstöcke an mehrere Gärtner verteilt, und sie wachsen und duften nun in vielerlei Farben und Sorten fast ununterbrochen von einem Ende der lieblichen Blumenallee zur anderen.

Da blüht „La Noblesse", die dicke Centifolia (mit hundert Blumenblättern), aus alten Bauerngärten wohlbekannt, und eine Fülle von kleinen rosafarbenen „Tausendschön", eine Kreation aus dem Jahre 1906, und die „Centenaire de Lourdes", eine recht hübsche Blume übrigens (sie kann ja nichts für den Namen . . .). Ihn und das jeweilige Geburtsjahr kann der Spaziergänger hie und da noch auf kleinen Schildchen entziffern. Da gibt es die rotgoldene „Bonanza"

Copyrighted material

(1983) und die aprikosenfarbene „Goldbusch" (1954), natürlich die beliebte rote Kletterrose „Paul's Scarlet Climber" und die ihr so ähnliche „Sympathie" (1964). Prächtig hellrot leuchtet „Köln am Rhein" (1956) und zartrosa-creme die liebliche „New Dawn" (1930). Eine kleine weiße Rose (R. alba) nennt sich „Suave olens"; sie wurde schon 1750 von Menschenhand geschaffen, (die Natur hat ja nur die „Rosa canina", die Heckenrose, hervorgebracht).

In diese „Süßduftende" stecke ich meine Nase und, ja, das ist noch richtiger Rosenduft! Er verflüchtigt sich leider immer mehr, je mehr in unserer Zeit die Sorten gekreuzt werden. Die alten Sorten, belehrt mich J. Neiertz, strömten weit stärkere Parfüms aus, und ich stelle es sofort bei „Noblesse" fest, eine Luxemburger Kreation des großen Luxemburger Züchters Soupert-Notting (1857).

Viele Rosen werden nach historischen Ereignissen benannt. So blüht da neben unserer bescheidenen Dippëch die stolze „Bataille de Marengo" napoleonischen Andenkens. Und auf Geheiß des Großherzogs wurde 1989 eine prächtige rosa-creme „Indépendance du Luxembourg" zur Feier unserer 150 Jahre Unabhängigkeit kreiert.

Aber — es gibt bis jetzt noch keine Escher Rose, keine „Alisontia", oder sogar „Amoena Alisontia", d. h. anmutige Alzette, wie sie der römische Dichter Ausonius nannte, als er vor 2 000 Jahren an ihren Ufern weilte. Wer wird sie wohl schaffen?

P. S.:

Luxemburger Rosen kann man bei der bekannten Baum- und Rosenschule Bernard Kintzelé in Heisdorf (Walferdingen) erstehen. Diese Gärtnerei hat, in Verbindung mit den „Lëtzebuerger Rousefrënn", Rosenreiser aus dem „Sangershausener Rosarium" in Deutschland (ex-DDR) erhalten; dort, in Sangershausen, blühen noch etliche 100 Sorten echt luxemburgische Rosen (neben Tausenden aus aller Welt).

tageblatt, 3. Juli 1996

S. Fotos

Copyrighted material

d'Wis

6. 8. 1994

Lieber Herr X.,

Ich wende mich schriftlich an Sie, da ich es aufgebe, Sie telefonisch erreichen zu wollen. [. . .]

Es geht mir diesmal um die „Nonnewisen", in denen ich seit nunmehr fast 50 Jahren meine Hunde spazieren führe (bin mittlerweile bei Hund Nr. 7 angelangt . . .). Früher dehnten wir Kinder unsere Streifzüge von der „Dippëch" bis zum Lankholzer Wald aus, sind auf Kühen geritten, wo jetzt (ungefähr) der Cactus ist, haben den Bauern bei der Heuernte „geholfen" und im Bach mit bloßen Händen Ratten gefangen (die wir aber wieder laufen ließen, natürlich).

Seit einem Vierteljahrhundert wohne ich nun fast am Ufer des Dipbach und genieße es sehr, wie so viele meiner Mitbürger, meinen Hund auf ausgedehnte Spaziergänge „op d'Wis" mitzunehmen, vorbei an den oft prächtig blumigen Schrebergärten bis hin zum ex-„Dreckstipp" hinter der „Cité Verte", heute besser „Kaninchenhügel" geheißen. Ehe die „Pénétrante" (ganz zu schweigen von der „Voie Express") gebaut und mit sauberen Grünanlagen ganz zivilisiert umgeben wurde, befand sich dort ein herrlicher Wildblumen- und Schmetterlingsbiotop (Schwalbenschwänze, usw.).

Ich möchte jetzt so gerne wissen, ob die Pläne betreffend die Fläche zw. ex-„Dreckstipp"/ Ehleringer Straße/Dipbach u. „Pénétrante" nicht einen Freiraum/ Rundgang belassen könnte für die vielen Spaziergänger-mit-Hund (?) Er wäre von einem Streifen (beidseitig) von Wildblumen- und -gräsern gesäumt. Und: wie wird es den unzähligen Kaninchen ergehen, die sich Tunnels in den ex-„Dreckstipp" gebuddelt haben? Sie sind schon fast zahm und lassen, beim abendlichen Sonnenbaden, die Spaziergänger ganz nahe an sich herankommen. Es darf doch nicht sein, daß die von den Bulldozern plattgedrückt werden, wenn der „Tipp" abgetragen wird?!

Ich wäre froh, von Ihnen etwas . . . Beruhigendes zu hören in p. „d'Wis" (wie wir früher kurz u. bündig sagten).

Mit bestem Dank im voraus,

Nelly Moia

P. S. 1998:

Null Antwort vom Gemeindegewaltigen. Meine Sorgen um die hübschen Kaninchen und die heißgeliebte Wiese dauern an.

Copyrighted material

Sommerferien in Esch/Alzette

Ach, Ihr Abgereisten, wie gut, daß Ihr abgereist seid! Wo immer Euer Ferienort, seid glücklich dort und bleibt recht lange fort.

Da kann ich ja auf einmal „reimen ouni ze keimen" — wie denn auch alles ohne Mühsal und Keuchen vor sich geht in diesen glückseligen, menschenleeren Ferienwochen in und um Esch. Jetzt sind ihrer schon fünf verflossen (es bleiben drei), und noch immer verspüre ich nicht die geringste Lust, Esch und seine nähere Umgebung zu verlassen. Es ist zu schön hier.

Natürlich, wer am Ende eines stressigen Berufsjahres denkt — mit Wilhelm Busch — „Schön ist es auch anderswo/ Hier bin ich ja sowieso", dem ist seine Lust auf Ferien vom Ich durchaus nachzufühlen. Viel schöner als im Luxemburger Minett ist es an zahllosen Orten der Erde. Aber nach einem stressigen Berufsjahr nur hier, zuhause, zu faulenzen und alles lang Vertraute, das man liebt, „das Paradies vor seiner Tür" und dasjenige in seinen vier Wänden, doch einmal ganz ohne Hetze zu genießen, fast bewegungslos, wochenlang ohne eine Autobahn zu sehen — das ist auch etwas. Sowieso: Wer kann sich hier langweilen, der „Bicher a Bëscher" liebt?

Buch und Garten

Wenn es regnet, gibt es Spannendes zu lesen, z. B. Benoîte Groults mitreißend geschriebene „Histoire d'une évasion", oder Deschners letzten Sammelband „Oben Ohne" (Untertitel: „Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt"). Es gibt auch spannende Artikel zu verfertigen (ich gehöre zu den Unbedarften, die sie spannend finden. Jedem Tierchen ..., nicht wahr? Ihr braucht sie ja nicht zu lesen). Dazu noch Videos, und abends köstliche Pasta in einer Trattoria.

An heißen Nachmittagen aber schreibt es sich recht angenehm im kühlen Gartenhaus, mit Unterbrechungen im tiefen Gras, in der wilden Minze besonders, die so herrlich duftet, unter der Nase zerrieben. Es ist paradiesisch still und einsam — das Paradies ist par définition nicht überfüllt, im Gegensatz zur Hölle („L'enfer, c'est les autres!"). Paradiesische Stille also — nur manchmal ein kurzes Zwitschern, ein rauschendes Auffrischen des Windes, das Summen unzähliger Insekten. Die Schieß-Heinis scheinen auch über alle Berge zu sein, die sonst so oft für musikalische Untermalung von Freizeitgestaltung hinter dem Galgenberg sorgen.

S.O.S. Eisekaul

Auf dem Heimweg ein Rundgang durch die wunderschöne Weite der „Eisekaul" im Kranz ihrer Wälder. Der Regen hat uns dieses Jahr eine wahre Blumenexplosion beschert, vor allem feine, zartblaue Glockenblumen, ganze Teppiche davon. Wildblumen in Hülle und Fülle blühen hier, jede Menge kräftig blauer Natternköpfe, die bis zum Ellbogen reichen, ja, sogar bis zum Kinn.

Copyrighted material

Jedoch — ungetrübte Freude habe ich keineswegs an meinem blumigen Rundgang, trotz Nahaufnahme eines perfekten Admirals („Vanessa atalanta" heißt der prächtige Schmetterling auch noch). Gibt es denn hierzulande kein Fleckchen schöner Natur mehr, um das man nicht bangen muß?! Nun ist also auch die „Eisekaul" bedroht. Hier sollen drei (!) Fußballfelder hin — selbstverständlich ohne daß irgendjemand fragt, ob Esch überhaupt DREI weitere Felder braucht!

Auch noch das in unserer schönen Ruhe- und Erholungszone, in nächster Nähe des Naturschutzgebiets „Ellergronn"! Der Schießstand genügt wahrhaftig als abnormer, lärmender Fremdkörper da oben. Und man bedenke einmal das Verkehrsaufkommen die enge „Hiehl" hinauf (!). Aber die enormen Verkehrsprobleme, die die ebenfalls geplante, wahnwitzige Bebauung des Nordwestabhangs des Galgenbergs („Bouwenaker") mit sich bringen würde, werden ja auch kein bißchen bedacht von unsern sog. Volksvertretern ...

Wo nicht der „Sport/Mord-an-der-Natur" droht — der sich übrigens nicht wenig an meinem heißgeliebten, verwilderten Wäldchen hinter dem Fola-Stadion zu schaffen macht — da sind es also die Bebauungspläne der Gemeindegewaltigen mit ihrer fixen Idee von 30 000 Eschern. Warum denn soviele? Ja, vor Zeiten gab es ihrer 28 000, aber das waren nicht, wie heute, Autobesitzer, bitte sehr. Heute haben wir in Esch Stau an Stau, jede Menge Abgase, Lärm, Gewühl. Small is beautiful, Esch ist eine so praktisch kompakte Stadt; bewahren wir uns diese angenehmen Dimensionen und Einwohnerzahl, statt uns dem „Wahnsinn Wachstum" (*) zu verschreiben, dem ungesunden Aufblähen, der Quantität auf Kosten der Qualität.

D'Wis

Doch Politiker sind lärmunempfindlich, sie lieben die „bains de foule", sind in Menschenansammlungen zuhause und so gut wie nie auf stillen Waldpfaden anzutreffen. So wenig wie auf der letzten, Esch verbliebenen großen Wiese, „d'Nonnewisen" offiziell, doch schlicht „d'Wis" geheißen seit meiner Kindheit, wenn wir sie durchquerten, die damals riesige Fläche plus Flugfeld bis zum „Lankholzerbësch", als noch keine Straßen ihn von Esch abschnitten. Das verbleibende Stück soll nun verbaut und versaut werden — und das bricht mir (fast) das Herz, wie auch den vielen Schrebergärtnern, die ihre bunten Gärten in die Wiese gebaut haben ab „Dippech".

Hinter ihren Gärten erstreckt sich die grüne Fläche — saftig grün noch in der schlimmsten Dürre! — in ihrer ganzen wohltuenden, friedlichen Weite bis hin zur Anhöhe der „Cité Verte", dem früheren Dreckstipp (eh oui), von wo man einen überraschend schönen Ausblick genießt, am Horizont der „Lalléngerbierg", daneben unser „Gaalgebierg", die Stadt versteckt im Alzettetal zu ihren Füßen. Eben bin ich von einem gemütlichen Abendspaziergang dorthin zurückgekehrt. Dutzende von Kaninchen sonnten sich vor dem Schilf am Fuß des grünen Hügels, das Gras war ganz weich unter meinen Füßen, ein Huhn kündete aufgeregt gackernd von einem eben gelegten Ei, und morgen früh werde ich die portugiesischen Chanteclers über den Boulevard Charlotte herüberkrähen hören.

Copyrighted material

Wie die Bürger von Oxford sich erfolgreich für ihre berühmte „Meadow" eingesetzt haben, so sollten die Escher sich diese schöne, große Wiese als Erholungsgebiet im Norden der Stadt erhalten. Aber da mach' ich mir wohl Illusionen. Die Zerstörung des Pappelwäldchens nahe der Ehleringer Straße ging z.B. von seiten der Bürger völlig kritik- und kommentarlos über die Bühne. Dabei stehen uns doch genügend ästhetisch wie ökologisch wertlose Industriebrachen zur Verfügung für „zones commerciales/semi-industrielles" und dergleichen, statt daß Grünflächen wie „d'Wis" versiegelt werden.

Doch weit Schöneres als diese arme Wiese ist im Minett bedroht. Uns Naturfreunden stockte das Herz vor Schreck — und von diesem Schrecken haben wir uns noch nicht erholt, trotz einiger Beschwichtigungsversuche von oben — als letztes Frühjahr die Nachricht platzte, man wolle den „Lalléngerbierg" besiedeln, Tausende von Wohnungen kämen dahin, sowie vielerlei touristische Attraktionen, ein „Erlebnispark" gar, wo doch hic et nunc jeder Quadratmeter da oben ein Erlebnis ist — wenn man Augen im Kopf hat und etwas anderes als Stroh unter der Schädeldecke! Ein Skandal, daß dieses ästhetisch und ökologisch einzigartige Gebiet nicht schon längst integral unter Landschaftsschutz steht! Von der Schifflinger Straße im Norden bis zur Kayler Straße im Süden, vom Kayler Poteau bis zum Brucherberg!

Mini-Colorado

Gestern abend war das „Colorado-Glühen" wieder besonders prächtig. Zwischen acht und neun flammten die rot-schwarz gefälteten Steinmassen, die zerklüfteten Feuerwände von Terrasse zu Terrasse, daß sich das Auge nicht satt sehen konnte an der leuchtenden Pracht, an dem Aufeinanderprall von Rot/ Orange und schwarzen Schatten, wie in den italienischen Städten, in ihren schmalen schwarzen Straßenschluchten zwischen roten Fassaden.

Schnell verglüht, erloschen, das steinerne Feuer, und danach, gegenüber dem weißlich blassen Vollmond, der tiefrote, fast lichtlose Riesenball der Sonne, kurz aufsitzend auf dem dunkeln Horizont, neben dem „Busen" Zolverknapp und Lëtschëft. Die Luft vibriert vom hektischen Zirpen der Grillen, sonst herrscht Stille in der menschenleeren Weite und „Wildnis" — kaum daß sich noch drei oder vier Spaziergänger mit Hund in der Nähe des Schifflinger „Kraters" beim Fußballfeld aufhalten.

Und sowas soll dem Massentourismus und den Immobilienhaien ausgeliefert, verschandelt und vermarktet werden! Im geldgierigen Luxemburg scheint niemand mehr zu wissen, daß die unberührte Schönheit eines Lallingerbergs ein Wert an sich ist, ohne alle „Erschließung" für Touristenhorden. Bezeichnungen wie „touristisches Brachland" auf unsere Mini-Colorados anwenden kann nur, wer noch nie einen Fuß hineingesetzt hat und über Begriffe wie Waldesstille spottet. Und nicht einmal begreift, was doch meßbar und konkret vor seiner Nase liegt, die Tatsache, daß unsere paar Felslandschaften viel zu klein sind, um den Ansturm von zig deutschen, belgischen, französischen, holländischen, amerikanischen und japanischen

Copyrighted material

Reisebussen zu verkraften. „Grands comme un mouchoir" im Vergleich zum Ösling und der Luxemburger Schweiz sollten sie Naherholungszonen für die Minettsdäpp bleiben, kleine Kleinode, die keinen Touristenrummel vertragen.

Lassen wir den touristischen Hochburgen des Landes ihr sommerliches Gewühl — Vianden ein einziger Stau, Diekirch voller plärrender Lautsprecher und Musik, Echternach mit seinen Reisebuskarawanen. In diesen Gegenden stellt der Tourismus eine wichtige Einnahmequelle dar, doch in Esch und Schifflingen wird niemand am Hungertuch nagen, weil und wenn der „Lalléngerbierg" unter Naturschutz gestellt wird. Genießen wir unsere noch nicht „amenagierten" Minettslandschaften und stillen Sommer, unsere sommerlich verkehrsberuhigten Straßen. Wie gleitet es sich so mühelos, ohne Stocken, ohne Stau, durch Esch — wie auf Schlitten sanfte Hügel hinab. Null Streß in der Stadt, und vor ihren Toren ein kleines, bedrohtes Paradies. Werden wir es zu schützen wissen?

(*) „Wahnsinn Wachstum" (Untertitel: Wieviel Mensch erträgt die Erde?) von Reiner Klingholz (GEO Verlag 1994). Ein ungeheuer wichtiges Buch. Es kostet 814 LUF — ist aber das Zehnfache wert. Wenn Sie nur ein Buch kaufen dieses Jahr, dann dieses!

Journal, 30./31. August 1997

P. S. 1998:

Es war dumm von mir, so frischfröhlich das „Schrebergeflügel" zu erwähnen, denn viele dieser Hühner (auch Tauben) hocken in Dreck u. Enge in den Schuppen. Die Haltung von Tieren müßte in Schrebergärten ganz verboten sein (u. keine bürgermeisterliche Genehmigung das Verbot verwässern können).

Copyrighted material

6. Esch/Alzette (Häuser bes.)

Copyrighted material

Petition pro Mederhaus

Esch ist nicht reich an kunsthistorisch interessanten Bauten. Hinter der Brillschule — Rue Zénon Bernard — steht aber ein Bauwerk, das unbedingt erhalten bleiben soll. Ein prächtiger Jugendstil von 1907. Eine Architektur, die einen herrlichen Kontrast bildet zu der (auch) von der Bodenspekulation verursachten Reihenhaus-Zweckarchitektur. Diese Villa von 1907, einmalig erhalten, ist kunsthistorisch interessant durch ihre nicht nur flächig wirkende Dekoration; die Architektur verbindet Formsteine, Keramik, Fenster, Schmiedearbeiten und Garten zu einem harmonischen Gesamtwerk. Die Freude an der Linie beherrscht den ganzen Bau, eröffnet die Möglichkeit der Asymetrie und zeigt das neue Verständnis dieser Epoche für das Gesamtkunstwerk.

Besonders da heute diese Erkenntnisse wieder teilweise vergessen sind, bitten wir alle dafür zu sorgen, daß dieses einmalige Bauwerk nicht einem hochstöckigen Spekulationsobjekt zum Opfer fällt.

(60 signatures recueillies au vernissage de l'exposition pour Amnesty International le lendemain au Lycée Hubert Clément. Déchiffrables e. a. celles de Anne Fabeck, Jeannot Bewing, Mars Klein, Maggy Neiers-Stein, Dieter Wagner).

7 novembre 1973



Photo: Armand Binda

Copyrighted material

Dem Abbruch geweiht?

In Esch steht ein wunderschönes altes Haus. Kaum ein Escher, der es nicht einmal bestaunt und bewundernd davor gestanden hätte.

Kunstkenner, ob einheimische Künstler und Professoren oder Besucher aus dem Ausland, schätzen es ganz besonders und sind begeistert von diesem Meisterwerk echten Jugendstils. Dieses Haus (erbaut 1907), das im ganzen Land seinesgleichen sucht, wird seit etwa 6 Wochen zum Verkauf angeboten (und ist damit mit größter Wahrscheinlichkeit dem Abbruch geweiht). Retten könnten es, wenn sie wollten, Staat und Gemeinde, ersterer, indem er es unter Denkmalschutz stellte, letztere, indem sie es dem Besitzer abkaufen würde, wobei staatlicherseits eine Unterstützung gewiß wäre.

Der prächtige Bau könnte als Museum der Stadt Esch fungieren oder sogar als Jugendstilmuseum oder als Maison des Jeunes.

Oder warum nicht als Kulturzentrum, womit dann auch unserer nicht gerade vorteilhaft untergebrachten Galerie d'Art Municipale geholfen wäre? Jedenfalls müssen sich endlich die verantwortlichen Instanzen aufraffen, um etwas zu unternehmen, ehe das Haus abgerissen und durch einen nüchternen Wohnkasten ersetzt wird. Wem also noch etwas gelegen ist an Originalität und Kunst in der Stadt Esch, der schicke möglichst schnell nachfolgendes Formular ausgefüllt und unterschrieben an die Escher Gemeinde.

Je soussigné(e) vous sollicite de tout mettre en œuvre afin de faire classer « monument national » la maison Meder, 65, rue Zénon-Bernard à Esch-sur-Alzette, maison de style Art Nouveau d'une indéniable valeur architecturale et esthétique.

Signature et adresse

Journal, 23. November 1973

P. S. 1998:

In aller Eile wurde damals die Kampagne zur Rettung des Mederhauses geplant und durchgeführt mit der Veröffentlichung obigen Aufrufs in der gesamten Presse am 23. und 24. November 1973. Die Redaktion übertraf unsere kühnsten Erwartungen: eine Lawine von Postkarten ging aus allen Teilen des Landes auf die Escher Gemeinde nieder! Das Haus wurde nicht verkauft, nicht abgerissen, aber . . .

Copyrighted material

Il faut sauver la maison Meder!

Il était une fois un Italien romantique, immigré au Luxembourg. Dépaysé dans la grisaille de notre charmante zone industrielle, il eut l'heureuse idée d'en combattre l'effet — puisqu'il en avait les moyens — en faisant construire une véritable maison de conte de fée, inspirée par ses visions d'enfance sur les rives du Lago Maggiore, une maison qui, à ce jour, n'a pas son égal dans tout le pays, qui a ébloui des générations de petits Eschois et continue à charmer tous les amoureux de poésie et d'originalité dans l'environnement quotidien, si souvent sacrifié de nos jours à des questions de rentabilité.

Il s'agit de la maison Meder, 65, rue Zénon-Bernard, construite en 1907, dans le plus pur «Jugendstil» ou Art Nouveau, ou encore «Liberty floreale», comme disent les Italiens. Et elle est, en effet, tout ce qu'il y a de plus «floreale»: les formes, les couleurs, les ornements de toutes sortes y fleurissent: fleurs de pierre et de verre, cygnes, grosses châtaignes en fer forgé, un Atlas, des têtes sculptées, des amphores, des statuettes... le tout y foisonne avec une exubérance littéralement fantastique, qui est le propre de ce style apparenté entre tous à l'eau vive, à la vie, au mouvement perpétuel tout en lignes fluides.

Or, pendant qu'à l'étranger le «Jugendstil» jouit d'un prestige et d'une popularité qui ne cessent de croître, cette merveilleuse maison risque à l'heure actuelle d'être démolie par quelque promoteur de constructions pour faire place à un bloc d'appartements quelconque.

Il faut la sauver: Il faut faire comprendre aux autorités — la commission des sites et monuments nationaux et l'administration communale d'Esch — qu'il s'agit au plus tôt de classer ce monument national et d'acheter cette maison. Il paraît d'ailleurs que l'Etat soit prêt à aider financièrement la commune dans cette affaire.

Cette belle maison pourrait accueillir le musée de la ville d'Esch, servir comme centre culturel et enfin offrir un cadre approprié à notre galerie d'art municipale.

Que tous ceux qui ont à cœur l'urbanisme, la sauvegarde d'un environnement aussi agréable que possible, contribuent au succès de cette campagne en signant et en envoyant le formulaire ci-dessous à la municipalité d'Esch:

Je soussigné(e) vous sollicite de tout mettre en œuvre afin de faire classer «monument national» la maison Meder, 65, rue Zénon-Bernard à Esch-sur-Alzette, maison de style «Art Nouveau» d'une indéniable valeur architecturale et esthétique.

Signature et adresse

Le Républicain Lorrain, 23 novembre 1973

Copyrighted material

Abbruch-Objekt?

Fasziniert greift das schwarzäugige Kind nach den dicken, schmiedeeisernen Kastanien, den stacheligen Kugeln inmitten der sich fächerartig schließenden Ranken der großen Pforte. „Che bello!" sagt seine Mutter und lacht übers ganze Gesicht. Eben hat sie es aus dem gegenüberliegenden Kindergarten abgeholt. Ein kleiner Junge kommt herüber. „Das ist ein Haus wie in einem Märchen", sagt er ernsthaft und lächelt dann verlegen. Recht hat er. Wieviele Escher Kinder haben schon das „Märchenhaus" hinter der Brillschule bestaunt, daran herumgerätselt! Und kaum ein Einwohner steht ihm gleichgültig gegenüber.

Hinter den gleitenden, weich verschlungenen Linien des Eisengitters auf dem ebenfalls „gewellten" Gartenmäuerchen, hinter der still (und grünlich) verwitternden Frauenfigur am Rande des zierlichen Vogelbades (unter einem alten Fliederstrauch natürlich...) wächst da ein Haus in die Höhe, das hierzulande seinesgleichen sucht — fast möchte man sagen: eine Theaterkulisse, so verblüffend irreal, so gänzlich unerwartet wirkt es inmitten der Monotonie der meist rein funktionellen Häuser unserer Stadt.

Da kann man von einer einzigen Fassade ganze Geschichten ablesen, ein Bilderbuch ist sie: weiße Schwäne schwimmen auf blauem Wasser einher, Blumen blühen allenthalben, gläsern bunt im vielfältigen Fensterglas, ranken sich eisern in die gewölbten Balkongitter, brechen steinern aus dem Gemäuer; tiefrot winden sich Fensterrahmen in allen Formen um Schwäne und Glasvegetation, und obenauf wird die ganze, verrückte Pracht gekrönt von — Atlas mit einer hellgrünen, bronzenen Weltkugel auf dem geplagten Rücken! Das Ganze wird dann nochmals überragt von einer Art üppiger Amphore...

Kein Wunder, daß man da nur heftig dafür oder dagegen sein, keinesfalls aber gleichgültig bleiben kann vor diesem steingewordenen Wunschtraum des alten Olivo, von Kindheitsvisionen am Lago Maggiore inspiriert. „Stile Liberty" nennen ausgerechnet die Italiener den Jugendstil oder Art Nouveau, und „Liberty floreale" Anno 1907 ist das Haus in Esch — florealer geht es wirklich nicht mehr.

Wie sehr es die Phantasie eines jeden berührt, der im Grau unserer Städte für eine Spur Romantik und Originalität empfänglich geblieben ist, beweisen folgende, spontane Kommentare: „Das schöne Haus? Ich denke noch so oft daran!" (eine Kunstlehrerin, früher in Esch wohnhaft). „Wir haben noch immer davon geträumt, darin zu wohnen", (ein junges Ehepaar). „Das ist mein Haus!" (eine romantische junge Frau). „Wir zeigen es allen ausländischen Besuchern; sie sind jedesmal begeistert" (ein Künstlerehepaar). Oder auch (ein Feind des Jugendstils): „Scheußlich — weg damit" (!). Derselbe aber etwas später: „Doch cachet hat es, Persönlichkeit, das muß man ihm lassen, sowas gibt's nur einmal hier."

Diese einzigartige Fata Morgana Eschs aber riskiert jetzt einer nüchternen Appartementskaserne weichen zu müssen. Seit anderthalb Monaten ist das Mederhaus dem Meistbietenden zum Kauf, d.h. mit ziemlicher Sicherheit zum Abbruch ausgeliefert.

Copyrighted material

Retten könnte es natürlich ein Mäzen, wie es sie hierzulande nicht gibt, oder aber der Staat, indem er das Haus unter Denkmalschutz stellte, klassierte. Retten könnte es vor allem die Escher Gemeinde, indem sie den Besitzern endlich eine Offerte machte, da sie sich immerhin seit anderthalb Monaten in Beteuerungen ergeht, das Haus erhalten zu wollen. Aber eben, außer vagen, mündlichen Zusagen (so von seiten des Staates, den Eschern beim Ankauf unter die Arme greifen zu wollen), hat sich bei beiden Instanzen in sechs Wochen nichts gerührt.

Muß man diese Passivität vielleicht doch aus einer fundamentalen Gleichgültigkeit heraus erklären, untermauert von der heimlichen Meinung, Jugendstil sei „Kitsch"?

Das trotz der endlichen, begeisterten Anerkennung des Jugendstiles allenthalben im Ausland — spätestens seit der unvergeßlichen Pariser Ausstellung „Les sources du 20ième siècle" vor zwölf Jahren. Trotz der schwindelerregenden Preise, die Kunstkenner (und Snobs) für Jugendstilobjekte zu zahlen bereit sind. Trotz der Beardsley-Vogue, der vielen prächtigen Kunstbücher, die den Wert, die Schönheiten des so oft verschrieenen Stiles endlich würdigen — seine herrliche Lebensfreude, seine Exuberanz und explosive Originalität. Kaum ein Stil ist dem fließenden Wasser, der steten Bewegung, dem Leben so verwandt wie der Jugendstil mit seinen schwungvoll gleitenden, zart sich schmiegenden, üppig sprudelnden Linien und Formen.

Der bedeutende Kunsthistoriker Richard Hamann schreibt folgendermaßen darüber in seiner „Geschichte der Kunst": „Die Sachen selber, Geräte, Möbel, Vasen, Stoffe und schließlich Haus und Wohnung treten mit neuer Bedeutung in das künstlerische und kulturelle Bewußtsein der Zeit...

Mit Flächen, Farben, Linien wird versucht, aus den Sachen selbst eine neue Sachschönheit zu gewinnen. Sachlich ist es, daß die neue, kunstgewerbliche Arbeit das Material betont, mit Steinen und Metallen die im Gegenstand gegebenen Flächen intensiviert und durch den Eifer der auf die Dinge verschwendeten Arbeit die Bedeutung der Sachen erhöht. Die materialerzeugte Sachschönheit findet ihre Wirkungsmittel im impressionistischen Reiz der Überraschung, den schwebenden Konturen, der Bewegungsandeutung... Das Ziel ist: mit seltenen Farbzusammenstellungen und echten Materialien Dinge von demselben Reichtum zu erzeugen, wie ihn die Bilder der Künstler bieten. Die konstruktiven Tendenzen, die von den Flächen der Sache selbst ausgehen, die Verliebtheit in den künstlerischen Effekt der Sache machen den Weg frei für eine neue Sach-Architektur... Das Besondere, Kunstgewerbliche verrät sich in der Verwendung konstruktiv impressionistischer Mittel, durch zart und malerisch verlaufendes Ornamentgewebe, zufällige, überraschend aufgesetzte dekorative Formen. Es wird hier ein Eindruck von luxuriöser, aber nicht vordringlicher Pracht geschaffen, ein Oberflächeneindruck...

Der Jugendstil ist der stärkste Vorläufer moderner Eisenstabkonstruktionen und hat in eisernen Gerippen von Fenstern und in Eisengittern sein bestes gegeben... Gebäude werden aus einem Guß, aus einer Masse heraus gleichsam geknetet und das Gleiten der Flächen, die Drehungen der Formen erinnern wiederum an die gleitenden und funktionellen Formen von Eisen und Maschinen... es herrscht eine ewig rastlose Bewegtheit."

Copyrighted material

Hierzulande hat die Jugendstilexpertin und Kunsterzieherin Anne Fabeck-Scholtes (ihre These über Luxemburger Jugendstil ist in Künstlerkreisen äußerst geschätzt) von den etwa 20 echten Gebäuden, die uns in dem Stil verbleiben, das Mederhaus als „einzigartig, außergewöhnlich" bezeichnet. Eine Lanze also für das Haus und seinen Stil, auf daß in zirka 50 Jahren sich unsere Nachkommen nicht die Haare ausreißen müssen über die barbarische Blindheit der 60er und 70er Jahre, die nur niederreißen und seelenlose Kasten errichten konnten. (Glücklicherweise steht das Haus in Esch — in Luxemburg hätte ihm wahrscheinlich längst eine Holdinggesellschaft den Garaus gemacht.)

Gut, mag man mir entgegenhalten, das Haus ist schön, architektonisch und kunsthistorisch wertvoll, aber was anfangen damit?

Nun, da gibt es eine ganze Reihe Möglichkeiten, von einer Maison des Jeunes, die ich zwar nicht befürworte, zu einem Kulturzentrum, in dem u. a. die jetzt mehr als bescheiden untergebrachte Galerie d'art municipal eingerichtet werden könnte... Oder das geplante Museum der Stadt Esch. Oder — warum nicht gar — ein Jugendstil-Museum, liegen doch die Keller unseres Nationalmuseums voll Jugendstilschätze, die kein Mensch je zu sehen kriegt.

Jedenfalls, das Haus muß stehen bleiben, es darf keinem Immobilienspekulanten in die Hände fallen. Wem also etwas an seiner Rettung gelegen ist, der möge nachfolgendes Formular ausfüllen, unterzeichnen und an die Escher Gemeinde schicken. Mögen sie mit Formularen eingeschneit werden und endlich einen Finger rühren.

Je soussigné(e) vous sollicite de tout mettre en œuvre afin de faire classer « monument national » la maison Meder, 65, rue Zénon-Bernard à Esch-sur-Alzette, maison de style Art Nouveau d'une indéniable valeur architecturale et esthétique.

Signature et adresse

P. S. Wetten, es wird doch abgerissen.

d'Letzebuerger Land, 23. November 1973

Nochmals das Mederhaus

Wenn nicht bald etwas mit dem Mederhaus geschieht, wird es darin zu spuken anfangen. Es würden zwar nur malerische „fin-de-siècle"-Geister darin umgehen, aber trotzdem sähe ich lieber endlich lebendige Menschen in seinen Räumen. Der Gedanke, eine Crèche dort unterzubringen, will mir nicht so recht behagen. Mir scheint, den Kindern wie auch dem ehrwürdigen, alten Hause wäre besser anders geholfen. Da es ebenfalls definitiv aus ist mit dem schönen Traum eines „Art-nouveau"-Museums, möchte ich den Escher Bürgern folgende, rezente Suggestion eines weisen Einwohners unserer Gemeinde zur reiflichen Erwägung empfehlen: Esch sollte das Mederhaus, ganz wie London sein prächtiges „Manor House", dem Bürgermeister als Dienstwohnung zur Verfügung stellen! Das sei der Escher verdammte Pflicht und Schuldigkeit, und warum auch nicht?

Vorstellen kann ich mir die Sache wohl... Was der Herr Useldinger dazu sagen mag?

tageblatt, 17. August 1976



Photo: Jochen Herling

Copyrighted material

Wieder in Gefahr?!

Als im Jahre 1974 die Escher Gemeinde unter dem Druck der öffentlichen Meinung (Pressekampagne plus landweite Unterschriftenaktion) das prächtige, im Jugendstil erbaute Mederhaus hinter der Brillschule für etliche Millionen kaufte und damit vor dem drohenden Abbruch rettete, waren die Kunstfreunde und Umweltschützer hierzulande naiv genug zu glauben, das Haus könne nun als endgültig gerettet betrachtet werden, um baldigst einer neuen Bestimmung (Haus der Jugend, Jugendstilmuseum, Ausstellungshalle od. dergleichen) zugeführt zu werden, besonders da es unterdessen auch auf die nationale Liste des zu schützenden, architektonischen Erbguts gesetzt worden war.

Noch in ihrer Wahlbroschüre vom Oktober 1975 brüstete sich die sozialistische Partei mit der Rettung des schönen Gebäudes, das „in Kürze" (sic) „eine Kinderkrippe beherbergen" würde. Auf dem Bild, das besagte Verheißung schmückte, sah das Mederhaus auch recht eindrucksvoll aus. Heutzutage aber würde sich dieselbe Partei wohl hüten, ein Bild des Hauses in seinem jetzigen Zustand zu veröffentlichen, denn zum Renommieren besteht da kein Anlaß mehr. Das Gegenteil ist der Fall.

Dem originellen Atlas mit der Weltkugel hat irgendein Vandale den Kopf rot angestrichen; im Erdgeschoß sind seit längerem die Fensterscheiben in Trümmern, ohne daß daran gedacht wird, sie zu ersetzen oder die Öffnung wenigstens mit Brettern zu vernageln; das hübsche, gewellte Gartenmäuerchen ist beschädigt, und vor kurzem konnten Diebe mit knapper Not daran gehindert werden, die zierliche Frauenfigur im Vorgärtchen abzutransportieren.

Warum sollten Vandalen und Diebespack sich auch genieren angesichts der offiziell geduldeten — wenn nicht gar gewollten! — Verlotterung. Die von den Behörden traditionell angewandte Technik gegenüber alten Gebäuden, die zu „retten" sie gezwungen werden, besteht nämlich in einem jahrelangen Hinausschieben der Instandsetzung solcher Gebäude und damit ihrer parallel fortschreitenden Verlotterung. Wenn dann die Kosten einer endlichen Restaurierung die steuerzahlenden Wähler genügend verschrecken, darf — was sage ich? — muß! die alte Baracke natürlich abgerissen werden. Mit dem Segen der öffentlichen Meinung...

Müßte also jetzt ein zweites Mal zum Schutz des Mederhauses aufgerufen werden? Ist eine zweite Kampagne fällig angesichts der skandalösen Inertie seiner neuen Besitzer?

tageblatt, 12. Februar 1977

Copyrighted material

Le scandale de la maison Meder (*)

Messieurs,

La maison la plus extraordinaire d'Esch-sur-Alzette, un joyau de l'Art nouveau (Jugendstil, Liberty), depuis qu'elle est tombée entre vos mains, s'est dégradée — ou plutôt: a été dégradée — en l'espace de quelques années en véritable taudis, saccagée par les vandales. «Vollgesch...», comme disent les employés de la commune.

Et cela s'est fait SANS que vous autres ayez levé le petit doigt pour empêcher une telle détérioration!

En effet, vous savez parfaitement, Messieurs, que toute maison achetée par la commune se dégrade rapidement du moment qu'on n'y installe pas immédiatement des locataires. A part l'effet des intempéries sur une maison non chauffée pendant des années, il y a les vandales et clochards de toutes sortes qui ont vite fait de repérer de tels logis «abandonnés», et la suite, la maison Meder l'illustre aujourd'hui de façon tristement spectaculaire.

Alors, répondez, pourquoi avoir laissé cette maison vide, inhabitée, sans protection, alors qu'elle était dans un état excellent quand la commune l'a acquise en 1974? Surtout que — fait ignoré par la majorité de la population — il s'était bel et bien trouvé une famille désireuse de s'y installer à l'époque dans le but de s'en occuper, de la préserver de toute dégradation en attendant que vous vous décidiez à lui trouver une fonction. Il s'agissait de la famille d'un professeur d'éducation artistique d'un lycée local, mais sa demande fut rejetée. Pourquoi cela? Pourquoi abandonner aux mains des vandales, six ans durant, une splendide demeure qui venait de coûter 6 millions à la ville, qui aurait rapporté le montant de son loyer pendant les années de vos hésitations et tractations, et cela aurait finalement épargné à la ville des travaux de réfection — des dizaines de millions — rendus nécessaires par votre négligence... (si négligence il y a plutôt qu'intention: j'y reviendrai).

Dire qu'en 1974 on la croyait «sauvée», la belle maison de «conte de fées»! Dans un article au «Letzeburger Land», le 19 août 1974, je jubilais (imbécile que j'étais) sous le titre «Denkmalschutz in Esch» — sous-titre: «Das Jugendstil Monument endgültig gerettet»(!). En effet, la campagne organisée en novembre 1973 avec articles simultanés dans toute la presse et une impressionnante action cartes postales (venues de tous les coins du pays s'abattre sur les bureaux de l'hôtel de ville) avait réussi: 1) à faire classer la maison Meder monument national à sauvegarder, et 2) à faire acheter la maison par la commune d'Esch, de sorte qu'on la savait dorénavant à l'abri des griffes de quelque promoteur impatient de la démolir pour ériger à sa place une caserne «de rapport».

Mais on s'était réjoui trop tôt! En effet, déjà à l'époque des gens, plus réalistes que les organisateurs de la campagne en question, nous mettaient en garde, nous avertissant que vous pouviez toujours vous débarrasser d'une maison,

Copyrighted material

dont la valeur architecturale, culturelle e tutti quanti vous était de toute évidence complètement égale, vous en débarrasser donc, en la laissant se dégrader au fil des années, jusqu'au jour où une restauration s'avérerait trop coûteuse, d'où: démolition et bon débarras! Je dois reconnaître aujourd'hui que ces Cassandres n'avaient pas tort et que je vous avais fait confiance trop tôt, trompée par les beaux discours des socialistes à l'époque, apparemment si épris d'environnement et d'urbanisme (voyez d'ailleurs leurs indignations répétées à ce sujet dans la capitale!).

Quant aux raisons que vous avancez pour excuser votre laissez-faire, elles sont proprement grotesques, par exemple en page 702 du compte-rendu de la session du conseil communal du 22 septembre 1980, où le problème est expédié en quelques lignes et la faute en bloc renvoyée au grand méchant Etat, avec lequel les négociations traînent, d'où — étrange logique — impossibilité pour la commune, propriétaire de la maison, de la protéger le moins du monde du délabrement!

Vous fallait-il donc, Messieurs, vous fallait-il la permission expresse du Premier ministre (et pourquoi pas du Grand-Duc) pour placer quelques planches en bois devant les merveilleuses vitres, volées en éclats, il y a des années déjà? Vous auriez aussi pu les faire enlever, les mettre à l'abri des vandales — mais apparemment «l'Etat» vous en a empêchés (!). Répondez: pourquoi n'avez vous RIEN fait, rien, pour empêcher la destruction de ces merveilles de l'Art nouveau, ce paysage avec cygne blanc sur un étang bleu vif avec nénuphars? Irrémédiablement détruits, irremplaçables, ces vitraux; volée en miettes, perdue à jamais l'exquise figurine à l'ombre du lilas, tenant dans ses bras une coupe pour oiseaux (Vogelbad); abîmé le muret ondoyant le long du trottoir; abîmée, saccagée de fond en comble la belle vision du vieil Olivo, constructeur en 1908 de cette copie d'une magnifique villa des bords du Lago Maggiore! Et vous venez nous raconter que tout ça, c'est la faute aux négociations avec l'Etat qui traînent... Mais pour qui nous prenez-vous, Messieurs?

Et voilà que, dernière nouvelle, dernier (?) chapitre d'une histoire lamentable, voilà que j'apprends dans la presse que vous venez d'avoir l'idée lumineuse de faire murer, condamner — au béton! — les portes et fenêtres de la malheureuse maison. Vrai, on aura tout vu dans cette histoire. Le comble du gâchis, vous l'avez atteint, Messieurs. Chapeau!

Le Républicain Lorrain, 1981

(*) Lettre ouverte aux responsables communaux



Photo: Armand Binda

Copyrighted material

Indignation!

La maison que mon grand-père italien s'était construite en 1928 au no 69, rue Zénon Bernard, vendue à la commune en 1977, est (ou faut-il dire dorénavant «était»?) une très belle maison de style milanais. Surtout l'intérieur frappe par la beauté du détail, de l'escalier en marbre blanc avec sa rampe en fer forgé, aux parquets des grandes salles de séjour, des ornements en stuc des plafonds, aux poignées des portes et des fenêtres en cuivre jaune finement travaillé.

Je ne peux et ne veux donc plus taire mon indignation devant ce qu'ont fait de cette belle demeure les responsables communaux actuels, à savoir une soi-disant maison de jeunes, dont les activités à ce jour n'ont rien de bien impressionnant.

Dire qu'il y a des centaines de familles qui cherchent un logement à Esch — cf. le compte rendu de la session du conseil communal du 26 janvier, p. 141.: 800 familles, donc 2 500 personnes — et qu'il existe ici, dans cette belle maison, trois appartements (chacun avec salle de bains) «en friche», un espace habitable (avec au rez-de-chaussée des bureaux) réduit à un vague lieu de rencontre pour jeunes qui d'ailleurs l'utilisent à peine (cf. le même compte rendu p. 122). Quel gaspillage!

Et à côté, la semi-ruine de l'ex-splendide maison Meder, vide depuis des années, alors qu'une famille eschoise s'était offerte pour y loger, afin de la préserver de toute dégradation en attendant qu'en haut lieu on se décide à son sujet... On a préféré la dégradation scandaleuse.

Sur la façade de la maison de ma famille italienne se trouve depuis quelques années l'inscription au spray «Animal Farm». Des fois il me prend une envie furieuse d'aller appliquer ladite inscription sur un autre bâtiment de notre ville. Je vous laisse deviner lequel...

Le Républicain Lorrain, 24 septembre 1981

P.S. 1998:

Mon titre avait été *Mismanagement eschois* que la rédaction du R. L. remplaça.

Copyrighted material

Meder oder Olivo?

Trotz der erheblichen Verdienste des Herrn Meder um das prächtige Jugendstil-Haus in der Escher Zénon Bernard-Straße ist es eigentlich von jeher falsch gewesen, das Haus als Meder-Haus zu bezeichnen. (Von jeher: seit Mitte der 70er Jahre der Streit um seine Funktion begann ...) Mit der Bezeichnung wird der Erbauer des Hauses, Signor Olivo, total ignoriert, und das hat er nicht verdient.

Er war es, der sich in seiner Jugend am Lago Maggiore in die Villa seiner Träume verliebte und, nachdem er in Luxemburg zu einigem Wohlstand gelangt war, den italienischen Architekten der schönen Villa ins Ländchen holte, auf daß er ihm dort, in etwas bescheideneren Dimensionen, sein Traumhaus nachbaute. Was auch 1907 geschah. Also verdanken wir dem Italo-Luxemburger Olivo das schöne Haus und sollten es demzufolge auch Olivo-Haus nennen.

Es ist zwar wahr, daß der nächste Eigentümer, der Escher Weinhändler Meder, das Haus hegte und pflegte wie einen kostbaren Schatz, so daß bis zu seinem Verkauf 1973 sozusagen kein Stäubchen an ihm haftete. (Daß man es danach skandalös verlottern ließ, war wahrhaftig nicht die Schuld des Herrn Meder!)

Trotzdem: es gibt das Jugendstil-Juwel in unserer Stadt wegen der hartnäckigen Liebe eines Italo-Luxemburgers zu architektonischer Schönheit, und deshalb sollte es Olivo-Haus heißen. Oder aber: es bekommt mit seiner neuen Funktion einen völlig andern offiziellen Namen.

tageblatt, 15. Juli 1992

Copyrighted material

Eine Schande für Esch

Es wäre eine Schande für Esch, wenn die Stadt dem Wunsch der A.R.B.E.D., jetzt auch noch den alten Schloßturm abzureißen, ohne weiteres nachkäme. Aber auch die A.R.B.E.D. braucht sich nichts einzubilden auf ihre willkürliche Zerstörung des hübschen Gebäudekomplexes aus dem 18. Jahrhundert. Es handelte sich zwar bei dem kürzlich abgerissenen Teil nur mehr um Gesindehaus und Ställe des ehemaligen Schlosses, aber das wohlausgewogene Gebäude wirkte stattlich und, vor allem, es harmonisierte mit seiner Umgebung. Die beiden Seitenflügel umspannten wie Arme den geräumigen Binnenhof und setzten sich sozusagen fort in dem mächtigen Halbkreis, mit dem die großen, alten Bäume ihrerseits Schloßwiese und -platz (als Fortsetzung des Binnenhofes) umfingen.

Das Ganze wirkte abgerundet, ausgeglichen, wohltuend auf die Spaziergänger, die sich aus A.R.B.E.D.-Staub und Verkehrslärm in diese grüne Oase, in das Stückchen Vergangenheit flüchteten. Der spitze Turm wirkte ebenfalls hübsch, wenn man aus Luxemburg kommend in Esch einbog, und er am Ende der langgestreckten Luxemburger Straße herübergrüßte (dieser Tage hinter der langen Reihe blühender Prunusbäume hervor).

Aber im Minett ist der Fortschritt nicht mehr aufzuhalten: verschwunden ist seit Monaten unser hübsches „Schloß", verschwunden auch, am Eingang zum Hof, der kleine Brunnen, in dem die Kinder so gerne plantschten. Und nun ist also die Reihe am alten Turm (1721 erbaut). War das wirklich nötig?

Konnte die A.R.B.E.D. im ganzen Minettebassin keine andere Stelle finden für ihren Kasten als ausgerechnet den Escher Schloßpark? Als mangelte es gerade ihr an Baugelände hier unten, mußte sie das einzige und letzte Stückchen Geschichte verstümmeln, das Esch sich durch zweieinhalb Jahrhunderte aus seiner Vergangenheit herübergerettet hatte. Das ist nicht nur Rücksichtslosigkeit, das grenzt schon an Vermessenheit.

Natürlich „paßt" der Turm jetzt nicht mehr zu diesem Neubau — zu Ehren des Turmes sei es gesagt. (Der Neubau paßt sowieso auf die lange, weiche Kurve der Straße davor und auf das abgerundete Parkganze dahinter wie die bekannte Faust aufs Auge.) Daß aber Turm und Neubau nebeneinander eine Ungereimtheit ergeben würden, das konnte doch jedermann voraussehen, der Augen im Kopf hat. und wenn man das voraussieht, dann läßt man die Pfoten von dem ganzen Vorhaben und baut seinen Kasten woanders hin. Man geht jedenfalls nicht hin und verstümmelt (wohlweislich OHNE vorher um „Erlaubnis" anzufragen) ein harmonisches Ganzes, um dann, wenn man schließlich seinen Fehler „entdeckt", scheinheilig die Gemeinde um die „Genehmigung" zu fragen, nun auch noch das Überbleibsel wegzufegen.

Wie ist die A.R.B.E.D. doch schlau gewesen, sagen dieser Tage die Escher. Als hätte die je im Ernst daran gedacht, den Turm stehen zu lassen! Schritt um Schritt ist sie vorgegangen: zuerst hat sie die Escher überrumpelt und ohne viel

Copyrighted material

Federlesens das alte „Schloß“ abgerissen, schnell aber die Pille versüßt mit dem „Versprechen“, den Turm stehen zu lassen, wohl wissend, daß es den Eschern ungleich schwieriger sein würde, das verwaiste Stück zu verteidigen auf Grund der Harmonie und Aesthetik des Ganzen, wenn besagtes Ganze dann eben nicht mehr bestehen würde. Auf die Weise kommt man zu seinem Ziel, nämlich dem Ausmerzen des ganzen Gebäudekomplexes, ohne zu sehr das Gesicht zu verlieren und als Vandale gebrandmarkt zu werden, haben doch dann die Escher selbst dem Abreißen des Turmes zugestimmt! Und deshalb sollte der Turm jetzt erst recht stehen bleiben, und wäre es nur, um in seiner Diskrepanz die Inkompetenz der Verantwortlichen resp. ihr mißlungenes Kalkül bloßzustellen.

Abgesehen davon aber ist die Sache so schlimm nun auch wieder nicht. Die Städte aller Länder setzen sich zusammen aus Gebäuden der verschiedensten Epochen und Stile — warum also sollte Esch sich auf das Moderne beschränken müssen? Wir sind ja auch sonst keine Puristen in der Hinsicht, sonst müßten nämlich noch viele Bauten abgerissen werden. Vor allem aber, das alte Schloß und sein Turm waren so manchem Escher ans Herz gewachsen, ob alt (wie jener Spaziergänger, der letzthin seinem Ingrimm ob des verstümmelten Ganzen mit kräftiger Luxemburger Einsilbigkeit Ausdruck verlieh: „d'Sai!“) oder jung, wie die kleinen Jungen — eine Mischung von Luxemburger und Portugiesen —, die mir ihr Leid klagten wegen des verschwundenen Brunnens und ganz entsetzt darüber waren, nun auch von ihrem Märchenbuch-Turm Abschied nehmen zu müssen.

Die sollen eben ihren Bedarf an Sentimentalität, Poesie, Geschichte und ähnlichem Kitsch woanders stillen, nicht wahr? Die sollten sowieso, statt an Schloßtürme, an die schönen Hüttenwerke denken, in denen sie später mal arbeiten werden. Man muß die Jugend realitätsbewußt erziehen. Außerdem hat Esch ja noch einen Turm in seinem Stadtwappen... Was tun? An eine Bürgeraktion zugunsten des alten Schlosses (à la „Rettet den Stadtpark“ in Luxemburg) war in einer Arbeiterstadt wie Esch nicht zu denken. Gegen die A.R.B.E.D. macht da kein Arbeiter mit. Wer Tag um Tag lammfromm den Dreck schluckt, der Tag um Tag über Esch niedergeht, der schluckt noch so manches andere.

Und übrigens soll der Turm den Eschern ja „ersetzt“ werden. Eine Stahlplastik ist uns versprochen worden. Da freuen wir uns aber. Als hätten wir die nötig. Wer sich tagtäglich A.R.B.E.D.-Staub aus den Augen wischt, an sonnenklaren Tagen vergeblich nach der Sonne späht hinter rotbraunen, gelblichen und klebrig weißen Rauchschwaden, wer wie die Escher so von Schmelzen und ihrem Lärm umgeben ist, der braucht nicht noch extra durch eine Stahlplastik auf die allgegenwärtige Stahlundeisenproduktionsobsession hingewiesen zu werden.

Wenn schon irgendetwas an die Stelle des alten Turmes gepflanzt werden soll, dann Bäume und nochmals Bäume, nicht nur um den Neubau möglichst schnell zu verstecken, nicht nur um die prächtige Reihe jener zu ersetzen, die seinetwegen gefällt wurden, sondern weil die Escher mit ihren verstaubten Lungen Bäume viel nötiger haben als Stahlplastiken. Weshalb pilgern sie denn in

Copyrighted material

rauhen Scharen auf ihren „Bierg", wenn nicht, um dem allgegenwärtigen Stahl zeitweilig zu entrinnen? (Und auch an ihn fressen sich neuerdings die ARBED-Wühlmaschinen immer näher heran).

Was uns fehlt in dieser Stadt, die zu sehr und nur Industriestadt ist, das ist doch gerade eine Gelegenheit, der stahlproduzierenden, ARBED-abhängigen Gegenwart ein bißchen entfliehen zu können, das ist ein bißchen Tradition, das ist die Möglichkeit, unsere Wurzeln in die Vergangenheit zu strecken, uns ein wenig an ihr festhalten zu können in der schwindelerregenden Gegenwart.

Das alte Schloß bot so eine Gelegenheit. Deshalb mußte es weg.

Aber der Mensch, sogar der Minettsdapp, lebt nicht von Brot und Eisen allein. Weshalb es auch töricht und absurd ist, den Turm jetzt mit einem hochnäsigen Hinweis auf seinen „geringen kunsthistorischen Wert" abzutun. Als könnte Esch sich solchen Hochmut leisten. Wir sind ja auch gesegnet an „wertvollen kunsthistorischen" Bauten. Auf ein Schloß mehr oder weniger kommt es uns gar nicht an; der Turm von 1721 ist nur einer unter vielen, nicht wahr?

Nein, wer so arm ist an kunsthistorischen Gütern wie Esch, der sollte das Wenige, das Einzige mehr schätzen — und schützen. Nicht umsonst fragen sich alle Auswärtigen „wie man nur in Esch leben kann", und noch nie hat sich ein Tourist hierher verirrt wegen der Schönheit der Stadt. Was dem Minett, was Esch fehlt, ist Natur und Geschichte, und gerade auf den Gebieten wird sich nicht genug gewehrt und eingesetzt. Der Turm muß resolut verteidigt werden — oder aber Esch hat ihn nicht verdient.

Journal, 8. Juni 1973

Copyrighted material

Denkmalschutz in Esch

Der Berwart-Turm in neuem Glanz

Ein Jahr lang hat er verwahrlost vor sich hingetrauert, doch nun ist er in neuem Glanze erstanden — herrlich restauriert auf Kosten des Staates und der Arbed, prangt der Berwart-Turm in der schlichten Eleganz seines sandsteinfarbenen Mauerwerks am Eingang zur Stadt.

Dabei hätte man auch ihm fast den Garaus gemacht vor etwa einem Jahr, als man dem ehrwürdigen Turm (14. Jh.) in frischfröhlichem Vandalismus beide Flügel ausriß, um ihn als kläglichen Überrest eines einst harmonischen Ganzen dann doch noch stehen zu lassen, etwas verärgert ob der „sentimentalen" Kampagne der Escher zu seinen Gunsten.

Der alte Turm bildet jedoch einen allzu krassen Gegensatz zu dem supermodernen Arbed-Neubau dahinter. Wo er früher seine weitgewölbten „Arme" hinstreckte, gähnt jetzt Leere, denn die neue „Grünfläche" mit ihren paar Bäumchen und Sträuchern wirkt schäbig. Warum auch Bäume vor den Turm pflanzen, da sie später die Sicht darauf nur beeinträchtigen werden? Könnte man nicht vielmehr dem einsamen Turm ein wenig von dem zurückgeben, was man ihm raubte — und zugleich den Kontrast zwischen den zwei Gebäuden etwas mildern — durch zwei sich seitlich anschmiegende, weit ausschwingende „Flügel" aus möglichst hohen, vielen, vollbelaubten Bäumen?

Auch der einstige, hübsche Brunnen müßte ersetzt werden — die Kinder plantschten so gerne darin — aber werden unsere Gemeindeväter auf Kinderwünsche hören?

Das Jugendstil-Monument endgültig gerettet

Als „Sauvez la ville" zur Rettung von Haus und Balkon auf Nr. 4, rue de la Reine aufrief, wurde belobigend festgestellt, daß Kulturminister R. Krieps ein Ohr hatte für dergleichen und also das Haus rettete. Seinerzeit hatte auch Ex-Staatssekretär J. Santer sich auf ähnliche SOS-Rufe nicht taub gestellt, so in bezug auf den Escher Berwart-Turm, wie auch auf das prächtige Mederhaus (1907 im Jugendstil erbaut). Nach der Pressekampagne und einer Postkartenaktion im letzten Herbst wurde das Haus im Dezember 1973 auf die Denkmal-Schutzliste gesetzt. Im Gegensatz zum Ausland bedeutete das noch nicht seine endgültige Rettung — auch hier ist unsere Gesetzgebung reformbedürftig! — aber seit es kürzlich in den Besitz der Escher Gemeinde übergegangen ist, darf der einzigartige Bau endlich als gerettet betrachtet werden. Die Bestimmung seiner weiteren Verwendung steht noch aus; als Jugendstilmuseum etwa, als Galerie d'art municipale; als Museum der Stadt Esch; oder als Maison des Jeunes . . .?

Letzeburger Land, 9. August 1974

Copyrighted material

Schönheitsblind?

Die Escher Alzette-Straße ist wahrscheinlich die angenehmste Einkaufsstraße des Landes, wenn nicht sogar die beste! Abgesehen von der Vielfalt des Warenangebots und der Geschäfte bringt sie nämlich das Kunststück fertig, **zugleich imposant und gemütlich** zu sein. Das aber macht ihr so leicht keine vergleichbare Geschäftsstraße nach.

So ist die hauptstädtische Freiheitsavenue zwar selbstverständlich imposanter, wie auch, in geringerem Maße, die Bahnhofsavenue. Aber gemütlich sind sie wirklich nicht angesichts ihrer Breite, die ein Hinüberschlendern von Bürgersteig zu Bürgersteig — wie in der Alzettestraße — unmöglich macht. Auch das so praktische bloße Hinüberblicken auf gegenüberliegende Auslagen, was oft ein Überqueren der Straße erspart, ist in der schmalen Escher Geschäftsstraße ohne weiteres möglich, nicht aber in den Luxemburger Prunkavenues (ganz zu schweigen vom Lärm der durch sie hindurchdonnernden Fernlaster).

Die Großgasse aber und ähnliche Straßen in kleineren Städten, wie etwa in Echternach, sind zwar gemütlicher, heimeliger, besonders seit sie Dauer-Fußgängerzonen geworden sind, aber imposant kann man sie ob ihres kleinstädtischen Charakters nicht nennen.

Welch ein Unterschied zu dem langgezogenen, eleganten Escher Canyon, besonders in den späten Nachmittagsstunden, wenn die sinkende Sonne schräg in die schmale Schlucht hineinleuchtet und das Gewimmel unten in wohlige Schatten taucht, während oberhalb die steilen Wände ins gleißende Licht aufragen.

Obwohl die Straße insgesamt modern wirkt, besitzt sie noch eine Reihe interessanter Fassaden aus der „Gründerzeit", z. B. im Jugendstil. Schade, daß diese seit längerer Zeit nicht mehr geputzt wurden, so daß unter anderm die vielfältigen „Fassadenfratzen" sowie mehrere schöne, steinerne Frauengesichter (besonders im oberen Teil der Straße) kein bißchen mehr zur Geltung kommen. Schade, auch, daß einige Geschäfte, unter Mißachtung der elementarsten Regeln der Harmonie und des Urbanismus, kastenähnlich, schmucklos, vor und unter liebliche alte Fassaden gepfropft wurden. Ein urbanistisches Verbrechen ist ebenfalls der disproportionierte Hochbau, der (links vom Marktplatz aus gesehen) das schöne Ebenmaß des Straßenzugs durchbricht.

Vor allem aber: es fehlt an **Blumen** in der Alzette-Straße! Wie eintönig graubeige ist sie doch und wie farbenprächtig könnte sie sein! Im Ausland wird da ungleich mehr Liebe und Sorgfalt an ein buntes, grünes, blumiges Stadtbild verwandt als bei uns. Sind die Escher denn schönheitsblind?! Die Bewohner, Geschäftsleute und Eigentümer in der Alzette-Straße dürften sich wirklich einmal einen Ruck geben in der Hinsicht; ein paar Geranien und Petunien würden sie bestimmt nicht ruinieren!

Copyrighted material

Auch die breiten Bürgersteige im oberen Teil der Straße könnten ohne weiteres ein paar Blumenkästen vertragen, oder gar kleinwüchsige Bäume. Warum nicht? Im Ausland sind derartige Alleen gang und gäbe. Die Engländer sind sogar noch weiter gegangen: mitten auf der Fahrbahn der Oxford Street, im Herzen Londons, haben sie vor ein paar Jahren eine Reihe großer Platanen gepflanzt, einen langgezogenen Bürgersteig mit Sitzbänken rundherum! Diese Bauminsel teilt nun problemlos den Verkehr.

Ein paar solcher Ruhebänke wären auch in der Alzette-Straße des Guten nicht zuviel — für müde Hausfrauen mit schweren Körben und wehen Füßen, für alte Leute und einfach für jedermann, der ein bißchen im Sitzen mit Bekannten plaudern oder die Vorübergehenden betrachten möchte. Es fehlt uns für dergleichen sowieso ein gemütlicher Platz wie die Place d'Armes z. B.; könnte man uns denn nicht wenigstens in unserer Hauptstraße ein paar Bänke hinstellen? Platz wäre im oberen Teil genug vorhandern.

Zum Schluß noch: wenn **etwas** einem beschaulichen Spaziergang in der Alzette-Straße mit Einkauf oder auch nur „lèche-vitrine", **abträglich** ist, dann ist es das ekelhafte Gellen absichtlich forcierter Leichtmotorräder, so daß jedem noch nicht gänzlich abgestumpften Bürger fast der Kopf zerplatzt. Diese rücksichtslosen Lümmel sind mehr als überflüssig in einer Straße, die in erster Linie für Fußgänger da ist, und es gibt keinen einzigen vernünftigen Grund, weshalb wir ihren frechen Krach ohne aufzumucken über uns ergehen lassen sollen.

Diese Lärmplage ganz abzuschaffen ist zwar möglich, wird aber Zeit erfordern, da gewisse Gesetze zuerst abgeändert werden müssen. Aber Bürgerinitiativen und energische Bürgermeister in verschiedenen Ortschaften im In- und Ausland haben die Plage wenigstens etwas eindämmen können, (s. Diekirch, Grevenmacher, Wiltz, Michelau, und auch in der Hauptstadt wird das Problem studiert). In Esch sollte es deshalb möglich sein, die Alzettestraße für Leichtmotorräder ganz zu sperren. Warum nicht? Die Kerle, die diese Vehikel mit der alleinigen Absicht fahren, mit möglichst viel Krach möglichst vielen Menschen auf die Nerven zu fallen, haben nichts anderes verdient. Wer provoziert, sollte sich nicht wundern, wenn ihm das auch gelingt, d. h. wenn Provozierte zurückschlagen!

Kurz: mehr Blumen, ein paar Sitzbänke, keine Krach-Motorräder mehr — ist das zuviel verlangt für die beste Einkaufsstraße des Landes?

tageblatt, 9. September 1980

Copyrighted material

Straßennamen

Eine Freundin, die einen ausgeprägten Sinn für Schönheit hat, hat mich einmal auf die Häßlichkeit und Banalität unserer Straßennamen hingewiesen.

Rue Victor Ewen, Mathias Koener, Jos. Wester, J.B. Gillardin. Es sind Namen, grau wie der Alltag. Die Personen, nach denen diese Straßen benannt werden, haben zweifellos Verdienste gehabt, aber mit ihren Namen verbindet man heute nichts mehr. Manche Bezeichnungen sind umständlich und fremd: rue de la Continentale, rue de la Reconnaissance Nationale.

Besagte Freundin lebte in ihrer Kindheit in der „Sonnenstraße", die heute anders heißt. Weil aber abends der Mond seine milde Herrschaft antritt, wurde die Sonnenstraße täglich zur Mondstraße; Kinder sind Dichter, sie haben ihre eigene poetische Logik.

Blumenstraße, Gartenstraße, Waldstraße, Handwerkerstraße klingen anheimelnd. Leider ist es nicht möglich, alle Straßen so gemütlich zu beschriften. Glücklicherweise wehrt sich aber die Tradition gegen kalte Umbenennungen. Mein Stammcafé liegt in der J.P. Bausch-Straße. Aber diese Straße, die in den Wald führt, einen alten Waschbrunnen, alte Häuser und eine Wahrsagerin beherbergt, mag den neuen Namen nicht.

Niemand nennt sie so, sie bleibt die gute „Hiehl".

Henry Gelhausen

d'Letzeburger Land, 19. August 1983

Copyrighted material

Grün statt Grau

Die Alternative zur Beton-Stadt

Es gibt eine Menge häßlicher, grau-brauner Giebel in unsern Städten. Jedermann mit Augen im Kopf weiß auf Anhieb ein paar in seinem eigenen Wohnviertel zu nennen. Muß das so sein? Natürlich nicht. Man kann z. B. Bäume davor pflanzen. Das kostet Geld und Geduld, denn bis da ein grüner Wall die Mauer des Anstoßes verdeckt, vergehen so manche Jahre.

Man könnte diese Giebel ebenfalls bunt anstreichen, Landschaften und Gärten, phantastische Perspektiven entstehen lassen, wie es uns die Engländer so schön vorgemacht und gezeigt haben anläßlich der herrlichen Ausstellung „Painting the Town" (letzten Winter in Esch). Aber auch das kostet wiederum Geld, und angesichts der dauernden Verschmutzung durch Industriestaub und Verkehr nimmt dann die Anstreicherei kein Ende mehr und ist in Krisenzeiten auch kaum durchzuziehen.

Lebende Mauern

Es gibt aber eine dritte, wenig kostspielige Möglichkeit und zwar: lebendes Grün! Die prächtige Monatszeitschrift „Natur" von Horst Stern (Nov. 82) weist höchst überzeugend auf die Vorteile einer derartigen natürlichen Stadtbegrünung hin. Ich zitiere: „Ausreichend Grün in der Stadt (z. B. durch die Begrünung der Fassaden), das bedeutet, daß unsere Städte wieder zu atmen beginnen. Das Grün an den Fassaden zerstöre Putz und Mauerwerk, so sagt man, und es bringe Insekten und „Ungeziefer" ins Haus. Beides ist ein Vorurteil ... Begrünte Fassaden sind für das Stadtklima von unschätzbarem Wert, denn die Pflanzen geben Sauerstoff ab und helfen, das Kohlendioxid abzubauen, das in den Städten durch Hausfeuerungen und Autoverkehr in großer Menge entsteht. Pflanzen binden den Staub in der Luft — bis zu drei Viertel des Luftstaubes werden ausgefiltert — und tragen durch die Verdunstung von Wasser zur Verbesserung des Kleinklimas bei ... Das Luftpolster zwischen Blatt- und Mauerwerk hat bei immergrünen Pflanzen im Winter isolierende Wirkung. Eine Minderung der Wärmeabstrahlung bis zu 30 % wurde festgestellt. Umgekehrt steigt in derart begrünten Gebäuden im Sommer die Temperatur nicht so stark an.

Rückkehr der Singvögel

Die Pflanzen zerstören den Putz und das Mauerwerk nicht nur, es wurde nachgewiesen, daß bei richtiger Pflanzenwahl der Putz von Häusern über viele Jahrzehnte geschützt blieb, während andere Häuser in der Umgebung im gleichen Zeitraum mehrfach ausgebessert werden mußten ... Die Furcht vor eindringendem „Ungeziefer" ist ebenfalls unbegründet. Wo Insekten sind, sind auch Vögel ... Viele Singvögel könnten durch die Begrünung der Fassaden in die Städte zurückkehren — auch dies eine Bereicherung an „Lebensqualität".

Copyrighted material

Fassadenbegrünung ist in all jenen Städten von unschätzbarem Wert, wo häßliche Baulücken mit unverputzten Giebeln das Auge traktieren, in Städten, die mit gewerblichen Schuppen und Industriebauten, Parkhäusern mit Wasserbetonfassaden und gesichtslosen Bürohäusern durchsetzt sind...

Innerhalb von Villengebieten findet man auch heute noch die meisten eingerankten Häuser. In den öden Stadtteilen dagegen schreien die Wände nach Grün. Hier würden Kletterpflanzen in kürzester Zeit bedecken, was Menschenhand in vielen Jahren der Unachtsamkeit zerstörte..."

Wird aber auch nur ein einziger unserer Gemeindeväter auf diese Vorschläge eingehen, sie begünstigen? Darf man da noch Illusionen haben?

tageblatt, 18. November 1982

Copyrighted material

La dégradation d'un quartier

J'ose affirmer que le quartier Emile Mayrisch à Esch-sur-Alzette est le plus beau quartier résidentiel de tout le Grand-Duché. Cela malgré le fait qu'il a le toupet d'être situé au Bassin minier, si «sale», si méprisé, au lieu d'orner notre capitale bcbg. Mais il se trouve que ce sont nos «capitalistes» qui nous l'envient, à nous autres Eschois.

Il existe naturellement encore de très belles rues et de fort jolis quartiers un peu partout dans notre pays. Il y a de ces bouts de Limpertsberg qui (me) font rêver. Mais nulle part ailleurs y a-t-il ce mélange parfaitement réussi de perspectives grandioses, de charme-discret-de-la-bourgeoisie et de verdure à foison. Ceteris paribus (c.-à-d. sans vouloir exagérer), il y a des moments où la vue de telle perspective particulièrement harmonieuse me fait penser aux paroles de Goethe sur la beauté de Luxembourg: «... soviel Größe mit Anmut, soviel Ernst mit Lieblichkeit verbunden ...»

Bref, rendons grâces aux urbanistes et autres responsables d'il y a un demi-siècle environ, qui nous ont fait cadeau de toute cette beauté, d'un quartier où il faisait si bon vivre et se promener. Ce n'est plus tellement le cas aujourd'hui. En effet, ceux qui ont succédé aux responsables d'antan n'ont pas su apprécier, n'ont pas su préserver cet héritage extraordinaire. Architectes et urbanistes incompétents, hommes politiques irresponsables et dépourvus de sens esthétique, ils ont collaboré à l'enlaidissement progressif du quartier Emile Mayrisch et à la dégradation de sa qualité de vie. Le fait que ses «beaux restes» suffisent pour lui garder sa première place dans le pays permet de donner une idée du petit paradis qu'il était avant sa prise en main par les barbares à partir de la fin des années 60.

J'ai grandi dans ce quartier; j'ai donc eu le bonheur de vivre mon enfance et mon adolescence dans la (soi-disant impossible) «ville à la campagne». Non seulement notre rue était bordée d'ormes au feuillage vert-clair abondant, mais derrière les maisons, côté sud, ce n'était qu'un vaste jardin vert, ou fleuri rose et blanc, selon les saisons, un grand verger qui s'étendait jusqu'à l'horizon avec, au loin, la colline du «Gâlgebierg». Et sous ces arbres, des agneaux, des cabris qui sautillaient, bêlaient, des poules qui caquetaient, de jeunes coqs qui s'exerçaient à leurs premiers «cocoricos» si comiques. C'était le jardin des bonnes sœurs... Il n'existe plus, remplacé par une affreuse bâtisse et un parking.

Quant aux belles maisons bourgeoises de mon quartier, datant pour la plupart des années 20 et 30, aux façades élégantes, aux jardinets débordants de roses et de hortensias, grand nombre d'entre elles furent construites par mon père et mon grand-père (*), surtout autour du square et des alentours. C'est dire si j'y suis enracinée, dans ce quartier! Dussé-je vivre à Knaphouscht un jour, que lui et tout ce qu'il y a de joli dans ma ville (comme au «Minett» en général, avec ses superbes paysages «Colorado»), que tout cela ne me deviendrait pas indifférent! Jusqu'à la fin de mes jours, malheureusement, je ne pourrai cesser de lui porter un intérêt passionné.

Copyrighted material

En effet, comme ma vie serait plus heureuse, si je pouvais me moquer de ce qu'on a fait de ma ville et, comme tant de gens déjà, lui tourner le dos! — Mais limitons-nous au seul quartier Emile Mayrisch dans cet article.

Tout a commencé avec l'autorisation aberrante d'agrandir sur place la clinique Ste Marie, c'est-à-dire de construire ce gigantesque complexe en pleine zone résidentielle, dans une petite rue étroite, dégradée depuis en parking (sans mentionner plus de vingt ans de bruits de chantier en permanence pour l'habitant!) (Et ça continue...). Ensuite, le déclin immobilier a naturellement été suivi de l'inévitable déclin social et humain. Jadis la rue était habitée par des gens tranquilles, courtois, qui vivaient en bons termes avec leurs voisins qu'ils n'embêtaient pas. Or, cela se dégrade aussi...

A l'époque, notre voisin, le vieux communiste Josy Schroeder, s'était adressé à la justice pour essayer d'empêcher la catastrophe; en vain. Avec ça on aurait pu créer un bel ensemble harmonieux en érigeant les tours impressionnantes de Ste Marie ailleurs, sur les hauteurs de l'actuel Cactus-Lallange, par exemple. Occasion ratée. Et ce fut l'entreprise Moia, ô ironie du sort, qui construisit la plus grande partie du complexe avec les tours et la maison des sœurs — type centre pénitentier — qui mit fin au verger. Eh oui.

Mais ce ne sont pas les entrepreneurs qui accordent les permis de construire, ce sont les hommes politiques. Or, ceux à qui nous devons l'emplacement désastreux de l'actuelle clinique furent de toute évidence des hommes d'une trempe inférieure à celle de leurs prédécesseurs. On n'a qu'à comparer le monstre disproportionné qui écrase les maisons rue Wurth-Paquet avec ce que d'autres dirigeants politiques ont su nous donner, il y a 60 ans environ, avec l'ancien Hôpital de la Ville.

Quelle belle façade équilibrée, à la symmétrie bienfaisante, quel parc merveilleux avec des arbres de toutes sortes, sous lesquels les enfants du quartier jouaient à cache-cache. Quelle noblesse, quelle dignité dans l'accueil — tout ensemble exaltant et apaisant — offert par ce haut portail aux vastes rampes en pierre, dont les extrémités s'enroulent telle une coquille géante, de sorte que les enfants des visiteurs, fascinés, ne se lassaient pas de les parcourir sur leurs petites jambes. Et la grande fontaine devant l'entrée, qui s'en souvient? Tous les chiens de mon enfance ont nagé dans son bassin, pendant que les malades, aux fenêtres, riaient et applaudissaient. Que c'était beau, tout cela, grand et généreux.

Mais on a condamné (!) cette majestueuse entrée pour la remplacer par le lamentable trou carré, aplati par une grande pierre tombale noire, qui constitue l'entrée du nouvel hôpital, une des bâtisses les plus laides et difformes du pays, collée contre le vieux bâtiment et reliée à lui de façon à faire désespérer dans ses labyrinthes quiconque y pénètre pour la première fois.

Imaginons un instant que ces messieurs, qui saccagèrent si allègrement l'harmonie des lieux, aient eu le sens des proportions... Ils auraient, après tout, pu faire quelque chose de fort joli avec les espaces et les volumes disponibles. Imaginons par exemple le nouvel hôpital construit symmétriquement à l'ancien,

Copyrighted material

en pendant, avec sa façade et son entrée principales face à la rue J.P. Michels; les actuels demi-parking et demi-parc (aïe) y seraient un seul, vrai, grand parc au-dessus d'un grand parking souterrain … («Ce qui aurait pu être — le plus amer des regrets!»). En attendant (rien, bien sûr), les seules façades qui «répondent» à l'ancien hôpital, ce sont celles des édifices de la même époque, l'imposante école-château à tourelles Dellhécht et le Lycée de Garçons qui domine avec son air de Mini-Louvre la descente vers le «Bourgârt».

L'aménagement rêvé ci-dessus aurait aussi pu empêcher la dégradation de la rue Emile Mayrisch en parking chaotique, alors qu'elle est la plus belle rue de la ville et une des plus belles allées du pays. Il est vrai que cette magnifique allée de tilleuls et de platanes a été mutilée, ébréchée, amputée à plusieurs reprises dernièrement, à commencer justement par la désastreuse entrée latérale du nouvel hôpital qui, plaquée brutalement à cet endroit, dépare toute la rue. En outre, des arbres qui avaient verdoyé paisiblement depuis un demi-siècle ont récemment été mutilés et massacrés par les soins de nos ouvriers communaux mal dirigés et mal surveillés, d'où des lacunes béantes où ces arbres n'ont pas été remplacés du tout, ou alors par des «allumettes» aux troncs chétifs et disproportionnés, vite cassés, malades, morts à leur tour.

De quel droit les responsables laissent-ils cette allée ainsi mutilée et incomplète, faisant simplement asphaltiser les carrés de terre prévus pour recevoir des arbres? Quand donc enlèvera-t-on la souche du grand platane assassiné devant la maison de retraite de l'Arbed? (Pour y replanter enfin l'arbre qui y manque depuis une demi-douzaine d'années.) Et qui parmi les habitants du quartier ne regrette pas le superbe saule-pleureur (cinquantenaire!) au confluent précis de la rue du Fossé et de la rue Emile Mayrisch, abattu il y a deux ans, alors qu'il constituait l'élément central, essentiel, d'une des plus belles perspectives de la ville!

A propos arbres et allées, où reste celle (promise depuis des années) route de Belvaux, rue triste et nue s'il en est? Et encore: dans le temps une belle allée (à l'ombre douce) traversait le Vieux Cimetière St Joseph; ma mère et ses amies y poussaient leurs landaus en bavardant. Par contre, aujourd'hui, quelle nudité désolante — et accablante par temps de canicule, surtout pour les nombreuses petites vieilles qui sont souvent les seules à venir encore fleurir et arroser les tombes familiales.

Encore un mot au sujet du trafic rue Emile Mayrisch: Récemment des autobus ont commencé par y circuler et y circulent toujours … Je ne vais pas perdre mon temps maintenant à vouloir expliquer aux esthétiquement aveugles les notions d'harmonie, de cachet et, surtout, d'incompatibilité entre ces bus et cette rue. Goethe disait déjà: «Wenn Ihr's nicht erfühlt, Ihr werdet's nicht erjagen.» En tous cas, il existe un meilleur trajet tout à fait possible par les rues J. P. Michels et Léon Metz, mais … tant pis. Je dénoncerai seulement encore cette accumulation grotesque de panneaux aux abords immédiats du square, une véritable jungle d'au moins 35 unités, cela sans les feux et, dernière ajoute, ces incroyables «pots-de-chambre» blancs, en files hautement décoratives.

Copyrighted material

Comparés aux deux énormes monstres évoqués plus haut, la clinique et le nouvel hôpital, de tels détails peuvent paraître sans importance. Mais la beauté d'une ville et sa qualité de vie se composent d'innombrables détails de ce genre, comme un kaléidoscope, une mosaïque. Tout compte dans un ensemble harmonieux. Et voilà pourquoi l'emplacement de la Chapelle ardente a été mal choisi, lui aussi, cette construction trop grande et massive empiétant avec lourdeur sur les poireaux des jardinets derrière la rue de l'Hôpital. Voilà encore un petit coin «champêtre» bien sympathique de disparaître.

Mais il n'y a pas que les autorités communales à détruire des pans de beauté par-ci par-là dans le malheureux quartier, il y a aussi les particuliers. Ainsi le triste terrain vague vis-à-vis de la clinique était occupé jusqu'au début des années 80 par une merveilleuse maison de maître, un peu la Maison Meder du voisinage, du genre qui fait fuir les puristes et rêver les enfants (de tout âge). Les propriétaires la laissèrent tomber en ruines et il fallut la démolir. Ensuite, sous prétexte de nettoyer le coin, on abattit (!) les deux magnifiques bouleaux qui se dressaient dans le jardin (depuis au moins cinquante ans) et qui embellissaient tellement ce bout de rue! Heureusement qu'il lui reste, à la petite rue malmenée, à l'autre extrémité sa sortie véritablement éblouissante par beau temps, vers le square et ses immenses platanes chapiteau.

A propos square, si la plupart des faits ci-dessus sont irréparables, il y a quand même aussi des détails fort laids auxquels on pourrait remédier avec un peu de bonne volonté. Ainsi l'école Dellhécht aurait besoin qu'on en ravale la façade ténébreuse, tout autant que l'Hôtel de Ville d'ailleurs, dont on ne distingue presque plus les bas-reliefs, et (pendant que j'y suis) les belles façades de la rue de l'Alzette.

Rendons notre ville plus agréable d'aspect, embellissons-la, que diable, c'est plus urgent qu'un «Aquacenter» à 400 millions.

(*) À ce sujet j'aimerais rapporter un petit episode marrant que m'a raconté ma mère. Un jour qu'elle revenait du marché, elle entendit, à l'approche du square, des éclats de voix furieux. Un homme, son beau-père italien, était assis sur le muret devant une maison qu'il venait de construire, et il vociférait, monologuait à pleins poumons, triturant son chapeau dans ses mains, sa moustache hérissée de colère. En effet, que venait-il de trouver à son retour de vacances? En son absence le propriétaire de la maison en question y avait ajouté une petite annexe, bien pratique à ses yeux, abominable aux yeux du vieux Moia (un autodidacte féru d'art, de littérature, d'histoire, de Napoléon, Goldoni et Léonardo da Vinci en vrac...). Et maintenant il était là à tempêter contre le scandale, faisant éclater son indignation à la face du monde, c.-à-d. du square. Mais ça ne lui servit à rien d'appeler à témoin le ciel, les platanes et les passants, cette «abomination» qui blessait sa vue et défigurait «sa» belle maison, l'annexe est toujours là, car mon

Copyrighted material

Nonno ne fut quand même pas un Howard Roark, le fameux héros du bestseller de Ayn Rand «The Fountainhead» (cet architecte qui fit dynamiter ses maisons auxquelles on avait ajouté des balcons contre son gré!). Mais je n'ose imaginer la réaction de mon grand-père, s'il revenait dans le quartier Emile Mayrisch, aujourd'hui!

Galerie 5 (1987) n° 4

1. P.S. 1998:

Je ne fus pas la seule à pleurer le «Spidôlspark»; je cite le Dr Robert Prussen (R. L. en mai 1973): «Nous ne sommes déjà pas gâtés avec l'espace vert dans notre ville, et voilà qu'on nous coince un éléphant dans le beau parc de l'hôpital. Je le répète: il y aurait sans doute eu d'autres solutions, si on avait consulté d'autres architectes.»

2. P.S. fin 1998:

Et le cauchemar de s'amplifier!

Copyrighted material

Visages et tourelles

Il y a deux ans, en Angleterre, le Prince Charles s'est attiré le courroux des architectes modernes en déclarant qu'ils avaient défiguré Londres davantage que le « Blitz ».

On pourrait appliquer cette observation aussi à ce qui se passe chez nous, où bien des localités sont sorties moins mutilée des mains des nazis que celles des Luxembourgeois eux-mêmes pendant ce dernier quart de siècle. Pour ce qui est de notre pauvre capitale par exemple, la coalition banquiers/urbanistes/politiciens a été désastreuse. Les méfaits allemands ont d'ailleurs été réparés et une destruction particulièrement spectaculaire, celle de la « Gëlle Fra », a été effacée par la restauration de la dame dorée qui se dresse à nouveau, étincelante, rebondie et fouettée par les vents, au-dessus des toits de la capitale.

Pour ce qui est de la deuxième ville du pays, Esch-sur-Alzette n'a jamais été belle comme Luxembourg, et ce qui a été détruit par la cécité esthétique et l'incompétence des politiciens et achitectes réunis ne peut se comparer aux splendeurs du Boulevard Royal d'antan — en fait, d'il y a vingt ans à peine. [...]

Mais si Esch n'a pas perdu un Boulevard Royal, il reste que bien des jolis détails ont disparu de la rue de l'Alzette, où ils ajoutaient jadis à l'harmonie de l'ensemble. On ne le dira jamais assez: la beauté d'une ville comme celle d'un kaléidoscope dépend d'une multitude de détails; chaque pièce du puzzle a son importance.

Ainsi, dans le temps, aux tourelles vert-clair de la Maison Sichel et à celle, si joliment restaurée, du coin Sylvain (aujourd'hui Campo Sport), sur la place du Marché à un bout du long canyon, répondaient la tourelle, élancée, de l'Ecole du Brill à l'autre bout, avec en face la tour conique de l'ancien Théâtre Municipal.

Il serait évidemment aberrant de vouloir coiffer le théâtre moderne de son ancienne tour. Mais comme l'aspect de l'école, lui, n'a pas changé, rien ne s'opposerait au fond à une restauration de la tourelle si gracieuse qui la surmontait autrefois.

Et pendant qu'on y est: où donc est passé notre Mercure?! Dressé pendant des générations sur un de ses deux pieds ailés tout en haut de la grosse tour conique du coin de la rue de l'Alzette et de la rue de la Libération, au-dessus du bâtiment qui abrite l'agence de voyage Flammang, notre dieu des marchands (entre autres...) s'est envolé il y a plusieurs années pour élire domicile, si mes yeux ne me trompent, à Dudelange, rue de la Libération, 39! Ah, le déserteur! Ou bien le pauvre a-t-il été vendu sans plus, sans avoir eu son mot à dire? Qui saura me répondre et surtout: Qui nous le ramènera, qui installera à nouveau au-dessus de la rue de l'Alzette le protecteur de ses commerçants? (Il paraît que par les temps qui courent ils ont plutôt besoin de protection).

Copyrighted material

Cependant, pour en revenir aux destructions et disparitions dues, non à nos chers compatriotes, mais aux nazis allemands, ceux-ci jetèrent à bas non seulement la «Gëlle Fra» de Luxembourg qui leur rappela leur défaite de la Première Guerre Mondiale, mais encore, à Esch, ils détruisirent à la même époque les visages de deux mascarons de la rue du X Septembre (Wisestrooss, Boutique Capucine 2e étage) (voir «t» du 10. 11. 88).

Il s'agissait des têtes de deux chefs d'Etat ennemis, le Président français Poincaré et le Roi-Soldat des Belges, Albert Ier. Œuvres du sculpteur Duilio Donzelli domicilié à Esch, ces mascarons (de l'italien «mascherone», grand masque) avaient été créés en 1915 et ils furent détruits en 1939. Une photo qui les représente a pu être dénichée aux archives de la ville grâce aux recherches de Fernande Useldinger.

Ce à quoi je veux en venir: Pourquoi, si Luxembourg-Ville à été capable d'ériger à nouveaux sa «Gëlle Fra» victime des nazis, Esch-sur-Alzette ne remplacerait-elle pas enfin aussi ces deux ovales vides et laids, souvenirs nazis, par les visages de pierre de jadis?

Une fois sur la lancée on pourrait et devrait de même rénover les plus belles façades de la rue de l'Alzette, répondant par là enfin à l'invitation faite depuis belle lurette par le Service des Sites et Monuments.

Qu'on s'imagine seulement le bloc superbe coin rue Dicks et rue de l'Alzette, délivré de sa crasse et faisant ré-apparaître pleinement sa multitude de mascarons!

Ou encore les ornements (faune et flore) de l'Hôtel du Parc remis à neuf, ou les paons et feuilles de châtaignier au 4, rue de l'Alzette. Ce n'est d'ailleurs pas qu'en les nettoyant qu'on pourrait embellir certaines maisons ou rues, mais (suivant l'exemple donné par l'exposition anglaise extraordinaire «Painting the Town» en 1982) en peignant des pignons nus, gris ou bruns de couleurs vives, de paysages ou dessins géométriques, comme on peut en voir un exemple près du Théâtre des Capucins à Luxembourg.

Bref, en nettoyant, en colorant, en restaurant Mercure, tourelle du Brill, le Roi et le Président, les Eschois feraient preuve d'un peu d'affection pour leur patrimoine architectural et l'aspect de leur ville. Est-ce trop leur demander?

tageblatt, 7 janvier 1989

Copyrighted material

Zweckentfremdet?

Eine Geschäftsstraße ist dazu da, daß man in ihr Geschäfte machen kann — zur beidseitigen Zufriedenheit, derjenigen des Verkäufers, der von dem Geschäft lebt, und derjenigen des Käufers, der die Waren haben will, die angeboten werden.

In einer Geschäftsstraße, die zur Fußgängerzone umgewandelt wird, werden weniger Geschäfte getätigt, denn sie wird zur bloßen Flanierstraße, zu einer Promenade, wo man sich zum angenehmen Plaudern trifft und nur noch einen zerstreuten Blick in die Schaufenster wirft. Früher, als die Mitte der Straße vom Automobil beherrscht wurde, da fanden sich die Fußgänger auf den Bürgersteigen sozusagen gegen die Schaufenster gedrängt: sie sahen, traten ein und kauften ...! Heute spazieren sie (z. B.) die Escher Alzettestraße hinauf und hinab, aber einkaufen tun sie woanders.

Woanders: wo keine pathologisch emsigen Gemeindeangestellten namens „Pecherten" ihnen auflauern; wo man unwillige Kleinkinder nicht Hunderte von Metern weit zum Auto oder Bus zerren muß; wo man schwere Einkaufskörbe oder größere Waren binnen Minuten im Auto verstaut hat; wo auch ältere, nicht mehr so flinke Leutchen sich die Füße nicht müde laufen müssen bis zum wartenden Wagen.

Vor ein paar Jahren noch konnte ich mit einer leicht gehbehinderten, schnell ermüdenden, alten Dame die Alzettestraße hinauffahren, das Auto an den Rand des Bürgersteigs parken und einige Einkäufe machen, während sie im Auto sitzend die Passanten vorbeidefilieren ließ, wie von einer Café-Terrasse aus.

Sie genoß das; es war jedesmal ein netter, kleiner Ausflug „ënnert d'Leit".

Die überstürzte Umwandlung der langen Alzettestraße in eine Fußgängerzone hat diesen Ausflügen ein Ende gesetzt.

Einmal abgesehen von den verrückten Kosten der „Dekoration" (alias schiefe Masten), war es dreist undemokratisch, den Eschern eine so tiefgreifende Änderung aufzuzwingen ohne die geringste ehrliche, vorausgehende Diskussion und Befragung der Erstbetroffenen, der Escher Bevölkerung also. Nicht einmal eine Maquette wurde im Stadthaus ausgestellt.

Besonders aber: so ein radikaler und kostspieliger Eingriff ins Leben der Stadt hätte eine mehrmonatige Testphase erfordert.

Man hätte z. B. die Sache drei Monate lang laufen lassen können, um dann die Ergebnisse zu analysieren. Man hätte auch die Straße für den motorisierten Verkehr sperren können an abwechselnden Wochentagen, z. B. dienstags und donnerstags. Oder nur an dem und dem Morgen, ein paar Monate lang. Und man hätte es bei so einem Kompromiß belassen können: an gewissen Tagen (oder Halbtagen) wäre die lange Geschäftsstraße für den motorisierten Verkehr gesperrt gewesen; mehr nicht.

Copyrighted material

Die schönen Fassaden wären renoviert, geputzt worden, Platz für Terrassen hätte es weiterhin gegeben, so wie es sie noch immer in der Alzettestraße gab. Wieviel Geld wäre da gespart worden! Und die Geschäftsleute hätte man nicht an den Rand der Verzweiflung getrieben. Aber Schilda bleibt halt Schilda.

Journal, 11. Dezember 1997

Copyrighted material

Scheußlich!

Seit ein paar Monaten wird an der Betonmauer längs des Boulevard Kennedy in Esch/Alzette herumgemalt. Das Ergebnis ist gräßlich.

Sowas von brutaler Aggressivität, von häßlichen Fratzen, abstoßenden Farbkombinationen und plumpen, geschmacklosen Figuren findet sich in der Dichte wohl nirgends im Lande wieder. Die Fußgänger-Passage unterhalb der Eisenbahnlinie zum Diesweg und Stadtpark hinauf erinnert mittlerweile an eine Geisterbahn — soll es wohl auch „witzigerweise" tun, aber mir scheint, hier fragte niemand die Meistbenutzer der Strecke, die Anrainer und Spaziergänger, ob auch sie die Monstre-Porträtgalerie attraktiv oder gar geistreich finden.

Der Stil ist also „in" bei unserer Jugend . . . Nun, dann sollten wir uns darum bemühen, daß er wieder „out" wird. Es ist doch lächerlich, wenn sich da groß aufgeregt wird über die zunehmende Aggressivität in den Schulen, während zugleich eine Verherrlichung der Aggressivität solchermaßen öffentlich unterstützt wird.

Es herrscht Krieg auf der einst harmlosen Mauer; die häßlichen Farben und die harten, kantigen Linien erschrecken; bedrohlich, gefährlich wirken die meisten Gestalten, die Gesichter der Ungeheuer. Einige Bilder sind akzeptabel, so die sympathische Arche Noah und die „Spillschoul", von ungelenker Kinderhand gemalt. (. . .)

Dabei hatten die Engländer es uns so schön vorgemacht, d. h. gezeigt, damals im Winter 1981-82 mit ihrer Ausstellung „Painting the Town". Die Farbenpracht! Die lustigen Ideen! Die Originalität! Ein Genuß. Hier aber? Abschreckende, abstoßende Brutalität in Form und Farbe.

Armes Esch! Du hast schon in der Alzettestraße das Hungernde Schreckgespenst, angeblich „der schaffende Mensch" (ohne Hände und Füße . . . !). Du hast die elenden Masten mit ihren angeschmuddelten Bettüchern, die die schönste Einkaufsstraße des Landes verschandeln. In Alt-Esch steht eine Viehtränke als Brunnen, auf dem Galgenberg eine Bordell-Reklame am Weg zum Camping-Caravaning; und am Fuß seines Südabhangs hängt eine verkohlte Hexe (?) oben in einem Baum und sorgt bei Kindern für Alpträume. In Bälde wird es dann noch dem lieblichen, kleinen Lavalspark an den Kragen gehen . . .

Eigentlich sollten man im Sinne von Harmonie (in der neumodischen Häßlichkeit) das Schlößchen und die Bäume dort ganz abreißen und fällen, um einen zünftigen Vergnügungspark zu errichten! Und auf dem Galgenberg paßt der Belvedere doch auch nicht mehr zum Zeitgeist, wie er so heiter und freundlich als Kitschtempelchen aus der „Antike" herübergrüßt. Völlig unpassend, sowas. Der Escher Zeitgeist verlangt die Monstre-Mauer am Bd Kennedy!

Und: Sauberkeit, bitte sehr. Weshalb es nunmehr verboten ist, Tauben zu füttern in ganz Esch. Sie sind zwar nicht einfachhin Dreck, sondern so hübsch und drollig anzusehen, wenn sie ernsthaft daherkommen, die Hände auf dem Rücken gefaltet; und sie sind so schön, so graziös, wenn sie fliegen (aber um das zu sehen, muß man Augen im Kopf haben).

Journal, 5. August 1998

Copyrighted material

7. Esch/Alzette (Bäume)

Copyrighted material

War das nötig?

Alles steht wieder im schönsten Blätterschmuck, nur diese armen Bäume treiben mühselig ein paar Zweige aus ihren barbarisch beschnittenen Stümpfen. Seit Monaten verschandeln sie mit ihren verstümmelten „Kronen“ die Gegend am Emile-Mayrisch-Square, die zu verschönern sie gepflanzt worden waren.

Es ist Luxemburger Sitte, in den Städten die Bäume in regelmäßigen Abständen zu beschneiden. Manches spricht dafür; dagegen spricht unter anderm die Pracht Londoner Squares, in denen gigantische Platanen ihre weitausladenden Äste recken und strecken wie nirgendwo hierzulande. Man kann aber rechtfertigen, daß lichtraubende Baumkronen dicht an Häusern und Fenstern auf ein gewisses Maß zurückgeschnitten werden müssen.

Diese Bäume aber hatten kleine, runde, kompakte Kronen, deren Schatten niemanden behelligen konnte, sondern im Gegenteil bei warmem Wetter dem Fußgänger angenehm war. (Solche schattenspendenden Bäume fehlen auf Schritt und Tritt in unserer Stadt, z. B. in der Zentralallee des Friedhofes, den die Leute früher bei glühender Hitze im wohligen Schatten von Bäumen durchqueren konnten; besonders alte Leute, die Mehrheit der Friedhofsbesucher, leiden unter Sonnenhitze.)

Außer also dem Schatten und ihrer Schönheit, mit denen besagte Bäume den Menschen Freude machten, dienten ihre dichten, festgeballten Kronen vielen Vögeln als Niststätte, waren von Vogelgezwitscher erfüllt. Die werden lange warten müssen, bis sie dort wieder nisten können!

Sogar wenn es den Bäumen gelingt, in den folgenden Wochen ein dürftiges Blätterkleid hervorzubringen, um ihre krüppelhafte Nacktheit etwas zu verbergen, was beweist das schon? Auch ein Baumstumpf bringt noch Blätter und Zweige hervor.

Es wäre zu hoffen, daß die Verantwortlichen in Zukunft zwischen Beschneidung und Verstümmelung unterscheiden lernten.

tageblatt, 18. Mai 1976



Copyrighted material

Die Polizei, die Gärtner und die Bäume

Eben wollte ich ins Haus schlüpfen, da kriegte mich der Gärtner zu packen (im bildlichen Sinne). Er war nett, aber verärgert, weil die schlimm zugerichteten Bäumchen, welche die obere, rechte Ecke der Würth-Paquet-Straße und den Bürgersteig gegenüber des Emile-Mayrisch-Squares säumen, vor kurzem den t-Lesern ihre Misere photographisch veranschaulichen durften.

Warum sind die so barbarisch verschnitten worden? fragte der t-Artikel. (Von den Neun sind drei noch immer völlig kahl, dabei ist es fast Juni.) Nun, der Gärtnermeister gibt Antwort.

Vor einiger Zeit wurde an der oberen, rechten Seite der Würth-Paquet-Straße ein Vorfahrtsschild aufgestellt. Die Bäumchen aber verdeckten das Schild. So kam es denn nach einer Weile zu einem Unfall. Die Polizei forderte deshalb den Stadtgärtner auf, die Sicht auf das Schild freizuschneiden.

Hätte man nun aber mit etwas Phantasie nicht beiden, der Verkehrssicherheit wie den Bäumen, gerecht werden können? Und zwar indem man das Vorfahrtsdreieck etwas tiefer an seiner Stange befestigt hätte (unterhalb der Krone), wie das ja auch manchmal bei Verkehrsampeln der Fall ist, in Höhe der Wagenfenster?

Zudem, warum wurden nicht wenigstens die fünf Bäume gegenüber dem Square geschont? Sie verdeckten ja nichts.

Nun, wenn unsere Gärtner ihre Scheren wetzen, dann ist es anscheinend nicht, um nur halbe Arbeit zu tun. (Wie die „Pompiersmusik", wenn sie erst mal loslegt...) Außerdem, belehrte mich der Meister, stellte sich beim Stutzen des ersten Baumes heraus, daß innen die Krone ganz dürr war (? !). Ein Gärtner muß es ja wissen, aber mir bleibt schleierhaft, wie eine Baumkrone gespickt voll mit prächtigem Laub sein kann, Blatt an Blatt, wenn sie zugleich innen, „ganz dürr" ist. Daß im sonnenlosen Dickicht, in Tannenwäldern etwa, oder im Innern engen Astgewirrs wie hier, eine Reihe Äste vertrocknen, ist eine Tatsache. Mußten deshalb aber fünf schöne Kronen verstümmelt werden?

Nun, da ist wohl nicht viel zu machen — wie singt schon Reinhard Mey? „Der Mörder ist immer der Gärtner / und er schlägt erbarmungslos zu..."

P. S. Der Vollständigkeit und Gerechtigkeit halber soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch unsere Gärtner sich bitter zu beklagen haben, und zwar über das rüpelhafte Benehmen so mancher Escher Bürger. Von ausgesprochenem Vandalismus abgesehen — von den regelmäßig geknickten, jungen Bäumen am Straßenrand nach versoffenen Wochenenden, von dreist zerstörten Beeten, reihenweise geköpften Blumen — hapert es bei vielen am elementarsten Verständnis für die Arbeit der Gärtner wie für die Natur überhaupt. Da wird achtungslos zertrampelt, beschädigt, ausgerissen, zerstört. Dabei kämpft der Ady, sagte mir der Gärtner, verbissen um jeden bedrohten Baum, um das grüne (utopische?) Image seiner Stadt.

P. S. 1998:

Der Ady war A. Useldinger, Bürgermeister

tageblatt, 26. Mai 1976

Copyrighted material

Petition pro Escher Bäume

Esch/Alzette, den 30. November 1982

Sehr geehrte Herren, (*)

Hiermit möchten wir Ihre Aufmerksamkeit auf ein Escher Umweltproblem lenken in der Hoffnung, daß Sie die nötigen Anweisungen geben werden, damit dem Mißstand endlich ein Ende bereitet werden kann.

Es handelt sich um die häufigen Lücken in den Alleen und Baumreihen entlang der Straßen sowie in den Grünanlagen, wo allenthalben Bäume fehlen ohne ersetzt zu werden. Viele dieser Bäume werden schon seit Jahren nicht ersetzt, trotz Hinweisen und Protesten so mancher Anrainer.

Mit Beispielen kann gedient werden; beiliegend werden Sie eine Liste der hauptsächlichen derart verstümmelten Alleen und Anlagen finden. Hier sei nur kurz eine der schönsten erwähnt: die Lindenallee der Emile-Mayrisch-Straße, wo z. B. 11 Bäume fehlen (abgesehen selbstverständlich von denjenigen, welche Garagenausfahrten weichen mußten).



Angesichts der Notwendigkeit, Bäume im Winter anpflanzen zu müssen, hoffen wir, daß Sie sobald als möglich die nötigen Maßnahmen ergreifen, damit alle diese unschönen Lücken noch diesen Winter ausgemerzt werden können, ansonsten wieder ein ganzes Jahr verloren geht.

Besten Dank im voraus.

Hochachtungsvoll,

Nelly Moia, Mme J. Moia-Rolling, Henry Gelhausen, Marianne Jost, M.-Louise Reis, J.P. Schortgen, B. Reorda, E. Gantenbein, Dr Marc Knaff, P. Welschbillig, Mme M. Jeitz, Mme N. Nick, Dr. J. Erpelding, Mme J. Schmitt-Flammang, Dr. F. Claude, Me N. Muller-Schroeder, Mme B. Cloos, Mme P. Wolter, Mme S. Crescentini, J. Cl. Diderich, Alvin Sold, Ch. Rolling, L. Stefanetti, Mme J. Hannes, Mme M. Witry, Jacqueline Ahnen, D. Krips-Kremer, Mme R. Hames, M. Poinsignon, M.-J. Wagner, Schneider-Schmitz, M.-Josée Assa, Christiane Warnimont, Fernande Klosen, Joséphine Ecker-Schauls, M.A. Hansen, Aloyse Reis

Siehe auch: „Klagen um Escher Grünzeug“ (Perspektiv Nr. 55, November/ Dezember 1984)

An die Escher Gemeindeverantwortlichen für Grünanlagen und Straßenbäume

Copyrighted material

Histoire d'arbres

Dans cette petite ville du sud du pays, Esch-sur-Alzette, de belles maisons cossues s'alignent le long d'un charmant espace vert, le square Emile Mayrisch, planté il y a des générations déjà, dans ce quartier le plus agréablement bourgeois de la ville. La file de maisons n'est interrompue que par un jardin où se dressent — ou plutôt: où se dressaient quatre ifs majestueux, énormes, taillés en forme de cône renversé.

Car, mourut l'ancien propriétaire de la maison aux ifs, vint un nouveau. L'ancien avait été un intellectuel solitaire, adepte de la lecture et de la contemplation. Le nouveau est un homme politique, habile financier, ambitieux. L'achat et la remise à neuf de la grande maison lui coûteront une somme rondelette. C'en est fini de la contemplation au milieu d'ifs taillés en cône. Il (le nouveau) a tôt fait de les abattre (de les faire abattre, bien sûr) et de planter à leur place des garages. Faut être de son temps, pardi, et notre temps est placé sous le signe de l'automobile. Innombrables d'ailleurs dans ce pays béni les parvenus qui font abattre pour cause de garages les arbres devant leurs portes, a fortiori dans leurs jardinets mêmes.

Et en effet, l'immolation des quatre ifs vénérables ne suffit pas encore à la vorace automobile. C'est qu'il en reste, de ces arbres impertinents, tout le long du trottoir devant la riche maison dont leurs branches voilent quelque peu l'éclat fraîchement repeint. Pis! Deux exemplaires osent obliger monsieur-dame à rentrer dans leurs garages respectifs un tout petit peu en biais. Cela est intolérable.

Seulement voilà, si les ifs lui appartenaient bien, au nouveau propriétaire, puisqu'il les avait payés, d'où droit de vie et de mort sur eux, les trottoirs avec tout ce que la commune y fait pousser, appartiennent bel et bien à la communauté. Il est vrai que lorsqu'on est, comme dans le cas présent, membre du parti au pouvoir, on ne devrait avoir aucune difficulté à se débarrasser de quelques arbres, où qu'ils se trouvent. Mais il y a l'image politique à soigner, il y a ces sacrés «verts» qui n'ont pas fini de faire parler d'eux. Mieux vaut se résigner à laisser l'environnement tel qu'on l'a trouvé, surtout que les voisins, là depuis des générations, eux, les aiment bien, ces arbres qui verdoient là tranquillement depuis une soixantaine d'années.

Ouf: il semble donc vouloir leur ficher la paix. Nous voilà brièvement soulagés, nous autres qui tremblions pour la file verte depuis l'installation du nouveau m'as-tu-vu.

Mais voilà que deux de ces arbres se mettent soudain à dépérir, à se couvrir de feuilles sèches en plein été. Evidemment, nous (qui en avons vu d'autres et d'analogues) avons vite fait de soupçonner de vilains empoisonneurs à l'œuvre. Mais ces arbres sont des ormes. Et la terrible maladie des ormes a fait son apparition au Luxembourg aussi depuis quelque temps. Les deux arbres malades meurent. Les responsables communaux laissent faire la nature (ou le poison).

Copyrighted material

Aucune mesure n'est prise pour essayer de sauver le restant de la rangée si belle, une demi-douzaine d'ormes le long du square et une quinzaine encore dans la rue Wurth-Paquet jusqu'à la clinique Sainte-Marie. Or, les vaccins préventifs existent et sont utilisés à l'étranger avec des résultats souvent encourageants.

Mais à l'hôtel de ville, personne ne songe à donner une chance à ces arbres, à cette superbe file de presque trente ormes au feuillage d'un vert si rare, si lumineux par beau temps, la seule file de cette espèce dans la ville et peut-être du pays entier. Loin de vouloir les sauver, on veut s'en débarrasser au plus vite.

En effet, voilà qu'un beau jour, par un soleil resplendissant vers la fin de l'été 1982, les jardiniers de la commune s'amènent et, en moins de rien, ils abattent TOUS les arbres le long du square, de superbes exemplaires bruissant de toutes leurs feuilles éclatantes de santé. Aux questions ahuries des voisins accourus est répondu imperturbablement: «Ils étaient tous malades» (sic). Ce qui n'est pas sans rappeler tel proverbe arabe qui recommande d'accuser de la gale le chien dont on veut se débarrasser ...

Au bout de quelque temps, les ormes sacrifiés sont remplacés par des prunus, arbres jolis pendant à peu près une semaine dans l'année, quand ils fleurissent (généralement sous la pluie), et ternes le reste du temps. Pure coïncidence: le nouvel alignement, où manque un arbre à l'endroit précis, permet à monsieur-dame de rentrer dans leurs garages en toute droiture!

Le Républicain Lorrain, 29 juillet 1984

Copyrighted material

Klagen um Escher Grünzeug

Es waren einmal drei prächtige Trauerweiden, alt und groß, mit dicken Stämmen und weit ausladender Krone: die erste oben auf der Anhöhe der Emile-Mayrisch Straße, von wo aus sie die zweite grüßte, etwas weiter unten, wo die Graben Straße in die Emile-Mayrisch Straße mündet, und die dritte stand gegenüber dem „Bûrgârt" zwischen der alten und der jetzigen Luxemburger Straße. Doch von den drei Schönen steht heute nur noch eine, diejenige in Privatbesitz; die zwei auf Gemeindeboden sind hin. Zufall? Wohl kaum.

Jene große Tauerweide, die jahrzehntelang den unschönen Hausgiebel zwischen alter und neuer Luxemburger Strasse verdeckt hatte, wurde in den 70er Jahren von den Bauarbeitern am „Bûrgârt" gefällt. Es hatte ja auch niemand den Leuten die Sache verboten, niemand den prächtigen Baum zu schützen versucht. Nachher bedauerte man im Stadthaus. Aber der Baum wurde nicht ersetzt vor der nackten, braunen Mauer. ([1])

Die zweite der drei Schwestern, 1935 am Abhang des „Gruef" gepflanzt, verlor letzten Winter (1983-84) in einem Sturm einen mächtigen Ast, der mehrere Menschen hätte erschlagen können. Da hieß es auf einmal, daß sie sehr krank war und weg mußte. Nun verschandelt häßliches, altes Gemäuer die einst so harmonische Perspektive, wo sich fast fünfzig Jahre lang der hellgrüne Wipfel vor Häusern und Himmel wölbte. Hätte man den außergewöhnlich schönen Baum — schön an sich und als wesentlicher Bestandteil der Umgebung — rechtzeitig überwacht und gepflegt, so wäre die Fäulnis vielleicht nicht ausgebrochen, hätte nicht den ganzen Baum befallen können. Die Trauerweide in Privatbesitz wurde z. B. vor ca. 10 Jahren fachgerecht zurückgeschnitten. Aber wem im Escher Stadthaus liegt schon das Erhalten alter Bäume am Herzen?

Mit Zurückschneiden allein ist es natürlich nicht getan, im Gegenteil möchte man sagen, wenn man das mehrfach stümperhafte Vorgehen unserer Stadtgärtner über die Jahre verfolgt hat. Leider haben die Gemeindeverantwortlichen das nicht getan, ansonsten wir wohl seit Februar 1984 nicht die Bescherung hätten, die schließlich sogar sie (die Stadtväter) aufgeschreckt hat. Noch Ende Juni, da alles herrlich grünte und blühte, sahen z. B. die verstümmelten Skelette der armen Linden in der Emile-Mayrisch-Straße direkt makaber aus inmitten der sie umgebenden Blätter- und Blütenfülle. Es wurde Hochsommer, bis dürftiges Grün die nackten Stummel und Stümpfe halbwegs verdecken konnte. Aber die in ihrer Ausgewogenheit so anmutige natürliche Silhoutte der Linden ist definitiv dahin und eine der wenigen schönen Straßen Eschs auf längere Zeit entstellt. ([2])

Dabei waren diese Baumkronen gar nicht besonders groß gewesen, hatten niemanden behindert. Aber, wie einer der hauptverantwortlichen des Massakers freimütig bekannte: „Wir schneiden so weit zurück, dann haben wir zehn Jahre unsere Ruhe." (sic)

Das Aussehen einer Stadt setzt sich wie aus vielerlei Mosaiksteinchen zusammen, alle Teile spielen mit, um ein harmonisches Ganzes zu bilden. Deshalb sind auch einzelne Bäume, Fassaden, Giebel, Straßenzüge wichtig, positiv wie negativ. Als durchaus positiv ist z. B. die im großen Ganzen gelungene Bepflanzung der Dippach hervorzuheben.

Copyrighted material

Erst wenige Escher wissen um diese angenehme Promenade, die teils grünschattig im Duft der blühenden Robinien liegt, teils zwischen abwechslungsreich bestandenen Rasenflächen; sie reicht von der Ehleringer bzw. Beleser bis zur Luxemburger Straße und erfreut das Auge auf Schritt und Tritt durch die Vielfalt der geschmackvoll ausgewählten Bäume und Sträucher.

Ich rate aber niemandem, noch so berechtigte Kritiken im Escher Stadthaus bei einem gewissen Gemeindeverantwortlichen vortragen zu wollen, wie sachlich und sanft auch immer. Da gibt es eben die Dinge nicht, die es nicht geben sollte, und man kann von Glück reden, wenn man mehr als zwei Feststellungen hintereinander vorbringen darf, ohne durch wütende (und irrelevante) Wortschwälle unterbrochen zu werden. Und da reden die Männer immer von weiblicher Hysterie ...(!) ([3])

Perspektiv Nr. 55, Nov./Dez. 1984

P. S. 1998:

([1]) Er wurde Jahre danach durch eine kleine Linde „ersetzt"

([2]) Sie hat sich bis heute (1998) nicht erholt, die einstige Harmonie der Allee ist hin. „Die Linden waren schon immer beliebte Schattenspender. Sie müssen nur wenig beschnitten werden." Aus „Bäume" (Time-Life Handbuch der Gartenkunde).

([3]) Es gab da schon mal eine memorable Szene ... Zu meiner Verblüffung sprang der Mann wortwörtlich im Dreieck herum: es standen nämlich zwei unbesetzte Stühle außer dem seinen im Raum, und er warf sich schreiend nacheinander auf alle drei. Dann wurde mir der Zutritt zu seinem Büro verboten (!), ein selbstverständlich illegales Verbot.„Die Linden waren schon immer beliebte Schattenspender. Sie müssen nur wenig beschnitten werden." Aus „Bäume" (Time-Life Handbuch der Gartenkunde)

Und wie wäre es mit einer Nachfolgerin dieser schönen Linde am Anfang der Avenue de la Gare?



Esch s/Alzette Avenue de la Gare

Copyrighted material

Escher Straßenbäume und Grünanlagen

Die nachfolgende Aufzählung von Baumlücken erhebt nicht den Anspruch, vollständig zu sein. Zwar sind die wichtigsten baumbestandenen Plätze und Straßen Eschs vertreten, doch ganze Stadtviertel sind es nicht, wie z. B. Lallingen, Cinquantenaire und z. T. Brouch. Nichtsdestoweniger dürfte diese Liste recht repräsentativ sein und somit auf gleichermaßen fehlende Bäume in nicht erwähnten Stadtteilen hinweisen.

In dem Zusammenhang drängen sich sodann noch einige Bemerkungen über die mangelhafte Pflege der Stadtbäume auf. Hervorzuheben sind dreierlei:

die ausbleibende Bewässerung von Neuanpflanzungen während Dürreperioden,

das exzessive Zurückschneiden der Bäume,

die mangelhafte Pflege ganz allgemein (Unkraut/Schößlinge/Stützpfähle).

Zum ersten Punkt: Diese Art von totaler Vernachlässigung zog z. B. vor einigen Jahren das Eingehen fast aller Bäumchen entlang der Dippach nach sich. Auch die zweite und dritte Nachpflanzungen wiesen/weisen einen befremdend hohen Anteil an verdorrten Bäumen auf, darunter so manche größeren Stämme (die entsprechend mehr gekostet haben dürften als etwa kleine Fichten und Birken). Auch die neuangepflanzten Birken den Bd Kennedy entlang, denen eine Reihe unansehlicher Bäume weichen mußte (die man erst gar nicht hätte anpflanzen sollen), darbten sichtlich während der Hitze- und Dürreperiode gegen Ende des letzten Sommers (1981). Ob sie dieselbe alle überstanden, entzieht sich unserer Kenntnis; wenn ja, dann ist es nicht das Verdienst der zuständigen Stellen.

Zum zweiten Punkt: Die Unsitte, die Straßenbäume brutal zurückzuschneiden, hat z. B. 1976 einem halben Dutzend kräftiger, hübscher Bäume (Kugelahorn) an der Ecke Würth-Paquet und Emile-Mayrisch-Straße das Leben gekostet, und auch dieses Jahr hat eine der prächtigen, alten Platanen in der Emile-Mayrisch-Straße die Behandlung nicht überstanden, und zwei sind in ihrem Wachstum gehemmt. Zum dritten: Allenthalben fehlen Stützpfähle. [. . .]

Auch Unkraut und kräftige Schößlinge am Stamm, welche bes. die jungen Bäume schwächen, werden über lange Zeiträume hinaus nicht entfernt.

Die Ursache solcher Mißstände vermag der Bürger, dem sie unangenehm auffallen, natürlich nicht anzugeben. Ob es sich da um Inkompetenz oder Gleichgültigkeit handelt, oder aber um eine Überlastung zu weniger Gärtner angesichts der Ausdehnung der Grünflächen, das sind Fragen, welche nur die Gemeindeverantwortlichen selbst beantworten können. Der Escher Bürger und Steuerzahler kann nur auf offensichtliche Mängel hinweisen. Er hat ein Recht auf gepflegte Anlagen, intakte Alleen und auf ein Minimum an vermeidbaren Kosten durch ein immerwährendes Neuanpflanzen immer wieder verdorrter Bäume.

Was die eigentlichen Lücken anbelangt, so wurden selbstverständlich in der folgenden Aufzählung diejenigen nicht mitgezählt, welche sich vor Garagenausfahrten befinden oder in der Nähe von Verkehrsschildern und Beleuchtungsmasten.

Copyrighted material

Es gibt natürlich Escher, welche keine Bäume vor ihrem Haus mögen. [. . .]

Es gibt aber auch Escher Bürger, die sich regelrecht dagegen wehren müssen, daß die Gemeindeangestellten nicht ein Erdreich-Viereck vor ihrem Haus, das für einen Baum vorgesehen ist, im Handumdrehen asphaltieren, statt daß der abgestorbene Baum ersetzt wird. Es gibt auch Escher Bürger, die seit Jahr und Tag die Gemeinde (auch schriftlich) darum bitten, fehlende Bäume vor ihrem Haus endlich zu ersetzen, ohne daß etwas geschieht.

Folgen 5 Seiten akribisch aufgezählter Baumlücken. Abschließend das Total:

1 Tulpenbaum / 2 Zierbäume / 1 Birke / 4 Ahorne / 4 Ebereschen / 8 kl. Robinien / 10 Tannen bzw 1 Kastanie / 3 unbekannte Bäume (Pl. Churchill) / 17 ebenfalls unbek. Bäume (Würth-Paquet-Str. + E. Mayrisch-Sq.) / 35 Platanen / 92 Linden / 2 Silberlinden od. Sorbus aria (?) (J. Jaurès-Str.)

= 179 Bäume.

Natürlich kann man über die Notwendigkeit, diesen oder jenen Baum dieser langen Liste zu ersetzen, streiten, aber nur über eine Handvoll von allen oben angeführten. In fast allen Fällen handelt es sich um unschöne Lücken, die durch das Absterben der sich einst dort befindlichen und **dort eingeplanten** Bäume entstanden sind. Es gibt keinen Grund, warum diese Bäume nicht wieder ersetzt werden sollten. Je eher desto besser.

(ca. 1984)

Copyrighted material

Pauvres arbres eschois

L'année touche à sa fin. Elle a été dure pour nos arbres. Rappelons-nous les tempêtes de l'hiver dernier, puis le grand froid prolongé, suivi d'un été sans soleil, à quoi s'ajoutent les effets de « la pluie acide », dans nos forêts comme dans la ville. Le nombre d'arbres morts ou malades, au feuillage jauni avant terme, augmente partout de façon effarante. Il n'existe probablement plus de rue plantée d'arbres à Esch sans lacunes dans l'alignement des troncs.

Mais si en novembre 1982 encore, j'avais pu compter près de 200 (!) de ces lacunes enlaidissant les rues de notre ville, ce chiffre a été quelque peu réduit entretemps grâce aux efforts de la commune qui a fait planter de nouveaux tilleuls, platanes, prunus (e. a.). Malheureusement, le ou les cerveaux dirigeants de ces entreprises de « restauration verte » semblent tristement dépourvus de tout sens de proportion ou d'harmonie. Comment expliquer autrement leurs recours obstiné à ces arbres-allumettes, chétifs et malingres, ridicules parce que totalement disproportionnés dans les rangées de grands troncs (de tilleuls par exemple, comme c'est le cas rue Emile-Mayrisch?).

Qu'on n'invoque pas le coût supérieur d'arbres plus grands, car il ne s'agirait de toute façon pas de planter des arbres aussi vieux que de tels tilleuls, opération hors-prix en effet, mais simplement des troncs plus solides que ces « allumettes » fragiles qui ne cessent d'être cassées par les vandales et qui ne résistent ni aux maladies ni à la moindre sécheresse (périodes pénibles où on laisse d'ailleurs généralement dépérir les jeunes plants au lieu de leur venir en aide en les arrosant).

A la longue, il doit quand même revenir moins cher à la communauté de faire planter une bonne fois pour toutes des spécimens robustes plutôt que de mettre en terre des maigrichons archi-vulnérables, pour les enlever un an plus tard parce que morts, afin de les remplacer par une nouvelle série de moribonds. Pitié pour nos arbres, messieurs les responsables communaux! Cela fait peine à les voir périr saison après saison. Voyez seulement la rue Schuman, la rue Patton, ou bien le triste petit érable mort devant le grand pignon nu entre la vieille et la nouvelle route de Luxembourg, en bas de la rue E.-Mayrisch (et celle-là donc!). Dire que ce bébé-érable était censé « remplacer » un énorme saule-pleureur qui se dressait là, majestueux, et qui fut abattu bêtement lors des travaux municipaux au « Bourgârt »!

Mais ne nous attendons pas à de la sensibilité ou des égards pour les arbres chez les responsables des travaux publics! On n'a qu'à voir ce qui se passe du côté de « Âl-Esch ». Alors que les plans de la firme allemande prévoient expressément et insistent sur la nécessité d'intégrer les cinq grands acacias au nouveau quartier, on en a déjà enlevé un (ce qui fait beaucoup sur seulement cinq), et aucune précaution n'a été prise pour protéger les survivants! Or, l'indifférence, pour ne pas dire la brutalité des ouvriers à l'égard des arbres lors des travaux de réfection des rues (e. a.) n'est un secret pour personne; ainsi, dans

Copyrighted material

«Âl-Esch», du goudron a récemment été déversé au pied d'un des acacias. Par contre, à Luxembourg, lors des travaux municipaux près du lycée Robert-Schuman, les troncs des grands platanes y étaient entourés de lattes protectrices en bois. Pourquoi ne fait-on rien de semblable dans notre ville?

Des fois on dirait que les Travaux publics ne voient dans nos arbres que des obstacles à leurs projets, sans plus. Ainsi, il a fallu lutter véritablement pour sauver de l'abattage la belle allée de tilleuls rue Renaudin (qui mène au stade de la «Jeunesse»), alors que ces grands arbres donnent tout son cachet à la rue, au quartier de la «Hiehl», enserré par les terrains et bâtisses de l'industrie du fer.

Ainsi, les beaux ormes de la rue Würth-Paquet allaient être victimes d'un abattage précoce (comme l'avaient été ceux le long du square E.-Mayrisch en 1981 déjà), et ce n'est que grâce au Mouvement écologique, à l'échevin F. Schaack et au garde-forestier de la commune qu'une petite chance de survie (vaine, hélas) leur fut accordée avec l'aide de «toubibs d'arbres» venus d'Angleterre en 1984. Mais fin juillet cette année ne survécurent que deux (magnifiques) spécimens.

Bruissant de toutes leurs feuilles, leurs cimes lourdes, volumineuses semblaient vouloir compenser l'absence des autres arbres, morts et enlevés au fur et à mesure. L'un de ces deux derniers était particulièrement beau, parce que de plusieurs dizaines d'années plus jeune que les autres, d'où un feuillage éclatant de ce vert doré, lumineux, propre aux jeunes feuilles d'orme. Mais alors que, partout dans la ville, des arbres morts, nus et laids, eux, attendaient d'être enlevés, voilà que les responsables des Travaux publics, de toute évidence pressés d'en avoir fini avec ces ormes emm . . ., firent abattre les deux derniers dans toute leur splendeur le 30 juillet. Ils auraient pu les laisser terminer leur vie et l'été ensemble, non? Que risquait-on à laisser verdoyer encore quelques semaines, peut-être des mois, des années (?) au moins le jeune arbre? Il est permis de penser que vu sa jeunesse et sa belle vigueur, cet arbre-là aurait réagi plus positivement au sérum anglais. Bref, il est irritant de voir les ouvriers communaux s'attaquer à des arbres beaux et verts, quand, par ailleurs, ils n'ont que l'embarras du choix côté arbres morts à enlever.

Mais, même quand ils survivent aux maladies, aux travaux publics, aux sels de déneigement, aux vandales et aux riverains imbéciles, les arbres eschois ont souvent la vie dure faute de soins et pas seulement par temps de sécheresse. Trop de jeunes troncs le long des rues et dans nos espaces verts poussent à tort et à travers, courbés, tourmentés par les bourrasques, jusqu'à se casser un jour de suroît violent, comme nous en connaissons malheureusement tant aux époques où les branches sont alourdies de feuillage (par exemple au début du mois d'août cette année-ci). C'est que trop souvent, ces arbres sont mal attachés. Les liens qui les rattachent à leurs tuteurs se cassent vite et ne sont guère remplacés. Ou ils finissent par glisser le long du tronc qui, alors, se balance librement au vent (un simple clou fixant la corde au tuteur résoudrait ce problème). Ou le tuteur, lui aussi, finit par fléchir sous la force du vent. Bref, quand donc les jardiniers commu-

Copyrighted material

naux eschois se mettront-ils à ficher trois pieux en terre autour de tels arbres particulièrement exposés aux vents violents? (Qu'ils aillent voir à Luxembourg, place du Théâtre, ou à Diekirch, route de Vianden).

Vrai, ne savent-ils que mutiler nos arbres au lieu de les soigner? En effet, on n'a qu'à parcourir des rues comme la rue Jean-Jaurès, Karl-Marx, Emile-Mayrisch, ou s'arrêter devant l'école professionnelle rue Victor-Hugo, ou place de la Synagogue, pour mesurer l'ampleur des dégâts. Que de grands, beaux arbres réduits à des squelettes morts ou moribonds, à des silhouettes grotesques aux moignons tronqués, aux têtes difformes, disproportionnées par rapport aux gros troncs! Il est scandaleux qu'on ait laissé faire ces «émondeurs» (plus pressés de s'alléger la tâche que de traiter convenablement un arbre), vu que par deux fois déjà, ils avaient donné des preuves de leur incompétence. Ainsi, en 1976, sur 9 érables vis-à-vis du square E.-Mayrisch, il n'y en eut que deux à survivre à un émondage aussi brutal qu'insensé, et en 1982, un des grands platanes rue E.-Mayrisch, devant la maison de retraite, mourut de la coupe brutale de cette année-là, tandis que ses deux voisins languissent depuis, rabougris.

Espérons donc que l'émondage-saccage de février 1984 aura été le dernier de son espèce et que les responsables communaux prendront enfin à cœur leurs responsabilités vis-à-vis de la précieuse «vie verte» dans notre ville poussiéreuse.

Le Républicain Lorrain, 19 novembre 1985



Copyrighted material

S.O.S. pour un châtaignier (1)

Esch/Alzette, le 5 novembre 1988

Monsieur le Ministre de l'Environnement,

Par la présente je me permets d'attirer votre attention sur un très beau châtaignier qu'il faudrait essayer de sauver **d'urgence**. En effet, il est menacé par un projet de construction de garages (d'un immeuble à construire rue de Luxembourg à Esch-sur-Alzette).

L'arbre, d'une quarantaine d'années (?), occupe (et cela de façon très esthétique) l'espace entre les immeubles de la rue de Luxembourg, la Grand-rue et la rue de l'Ecole, c'est-à-dire, il se trouve derrière la Galerie d'art municipale et la brasserie «Falstaff» à côté de l'Hôtel de Ville. Il est le seul «poumon vert» du quartier et très apprécié par les riverains en tant que tel. Il héberge un grand nombre d'oiseaux, m'a-t-on dit, et son feuillage est bien la seule note claire et agréable au milieu des murailles qui l'entourent. Remarque personnelle: Au printemps dernier j'avais eu l'intention de photographier l'ensemble «bout de cime verdoyante dépassant les murailles» (de la rue de l'Ecole) pendant quatre saisons, afin d'utiliser ces quatre photos pour montrer l'importance d'un arbre dans une ville, dans les pierres et les murs d'une ville. Malheureusement je n'ai pas pu réaliser cette série de photos, et il se peut que je ne le pourrai jamais, vu que justement cet arbre est menacé.

Il devrait être possible de construire les garages en question de façon à l'épargner, mais les propriétaires du terrain semblent être fermés à tout argument d'ordre esthétique ou écologique, bien décidés à l'abattre... Une lettre du Ministre de l'Environnement les ferait cependant hésiter peut-être (?), de même que l'argument selon lequel la présence de cet arbre serait apte à «valoriser» leur immeuble à appartements.

En vous remerciant d'avance de votre intervention dans cette affaire **urgente**, je vous prie Monsieur le Ministre, d'accepter mes salutations les plus sincères,

Nelly Moia

Copyrighted material

S.O.S. für einen Kastanienbaum (2)

Esch/Alzette, den 5. November 1988

Lieber Herr [...],

Hiermit möchte ich Ihnen schwarz auf weiß die Gründe darlegen, weshalb es eine gute Sache wäre, wenn der schöne Kastanienbaum auf Ihrem Grundstück in der Luxemburger Straße verschont würde.

Ich war auf diese Sache hin angesprochen worden und als Mitglied des Escher „Mouvement Ecologique" u. a. finde ich sie schon einen Anruf und einen Brief wert! Ich hoffe auf etwas Verständnis Ihrerseits, da Sie ja ebenfalls die Natur lieben.

Es ist so, daß es möglich wäre, diesen ökologisch wichtigen und schönen Baum zu erhalten und trotzdem die gewünschten Garagen zu bauen. Man müßte bloß die Köpfe zusammenstecken und die Sache dementsprechend planen. Aber ein Minimum an gutem Willen muß „au départ" vorhanden sein! Ich kann mir schwer vorstellen, daß es ausgerechnet bei Ihnen fehlen sollte.

Die Gründe also, welche für ein Überleben-lassen des Baumes sprechen:

1) Er ist die einzige „grüne Lunge" des Viertels, er hilft, die Luftverseuchung abzubauen.

2) Er trägt sehr zur Schönheit eines unschönen Viertels bei, und „valorisiert" durch sein farbenprächtiges Laub alle Wohnungen, die ihn umgeben; auch Ihr späteres Immöbel könnte nur an Wert gewinnen durch die Gegenwart eines Baumes, wie dieser es ist. (Beim Wohnungsbau gehen Grünzeug und Geld gewöhnlich Hand in Hand.)

3) Die Anrainer der ihn umgebenden Straßen schätzen diesen Baum sehr und sind erschrocken über die Gefahr, die ihn nun auf einmal bedroht. Sein Fällen würde ihre Lebensqualität erheblich vermindern. Muß das sein?

Kurz, viele Leute wären Ihnen dankbar, wenn Sie sich die Sache überlegen und dem Baum eine Chance geben würden.

Mit besten Grüßen,

Nelly Moia

Copyrighted material

Auprès de mon arbre

«Auprès de mon arbre , «je vivais heureux», déclara le poète, ajoutant aussitôt qu'il n'aurait jamais dû le quitter des yeux...

Etait-ce l'histoire d'un châtaignier, de ce châtaignier qui se dressait majestueusement, pendant la belle saison, dans l'arrière-cour située entre un pâté d'immeubles, rue de Luxembourg et rue de l'Ecole à Esch?

Invisible pour les passants, cet arbre suscita les passions chez les habitants de l'endroit.

Des passions suivies de triomphalisme discret pour les uns, de dépit profond pour les autres.

Les faits: le châtaignier de belle taille qui s'épanouissait dans cette cour, masquait, dit-on «la grisaille et la laideur de certains bâtiments».

Pour d'autres, cet arbre devenait par trop envahissant. Les feuilles mortes qui tombaient sur les jardins avoisinants semblaient à d'aucuns une nuisance insupportable.

Mais ces choses auraient pu durer peut-être encore longtemps. La démolition d'une maison, rue de Luxembourg, allait retentir comme un coup de semonce dans ce petit îlot tranquille. Le promoteur de la nouvelle résidence devant s'élever à cet emplacement n'avait-il pas prévu de faire construire des garages... Et qui plus est, là où se dressait l'arbre?

En apparence, fausse rumeur et inquiétude injustifiée. Du côté de l'administration communale, de la police des bâtiments, le seul permis de bâtir accordé concerne une résidence, rien qu'une résidence.

De son côté , le promoteur affirme qu'il se bornera à exécuter ce qui lui a été permis, rien de plus... Et il ajoute également qu'il possède une maison rue de l'Ecole et que celle-ci, une fois abattue, permettra un accès vers la rue de Luxembourg, autrement dit jusqu'à la nouvelle résidence. Rien de plus effectivement que ce qui a été convenu et accordé par les services communaux.

Et l'arbre dans tout cela? C'est gênant! Le promoteur avoue qu'il se trouve presque au beau milieu de son chemin d'accès... Mais se présentant comme un homme ouvert au dialogue, prêt à la concertation, à la recherche de solutions, il semble que tout peut encore s'arranger entre partisans et adversaires du châtaignier.

Coup de théâtre! Quelques heures après ces déclarations apaisantes, pacifiques, on vit le châtaignier perdre ses branches et se retrouver réduit à une hauteur d'à peu près 3 mètres.

Si hier matin ce n'était pas (encore) tout à fait la fin de cet arbre, cette action sonne la fin du dialogue et d'un mythe... l'image du promoteur-écolo vient d'en prendre un sérieux coup.

J. P.

Le Républicain Lorrain, 19 novembre 1988

Copyrighted material

Der Kastanienbaum

An einem sonnigen Frühlingstag dieses Jahres leuchtete das prächtige, frische Grün seines hohen Wipfels wieder so schön über den alten Mauern, welche er seit einigen Jahren überragte, daß ich beschloß, ihn viermal im Laufe dieses Jahres zu fotografieren, einmal zu jeder Jahreszeit — im hellen Frühlingsgrün, im satten Sommerlaub, im puren Gold der herbstlichen Kastanie, und zuletzt als schwarzes Filigran auf der hellen Hausmauer hinter ihm. Die vier Bilder sollten den Wert eines solchen Baumes in einer Stadt, inmitten häßlichen Stadtgemäuers illustrieren.

Aber das Wetter machte mir mehrmals einen Strich durch die Rechnung, dazu die tägliche Hetze, durch die der Plan auf längere Zeit in Vergessenheit geriet. So verlegte ich ihn mir auf 1989. Und nun ist es zu spät. Der schöne ca. 40jährige Kastanienbaum wurde am letzten Freitag, dem 18. November, gefällt.

Er stand inmitten der Hinterhöfe zwischen der alten Luxemburger Straße in Esch und dem „Scho'lbierg", hinter dem „Falstaff" und der „Galerie d'art municipale". Sein hoher Wipfel war von der Großgasse aus sichtbar. Er mußte Garagen weichen, deren Bau geplant ist im Anschluß an ein zukünftiges, neues Hochhaus in der Luxemburger Straße. Es wäre möglich gewesen, den Baum zu erhalten und die Garagen trotzdem zu bauen, aber...

Die Bemühungen der letzten Wochen, um ihn zu retten, die Briefe, Telefonate, Interventionen, Bitten, Unterschriftensammlungen will ich hier nicht aufzählen. Politiker verschiedenster Couleur, der Escher Bürgermeister, der Umweltminister, die Bautenkommission, alle waren benachrichtigt worden, setzten sich (mehr oder weniger) für den Baum ein. Es war umsonst. Hierzulande darf ein Privatmann nämlich auf seinem Grundstück fällen und zerstören, was er will auch wenn ein solcher Baum einen hohen ästhetischen und ökologischen Wert besitzt, auch wenn er die einzige „grüne Lunge" des Viertels ist.

Im Ausland gibt es schon lange eine sog. „Baumschutzverordnung", die das Fällen solcher Bäume in einer Ortschaft von einer Genehmigung abhängig macht. In Luxemburg aber klafft noch immer eine Lücke in der diesbezüglichen Gesetzgebung! Wie lange noch? Müssen wir weiter darauf warten, bis es in den Gärten und Hinterhöfen unserer Städte keine Bäume mehr zu retten gibt?! Wie lange noch müssen umweltbewußte Bürger hilflos solchen Zerstörungsaktionen zusehen?

Die bornierte Mentalität, die dahintersteckt, möge folgender Auszug aus einem der oben erwähnten Telefongespräche veranschaulichen. Es wurde mit einer Person geführt, die leider viel zu sagen hatte in bezug auf den schönen, armen Baum:

„Kënnt én dé Bâm da net stôe lôssen? E misst jô net emgehâe gin,..."

„A firwâtt dann? Dé Bâm kënnt ewech!"

Copyrighted material

„Et misst jó âwer net sin, et kënnt é jô och die Garage bauen o'ni dass en emgehâe get…"

„Né, dé Bâm kennt ewech."

„En ass awer eso' schéin, 't wunne vill Villercher dran, en dass d'gring Long vum Quartier…"

„Dat ass egal, dé Bâm kënnt ewech."

„Di Leit ronderem hun e gär, se wäre fro', wann…"

„Dât si jô nëmme Portugiesen. Dé Bâm kënnt ewech. Ânerwärts gi jo och d'Bém ewech geholl"…(sic)

Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, schon wahr, d. h. die besten Argumente vermögen nichts gegen die Sturheit bornierter Gemüter, wohl aber kann dem Handeln der Dummen durch das Gesetz ein Riegel vorgeschoben werden! Mögen die Banausen von Umweltschutz denken, was sie wollen, aber Narrenfreiheit dürfen sie nicht genießen, wenn es um konkrete Eingriffe in unser natürliches und urbanistisches Patrimonium geht. Es muß endlich eine Baumschutzverordnung her, die diesem groben Unfug ein Ende bereitet.

Und in dem Zusammenhang (die Verantwortung der Politiker) muß auf einen anderen wertvollen und nun auch bedrohten Baum hingewiesen werden, dessen Schicksal nicht in den Händen von Privatleuten liegt, sondern in denen der Escher Gemeinde, nämlich die große Trauerweide neben dem LGE, die durch den Bau des neuen Lyzeums bedroht ist. Sie müßte erhalten und in den Neubau eingegliedert werden, z. B. in einen Binnenhof. Wie das Problem zu lösen ist, das ist Sache der Architekten. Dazu besuchen sie schließlich ihre Hochschulen. (*)

Man kann natürlich auch die Schultern zucken und finden, daß die Welt sowieso kaputt geht und es auf einen Baum mehr oder weniger nicht mehr ankommt; daß die Baumfeinde im Trend liegen und zeitgemäß handeln… Nur weiter so, dann wird sich bald die Asphaltwüste ausbreiten, die wie geschaffen ist für die „Menschen" der Zukunft, welche die Gentechnologen gegenwärtig vorbereiten. Es lebe die Harmonie zwischen den Lebewesen und ihrer Umwelt. Ist doch logisch, oder?

tageblatt, 26. November 1988

(*) Sie wurde gefällt.

Copyrighted material

Zum Thema Escher „Schlasspark"

Mit großem Interesse habe ich als Escher Einwohnerin den Artikel über den „Schlass-park" im „tageblatt" vom 20. 8. gelesen. Es gibt wirklich herrliche Baumriesen in dieser Escher Grünanlage, u. a. einen seltenen Tulpenbaum, im Frühling mit orangegelben Blüten übersät, sowie eine der prächtigsten und größten Blutbuchen des Landes, die mit ihren 5 m Leibesumfang unbedingt in das interessante Buch der Forstverwaltung „Arbres remarquables du Grand-Duché" gehört hätte; schließlich kommt ihre „Schwester", die Blutbuche aus dem Bofferdinger Altersheimpark, darin vor.

Was aber die zwei Sphinxe betrifft, so haben sie nicht nur unter „Auspuffgasen und saurem Regen" gelitten, sondern vor allem unter der Dummheit der Vandalen, die ihnen schon kurz nach Eröffnung des Parkes die Nasen und Brustspitzen abhieben; einer Figur wurde sogar der Kopf abgeschlagen.

Es ist ebenfalls bedauerlich, daß der anmutige Springbrunnen verschwunden ist. Warum eigentlich? An seiner Stelle dehnt sich nun ein verwahrlostes „Beet" von angeblichen Ziersträuchern aus ... Die Kinder hätten ihre Freude an dem Brunnen. Auch an den Durst und an das Badebedürfnis der Vögel in unseren Parks sollte öfter gedacht werden beim Anlegen von Grünflächen. So ist es z. B. sehr sympathisch, vor der



Copyrighted material

Fondation Pescatore in Luxemburg dem munteren Spritzen und Planschen der badenden Singvögel zuzuschauen, die in einer flachen Schale, umgeben von Sitzbänken, klitschnaß herumspringen, zum Vergnügen der Zuschauer.

Häßlich und sinnlos aber ist die große Asphaltfläche, welche die Mitte des „Schlass-park" ausmacht. Diese „Graufläche" gehört einfach nicht in einen Park. Wann wird hier endlich eine passende Grünfläche angelegt, mit Rasen, Blumenbeeten und mit schlängelnden Pfaden für radelnde Kinder?

Last not least müßte der Zugang zu diesem Park erleichtert, d.h. weniger lebensgefährlich gestaltet werden! In der Tat, den größten Teil des Tages ist es fast unmöglich, hier über die Luxemburger Straße zu gelangen, ohne Gefahr zu laufen, von einem Auto angestoßen zu werden. Zu den Hauptverkehrszeiten aber haben höchstens Schnelläufer eine Chance, das Unterfangen zu überleben! Besucher von Grünanlagen aber sind vorwiegend ältere Leute, Kinder und Mütter mit Kleinkindern. Für sie ist die gegenwärtige Lage eine Zumutung, denn kaum ein Autofahrer schert sich um den Fußgängerstreifen an besagter Stelle, die gefährlich breit (und ohne Fußgängerinsel) ist. Hier müßten unbedingt Verkehrsampeln für Fußgänger angebracht werden. [. . .]

tageblatt, 27. August 1988

(*) Die Blutbuche wurde 1995 gefällt.

Copyrighted material

Doppelt wertvoll, doch umsonst

Es gibt da in Esch einen Baum, der in doppelter Hinsicht wertvoll ist bzw. sein könnte, d. h., er ist erstens ästhetisch wertvoll und, zweitens, er könnte es pädagogisch sein, aber dazu wird man ihm nicht die Gelegenheit geben.

Erstens also: er ist schön. Ein mächtiger Stamm, eine weitausladende Krone, das leuchtende Grün seines Laubes — eine prächtige Trauerweide ist das, ehrwürdige 50 Jahre alt! Hinzu kommt die Eleganz, mit welcher der majestätische Baum sich in seine Umgebung einfügt. Am schönsten kommt diese Harmonie zur Geltung von der Ecke Spital- und Grabenstraße aus gesehen: jenseits der langgestreckten Grünanlage vor dem LGE füllt das helle Grün des Baumriesen die Lücke zwischen der Schule und dem ehemaligen Direktorhaus, ein leuchtender Tupfen Leben zwischen Stein und Stein. — Soweit, was die Ästhetik betrifft.

Zweitens, pädagogisch wertvoll hätte diese Trauerweide auch werden können, aber das wäre wieder einmal zu schön gewesen, solche Chancen läßt man sich hierzulande allemal entgehen. In der Tat, wo der Baum steht, da soll der LGE-Neubau hinkommen und, wen wundert's, ihm soll der Baum geopfert werden. Baum und Bau unter einen Hut, in einen Plan zu bringen, das ist nicht Luxemburger Art, dergleichen Akrobatien überlassen wir dem Ausland. Wann ist je in diesem Land ein Baum als ein Hindernis angesehen worden, wenn gebaut wurde? Weg damit, heißt es jedesmal, und damit ist das Problem gelöst. Auch hier.

Die Rettung dieser alten Trauerweide auf Schulgelände wäre aber von großem umwelterzieherischem Wert gewesen. Zur Abwechslung wären die Erwachsenen, der Staat, seine Architekten und Erzieher mit dem guten Beispiel vorangegangen, sie hätten nicht nur Theorie gelehrt, sondern durch Praxis überzeugt. Die Schüler/innen des LGE, denen Umweltschutz und -bewußtsein nur gepredigt wird, hätten dergleichen leibhaftig vor Augen gehabt. Ihr eigene, konsequent handelnde Schule hätte es allen stolz gezeigt, wie man's macht, wie man fortschrittlich und umweltbewußt plant und baut, wie man das Notwendige (die neue Schule), das Schöne (den Baum) und modernes Umweltbewußtsein harmonisch vereint und in die Tat umsetzt! Der ehrwürdige Baum hätte seine Krone hoch über einem lichten Atrium gewölbt, von kompetenter Hand harmonisch in den Neubau integriert. (*)

Nun, es ist möglich, daß das unmöglich war. Doch es befremdet, daß anscheinend niemand sich für den Baum eingesetzt hat, weder die angeblich so umweltbewußten Jugendlichen noch die Verantwortlichen jeden Grades. Oder doch? Dann jedenfalls in aller Diskretion! Als vergleichsweise vor ca. einem Dutzend Jahren die drei Kastanienbäume und die LHCE-Trauerweide einem Autobus-Parking weichen sollten, da organisierte die Schule den Widerstand, Unterschriften zugunsten der Bäume wurden gesammelt; sie blieben stehen. Zugegeben, ein Parkplatz und ein Neubau sind zweierlei, aber wenn schon so ein schöner, alter Baum Bauplänen zum Opfer fallen muß, so schockiert doch die allgemeine Gleichgültigkeit, in der er sang- und klanglos untergeht.

Copyrighted material

Es ist dies übrigens die letzte der alten Escher Trauerweiden auf gemeindeeigenem Boden in diesem Stadtteil. Schon 1972 fiel diejenige im Garten des Hauses Massard am Norbert-Metz-Platz, kurz danach der prachtvolle Baum zwischen alter und neuer Luxemburger Straße wegen der Bauarbeiten im „Burgaart" (er stand, wo heute jener nackte Giebel auf den täglichen Verkehrsstau am Ende der Emile-Mayrisch-Straße hinabblickt), und vor fünf Jahren machte man der großen Trauerweide den Garaus, welche (außergewöhnlich schön) den Schlußpunkt der langen Perspektive bildete, die durch das Einmünden der Emile-Mayrisch-Straße in die Grabenstraße entsteht. Wenn auch die LGE-Trauerweide gefallen ist, wird nur noch diejenige in Privatbesitz oben auf der Anhöhe der Emile-Mayrisch-Straße übrig sein.

Überall machen wir die Bäume kaputt. Da gibt es an erster Stelle die kranken und toten Opfer des sauren Regens, dazu die vielen, die unserer hemmungslosen Straßenbauerei weichen müssen.•Nun sollen auch noch sämtliche Obstbäume längs der Landstraßen verschwinden, der reinste Wahnsinn! (s. „t" vom 8. Februar 1989). Um uns auf Esch zu beschränken: erst letzten November fiel ein besonders schöner, großer Kastanienbaum dem skrupellosen Vorgehen einer Baufirma zum Opfer (s. „t" vom 26. Nov.), und Anfang dieses Jahres wurden die Bäume neben der St.-Joseph-Kirche gefällt (und nicht wieder ersetzt), während eine ganze Reihe schöner alter Straßenbäume das brutale, stümperhafte Zurückschneiden vor ca. 5 Jahren nicht überlebten, ganz zu schweigen von der Verwüstung des Lankholzerwaldes wegen „Voie Express" und Zubehör.

Es reißt nicht ab, denn die Gleichgültigkeit der meisten politischen Verantwortlichen spiegelt schließlich nichts anderes wider als die Gleichgültigkeit der meisten Wähler (allen Alters). Es ist eben leichter, seinen Namen unter eine Petition zugunsten des fernen Tropenwaldes zu setzen, als den Baum vor der eigenen Nase zu retten.

tageblatt, 5. August 1989

(*) P. S. 1998:
Der Architekt, Will Erpelding, war so freundlich, sein Bedauern schriftlich auszudrücken und mir mittels eines beigefügten Plans zu beweisen (?), daß es unmöglich gewesen war.

Copyrighted material

„Der Fluch der bösen Tat"

Er besteht bekanntlich darin, daß sie dauernd neue böse Taten zeugt, so daß des Bösen kein Ende ist, in diesem Fall der fortan unvermeidlichen, wiederholten Verstümmelungen der Linden in der Escher Jos. Wester und Robert Schuman Straße.

In den letzten Oktobertagen, also genau vor Allerheiligen, wurden die Äste der Linden hinter dem Alten Kirchhof wieder einmal radikal zurückgeschnitten. Das nackte Resultat war alles andere als ästhetisch. Warum in aller Welt diese Verstümmelung? fragten sich diejenigen Bürger, welche von den Banausen gerne als Baumnarren bezeichnet werden.

Eine telefonische Nachfrage bei den Escher Stadtgärtnern ergab folgendes: Vor einigen Jahrzehnten waren diese einst so lieblichen Bäume — man sehe sich ihre harmonische Silhouette z. B. in der Gen. Patton Straße an — einmal ganz rabiat zurückgeschnitten worden. Das hatte den Wuchs von völlig verkrümmten, viel zu zahlreichen und schwachen Ästen zur Folge, welche oft abstarben, bei starkem Winde brachen und zu Boden fielen. Es waren auch relativ dicke Äste dabei, die einen Menschen erheblich verletzen konnten.

Kurz: Es muß jetzt immer wieder brutal zurückgeschnitten werden, da die ursprüngliche Silhouette der Bäume endgültig zerstört ist, und immer wieder „Büschel" von leicht absterbenden Ästen nachwachsen. Solange man also diese Linden nicht völlig (!) entfernen und durch neue ersetzen will, müssen sie weiterhin zur Sicherheit der Passanten verstümmelt werden. Es handelt sich also um eine gerechtfertigte Verstümmelung (die das Sommerlaub glücklicherweise etwas maskiert). Schade trotzdem. Eine Lektion ist es hoffentlich für alle, die zu schnell zur Motorsäge greifen.

tageblatt, 18. Februar 1997

Copyrighted material

8. Esch/Alzette (Grünanlagen bes.)

Copyrighted material

Place d'Armes, Esch

Notre ville ne manque certainement pas de chaleur humaine, mais ce qui lui manque, c'est un cœur, un cœur de ville comme l'est la Place d'Armes à Luxembourg, agréable et ombragée, formée de terrasses de café où se retrouver et bavarder devant un pot de bière les longs soirs d'été, où regarder flâner les belles, les mères de famille avec leurs enfants, les messieurs à caniches.

Mais où imaginer seulement l'emplacement de la Place d'Armes eschoise?

La Place de l'Hôtel de Ville est devenue si bruyante que le kiosque de l'Harmonie Municipale y fait figure d'anachronisme. A propos, pourquoi ne donne-t-on pas davantage de concerts dans le calme du Parc Municipal avec sa jolie vue, le soir, sur les lumières de la ville et des usines? (Profitons du contexte pour rappeler à la mémoire de maint lecteur l'ancien kiosque chinois, vision fantastique, un peu folle, mais d'une grâce touchante, naïve, qu'on aurait dû préserver.)

Quant à la Place du Brill, elle n'est pas assez centrale. D'ailleurs elle fait plutôt lugubre, en dehors des heures de marché, avec son grand monument blanc et tout cet espace nu, morne. Il y faudrait de grands arbres, platanes ou châtaigniers aux cimes déployées qui meubleraient quelque peu cette place des pas perdus.

Restent deux emplacements possibles pour le songe que d'aucuns voudront bien faire avec moi.

Qu'en serait-il, malgré la présence à deux pas d'une rue très fréquentée, de la Place des Remparts? Ne pourrait-on s'imaginer le parking rectangulaire bordé de cafés où s'alignent actuellement des façades et des murs vides, cafés qui déborderaient en joyeuses terrasses sur la place? On y serait peut-être fort bien à l'ombre des grands arbres, pourvu qu'une „muraille verte" fût érigée du côté de la Rue Large et de l'Avenue de la Gare, et une autre plus étroite le long de la Rue du Fossé.

Cela rendrait l'espace réservé aux tables de café comme aux flâneurs plutôt exigu (?). L'emplacement cependant serait à peu près idéal: il y passe chaque jour la jeunesse estudiantine de la ville, pas mal de ménagères faisant leurs courses, et les dimanches les fidèles se rendant à l'église. On descend agréablement vers la ville de la Place des Remparts (et on y est préservé de la vision des fumées de l'Arbed). Mais malgré ces avantages, la place serait probablement trop petite et bruyante.

Or, voilà qu'on parle, comme d'une chose réalisable prochainement, de l'aménagement du quartier du Boltgen. Serait-il aberrant que d'y exiger une zone verte (qui ne se réduirait pas à quelques pauvres arbustes ou à trois arbres censés représenter « la nature »)?

Copyrighted material

Vue d'en haut, du Parc Municipal par exemple, Esch n'est que grisaille, une morne étendue d'ardoises sans un brin de verdure qui vienne égayer ce monochrome déprimant. De près ce n'est guère différent; qu'on songe seulement à la désolation du paysage pour qui débarque à la gare où, dans la poussière, le bruit, le trafic, pas un seul arbre n'offre son ombre, la beauté de ses branches vivantes.

L'administration a fait bien des efforts récemment en ce qui concerne nos quelques espaces verts. (A ce propos, espérons qu'elle saura compenser le ravage du parc de l'hôpital par un aménagement adéquat (plantation d'arbres) de ce qui restera de l'ex- «Spielwiese» après achèvement de l'annexe en construction.) Il ne faut pas non plus oublier qu'elle se heurte des fois auprès de la population à un manque de compréhension des plus tristes. Sans même mentionner les vandales avinés (ou non) qui brisent et mutilent les jeunes arbres le long des trottoirs, il y a ces braves gens qui exigent qu'on abatte (!) les arbres devant leurs portes afin d'être débarrassés de la «saleté» (sic) des feuilles mortes en automne. Il reste vraiment beaucoup à faire dans le domaine de l'éducation esthétique et écologique...

Mais quelque jolis que soient nos espaces verts actuels, il n'y en a pas assez. Or, parions qu'au lieu-dit Boltgen on ne fera — encore et toujours — qu'entasser des bâtiments. Ce serait pourtant l'endroit idéal pour notre Place d'Armes où il ferait bon retrouver ses amis à la fin d'un journée de travail ... et s'attabler à l'ombre des arbres, au bruit (pourquoi pas?) d'une fontaine. Rêvons-la, cette place charmante, car sans doute ne la verrons-nous jamais.

tageblatt, 19 novembre 1974

P. S. 1998:
Comme quoi il ne faut jamais dire jamais.

Copyrighted material

Die Ginkgos vom Galgenberg

Ihre Familie stammt aus der grauen Urzeit, aus einer geologischen Periode, die Hunderte von Millionen Jahre zurückliegt. Sie konnte dank der höchst ungewöhnlichen Form der Blätter ausgemacht werden, da diese auf Bäumen jüngeren Ursprungs kaum noch zu finden ist: einem gespaltenen Fächer vergleichbar, oder, prosaischer: Entenfüßen, worauf auch der ursprüngliche chinesische Name hinweist. Ein anderer lautet: Silber-Aprikosenbaum. Im alten China sagte man dem Ginkgo Schutz gegen Feuersbrünste nach, weshalb er oft in dichten Gürteln um Tempel und Paläste angepflanzt wurde. Seit dem letzten Jahrhundert grünen hochgewachsene Alleen von Ginkgos in den Vereinigten Staaten, und auch in Europa taucht er seither vereinzelt auf, z. B. stehen zwei hundertjährige, prächtige Ginkgos auf der Place de la République in Metz. Goethe besaß ein Exemplar in seinem Garten und hatte ihm sogar ein Gedicht gewidmet, das auf die Doppelform der Einzelblätter anspielt; der Schluß lautet:

„Ist es ein lebendiges Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines nennt?

Solche Fragen zu erwidern
Fand ich wohl den rechten Sinn,
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eines und doppelt bin?"

Im Escher Galgenberg-Park stehen zwei elegant gewachsene Ginkgos, im Herbst von einem besonders schönen, satten Gelb. Sie sind aber so leicht nicht ausfindig zu machen, obwohl sie in dem angeblich „erzieherischen" Teil des Parks stehen, dem sog. „Jardin expérimental et éducatif". Es fehlen nämlich noch immer, trotz mehrfacher Hinweise und Zusagen, die Namensschildchen vor den diversen interessanten Bäumen. Sollte der „erzieherische" Garten aber seine stolz verkündete Funktion erfüllen, so müßten dergleichen Schildchen den interessierten Spaziergänger über die Identität der schönen Bäume aufklären. Was aber ein Brideler Förster schon vor Jahren, längst eines Lehrpfades, realisierte, scheint für die Escher Gemeinde mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden zu sein.

tageblatt, 18. November 1978

P. S. 1998:

Goethes Verse waren für Marianne von Willemer geschrieben worden.

Prachtvolle Ginkgos stehen ebenfalls vor dem Hotel Grand Chef in Mondorf und ein großer, schöner Baum am Ausgang von Rümelingen (nahe der Grenze).

Copyrighted material

Raten Sie mal ...

... wo dieser anmutige Ting-Pavillon steht — oder vielmehr stand? In Peking oder in Schanghai? Ach wo, er stand einst im Park von Esch an der Alzette! Leider wurde er kurz nach dem Krieg abgerissen und, an derselben Stelle, durch das heutige, plumpe Unding ersetzt. Hin sind auf immer die weit ausschwingenden, graziös nach oben strebenden, spitzen Dachecken und die kunstvollen Verschnörkelungen des „chinesischen Märchenpalastes", der uns schon als Kinder faszinierte und uns eine erste Ahnung von der Schönheit fernöstlicher Architektur vermittelte. Der Phantasie der Kinder von heute hat der Escher Park leider keine solche „chinoiserie" mehr zu bieten.

13. Oktober 1979



(1930)

Copyrighted material

Die häßlichen Entlein

Es waren einmal zwei Entlein. Sie saßen in einem Park am Rande eines kleines Teiches und berührten sich sanft mit den Hälsen. Sie saßen dort, tagaus, tagein und erfreuten die Spaziergänger. Sie störten ganz sicher niemanden, denn die beiden Entlein waren aus Stein. Und doch konnte es sich irgendein frustierter Vandal nicht verkneifen, sie brutal zu köpfen, um damit wohl seine Stärke zu beweisen. Übrig geblieben sind zwei unförmige Steinklumpen — die Leiber — und in irgendeinem Keller die Köpfe. Seit sage und schreibe 4 Jahren glänzen diese Köpfe ziemlich auffällig mit Abwesenheit, weil nämlich niemand sich die Mühe macht, sie zu reparieren. Bereits im Januar 1973 hatte der Bürgermeister in einem Brief versichert, es würde etwas unternommen. Aber Versprechen kosten ja nichts.

Im Dezember desselben Jahres erschien im R. L. ein Artikel, der auf die noch immer fehlenden Köpfe hinwies. Resultat null.

Seit vier Jahren stehen also im Parc Laval zwei kopflose Entlein. Es gibt jetzt bestimmt Leute, die die Nase rümpfen und denken, daß ein Bürgermeister doch Wichtigeres zu tun hat, als nutzlose Entchen zu reparieren. Mag sein. Aber die Enten sind auf ihre Weise wichtig. In unserer allzu fortschrittlichen quadratischen und rechteckigen Welt sind solche Figuren wichtig, um uns vor totalem Stumpfsinn zu retten. Hier und dort eine solche Figur könnte Wunder wirken — sofern sie nicht demoliert ist. Auch Stein kann sehr lebendig sein. Ich hoffe, daß ich hiermit das Gedächtnis der Zuständigen etwas aufgefrischt habe, damit die Entchen nicht länger häßliche Entlein bleiben.

Mylène Rizzi (15)

tageblatt, 21. Mai 1977

Entenpaar

26. 8. 1994

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,

Hiermit möchte ich Sie nochmals auf das geköpfte Doppelmonster hinweisen, das nun schon mehr als zwei Jahrzehnte mitten im Lavalspark steht. Es handelt sich um eine früher sehr anmutige Skulptur von zwei Enten, die sich aneinander schmiegen, am Rande des viereckigen Wasserbeckens neben dem Schlößchen. Unzählige Kinder müssen schon an den kopflosen Rümpfen mit Vogelfüßen herumgerätselt haben. Haben denn noch keine Kindergärtnerinnen bei Ihnen den grotesken Steinklotz angeprangert? Warum wird das Unding denn nicht wenigstens entfernt?! Das wäre zwar die billigste Lösung, aber beschämend

Copyrighted material

für unsere Gemeinde. Es müßte möglich sein, eine(n) Bildhauer(in) ausfindig zu machen — ich denke da an Marie-Josée Kerschen z. B. — welche(r) die zwei Entenköpfe ersetzen würde. So schwierig (und teuer) kann das doch nicht sein.

In Erwartung der Dinge, die da geschehen müßten . . ., mit besten Grüßen,

Kopien an Herrn Jean Goedert, Stadtarchitekt, und an Herrn Paul Helbach; er besitzt noch ein Foto der intakten Skulptur, das einem Restaurateur die Arbeit erleichtern könnte.

Beiliegend Fotos der verstümmelten Skulptur.

P. S. 1998:

Auf diese Skulptur weisen weitere Briefe hin, vom 12. Dezember 1987, 2. September 1988, 26. August 1994 und 2. April 1996.

1996 od. 1997 wurden die Rümpfe entfernt . . .



Photo: P. Helbach

Copyrighted material

Kopflos

Ein „Symposium de sculpture“ wird von der Escher Gemeinde groß in Szene gesetzt, warum auch nicht? Bloß: Im Escher Lavalspark steht weiterhin unverändert, noch immer nicht restauriert, seit Jahren und Jahrzehnten den Gemeindeverantwortlichen allseits bekannt, das groteske, geköpfte Entenpaar (am Rande des viereckigen Teiches).

Die zwei kopflosen Rümpfe befremden die Parkbesucher, geben den Kindern Rätsel auf und verunzieren, was zu zieren sie einst geschaffen wurden als traulich sich aneinanderschmiegendes Entenpärchen.

Warum in aller Welt wird nichts in dieser Sache unternommen? Auch im Kulturjahr nicht? Wer das Geld hat, dieses Skulpturensymposium durchzuziehen, wird es sich doch auch leisten können, zwei neue Entenköpfe in Auftrag zu geben. Oder sogar die ganze Skulptur zu ersetzen. Oder aber den verstümmelten Steinklotz endlich entfernen zu lassen.

tageblatt, 21. Oktober 1995

P. S. 1998: S. Fotos

Zum Escher Kulturjahr

Geköpfte Enten

Nun verunziert das geköpfte Doppelmonster schon seit über zwei Jahrzenten den Lavalspark. Und keiner von unseren vielen Kulturbesessenen scheint sich daran zu stören!

Es handelt sich um die früher recht anmutige Skulptur von zwei sich aneinanderschmiegenden Enten am Rande des viereckigen Wasserbeckens neben dem Schlößchen. Ungezählte Kinder aus dem nahen Kindergarten müssen schon an den kopflosen Rümpfen mit Entenfüßen herumgerätselt haben. Ob noch keine der Kindergärtnerinnen den grotesken Steinklotz bei den Gemeindeverantwortlichen angeprangert hat? Warum wird das Unding denn nicht wenigstens entfernt? Das wäre natürlich die billigste Lösung, aber beschämend für unsere Gemeinde, erst recht im Kulturjahr (!)

Copyrighted material

Es müßte doch möglich sein, eine Bildhauerin oder einen Bildhauer ausfindig zu machen — ich denke da an Marie-Josée Kerschen — welche(r) die zwei Entenköpfe ersetzen würde. So schwierig und teuer kann das doch nicht sein.

Vielleicht aber gibt es die zwei abgehauenen Vogelköpfe noch irgendwo, im Keller des Schlosses oder in dem der Gemeinde. Es fehlt in Esch ja nicht an Gemeindearbeitern. Warum wird keiner von ihnen mit einer gründlichen Durchsuchung aller in Frage kommenden Räume beauftragt?

Kurz, die Escher sollen nicht nur Nägel mit Köpfen, sondern auch Enten mit Köpfen machen.

tageblatt, 28. Januar 1995

Copyrighted material

Traurige Helden

Jetzt habe er die Primeln- und Hyazinthenbeete schon zum dritten Male anpflanzen müssen, sagte mir der Stadtgärtner. Zweimal hintereinander habe eine Bande jugendlicher Vandalen die Pflanzen herausgerissen und zertreten, um sie anschließend in den kleinen Goldfischteich des Lavalsparks zu schmeißen. Es seien jedesmal wenigstens 200 Pflanzen zu mindestens 30 Fr. das Stück gewesen, von der langwierigen Kleinarbeit des Anpflanzens ganz zu schweigen.

Das mutwillige Beschädigen und Zerstören von Blumen, Sträuchern ist besonders gemein, insofern sie als Pflanzen besonders hilflos sind. Eine Maus vermag noch ihren Peiniger zu beißen. Aber die absolute Wehrlosigkeit eines schönen Baumes ist erschütternd. Doch gerade dieses stumme Gelähmtsein, dieses totale Ausgeliefertsein der Pflanzen scheint gewisse Kretins am meisten zu reizen, wie denn auch nach „fröhlichen" Wochenenden abgebrochene, junge Bäumchen am Straßenrand immer wieder Zeugnis ablegen von der abgrundtiefen Dummheit und primitiven Aggressivität, deren ein Mensch unter Alkoholeinfluß fähig ist.

In diesem Falle aber handelt es sich nicht einmal um Trunkenbolde. Die neue Schönheit der Frühlingsblüten genügte, um die Angriffslust der bornierten Kerle zu wecken.

Mit dem Rufe nach einer besseren Umweltschutzerziehung, nach einer heileren Welt ist es da nicht getan. Vorläufig müssen wir uns noch wohl oder übel in solchen Fällen auf repressiv vorbeugende Maßnahmen verlassen. So müßte die Zusammenarbeit der Stadtgärtner mit der Polizei es ermöglichen, farbenprächtige Neuanpflanzungen, welche die Vandalen offensichtlich als eine Art von Herausforderung empfinden, eine Weile besonders zu überwachen, bis daß der Reiz des Neuen, des Neuverbotenen sozusagen, nachläßt und somit die Angriffslust dieser Dummköpfe ebenfalls. Ihr Wissen um das jederzeit mögliche Auftauchen von Polizisten, um häufige polizeiliche Kontrollen also, würde die traurigen Helden garantiert etwas abbremsen in ihrem Tatendrang.

P.S. à propos Bäume: Warum nicht die vielen schönen Baumsorten im „Jardin expérimental" des Galgenbergs mit einem Namensschildchen versehen? Man will doch wissen, wie diese seltsamen Nadelbäume heißen, wenn man davorsteht!

tageblatt, 18. März 1978

P. S. 1998:

Ca. 300 Schildchen, die ich eine Weile danach der Gemeinde anbot (mit Beschriftung natürlich), wurden abgelehnt mit der Begründung, sie würden doch nur gestohlen oder kaputtgemacht . . .

Copyrighted material

Durch die Blume

Wer dieser Tage, gegen Mitte Oktober, über den Escher Friedhof geht, kann nicht umhin, die von frischen Blumen überquellenden Abfallkübel zu bemerken. Daß vor Allerheiligen die Gräber instandgesetzt werden, ist ganz in Ordnung. Daß aber noch durchaus frische, blühende, schöne Blumen in rauhen Mengen in die Abfallkübel gestopft werden, ist es nicht. Das verrät im Gegenteil eine erschreckende Blindheit für das Schöne (nicht nur der Blumen, sondern überhaupt), sowie eine ebenso erschreckende Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben. Immerhin dürfte ein Minimum von Gefühl für alles Lebende, Blühende einen Menschen dazu bewegen, seine paar Blumen mit nach Hause zu nehmen und ihnen noch einige Tage in einer Vase zu gönnen. Aber das ist anscheinend schon zuviel verlangt.

Und dabei wollen wir — unter ungleich größeren, d. h. wirklichen Opfern — unsere gefährdete Natur und Umwelt retten? Mit der Mentalität? Ist ja ein Witz.

Um zu den Friedhofkübeln zurückzukehren, tut sich in ihnen „durch die Blume" auch noch ein anderer unsympathischer Charakterzug kund, und zwar die frivole Einstellung zur Ware, was immer sie sei, die „Dropmëcher"-Mentalität des neureichen Luxemburgers, Wegwerfkonsument Nr. 1 im wohlhabenden Westen. Denn es werden nicht nur Haufen Blumen weggeschmissen, sondern dutzendweise gesunde Geranienstöcke, die ohne weiteres, d. h. mit einem Minimum an Pflege, überwintert hätten. Aber nein, der Neureiche kennt nur das verächtliche Wegschmeißen und im Frühjahr, das gierige Neueinkaufen — kaufen — kaufen — kaufen . . .

Und am 1. November werden die Gräber natürlich wieder reihauf reihab umzingelt sein von Pelzen, ganz, gleich, ob Null oder ob 20 Grad herrschen wird (wie damals, vor ein paar Jahren, als die Bepelzten schwitzten, was das Zeug hielt!).

tageblatt, 20. Oktober 1979

Copyrighted material

A wât ass dann?

Es gibt nichts Wehrloseres als eine Pflanze — sie schreit ja nicht einmal, wenn man sie verstümmelt, am Boden zertritt, ausreißt. Weshalb sie natürlich kein Mitleid erregt oder auch nur verdient. Im Gegenteil, dieser totale Mangel an Aufhebens von seiten der Pflanzen erleichtert ihre Zerstörung ganz ungemein, besonders nach Einbruch der Dunkelheit.

Das mögen sich auch die traurigen Helden gedacht haben, die dieses Jahr wieder einmal ihre überschüssige Dummheit an den eben erst gepflanzten Bäumchen der Place Churchill abreagiert haben (wohlgemerkt, an Bäumchen, die zum Teil die Opfer des letzten Jahres ersetzen sollten!). Es ist leider anzunehmen, daß es sich dabei nicht um Betrunkene, sondern um gewisse jugendliche Kretins handelt, die sich in dieser Gegend des öfteren durch Vandalenakte hervortun (s. Schulbusunterkunft, d. h. da ist eben nichts mehr zu sehen …), Dummköpfe, die anscheinend weder in der Schule noch je zuhause etwas von Umweltschutz gehört haben.

Aber wie sollten sie auch, wenn man bedenkt, welche Mentalität in so manchem trauten Heime herrscht — und das sind dann keineswegs nur Slums oder verpönte Gastarbeitersiedlungen. So berichtete mir eine Bewohnerin des Cinquantenaire-Viertels von Nachbarskindern, die dort in kürzester Zeit 7 von 9 jungen Kastanien einer Grünanlage kaputt gemacht hatten; auf nachbarliche Vorhaltungen hin aber erwiderten die Eltern besagter Lümmel nur arrogant: „A wât ass dann? Määr hu jo eng Assurance!".

„Määr sin och kräizdomm", hätten sie weiter erläutern können, wenn ihre Reaktion noch einer solchen Erläuterung bedürfte. Das sind dann dieselben Leute, für die „Umweltschutz" sich darauf beschränkt, jedesmal fürchterlich zu zetern, wenn ein Hundehäufchen den sakrosankten Bürgersteig verunziert, oder wenn Herbstblätter gefegt werden müssen (oh Zumutung!). Weshalb diese Naturfreunde dann ins Stadthaus stürmen, um den Gemeindeverantwortlichen wütend vorzuwerfen, „dreckige" Bäume längs der Straßen anzupflanzen (!). Sollen sie doch in Betonsilos abwandern — wer würde sie und ihre ungezogenen Sprößlinge schon vermissen?

tageblatt, 19. April 1980

Copyrighted material

Pas d'abri au Vieux Cimetière

Esch, le 14 janvier 1986

Au Collège Echevinal Esch/Alzette

Monsieur le Bourgmestre, Messieurs les Echevins,

Par la présente je tiens à attirer votre attention sur le manque de tout abri contre les intempéries au cimetière Saint-Joseph. Ce cimetière est fréquenté en grande partie par des vieilles gens qui viennent fleurir, nettoyer, soigner les tombes de leurs proches, ce qui signifie souvent, à cet âge-là, un certain travail fatiguant. Autrefois une belle allée d'arbres (l'allée centrale) fournissait de l'ombre bienfaisante pendant les chaleurs de l'été; aujourd'hui, c'est le désert tout au long de l'allée centrale, où le soleil peut taper dur en été. En outre, pas le moindre abri ne protège les gens contre les orages, les averses, les pluies violentes qui peuvent les surprendre en plein cimetière, c'est-à-dire loin de tout abri, de façon fort inattendue. Hier, j'ai vu, sous une tempête de grêle, des petites vieilles s'abritant péniblement avec leurs parapluies secoués et retournés contre les quelques troncs d'arbres assez grands qui ont survécu par-ci par-là. Après la rafale je les entendais, et à raison, se plaindre de l'absence de tout abri. Il y a de la place pour au moins *un* tel abri, au milieu du cimetière, dans l'allée transversale, (peut-être près de l'entrée latérale).

Dans l'espoir que vous accorderez à ce problème l'attention qu'il mérite, je vous remercie, Messieurs, de tout ce que vous voudrez bien décider pour le résoudre,

N. Moia

Mademoiselle,

Nous accusons réception de votre lettre du 14 janvier 1986 et nous nous permettons de vous informer que le problème de l'abri, mentionné dans votre lettre, sera résolu par l'aménagement d'un espace couvert intégré dans la chapelle ardente. Ledit projet sera réalisé au cours de l'année '86 et sera intégré dans le jardin situé entre le cimetière et la rue de l'Hôpital.

Quant à l'aménagement d'une allée d'arbres nous ne disposons actuellement pas de bandes-vertes qui conviennent à la plantation d'une allée d'arbres. Néanmoins nous nous efforcerons de transformer à moyen terme le cimetière St Joseph en un parc-cimetière.

Veuillez agréer, Mademoiselle, l'expression de ma parfaite considération.

Le bourgmestre

P.S. 1998:

La chapelle ardente est trop à l'écart pour être vraiment utile comme abri.

Copyrighted material

Kein Wunder

Kein Wunder, daß sich auf dem Escher St.-Joseph-Friedhof („Ale Kiirfecht") wieder Vandalen ungestört austoben konnten (s. „t" vom 14. Juli). Zu diesem Friedhof hat ja jederman freien Zutritt Tag und Nacht, die Gräber sind mithin den Vandalen nachts völlig schutzlos ausgeliefert.

Zwar werden jeden Abend die zwei großen Eingangspforten an den beiden Enden der Hauptallee verschlossen, was besser ist als gar nichts, aber was nützen diese hohen, schmiedeeisernen Gitter schon viel, wenn ein paar Meter weiter um die Ecke, vom Parking St.-Joseph aus, ein anderer Eingang weiterhin offen bleibt? Überdies kann man ohne weiteres über das niedrige Mäuerchen am Ende des Parkings gehen — nicht einmal steigen! — um problemlos in den Friedhof zu gelangen, 24 Stunden auf 24. Es ist auch nur um ein weniges schwieriger — und für junge Kerle ist es das überhaupt nicht — noch an andern Stellen über die Friedhofsmauer zu steigen.

Es ist unverantwortlich von der Escher Gemeinde, diesen Friedhof nachtsüber den Vandalen förmlich auszuliefern. Ein Escher Bürger und Steuerzahler hat ein Recht darauf, daß sein Familiengrab angemessen geschützt wird von den Behörden, in anderen Worten, auf die St.-Joseph-Friedhofsmauer gehört ein hohes Stangengitter, so wie es aus früheren Zeiten noch an der Rue du Fossé besteht. Natürlich könnte das nicht alle Diebstähle verhindern, deren ja auch am hellichten Tag begangen werden, Blumenschmuck verschwindet ja immer wieder. Aber wirkliche Vandalenakte werden im Schutze der Dunkelheit ausgeführt, und da würde ein hohes Gitter nachts so manche, wenn nicht alle „would-be"-Vandalen davon abhalten, in den Friedhof einzudringen. Nochmals: Zur Zeit brauchen sie nicht einzudringen, sie brauchen nur hineinzuspazieren, auch nachts.

Was Jugendliche auf Rädern (ob Fahrräder oder Rollschuhe) betrifft, so können sie nicht nur zu abendlicher Stunde schön lästig werden auf dem alten Escher Friedhof. Wer hindert sie schon daran?

tageblatt, 29. Juli 1998

Siehe auch „Mitschuldig" (30. 9. 1997 – Zeitung v. L. V.) und „Unfug auf dem Friedhof" (28. 11. 1981 – tageblatt)

Copyrighted material

Der alte Friedhof

Hunden ist der Zutritt verboten. Das Verbot ist verständlich, aber ... ich habe noch nie Hunde gesehen, die im Escher St.-Josephs-Friedhof auf den Gräbern herumtollten, laut kreischend und lachend den Friedhof durchquerten oder (mal allein, mal in Gruppen) die Allee auf ihren Fahrrädern hinabpreschten.

Ebenfalls sind es nicht Hunde, die auf Proteste ungebührlichen Treibens hin den überwiegend alten Leuten, die ihre Familiengräber pflegen, Frechheiten und Plastikflaschen an den Kopf werfen oder Grabschmuck stehlen und beschädigen. Das alles ist das Werk zweibeiniger Vandalen, dummer Jugendlicher, ungezogener Kinder.

Da es in diesem Friedhof keinen Wächter gibt und das hohe Schutzgitter auf der Mauer entfernt wurde (im Gegensatz zu demjenigen des Lallinger Friedhofs, s. Escher Gemeinderatsbericht vom 1. 7. 96), sind die Gräber und ihre Besucher dem frechen Treiben schutzlos ausgeliefert. Ein Schild am Eingang verbietet Hunden den Zutritt, dabei gehen sie sittsam an der Leine neben ihren Herrchen und Frauchen, machen keinen Krach, machen nichts kaputt, stören die Trauer der Menschen nicht. Den Kindern und Jugendlichen von heute aber sagt anscheinend niemand mehr, was ein Friedhof ist und wie sie sich dort zu benehmen haben.

Auch die wildesten Rangen meiner Generation, auch die ausgelassensten Lausbuben hätten nicht im Traume daran gedacht, sich auf einem Friedhof so zu benehmen, wie das heute gang und gäbe ist.

tageblatt, 5. Dezember 1996

Copyrighted material

Pour la sauvegarde du Parc Laval

Il existe une pittoresque expression anglaise — «voter avec ses pieds» — qui s'applique aux citoyens mécontents qui partent. Incapables d'arrêter la dégradation de leur ville ou de leur quartier, ils les quittent pour un endroit dont la qualité de vie leur semble meilleure.

N'est-ce pas là ce qui se passe avec notre commune aussi? Voilà des années que la population d'Esch diminue du fait que ses habitants, par milliers, s'en vont vivre ailleurs. Pourquoi nos édiles n'ont-ils encore jamais organisé une enquête sur les raisons qui poussent ces gens à partir? Auraient-ils peur du résultat? On les comprend. Ainsi, je connais plusieurs Eschois(es) qui rêvent de partir, enviant ceux qui y ont réussi et qui habitent aujourd'hui des communes, où la qualité de vie n'est pas qu'un slogan politique.

Vrai, des fois on dirait qu'ils le font exprès, nos édiles, vu leurs initiatives taillées sur mesure pour aigrir et exaspérer leurs concitoyens et, donc, pour fabriquer en série des «fugitifs» potentiels et peut-être réels. On n'a qu'à se souvenir de leur projet insensé d'une disco au «Gâlgebierg», initiative qui avait évidemment horrifié les riverains de la «Schneier» et tous les amis de la nature. Ouf, on avait réussi à étouffer la chose dans l'œuf. Mais l'incroyable dépôt d'ordures au «Bourgronn» a bel et bien été réalisé, même s'il a ensuite fallu y mettre une fin abrupte (après avoir dépensé pas mal d'argent et saccagé un si joli coin de verdure). En outre, on a immédiatement permis la construction d'un grand édifice (salle de réunion + parking) dans ce même pauvre «val fleuri», jadis si paisible, aujourd'hui envahi par une circulation intense due à cet édifice. C'est que l'infrastructure liée à ce genre de choses, c'est là le moindre souci de nos donneurs de permis de construire...

Passons — pour l'instant — sur la Chapelle ardente construite au beau milieu des jardins potagers des riverains, passons sur les beaux vieux arbres mutilés et massacrés le long de nos rues par des ouvriers communaux mal dirigés et mal surveillés, passons sur cette saleté de styropore qui pollue la belle région de l'«Ellergronn» (suite à la permission de construire dans cette zone!). Venons-en à la dernière en date de ces initatives désastreuses si chères à nos dirigeants communaux.

Il s'agit cette fois-ci de mutiler le vénérable parc Laval au profit d'une espèce de piscine avec «Liegewiese/Rummelplatz» collée aux habitations des riverains, une situation dont aucun des responsables du projet, y compris les architectes, ne voudrait chez lui, sous ses propres fenêtres, pas plus que de la circulation entraînée par la présence d'une telle piscine dans le quartier. N'est-ce pas, messieurs?

Si oui, permettez-moi de vous proposer un autre endroit pour votre piscine, à savoir le long et large rectangle de la rue Nic.-Biever (où habite un de nos échevins que mon idée enchantera certainement). Il suffirait de transplanter quel-

Copyrighted material

ques arbres encore jeunes, et de diminuer de moitié les deux rues parallèles fort larges qui y longent une pelouse (qui serait sacrifiée en partie). Il y a à proximité une piscine couverte, celle du LHCE, qu'on pourrait facilement relier à la nouvelle et utiliser sans problèmes en été pendant les grandes vacances. Pas vrai?(!)

Et pendant qu'on y est: pourquoi pas le square Emile-Mayrisch, si superflu vu qu'il est seulement beau? A proximité des écoles, comme une piscine y serait pratique, et il y aurait plein d'espace pour une plage. Mais j'oubliais: un «gros» socialiste y habite, raison suffisante pour que ce joli square-là soit épargné. Ouf! Sinon...!

En effet, la seule idée d'une mutilation du parc Laval, ce bijou de jardin public aux dimensions si parfaites, si harmonieuses — cette idée-là est si monstrueuse et choquante que, la réaliserait-on, tout, mais alors tout deviendrait possible et plus rien ne serait à l'abri des projets les plus aberrants. Le ministre de l'Environnement n'aurait plus qu'à prendre son chapeau, après avoir dissous son ministère. De même pour le Service des Sites et Monuments.

Je me suis promenée hier dans ce petit parc, par un de ces après-midi d'octobre ensoleillés, dorés. De vieilles dames y promenaient leurs teckels, paisiblement, des enfants jouaient sur l'aire de jeux récemment aménagée, et des groupes de jeunes femmes poussaient en bavardant leurs landaus autour de la grande pelouse (qui serait sacrifiée au projet de dingues en question). Cinquante arbres seraient abattus! Ils étaient là, dans toute leur splendeur automnale... Qu'il est donc élégant, ce petit parc avec son allée de vieux châtaigniers, sa fontaine, son mini-château et ses promenades — quel ensemble parfait! Bons dieux, si tout cela n'est pas digne d'être protégé, d'être préservé intact, tel quel, qu'est-ce qui le mérite? A quoi bon avoir un ministère de l'Environnement, si l'on peut toucher au parc Laval?

Notre système de morale ne connaît pas — fait significatif — de crime contre la beauté, sinon on devrait dénoncer comme criminel tout projet visant à mutiler ce parc, sans même mentionner la valeur écologique de cette oasis verte située dans un quartier d'une nudité désolante, rue après rue, et longé par une artère à circulation intense (bruyante, puante et poussiéreuse).

Ces aspects de la question, les arguments les plus raisonnables d'ordre écologique et esthétique, ils vous ont été exposés patiemment, messieurs les responsables communaux; en vain, car la beauté, la nature, un arbre, ce sont pour vous des valeurs incompréhensibles. Vous êtes bien les dignes représentants de cette masse d'indifférents, dont l'un a répondu à la sollicitation de signer la pétition en faveur du parc, pour sauver les arbres: «Déi si mär dach égal!» (sic). Voilà bien la mentalité qui se développe de plus en plus dans notre ville, encouragée par vous autres hommes politiques, parce que c'est elle justement qui rend possible des projets aussi barbares.

Mais si la masse est insensible à la beauté, qu'en est-il de sa réaction au coût de la chose? Il serait au bas mot de 350-400 millions. Et l'on ose prétendre que c'est la modernisation de l'actuelle ERA qui coûterait «trop cher» (!). Mais ce qui

Copyrighted material

m'a surtout choquée dans ce contexte, c'est qu'on n'a pas hésité à gaspiller 1 250 000 FLUX pour un concours d'architectes englobant le malheureux parc bien avant que cette question n'ait été réglée! Avant de connaître les résultats d'une étude d'impact, avant d'avoir soumis le projet aux habitants du quartier, ceux qui se veulent si «dialogfreudig» ont disposé du parc comme s'il s'agissait de leur propriété privée! Mais il n'y a pas que ce concours aussi coûteux qu'inutile, il y a mieux...

Il y a la fameuse Chapelle ardente! On a enfreint la loi pour plaquer cet édifice en plein dans une charmante zone verte derrière la rue de l'Hôpital, faisant la sourde oreille aux contre-arguments les plus sensés. C'est qu'il y avait quand même un autre endroit à proximité du cimetière, où on aurait pu ériger cette chapelle, à savoir l'ancien terrain de l'horticulteur Krier. On a préféré le transformer en parking hideux, véritable «Asphaltwüste» que ne rachètent pas les quelques arbres et arbustes qu'on y a rajoutés. Or, pourquoi ce parking? Mais pour les futurs baigneurs de la future piscine dans le parc «aménagé»! Voilà pourquoi on n'a pas voulu construire la chapelle de ce côté-là du cimetière! Une rue pour piétons a déjà été prévue derrière les maisons de la rue Large, censée déboucher en face de l'entrée du parc, où un pont pour piétons a également été prévu... «Mer hun et jô!» — surtout à Esch, n'est-ce pas?

Au fou! Ce projet insensé doit être stoppé. Touchez pas à notre parc! Et que tous les Eschois, pour qui la qualité de vie dans notre ville et la beauté d'un arbre signifient encore quelque chose, ne tardent pas à signer la pétition en faveur de la sauvegarde du parc Laval. Des listes se trouvent dans plusieurs magasins eschois, e.a. dans les environs du parc.

Le Républicain Lorrain, 3 novembre 1981

Copyrighted material

Die 30 Bäume des Herrn W.

Es sind gar nicht seine Bäume, aber er redet daher, im Escher Gemeinderat, als wären sie's; er würde sie nämlich ohne viel Federlesens fällen lassen, wenn sie seinen Rummelplatz-Plänen im Wege stünden...

Die Unglücklichen wachsen und grünen seit etlichen Jahrzehnten im Escher Lavalspark, der nun verstümmelt werden soll zugunsten einer Vergrößerung der Badeanstalt. Erst nachdem (!) über besagte Vergrößerung mit Verstümmelung abgestimmt worden war, wurde die Bevölkerung informiert, und seither streitet man sich über die Zahl der Bäume, die da einer Terrasse mit teils offenem Schwimmbad weichen sollen.

Es geht aber nicht nur um die Bäume, ob ihrer „nur" sechs oder gar sechsundzwanzig weichen müssen. Es geht um das Wesen von einem Park (besser gesagt: einem öffentlichen Garten, Jardin public) einerseits, nämlich eine Oase der grünen Stille im Lärm und Staub einer Stadt, und andererseits um den **damit unvereinbaren** Einbruch von Lärm, den das geplante Projekt für die Leidtragenden mit sich bringen wird: für die Anrainer und für die stillen Spaziergänger (ältere Leute mit und ohne Hund, Mütter mit Kleinkindern, ruhesuchende Naturfreunde). Der Lavalspark ist schon nicht groß und zudem die **einzige** Grünfläche weit und breit — (abgesehen von der kurzen Allee hinter dem alten Friedhof) — zwischen den noch zu verbauenden „Nonnewisen" im Norden und dem Galgenberg im Süden oberhalb der Stadt.

Es ist ein lieblich angelegter Park mit prächtigen Bäumen, aber zusehends verwahrlost, weil die Gemeinde nicht genug Überwachungspersonal einstellt für die Escher Grünflächen (und überdies die Umzäunungsgitter entfernen ließ). Die große, sattgrüne Rasenfläche ist zum zertrampelten Fußballplatz verkommen; Fehlschnitte an dem „Grünen Pelz" des Schlösschens haben große Flächen verdorren lassen; das dekorative Grünzeug des Fischweihers wurde entfernt (arme Fische im kahlen Steingefängnis!); der größere Weiher ist seit längerer Zeit leer; die anmutige Entenskulptur wurde zerstümmelt und entfernt... Und jetzt wird also ein Teil des Gartens zum Rummelplatz mit lauter Terrasse an sonnigen Abenden.

Mir tun die Leute so leid, die ihre Häuser und Hintergärten neben der Rückseite der Badeanstalt haben, wo die Terrasse hinkommen soll. Wahr ist's: es sind dies weder der Herr W. noch der Escher Bürgermeister noch die anderen Mitglieder des Gemeinderats oder der Architekt der Parkverstümmelung. Die würden sich bedanken für die neue Nachbarschaft! Und von den vielen, die das neue Bad-im-Park begrüßen werden — wen schert da die Lebensqualität der Anrainer oder die Trauer, die alle diejenigen empfinden, denen der stille, grüne Park lieb und wichtig war?

Aber sie haben in dieser Gemeinde herzlich wenig zu sagen. Gewisse Politiker aber (denn es gibt sie nicht nur in Esch) werden es noch einmal so weit bringen, daß in der Petrus ein Disneyland eingerichtet wird. Und ihre vielen Anhänger werden begeistert sein. Hie Vergnügungspark! Nieder mit den langweiligen Bäumen!

Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek, 5. August 1998

Copyrighted material

Le saule et les peupliers

Esch/Alzette, le 5 mars 1989

Monsieur (*),

Dans le contexte de vos projets d'un nouveau « Cactus » rue de Luxembourg à Esch, je me permets d'attirer votre attention sur un groupe de trois arbres qui risquent d'être abattus au cours des travaux. Ce serait dommage, car il s'agit d'un ensemble fort joli de trois grands spécimens, dont l'emplacement à la sortie de la rue Jean-Pierre Michels ajoute encore à l'effet décoratif du trio. Ci-joint une photo que j'avais prise il y a deux ans déjà, frappée par cette belle filigrane à la fin de la perspective pour qui descend la rue J.P. Michels vers la rue de Luxembourg.

Des amis de la nature eschois m'ayant fait part de leurs craintes à ce sujet, je me suis souvenue de votre compréhension sympathique pour des questions analogues que je vous avais soumises dans le temps et reviens donc à la charge pour ces trois arbres... Il se peut d'ailleurs que vous n'ayez nullement l'intention de les faire abattre, ne serait-ce que parce que le trio embellira l'aspect du futur « Cactus ».

En vous remerciant de votre attention, je vous prie, Monsieur, d'accepter mes salutations les plus sincères,

Nelly Moia

P.S.

Pour faire bonne mesure, permettez que je vous recommande en outre les six grands peupliers aux abords de l'ex-propriété Buchholtz (dont la maison vient d'être démolie) en bas de la colline du Cactus-Mondercange. (Ceci purement par acquis de conscience resp. pédanterie, car je ne vous vois vraiment pas donner l'ordre d'abattre de tels arbres).

(*) Paul Leesch

P.S. 1998:

Aber dann ist er ziemlich plötzlich hier aufgetaucht, hat Pläne ausgebreitet, und wir sind schnell zur Baumgruppe hin, die er unbedingt erhalten wollte, (die Gemeinde anscheinend ebenfalls). — Siehe Fotos.

Copyrighted material

Baum-Trio Cactus

Esch, den 3. Mai 1990

Lieber Herr K . . . (*)

A propos schützenswerte Bäume, kann ich Ihnen auch noch diese schöne Baumgruppe * an der Luxemburger Straße unter die Fittiche schieben? Besonders das Trio (zwei Pappeln und eine Weide) ist sehr pittoresk am Ende der Perspektive, wenn man die J. P. Michels Straße hinabfährt auf die Luxemburger Straße zu. Schade übrigens, daß die Plakate nicht etwas weiter rechts von der Gruppe aufgehängt werden, wo man sie schließlich genau so gut sehen könnte.

Diese Baumgruppe ist so ziemlich das einzige schöne Element an dieser Ein/Ausfahrt unserer Stadt (dann noch die paar Bäume, bes. der 1 große, übriggebliebene Kastanienbaum vor der Kirche). Es müßte alles daran gesetzt werden, daß diese Baumgruppe nicht im Rahmen der Cactus-Baupläne plötzlich umgehauen würde. Im Verein mit den Herren J. Goedert und R. Fiegen können Sie das vielleicht verhindern. (An Herrn P. Leesch habe ich schon geschrieben. Keine Antwort bislang . . .)

Mit besten Grüßen,

N. Moia

Beiliegend 4 Fotos.

(*) Stadtgärtner.

Copyrighted material

Pro und contra Supermarkt

Wenn das Wohl der Kunden das höchste Gebot der Handelsleute ist, so überzeugen die Argumente der Einzelhändler gegen die Supermärkte eben jene Kunden kein bißchen. Es ist nun einmal ungleich praktischer und vorteilhafter, in einem Cactus einzukaufen, und der Mensch tut seit jeher, was ihm am leichtesten fällt.

Trotzdem werden eine Reihe unverwüstlicher Tante-Emma-Läden ihre Kunden behalten. Ich denke dabei an die unnachahmliche „Joffer Betty" in der Escher Bahnhofsavenue, deren Kommentare zur Escher Aktualität (inkl. der portugiesischen) einen Besuch im Cactus jederzeit aufwiegen, nicht zu reden von ihrem einmaligen, selbstgemachten Kachkéis, oder den Eiern, bei denen man als Tierfreund wenigstens die Garantie hat, daß sie von Hühnern stammen, die noch frei auf einer grünen Wiese kratzen und in die Sonne blinzeln durften, statt in Legefabriken zu Tode gequält zu werden. Und wo finden Sie heute noch eine derartige Auswahl herrlicher, selbstgemachter Konfitüre oder gar, man höre und staune, zum rechten Zeitpunkt Töpfe „Quetschekraut"? Aber abgesehen von solchen Leckerbissen werden Bürger, denen ihre Stadt ans Herz gewachsen ist, sich nie ganz den Supermärkten verschreiben. Den gemütlichen Plausch mit altbekannten, ortsansässigen Geschäftsleuten kann kein Cactus bieten.

Trotz alledem — die Vorzüge der Supermärkte sind unbestreitbar und evident (s. den Leserbrief im „tageblatt" vom 11. August). Weniger bekannt ist die überraschend sympatische Einstellung der Cactus-Direktion in Sachen Umweltschutz.

So wird im Winter auf den Parkplätzen nie das vegetationsschädliche Salz, sondern nur Sand und Kies gestreut. Plastiksäcke werden nur ausnahmsweise an den Kassen verteilt, sondern statt ihrer aus ökologischen Gründen Papiertüten. Auch werden, der Cactus-Direktion zufolge, die meisten Produkte, welche künstliche Bestandteile enthalten, verworfen, das Obst und Gemüse dauernd auf Pestizidespuren geprüft, sowie eine Reihe Produkte verkauft, die auf keinerlei künstliche Weise behandelt wurden.

Zuletzt sei die rezente Begrünung des neuen Parkplatzes in Lallingen hervorgehoben (wie sie leider bei Anlegung der Asphaltwüste hinter dem neuen Spital verpaßt wurde). Es handelt sich immerhin um nicht weniger als 104 Tannen, darunter 2 Silbertannen und viele Nordmann- und Douglas-Tannen, alle 1 bis 2 m hoch und kerngesund, sowie um 15 hohe ahornähnliche (?) Laubbäume, etwa 3 bis 4 m hoch.

Zwar war mir die frühere, weite, grüne Wiese und die prächtige Doppelreihe hoher Weiden voller Rabenschwärme lieber als alle Cactusse, aber die waren ja von vorneherein zum Untergang bestimmt; die Bäume sind ja auch auf der gegenüberliegenden Straßenseite gefallen (nur einer ist übriggeblieben).

Copyrighted material

Last but not least: Auf Proteste von Tierfreunden hin (bei Gelegenheit der Tiger-Dressur-Show vor einiger Zeit) hat die Cactus-Direktion das künftige Unterbleiben aller Tier-Shows zugesagt. Tierfreunde mögen das zur Kenntnis nehmen.

tageblatt, 25. August 1979

P. S. 1998:

Sie sollten ebenfalls zur Kenntnis nehmen, daß im Cactus aus ökologischen und tierschützerischen Gründen keine Froschschenkel und keine Gänseleberpastete verkauft werden.

Copyrighted material

Es gibt Wichtigeres

Weil es nämlich immer Wichtigeres gibt. Trotzdem soll hier gegen die forcierte Originalität protestiert werden, die von den Escher Gemeindeverantwortlichen im kleinen wie im großen gefördert und den Bürgern visuell wie finanziell aufgezwungen wird.

Der letzte Streich waren bekanntlich die mickrigen Glimmervierecke, die zu Jahresende für eine äußerst schäbige Beleuchtung der Alzettestraße sorgten, in ihrer eckigen Strenge dem Sinn und Zweck des Lichterglanzes zur Wintersonnenwende total fremd und entgegengesetzt.

Apropos Alzettestraße bleibt ihre Verschandelung durch die gräßlichen, schiefen Masten (unverständlicherweise behangen mit angeschmuddelten Bettüchern) unverzeihlich auch wegen der Art, wie hier Wille und Meinung der Bevölkerung ignoriert wurden, und nicht zuletzt: wegen der sündhaft hohen Kosten! Dazu die Rutschbahnen von Metalleinfassungen der Fliesen (und die Qualität letzterer ...), sowie das verrückte Rinnsal, das die Alzette (!) versinnbildlichen soll; in seine Rinne sind bislang ungezählte ahnungslose Fußgänger gestolpert, wobei sie sich manche Verrenkungen, Verzerrungen und Brüche zugezogen haben.

Ein weiteres Beispiel unüberlegter, unrealistischer Originalität sind die neuen Wasserhähne auf dem St.-Joseph-Friedhof, große, runde Dinger, die zwar schmuck aussehen, welche aber die Alterchen, die vornehmlich Friedhofsblumen begießen, kaum in den Griff kriegen, bes. die alten Frauen. Dabei ist dann der mächtig hervorschießende Wasserstrahl so schwer zu begrenzen und in die Hälse der (viel benutzten) Plastikflaschen zu dirigieren, daß viel Wasser verschwendet wird bei dem Unterfangen. Alles Details, Kleinigkeiten, ja, aber wer ein Muster auswählt unter vielen Möglichkeiten, muß doch auf die Funktion des Objekts achten, sonst wird die ganze Sache absurd. Hier ist kein bißchen an die Benutzer/innen dieser Wasserstellen gedacht worden. Männer mit Männerfäusten waren beeindruckt von den klotzigen Dingern, und nun dürfen wir uns damit abrackern und, wie gesagt, Wasser vergeuden.

Dann wurden plötzlich die dekorativen Wasserpflanzen aus dem Springbrunnen des Lavalparks herausgerissen, wo sie seit Menschengedenken grünten und den Fischen einen kleinen Schlupfwinkel boten; statt des visuell so angenehmen Miteinanders von Stein- und Grünzeug dürfen wir nun eine gähnende Leere bewundern, wo Fische im engen Kerker kreisen. Doch wo jahrzehntelang eine grotesk verstümmelte Tierplastik herumstehen durfte — nämlich neben dem zweiten (leeren ...) rechteckigen Teich im selben Park — braucht diese Verunstaltung des einst so anmutigen Wasserbeckens nicht zu verwundern.

Ärgerlich sind auch die vierundzwanzig völlig widersinnigen Straßenlampen entlang des Fußgänger- und Fahrradweges parallel zur Lallinger Pénétrante. Sie sind unvernünftigerweise viel zu niedrig angebracht auf ca. 1 m Höhe, mit dem

Copyrighted material

Ergebnis, daß sie uns blenden statt uns die Sicht zu erleichtern! Also total daneben. Zudem sind sie zwischen den Hecken so gut versteckt, daß pro Lampe nur ein schmaler Querstreifen erhellt wird, während dazwischen ägyptische Finsternis herrscht, d. h. auf 90 % des Wegs, den es zu beleuchten gilt. Diese völlig absurden Dinger — wieviel sie wohl gekostet haben? — müssen schnellstens durch Straßenlampen ersetzt werden, die ihren Zweck erfüllen; die gegenwärtigen haben keinerlei Daseinsberechtigung.

Es gibt Wichtigeres, aber manchmal hat man den Eindruck, daß derlei Schildbürgerstreiche nur im kleinen wiederholen, was sich auch im großen auf der politischen Bühne abspielt bzw. in ihren Kulissen.

Journal, 5. Februar 1998

P. S. 1998:

Ein höfliches Schreiben (vom 12. 9. 1996) an den Schöffenrat, diese Lampen betreffend, war natürlich wieder verlorene Liebesmüh' (womit ich eine mit mir selbst eingegangene Wette gewann).

Copyrighted material

Einem Grünen aufgehalst

(Brief)

Lieber Grüner Sam,

Hiermit möchte ich Dir nochmals die Brücke über die Escher Eisenbahnlinie ins Gedächtnis rufen. Es war herrlich, als Kind im Dampf der Lokomotiven, der drohend heraufwallte, oben zu stehen und ganz darin zu verschwinden — wie im Nebel! Und es war verdammt praktisch, ab der Rue d'Audun (jetzt Bd Kennedy), dort die Stufen rauf und sofort im Großen Park zu sein. Das Gekurve heute hinterm Lenkrad ist sowas von lästig (die Schneier hinauf).

Aber auch nach Süden hat man uns den Zugang zum „Lankholzer" — (wir sagten nie „Lankhëlzer") — Wald abgeschnitten, wobei der damalige Bürgermeister sein Versprechen einer Fußgängerbrücke über die Autobahn bzw. einer Unterführung schnöde brach ... Soviel zu Brücken. (*)

Dann: Kann niemand einen Neuanstrich der gräßlichen „Prisongsmauer" des Folasterrains bewirken? Ich habe schon deswegen an unsere liebe Gemeinde geschrieben, natürlich umsonst. Diese alten grauen Ziegelsteine — einfach häßlich, und das entlang der Straße, die zu Eschs Haupttourismus-Zentrum führt! Man könnte sie doch schön hell anstreichen. Und vor ein paar Jahren haben die Stadtgärtner die Hecken (Schlehdorn und so) und sämtliches Gestrüpp vor dieser Mauer weggerissen (an ihrem südlichen Ende, neben dem kleinen Parkplatz zwischen den Tennisfeldern); dort nisteten viele Vögel; jetzt gibt's dort Rasen und ein paar Kastanienbäume, beides keine Nistgelegenheiten.

Vor allem aber liegt mir meine heißgeliebte „Wis" jenseits der „Dippëch" am Herzen! Wer sie noch nicht durchmessen hat an einem schönen Sommerabend, vornehmlich mit Hund, und oben ab ex-„Dreckstipp" über die weite, grüne Fläche geschaut hat bis hin zum Kayler Poteau, der kennt Esch nicht! — Zig Hundebesitzer spazieren dort herum (**die** gehen **nicht** in die Alzettestraße!), es müßte unbedingt ein Spazierstreifen ausgespart werden für sie, rundum die ganze, später bebaute Zone, so wie er jetzt die „Dippëch" entlang läuft. Und das Schilf und den Hügel mit seinen Dutzenden von Kaninchen und anderm Getier sollte man auch in Ruhe lassen. Garagen und dergl. gehören auf stillgelegte Industriebrachen, **nicht** nach Lallingen in fette, grüne Wiesen! — So, das wär's. —

Danke fürs Lesen!

Nelly

1. März 1998

(*) Siehe Gemeinderatsberichte vom 6. 1., 28. 2., 2. 4. 1996

Copyrighted material

P. S. 1998:

Ohje . . . auf Grund der Verantwortung der „Stadtväter“ auch für kleinere Schönheitsflecken in der Stadt (= ein Mosaik), wurden ungezählte solcher Briefchen, Hinweise usw. abgeschickt, zu 99 % für die Katz' im Stadthaus. Die häßlichen, schwarzen Müllsäcke (statt hellgrüne) waren erwähnenswert, und die arme, liebliche (nun kaputt und weg) Glyzinien-Pergola der Place Churchill und . . . und . . .

Copyrighted material

Chasseurs de têtes à Esch-sur-Alzette

Le nombre des habitants augmente, la qualité de vie dégringole. Les responsables communaux négligent les effets négatifs de l'accroissement de la population eschoise (de plus en plus de bruit, d'embouteillages, de pollution de l'air, d'espaces macadamisés, bâtis plutôt que verts). Les responsables communaux sont obnubilés par le beau chiffre rond de 30 000 habitants, par l'idée fixe de rester à la tête de la 2e «grande» (!) ville de notre petit pays. Etre le bourgmestre d'une fière ville de 30 000 âmes, ça fait du bien à l'ego d'un homme (resp. d'une femme) (?). Et en avant la construction tous azimuts, et tant pis pour la verdure et les fleurettes. J'y reviendrai.

Pour le moment penchons-nous sur un autre mobile que celui de la vanité politique: la répartition des impôts et des rentrées fiscales selon le «nombre de nez» d'une commune. Hélas, la loi encourage l'accroissement, sans plus, du nombre de ces nez ou têtes, de sorte qu'on peut parler d'une véritable «Kopfjagd» (chasse aux têtes) un peu partout au Grand-Duché (pas qu'à Esch). Plus il y a d'habitants, plus c'est rentable financièrement, fiscalement. Il faudrait donc changer la loi — dans l'intérêt de la qualité de vie dans les localités. Mais c'est là un travail de longue haleine.

En attendant, les électeurs peuvent quand même se rebiffer et exiger qu'on s'occupe aussi de l'aspect de leur quartier et de l'air qu'ils y respirent plutôt que de fric uniquement, surtout lorsque, comme c'est le cas à Esch-sur-Alzette, on gaspille ensuite ce fric pour des monstruosités scandaleusement coûteuses, à savoir (e. a.) ces mâts penchés grotesques rue de l'Alzette, que la population aurait rejetés en bloc, si on lui avait demandé son avis préalable, ce qu'on se garda bien de faire. (Et vive la démocratie et la prétendue «Dialogfreudigkeit» de nos édiles).

Pour en revenir aux espaces verts — auxquels on aurait dû laisser leur nom de «jardins publics» — il n'y en a pas assez dans notre ville, et là où il serait possible d'en créer, on veut bâtir et encore bâtir, comme des obsédés. Depuis des dizaines d'années on ne fait qu'accumuler les gaffes hideuses et coûteuses côté urbanisme et architecture. On n'aurait p. ex. jamais dû permettre aux grosses tours de la Clinique Ste Marie et à son «pénitencier-à-bonnes-sœurs» (la bâtisse en a tout l'air!) de ruiner le charme de la petite rue Würth-Paquet, mais installer cette grande clinique sur la colline de l'actuel Hobbi-Cactus, où ses tours auraient constitué une «landmark» visible de loin et pas mal du tout. On aurait ainsi pu aménager l'espace entre la rue Würth-Paquet et la rue de Luxembourg en agréable zone résidentielle.

De même: on n'aurait jamais dû déparer la rue Emile Mayrisch par le monstre architectural qu'est le nouvel hôpital de la ville, collé (combien mal! esthétiquement et pratiquement) à l'ancien, si beau et bien proportionné, lui. L'occasion d'agrandir l'ensemble par un bel édifice avec entrée côté nord, parking souterrain et grand parc en surface a été ratée à jamais. Car le grand, beau parc ancien, qu'apprécièrent des générations de patients et leurs familles, fut sacrifié et

Copyrighted material

— bien évidemment — jamais replanté. Quant à Ste Marie, il y aurait eu de l'espace pour un parc sur les hauteurs de Lallange, alors que l'emplacement actuel de la clinique n'en offre aucun à ses patients. (Ce qui subsiste comme gazon entre les bâtiments ne peut pas être appelé un parc, bien sûr).

Qu'avons-nous donc comme jardins publics ou, dans le cas des hôpitaux etc., semi-publics, dans notre ville qui va sur ses 30 000 habitants (paraît-il, malheureusement)?

Il y a celui du «Galgebierg», qui est très beau en effet, mais d'un accès difficile et compliqué. Il est coupé de la ville par le chemin de fer, qu'enjambait autrefois un pont à piétons (démoli dans les années 60). Aux heures de pointe on perd un temps fou dans les embouteillages du boulevard Kennedy, de la place Norbert Metz, de la route de Luxembourg, avant d'aboutir enfin à la «Schneier» et de commencer la montée vers le parc. A peu près tous les visiteurs s'y rendent au volant d'une voiture, surtout les vieux (conducteurs ou passagers de la voiture). D'où: gaz d'échappement, essence brûlée en quantité non négligeable. Et perte de temps.

Un jardin public devrait être plus accessible, et chaque quartier devrait avoir le sien. Mais on nous a pris le «Bourgart» (et on y a massacré un des plus beaux arbres du Grand-Duché, cet énorme hêtre roux, dépassé en taille et en splendeur que par celui de Bofferdange); et il a fallu une «Biergerinitiativ» pour empêcher la mutilation du petit Parc Laval il y a quelques années. On peut évidemment se promener au cimetière St Joseph, qui compte officiellement comme espace vert (!), et tourner en rond resp. en carré dans le Square Emile Mayrisch.

Mais ce qui est surtout déprimant, c'est que partout où des espaces libres subsistent (dans la partie nord de la ville), on bute invariablement sur la seule volonté de les couvrir de bâtiments, mais jamais de jardins publics, ces oasis vertes et fleuries qui ajoutent tellement à la beauté et à la qualité de vie d'une ville.

Le compte-rendu de la séance du Conseil communal eschois du 23 décembre 97 (qui est arrivé dans nos boîtes à lettres fin mars 98), m'apprend que le grand «rectangle vert» de la rue Henri Dunant est condamné à disparaître sous peu, lui aussi. Puisque Esch doit (doit?) grandir. Voilà trente ans qu'il embellissait le quartier avec son fouillis verdoyant où les enfants se construisaient des «maisons» dans les arbres, avec ses fleurs sauvages, ses mûres qu'on cueillait dans les ronces à la fin de l'été, ses nombreux oiseaux (e. a. des rossignols).

Depuis le temps qu'on lui fichait la paix, depuis le temps — une trentaine d'années — qu'on y avait vu grandir les arbres, on avait commencé par oser penser que cette belle paix durerait... encore quelques années. Mais: «Si tu crois que ça va durer toujours, fillette, fillette», comme chantait déjà Juliette Gréco.

Et pourtant, comme ce serait beau, si ce terrain était transformé en jardin public, faisant suite au bout d'espace vert de la place Churchill, qu'apprécient (e. a.) tant de pensionnaires de la maison de retraite du quartier. Mais non. Esch

Copyrighted material

« doit » accroître le nombre de ses habitants, et tant pis pour leur qualité de vie, seule compte la quantité (de têtes et de sous) pour les gens au pouvoir, nos soi-disant représentants.

Ceux-ci, encore et toujours, ne songent qu'à condamner aussi la grande et belle prairie au nord de la « Dippëch », la seule prairie qui nous reste. Quel parc magnifique pourrait-on planter sur au moins une partie de cette grande étendue libre, où il fait si bon se promener.

De nombreux Eschois l'aiment et seraient ravis, si la petite promenade le long de la « Dippëch » — au moins elle! — était continuée en pourtour ombragé et verdoyant de leur chère « Wis » bâtie, de l'autre côté du ruisselet donc et le long de la colline-aux-lapins (et roseaux) alias Cité Verte.

Mais même si on nous accordait magnanimement un étroit sentier à crottes de chiens, il restera que cette belle prairie grasse, superbement verte même par temps de sécheresse, sera ensevelie sous le macadam et les bâtisses. Car la ville « doit » grandir ... A moins que ses habitants crient enfin « Assez! » et se mettent à défendre leur qualité de vie, leur droit à davantage de jardins publics. Et pas qu'à des zones piétonnes bordées de boutiques.

Les diverses associations de quartier (« Interesseveräiner ») devraient se pencher sur le sort réservé au « rectangle vert » près de la place Churchill en essayant de l'imaginer en jardin public et une partie de la grande « Wis » (officiellement: « d'Nonnewisen ») avec. L'imagination au pouvoir! (Ça ne vous rappelle rien?). Ou bien seulement le fric au pouvoir? Et le surpeuplement au niveau local — et national, bien sûr, avec près d'un million d'habitants se serrant dans ce qui fut le Cœur Vert de l'Europe ...

Regardons ce que le fric au pouvoir (sans aucune imagination, en vérité) a fait de la région aux portes de notre ville côté nord ces dernières années. C'est hideux. Un cauchemar de laideur.

Il est, bien sûr, possible que les Luxembourgeois n'aient pas d'yeux pour voir la beauté et qu'ils y soient donc indifférents. C'est possible. La cécité esthétique, ça existe. Je sais aussi, qu'il y a beaucoup de gens amers et résignés. Ils se transforment en fuyards du week-end et abandonnent notre beau Bassin minier à son sort de poubelle du pays, cherchant ailleurs, à la Moselle etc., ce qu'ils devraient défendre chez eux, où ils habitent, mais où ils finiront par ne plus voir de nature que télévisée ...

Journal, 20. 5. 1998

Copyrighted material

9. Am Minett

Copyrighted material

O Rumelange! (*)

O toi la plus jolie, charmante et délicieuse de toutes les localités du « minett » et même la seule vraiment jolie, charmante et délicieuse de notre pauvre « zone industrielle » de plus en plus polluée, puante, saccagée, industrialisée, Rumelange, qu'est-ce qui t'arrive?

En effet, voici que les Rumelangeois, quoique de loin pas tous, semblent d'accord pour tailler une brèche des plus brutales dans la ceinture magnifique de forêts vertes et de roches rouges qui entourent la petite ville blottie dans sa vallée.

Or, c'est justement ce « mélange Rabinger » qui fait tout le charme de son environnement et d'ailleurs ne se rencontre nulle part ailleurs à un tel degré d'harmonie. Ainsi, rien que la descente vers la ville à partir d'Esch et du poteau de Kayl est une des plus jolies dans notre pays pourtant riche en plongées ravissantes dans ses vallons boisés.

Cet automne encore, des deux côtés de la large route sinueuse à travers bois, le spectacle fut splendide: mille nuances d'or et d'orange relevées par le vert immuable des vieux sapins, pour découvrir tout au fond une ville au ciel bleu, limpide, faisant véritablement effet de mirage pour qui vient d'Esch-sous-Crasse avec son ciel perpétuellement pollué de fumées grises, jaunâtres, sales.

Et c'est à cette forêt magnifique, à droite de la route d'Esch justement, qu'on veut infliger une blessure béante par l'installation d'une cimenterie! D'une « très grande » cimenterie. Le « progrès », épidémie s'il en est une, a enfin atteint Rumelange.

Et il est de taille, ce « progrès » s'abattant sur la ville, puisqu'il est de l'ordre de deux milliards d'investissement, ni plus ni moins.

Il paraît cependant que le bruit qu'il entraînera sera proportionnel à ce gigantesque investissement. (Comme si celui des bulldozers geignant dans le paysage lunaire qu'ils sont en train de créer vers Tétange ne suffisait pas!)

Et c'est à cause de ce bruit (de 100 décibels à l'intérieur des murs de l'installation!) qu'on veut enfoncer ladite cimenterie au cœur des bois. Les experts de l'Association contre le bruit sont cependant d'avis que l'éloignement prévu (500 m des maisons les plus proches) ne suffira pas à protéger les habitants de cette nuisance. (Autre affaire Oxylux en perspective?)

En outre, bien sûr, adieu promenades en forêt, adieu silence des bois entrecoupé de chants d'oiseaux, car il s'agira là d'un luxe désormais, d'un luxe que des gens sérieux épris de « progrès » ne pourront plus se permettre.

On dirait vraiment que Rumelange n'a pas encore entendu parler de la grande prise (et crise) de conscience écologique qui secoue en ce moment le monde économique, industriel, politique des cinq continents, puisqu'on y a plei-

Copyrighted material

nement l'intention de suivre la belle règle de vie qui prescrit « les chants d'oiseaux en fin de semaine, les nuisances le reste du temps » (c'est-à-dire à peu près 300 jours dans l'année) — voilà la proportion juste!

Or, c'est le cadre **quotidien** du travailleur qu'il s'agit de préserver — le lilas du coin de la rue, l'espace vert du quartier, la rangée d'arbres le long d'un trottoir — et non pas seulement d'occasionnelles échappées, nécessairement en voiture, pour aller nous coincer tous, hebdomadairement, dans le Mëllerdall ou sur les routes de l'Ösling.

L'environnement **quotidien** agréable n'est pas et ne doit pas être considéré comme un luxe, sinon la bataille écologique est perdue d'avance.

A quoi bon des slogans de « manifs » réclamant une meilleure qualité de vie, si la première grosse entreprise venue peut cracher dessus? Trève donc des seules belles paroles qui exaltent la belle nature allègrement saccagée à la fin du discours! A quand la loi qui empêchera la mutilation d'une forêt décidée par la seule commune? Sans elle, la série ne s'arrêtera pas de ces cas à la Steinbrücken, où la jolie forêt en haut de la colline dut faire place aux hangars d'une quincaillerie d'Esch . . .

Dans ce contexte, il n'est peut-être pas inutile de rappeler qu'en hiver dernier à Londres, les socialistes sortirent victorieux des élections communales uniquement à cause de leur programme écologique, à cause de leur opposition courageuse à la construction de nouvelles routes-mammouth — il n'est peut-être pas inutile de le rappeler à l'heure actuelle où l'enlaidissement galopant de notre capitale livrée aux spéculateurs constitue un véritable scandale; où à Esch le parc de l'hôpital est sacrifié sans plus, c'est-à-dire sans concours d'architecte (!), à l'agrandissement des bâtiments; où notre gouvernement a l'intention d'engloutir des sommes folles dans la construction d'autoroutes aussi superflues qu'écologiquement désastreuses.

Si nous continuons à ce rythme-là, il est à prévoir que les générations futures nous maudiront pour tous ces « jolis coins » que nous leur aurons laissés, nous les adultes responsables des années 60 et 70 — irresponsables plutôt!

A chaque foi que je traverse la rue Emile Mayrisch à Esch, je rends grâce à la prévoyance et au sens esthétique de ceux qui, il y a environ 30 ans, ont rendu possible cette belle allée de tilleuls et de platanes ombreux — mais de quoi nous remercieront dans 30 ans les bébés d'aujourd'hui? De la caisse hideuse de la brasserie Mousel, enlaidissant irréparablement le val de Clausen? Des monstruosités récentes s'échelonnant le long du boulevard Royal? [. . .]

Tous mes amis journalistes me le confirment: jamais leurs articles sur l'urbanisme et/ou l'écologie n'ont éveillé le moindre écho dans un public apparemment amorphe!

Pas si amorphe que ça d'ailleurs, puisque les habitants de telle rue eschoise, bordée d'arbres, ne cessent de solliciter les autorités d'abattre ces arbres s.v.p., « à cause des saletés » (à savoir les feuilles à balayer en automne!).

Ah! ce n'est pas au Luxembourg qu'on sauvera un groupe d'arbres (ni même le parc municipal à Luxembourg) en y montant la garde 24 heures sur 24 ainsi que l'ont fait les citoyens de Stockholm décidés à sauver certains arbres de leur ville et à obliger le parking prévu à aller se planter ailleurs. Ils eurent gain de cause!

En Allemagne, les constructions nouvelles de toutes sortes s'étendent chaque jour sur plus de 100 hectares nouveaux. Est-ce dans ce sens qu'on veut faire «évoluer» notre pays? Alors, on est sur la bonne voie, surtout au «minett», où la prolifération des agglomérations et industries se poursuit avec un sans-gêne absolu.

«Le Luxembourg — un grand jardin aux portes des régions les plus industrialisées d'Europe»: ainsi le proclame notre propagande touristique à l'étranger. Pour combien de temps encore?

P.S.
— Que disais-je — O Rumelange? Il fallait dire plutôt: O Luxembourg tout entier, perle pour tes cochons d'habitants!

(*) Mlle Nelly Moia sollicite notre *tribune libre* pour dire son inquiétude devant les conséquences écologiques et les nuisances qu'entraînera l'implantation, dans le val du «Héseng», à Rumelange, d'une usine de klinker, produit qui constitue l'une des composantes nécessaires à la fabrication du ciment. Le klinker est élaboré à partir de matières premières que l'on va tirer du sous-sol dans la région de Rumelange-Ottange. Il faudra donc sacrifier à cette industrie (qui augmentera sensiblement les ressources communales) des surfaces boisées relativement importantes.

Le Républicain Lorrain, 17 novembre 1973

Copyrighted material

[. . .] Le « Hutbierg » est à vendre!

18.2.1988

Cher Norbert, (*)

Il s'agit donc de le sauvegarder tel quel, sinon il risque de se voir dénaturé, saccagé, sa sauvage beauté type « Far West » détruite. Il peut se retrouver dépôt d'ordures, ou piste de motocross resp. de stock-cars; ou encore « centre de récréation ». En effet, il paraît que la commune de Rumelange songe à ce genre d'affectation d'une partie du terrain. Si ces projets se limitent aux abords immédiats de la localité, il n'y a rien à y redire. Mais les vastes étendues « lunaires » (ou presque) devraient rester intactes, avec la seule nature qui se remettra à les fleurir et à y faire verdoyer maintes plantes intéressantes qu'on ne trouve plus guère ailleurs. De toute façon côté récréation, personne n'empêche les promeneurs et amis de la nature de circuler en ces lieux, d'aller de Kayl (« Léiwfrächen ») à Rumelange et retour, en admirant en hiver les sources gelées sur les grands flancs du « Holleschbierg », en été papillons et fleurs sauvages. Il est donc superflu d'ajouter à toute cette beauté un « centre » de recréation, qui ne ferait qu'amener le bruit et la « civilisation » là où, jusqu'ici, on pouvait savourer une paix et une solitude bienfaisantes, tellement nécessaires dans ce coin du pays surpeuplé et bruyant. Il faut laisser aux gens, aux citadins le plaisir, l'illusion de se sentir encore un peu explorateurs, de **découvrir** un bout de nature, **sans** qu'ils se sentent pris par la main et guidés et dirigés à chaque pas! Il faut stopper ces « aménageurs » qui envahissent jusqu'aux derniers recoins de la nature; bref, une ex-minière n'est pas à transformer en parc ou jardin public, et il faudrait contacter les Rumelangeois pour en savoir plus long au sujet de leurs projets.

Le Ministre de l'Environnement R. Krieps affirme s'intéresser au « Minett ». Tu devrais pouvoir l'approcher pour le sonder quant aux possibilités d'achat du « Hutbierg » par l'Etat, afin d'en faire une réserve naturelle. Il se peut qu'il ne soit pas très chaud pour, vu que l'Etat vient de dépenser 86 millions (m'a-t-on dit à l'Hôtel de Ville d'Esch) pour le « Ellergronn » eschois et que, par ailleurs, il est fort possible que R. Krieps appuie les projets rumelangeois de « centre de récréation »; encore une fois, si ceux-là laissent intacte la zone sauvage qui va de la « Léiwfrächen » de Kayl aux abords de R. (asile d'animaux et Partegronn), il n'y aura pas de conflits d'intérêts et de projets de ce côté-là; il restera qu'il est souhaitable que l'Etat achète et **sauve** de toute destruction possible ces ex-minières que l'Arbed veut vendre. Dans **tout** le pays (**et** alentours) il n'existe plus de paysages aussi splendides **et** originaux que les ex-minières du « Hutbierg » et du « Lallengerbierg » (encore plus beau) (!) de Schifflange/Kayl; ce dernier est menacé

(*) N. Stomp, Directeur du Musée d'Histoire naturelle à Luxembourg

Copyrighted material

par des projets de route (voie de contournement du «Neidierfchen» eschois), auxquels je reviendrai. Pour le moment il s'agit de faire quelque chose en faveur de la sauvegarde du «Hutbierg».

Merci d'avance de ton engagement éventuel dans cette direction.

Salut,

Nelly Moia

Chère Nelly,

J'ai saisi le conseil d'administration de la Fondation Hëllef Fir d'Natur de «l'affaire» Hutbierg. Je suis en effet entièrement de ton avis et il me paraît probable que la Fondation puisse acquérir cette surface unique: Les Services de l'Etat sont aussi intéressés. [...]

N. Stomp

P.S. 1998:

Le „Hutbierg" ne fut pas vendu, mais...

Copyrighted material

Contre une piste asphaltisée au Hutbierg

Esch-sur-Alzette, le 11 août 1989

Monsieur le Ministre, (*)

Par la présente je me permets d'attirer — d'urgence — votre attention sur un projet de construction de route resp. de «piste» pour cyclistes qui risque d'enlaidir irrémédiablement un des plus beaux sites du sud du pays, à savoir l'ex-minière à ciel ouvert du «Hutbierg».

La piste en question existe déjà depuis l'Ecole en Forêt d'Esch-sur-Alzette jusqu'à la «Léiwfrächen» de Kayl. Ce dernier tronçon, qui va de la route de Rumelange jusqu'au petit sanctuaire, a été achevé récemment en provoquant maint commentaire négatif de la part de promeneurs amis de la nature qui n'ont pas apprécié cette nouvelle invasion de l'asphalte dans les bois (item pour le tronçon précédent évidemment).

Il est vrai cependant qu'on peut être d'accord avec un certain compromis, acceptant ce bout de piste (de l'Ecole en Forêt à la route de Rumelange et, puisqu'il est trop tard de toute façon pour le prévenir, au-delà de cette route jusqu'à la «Léiwfrächen»). Mais il faut absolument s'élever contre la continuation de cette bande d'asphalte de 3 m de large à travers le magnifique paysage type «Mini-Colorado luxembourgeois» qui s'étend du Monument aux Mineurs jusqu'aux abords de Rumelange! Cette route — (vu sa largeur, vu l'asphalte gris qui la recouvre, le terme de piste pour cyclistes me semble un euphémisme dangereux) — risque de détruire l'harmonie, la beauté, le caractère de cette minière d'une sauvage grandeur, faite de rocs déchiquetés, de silence, de solitude, de broussailles et fleurs d'une grande variété. Une bande d'asphalte là-dedans serait l'expression d'un mépris total pour le « cachet » de ce paysage, de cécité absolue pour tout ce qui est harmonie et beauté naturelle.

Il y a d'autres arguments qui parlent contre la construction de cette «piste» d'asphalte. En effet, les piétons amis de la nature n'apprécieront resp. n'apprécieraient guère de se retrouver sur de l'asphalte pendant des kilomètres, alors qu'ils ont l'habitude d'y emprunter un beau chemin en bonne terre rouge, loin de la grisaille des rues et routes «civilisées».

Les fervents du «jogging» sont irrités, eux aussi, car l'asphalte est dur aux pieds du «jogger». Seront-ils obligés dorénavant de courir sagement le long de l'asphalte là où toutes ces années ils avaient un grand chemin de terre battue à leur disposition?

(*) Monsieur le Ministre de l'Environnement, Alex Bodry, Luxembourg

Copyrighted material

En fait, pourquoi les cyclistes ne l'empruntent-ils pas, sans plus? Par endroits il leur faudrait faire un peu attention, parce que — par endroits seulement! — il est un peu rocailleux, mais il n'est nullement impraticable; j'ai fait assez de bicyclette dans ma vie pour le savoir. De toute façon, ceux qui veulent absolument pénétrer au cœur de la nature à vélo devraient accepter quelques inconvénients, ou alors leur compréhension de la nature est des plus défectueuses et certainement pas une raison valable pour saccager et adapter celle-ci à leurs besoins de «surcivilisés». Pour employer un terme allemand: nos paysages naturels n'ont été que trop «überzivilisiert». Qu'on nous laisse quelques bouts de terrain, où nous puissions encore entretenir quelque peu l'illusion de nous trouver loin de la civilisation.

Surtout: non seulement les cyclistes peuvent, sans plus, rouler par la minière du «Hutbierg» telle qu'elle est en ce moment, mais ils pourraient aussi emprunter le chemin du «Lânge Gronn» qui longe la route vers Rumelange sur sa droite. (Il va sans dire qu'il ne s'agit pas d'asphaltiser maintenant cette jolie promenade à fleurs sauvages à la place du «Hutbierg».) En outre: la route qui descend vers Rumelange est si large et bien entretenue, que des cyclistes peuvent l'emprunter sans problème. Bref, côté besoins des cyclistes, ce qui a été construit jusqu'ici devrait suffire amplement.

Last not least: la piste asphaltisée va attirer les pires ennemis du charme de l'endroit, à savoir les deux-roues motorisés! Le fait de leur «interdire» d'y circuler n'y fera rien. Cette piste sera un véritable cadeau fait à ceux qui déjà introduisent la pollution acoustique et les gaz d'échappement au cœur de la nature.

J'ajouterai encore que cette piste (qualifiée de «véritable boulevard comme on n'en a pas à Esch» par des promeneurs irrités) coûte 15 millions... Tel Rumelangeois exprime brièvement un sentiment répandu à ce sujet: «Une question de fric». «Une catastrophe», ajoutent les amoureux du «Hutbierg», qui se sont déjà battus pour la sauvegarde du «Lallengerbierg» à plusieurs reprises et commencent à se lasser — ou plutôt à être gagnés par une exaspération compréhensible devant la nécessité de «monter sur les barricades» à tout bout de champ pour garder **intacte** la beauté du paysage «Minett». Il y a longtemps que «Hutbierg» et «Lallengerbierg» devraient être des sites classés. En attendant, les responsables politiques devraient au moins s'efforcer de les préserver de toute détérioration due e.a. à des activités sportives, que ce soit le motocross ou le cyclisme (surtout, on ne le répétera jamais assez dans ce contexte, vu que ce dernier pourra se faire sans problème **et** à travers la minière sur le chemin actuel **et** le long de la route qui va vers Rumelange).

Je me permets d'ajouter que nous, les amis de la nature au Minett, membres du Mouvement Ecologique, par exemple, et/ou de la Ligue pour la protection de la nature et des oiseaux, sommes choqués par la façon de procéder des responsables du projet, c.-à-d. par le manque de coordination et d'information entre les faiseurs de tels projets et les associations officielles de protection de l'environne-

Copyrighted material

ment. Ce n'est que par le plus pur des hasards que j'ai eu vent de la chose. Or, le moment est admirablement bien choisi pour mener l'affaire à bout vu l'absence (en vacances) de tous ceux qui auraient pu organiser la défense du lieu menacé!

Donc, comme les protecteurs de la nature sont actuellement dans l'impossibilité d'organiser la moindre action pour la sauvegarde du « Hutbierg » et l'arrêt de la « piste » en question, il ne me reste que cette lettre et la possibilité de m'adresser à la presse pour que ce débat devienne public.

Dans l'espoir que vous voudrez bien intervenir en faveur d'un des plus beaux sites du pays, je vous remercie, Monsieur le Ministre, de votre attention à ce problème et vous prie d'accepter mes salutations les plus sincères,

Nelly Moia

Copyrighted material

Esch-sur-Alzette, le 17 août 1989

Monsieur le Ministre, (*)

Suite à ma lettre du 11 août je me permets de vous envoyer ci-joint vingt-cinq photos que je viens de prendre d'un bout à l'autre du paysage menacé et de la piste actuelle qu'on se propose d'asphaltiser de la «Léiwfrächen» à Intermoselle; ces photos illustrent de façon irréfutable et 1) le fait que le chemin en question est parfaitement cyclable et n'a donc **nullement besoin** d'être asphaltisé, et 2) le fait que le paysage «Hutbierg/Holleschbierg» serait dégradé, enlaidi considérablement par la traversée d'une route recouverte d'asphalte gris.

Les photos sont numérotées; les trois premières montrent le début du tronçon contestable. Les suivantes, de 4-16, nous mènent jusqu'aux abords de Rumelange du côté du «Partengrund» (cul-de-sac). La photo suivante montre ensuite quelques dizaines de mètres assez rocailleux qu'il conviendrait d'aplanir pour les rendre plus «cyclables», (ce bout de trajet se trouve peu avant Intermoselle). Après la photo de Intermoselle à l'horizon, les photos 19-23 nous ramènent au début du tronçon, où le chemin actuel se divise en deux; c'est donc le second embranchement photographié sur le chemin du retour; il est plus escarpé et rocailleux que le premier, mais il serait extrêmement facile de l'aplanir. A part ces deux endroits (qui ne présentent pas de problèmes) le chemin actuel est lisse et ferme, même par mauvais temps. — Les photos 24 et 25 montrent le tronçon près de la «Léiwfrächen» qu'on vient d'asphaltiser. Elles illustrent la laideur de ce genre de piste qui ruinerait l'harmonie du paysage «minette» que le projet menace.

Monsieur le Ministre, soyez-en sûr: si nous n'étions pas en pleine période de vacances, les associations de protection de la nature et de l'environnement protesteraient certainement en ce moment contre ce projet aberrant. Il est choquant qu'on ne leur en donne pas l'occasion, mais passe outre à leurs arguments sensés (tels que j'ai pu en recueillir auprès de leurs représentants qui ont, cependant, les mains liées pour le moment vu l'absence des membres des comités divers). Partout, à Rumelange, Esch, Kayl, les promeneurs amoureux de leur beau «Minett», les véritables amis de la nature (et non pas les pénibles aménageurs touristiques) sont sidérés, consternés, écœurés par ce projet et la façon dont on l'impose au paysage et à nous tous sans le moindre avertissement, sans le moindre dialogue avec les protecteurs de l'environnement dans ce pays.

Bref, Monsieur le Ministre, vous êtes notre seul espoir de voir un arrêt mis aux travaux qui autrement vont probablement redémarrer le 1er septembre. Vous êtes originaire du bassin minier, vous devez en connaître le charme particulier et

(*) Monsieur le Ministre de l'Environnement, Alex Bodry, Luxembourg

Copyrighted material

apprécier le besoin d'en protéger des sites comme la minière en question contre des interférences aussi insensées que celle-ci. Je vous prie donc instamment de faire interrompre resp. arrêter les travaux de construction, afin de permettre une étude sérieuse du problème.

En vous remerciant d'avance de tout ce que vous voudrez bien entreprendre en faveur de la sauvegarde de ce beau paysage, je vous prie, Monsieur le Ministre, d'accepter mes salutations les plus sincères,

Nelly Moia

P. S. 1998:

Et voilà encore des vacances empoisonnées par une affaire d'environnement. Les deux lettres du 11 et 17 août, photocopiées 14 fois, furent envoyées à autant de protecteurs/amis de la nature sollicitables, et les 25 photos de même, expédiées à gauche et à droite. On fit stopper les travaux et on autorisa leur reprise quelque temps après. Mais la piste grise fut peinte en rouge minette (plus ou moins) pour apaiser les emm ...

Copyrighted material

Nicht einverstanden …

… bin ich mit der „t"-Berichterstattung über die Hutbierg-Affäre (12.8.89). Ich zitiere:

„Besonders im Süden des Landes bestehen nur sehr wenige Fahrradpisten, so daß die Freunde des Fahrrades ihrem Hobby nur über das Straßennetz nachgehen können. Daher muß man damit einverstanden sein, wenn jetzt im Minett ein Netz von Fahrradwegen angelegt werden soll."

Die Bezeichnung „Fahrradwege" ist eigentlich irreführend. Es handelt sich nämlich um drei Meter breite Asphalt-Pisten, d. h. eigentlich schmale Straßen. Dieser Asphalt zerstört den natürlichen Charakter einer Landschaft, was jeder echte Naturfreund (jemand mit Augen im Kopf) ohne weitere Erläuterung begreift und weiß. Es ändert nichts an der Sache, daß diese Straße nachträglich rot oder braun angestrichen wird (im Walde wohl grün, ja?). Mich wundert bei all der Naturnähe nur, daß noch niemand auf die Idee gekommen ist, Blümelein auf die Pisten zu pinseln.

Solche Straßen sollten also nur dort angelegt werden, wo das absolut unerläßlich ist. Beim Hutbierg war das nicht der Fall; diese teure, häßliche Asphalt-Piste ist sogar in doppelter Hinsicht überflüssig. Es wäre nämlich ohne weiteres möglich gewesen, längs der breiten (und so schönen!) Straße nach Rümelingen hinab eine Fahrradpiste einzuzeichnen. Diese Straße eignet sich wie kaum eine andere dafür im Minett. Erstens. Zweitens, wer aber lieber durch die grandiose Felsenlandschaft des Hutbierg radelte, konnte das problemlos tun auf dem schon bestehenden Weg, der keiner Asphalt-Schicht bedurfte, denn er war fest und glatt, auch im Winter (abgesehen von ein paar holprigen Stellen, die man leicht hätte ebnen und instand setzen können). Wenn es viel geregnet hatte, gab es auch ein paar Schlammpfützen, drei, glaube ich. Na und? Muß denn die ganze Natur aussehen wie unsere gute Stube, ehe wir einen Fuß oder ein Rad hineinsetzen?! Und wieviele Radfahrer haben überhaupt Lust, während der naßkalten Wintermonate von Esch nach Rümelingen zu radeln? Während der Jahreszeit aber, wo man sich aufs Stahlroß schwingt, gab es seit Jahren zwischen der Escher Waldschule und Intermoselle durchaus befahrbare Wege, die es nicht nötig hatten, für 15 Millionen asphaltiert zu werden.

Das gilt für den Süden und überhaupt das ganze Land, will sagen, es ist falsch, zu behaupten, daß Radfahrer mangels extra asphaltierter Pisten nur noch auf den Straßen fahren können! Es gibt eine Unzahl von festen, guten Wald- und Feldwegen, auf denen es sich seit Jahren und Jahrzehnten gut radeln läßt. Ich bin immer gerne geradelt, „la petite reine" ist mir immer so sympathisch gewesen wie die stinkenden Krachvehikel, die Motorräder, unsympathisch (mit Ausnahme natürlich der nicht-stinkenden/lärmenden). Das Fahrrad ist still und leise und verpestet die Luft nicht. Es gibt Freude an der eigenen Kraft beim Erklimmen steiler Abhänge und danach am sausenden herrlichen Bergab. Ach, es gäbe viel

Copyrighted material

Schönes vom Veloziped zu sagen. Muß denn gerade dieses umweltfreundlichste aller Vehikel nun auch zu einer Gefahr (noch einer!) für die Natur pervertiert werden?!

Kurz, wer von der Asphalt-Straße durch das prächtige Gebiet der Hutbierg-Minière (und auch durch den Wald zwischen Esch und Rümelingen) schockiert ist, hat deshalb nichts gegen Fahrräder. Er oder sie ist sich nur bewußt, daß der bestehende Weg vorher durchaus „cyclable" war, und die eben fertiggestellte Piste ein ebenso kostspieliger wie überflüssiger Eingriff in diese schöne Landschaft ist. Aber: „Mär hun et jo!" Was sind für das reiche Luxemburg 15 lumpige Millionen? Ob die so oder so verschleudert werden, ist doch egal. In der letzten Regierungsperiode verbrauchten die „Ponts et Chaussées" über drei Milliarden. Also?

tageblatt, 14. September 1989

P. S. 1998:

Es gab drei große Pfützen auf dem alten Weg, die sogar im Sommer nicht austrockneten, eine besonders. Sie waren leicht zu umgehen bzw-fahren u. für die Vogelwelt in dieser „Wüste" eine willkommene Trink- und Badegelegenheit. Die wurden natürlich weg-asphaltiert.

Copyrighted material

Man schaffe vollendete Tatsachen …

… et hop, le tour est joué!

Wie oft wurde unsererseits schon der Mangel an Koordination zwischen öffentlichen Instanzen (Ministerien, Gemeinden, Verwaltungen, Dienststellen …) beanstandet? Das Umweltministerium samt seiner Naturschutzabteilung scheint dabei besonders gerne als „quantité négligeable" betrachtet zu werden. Wie sonst lassen sich die vielen Fälle erklären, wo ein(e) vom Gesetz her benötigte(s) Genehmigung/Gutachten nicht angefragt bzw. nicht abgewartet wurde? Wie schön klingt in der Regierungserklärung folgender Satz: „Le gouvernement opte pour une politique volontariste de prévention écologique qui l'emporte, dans la mesure du possible (aha!), sur la politique dite de réparation écologique, et il se laisse guider par cette démarche dans toutes les politiques sectorielles". Die Wirklichkeit sieht jedoch etwas anders aus, wie zwei rezente Beispiele — mit weiteren aus der Vergangenheit kann jederzeit gedient werden — es wieder einmal beweisen.

Durch Zufall handelt es sich beide Male um das Anlegen vor Fahrradpisten. Zum einen geht es um die Piste Ettelbrück-Diekirch der Sauer entlang, zum anderen um die Piste Esch/Alzette (Waldschule)-Léifrächen-Rümelingen durch ein ehemaliges Minette-Tagebaugebiet. Wir prangern beileibe nicht das Schaffen von Fahrradpisten an — ganz im Gegenteil —, sondern die Vorgehensweise öffentlicher Instanzen, die da sind Tourismusministerium, Gemeindeverwaltungen, Straßenbauverwaltung.

Es dürfte einleuchten, daß Arbeiten dieser Größenordnung […] unweigerlich einen großen Impakt auf die Natur haben und entsprechender Genehmigungen mit eventuellen Auflagen (z. B. in bezug auf die Trassenführung) seitens des Umweltministeriums bedürfen. Doch genau diese Genehmigungen wurden nicht respektiv erst nach Inangriffnahme bzw. Fertigstellung der Arbeiten beantragt. Und darin liegt der Skandal!

Wir fragen uns, ob in der Regel nicht mit voller Absicht derart vorgegangen wird, um eventuelle Auflagen zu umgehen nach dem Motto: „Vollendete Tatsachen können nicht mehr rückgängig gemacht werden, und die fälligen Genehmigungen müssen zwangsläufig dann nachträglich erfolgen, sei es durch das Ministerium, sei es durch den Staatsrat".

Man stelle sich des weiteren den Frust der zuständigen Kontrollbeamten vor, die trotz des vom Umweltminister verordneten sofortigen Baustopps mitansehen müssen, wie die Arbeiten (fast) zum Abschluß gebracht werden (so bspw. geschehen auf der Baustelle Léifrächen-Rümelingen). Kann man ihnen angesichts solcher Gegebenheiten verdenken, daß sie bei kleineren Delikten von Privatpersonen gelegentlich mal einfach wegblicken?

Copyrighted material

Wenn schon öffentliche Instanzen sich nicht an Prozeduren halten (von Koordination gar nicht zu sprechen), soll man sich da überhaupt noch wundern, wenn Industrieunternehmen und Privatpersonen genau so handeln?

Wir hoffen, daß die neue Regierungsmannschaft und allen voran der neue Umweltminister in Zukunft gewillt sind, derartige bzw. ähnliche Vorkommnisse auf allen Ebenen (Ministerien, Verwaltungen, Gemeinden, Unternehmen, Privatpersonen) zu unterbinden. U. a. würde ihnen das zu verabschiedende neue Kommodo/Inkommodo-Gesetz sowie eine regelmäßig gut ausgestattete, dezentral arbeitende Natur- und Umweltschutzbrigade dabei sehr viel helfen.

Ed Melchior
regulus 3/89

Copyrighted material

La fin des chemins de terre ... rouges !?

L'usine désaffectée d'abord et rasée ensuite, qui avec fierté portait le nom de la couleur de cette terre qui fit la richesse de tout un pays et qui entretemps s'est muée en une station-essence géante. Maintenant, c'est la grisaille du bitume qui s'empare des chemins et sentiers du bassin-minier... recouvrant d'un manteau gris et uniforme — mais rectiligne et propret — la terre rouge dont on fut si fier il n'y a pas longtemps encore.

Ce fut avec une grande tristesse que nous avons constaté le goudronnage de la promenade du «Sentier du Sud», qui mène au monument national des mineurs de la Léiwfrächen. Un chemin rien que pour le côté symbolique qu'il aurait fallu laisser tel quel...!

Ce fut un joli chemin de terre rouge bordé de fleurs et de verdure. Depuis quelques semaines maintenant il se retrouve égalisé, et recouvert d'une chappe d'asphalte se prêtant à tout sauf aux rêveries d'un promeneur solitaire, soit-il cycliste...!

A en croire la version officielle, ce serait pour satisfaire les seuls cyclistes (dont nous faisons partie), que ce revêtement contre-nature fut apposé. Il apparaît dès maintenant que les responsables auront bien du mal à réserver cette piste très roulante aux seuls cyclistes, et que les barrières, laides par définition, ne sauront empêcher les motos de passer à vive allure sur cette «vélostrade». Trop souvent ces pistes cyclables à travers bois ne sont qu'un alibi pour ouvrir et élargir la voie aux engins d'exploitation forestière comme ce fut le cas sur la trace du «Charly», où la piste fut adaptée au gabarit des camions.

Si nous avons en de nombreuses occasions plaidé, non seulement pour un vélodrome, mais surtout pour un réseau de pistes cyclables concordant, cela ne veut pas dire pour autant que, la fin justifiant les moyens, nous approuvons des projets tel que celui du Poteau de Kayl où le long ruban de bitume parcourant champs et forêts avilit la nature.

En tant que fondateur du «Mountain-Bike-Loisirs-Lëtzebuerg», nous protestons contre une telle piste cyclable asphaltée et nous osons prétendre qu'un chemin de terre convenablement entretenu suffirait largement au bonheur et à la sécurité des cyclistes se recyclant dans le «vélo tout terrain» (V.T.T.) qui en se contentant (en se régalant) de chemins de terre naturels soulignent le côté écologique (tiens, tiens...!) d'un vélo sur lequel pesaient des préjugés négatifs.

A noter que les bikers organisèrent leur grande course, la première du genre, le 12 février 1989, sur des sentiers que nous sommes à peu près sûr de retrouver cet automne bordés de gentianes à franges, alors que sur les sentiers bitumés — le bucolique «Sentier du Sud» a pris tout d'un coup des allures d'Autoroute du

Copyrighted material

Sud … — il est à peu près certain qu'aucune fleur ne pourra plus jamais percer la moquette d'asphalte! Et qu'avec Moustaki nous pourrons chanter: « nous n'irons plus sur les chemins fleuris de roses et de jasmin … »

Le projet erroné de faire continuer cette « voie express » pour cyclistes et … débardeurs de bois à travers la vallée du Hutbierg, « Le Grand Canyon » de chez nous qui comme par miracle avait échappé une première fois au projet d'un dépôt d'ordures chimiques et qu'on crut sauvé, nous révolta et nous fit bifurquer sur le sentier de guerre …

Les Mousset, Rabinger et Foni Tissen, tous peintres de paysages de la terre rouge, auraient aujourd'hui de plus en plus de mal à trouver leur inspiration … A noter qu'en contrebas de ce même chemin, qu'on aura de ce fait bien du mal à contourner, se trouve une décharge publique qui prend de plus en plus d'ampleur, débordant dans une vallée truffé de minières et de sa végétation spécifique!

En fait, avez-vous déjà observé les reflets changeants de cette terre rouge-brune sous le soleil du soir ou juste avant un orage quand elle devient pourpre et flamboyante … aspects que Nelly Moia a si merveilleusement su illustrer sur ses photos couleur.

On semble oublier que les chemins donnant accès à la nature font eux-mêmes partie intégrante de cette nature. Il ne sert à rien de déclarer « réserve naturelle » l'Ellergrond et ses alentours immédiats, pour se donner bonne conscience, si un peu plus loin, on se croit tout permis!

Quant aux pistes cyclables, qui, il est vrai, font cruellement défaut dans notre pays, nous les voyons mieux aménagées sur le ballast déjà existant des anciens tortillards ou autres « Minettstram » …, et sans qu'on aie besoin d'enfoncer de nouvelles brèches dans le paysage, ou encore le long et parallèles aux routes comme aux Pays-Bas et en Belgique.

Il reste en effet souvent beaucoup de place non utilisée aux bords des routes — nous avons commencé à en dresser l'inventaire —, comme par exemple entre Esch et Belvaux le long du « Belval » ainsi qu'entre Audun et Esch où nous avons suggéré d'aménager une piste cyclable à utilisation mixte permettant à la fois aux vélos et aux piétons de circuler en dehors de la trajectoire directe des autos dans des conditions un peu plus rassurantes dans le « no man's land » entre le Luxembourg et la France.

Mais les autorités seront-elles prêtes à me suivre sur ce chemin …!?

Guy van Hulle

P. S.:

Sur intervention de L'Administration des Forêts, les travaux d'asphaltage furent arrêtés entretemps (N.d.l.r.)

d'Letzeburger Land, 22 septembre 1989

P. S. 1998:

— Et repris peu après …

Copyrighted material

H. G. an A. S.

12. September 1989

Lieber Alvin (*)

zum Artikel über die Unterbrechung der Arbeiten auf „Hutbierg“:

die Fahrradfreunde waren nicht gezwungen, auf der öffentlichen Straße zu fahren. Die jetzt makadamisierten Wege waren vorher, einige Ausbesserungen vorausgesetzt, für Fahrräder geeignet.

Zankapfel ist nicht nur das Anschlußstück ab „Leifrächen“, sondern der gesamte Weg von der Waldschule an. Auch ein Belag aus rotem Splitter bewirkt nicht, daß sich die Piste in die Landschaft einfügt.

Mit großem Staunen nahm ich zur Kenntnis, daß Nelly Moia, wie die göttliche Dreifaltigkeit, angeblich aus mehreren Personen besteht. Es geht nämlich die Rede von „etlichen Naturschützern“, die sich beschwerten, wohingegen Nelly Moia allein sich einsetzte. Angesichts ihrer aufreibenden Aktivität wäre es allerdings nicht schlecht, wenn sie mehrfach vorhanden wäre.

Mit besten Grüßen
Henry Gelhausen

(*) Alvin Sold, t-Direktor

Copyrighted material

Kleine Rümelinger Schönheitsflecken

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,

Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf drei Schönheitsflecken in der prächtigen Landschaft um Rümelingen aufmerksam mache — in der Hoffnung, daß sie mit Ihrer Hilfe beseitigt werden.

1) Eine häßliche, rostige Bude verunziert eine der schönsten Perspektiven des Hut- und Holleschbierg Gebiets. Beiliegend zwei Bilder, welche den Blick über den Weiher **ohne** Rostbude zeigen (und die 1987 in meiner großen Fotoausstellung im Escher Theater, „La splendeur du Minett", viel Anklang fanden), und zwei Bilder, die ich kürzlich dort oben machte. Übrigens: ohne jene Bude wirken die Felsen im Hintergrund viel größer und imposanter! (In anderen Worten: man kann ein bißchen damit angeben…) Können Sie nicht das Wegräumen der Bude veranlassen?

2) Dann ist da die außergewöhnliche, neunstämmige Buche am „Ameisenweg" parallel zur Escher Straße. Leider ist letztes Jahr sowohl eine Metallstange wie auch eine Bank direkt davor und daneben gesetzt worden — der freie Blick auf den herrlichen Baum ist gestört, ein Bild (Foto) des Baumes **ohne** durch die Bank „abgeschnittene" Stämme ist nicht mehr möglich. Schade. Könnte die Bank nicht auf die gegenüberliegende Seite geschafft werden und die Metallstange in einiger Entfernung des Baumes angebracht werden? Die zwei Dinger gehören einfach nicht in die direkte Nähe des schönen Baumes. Sie stören dort. (S. auch dazu beilieg. Fotos). (S.P.S. 1998)

3) Schwieriger dürfte sich das Problem lösen lassen, das durch die Genehmigung geschaffen wurde, die dem Bogenschützenverein „Kiowa" erteilt wurde, sich am Fuße einer der reizvollsten Felsengruppen Rümelingens anzusiedeln. Es ist schade um den zertrampelten Trockenrasen, es ist schade um die ästhetisch sehr 'gestörte' Landschaft, ihr Reiz, wie der aller von der Natur zurückeroberten Tagebaugebiete, besteht in ihrem „wilden" Erscheinungsbild — die zerklüfteten Felsen, die wildwuchende Natur, nichts „Amenagiertes", sondern Wildblumen, kleine Pfade, Stille und, gewöhnlich erholsame Menschenleere. Man weiß wohl, daß kein Colorado River diese Landschaft geschaffen hat, aber es ist doch die „Wildnis" unserer Minières, die so anziehend wirkt. Und die Zielscheiben, die Verbotsschilder, das Gerümpel (?) der Bogenschützen passen gar nicht vor diese prächtigen Felsen. Es wird fast unmöglich, sie noch ohne solche störenden Elemente zu fotografieren und zu betrachten. Es ist auch ärgerlich, einen schönen Pfad, den man 15-20 Jahre lang unbehelligt hinabging (s. Fotos) plötzlich durch ein Verbottschild untersagt zu sehen. Als „freier Spaziergänger" empfindet man dergleichen leicht als eine Zumutung oder Schikane.

Kurz: es wäre eine gute Sache, wenn ein anderer Platz für die Bogenschützen gefunden werden könnte. (?)

Copyrighted material

Hoffentlich überzeugen Sie meine beiligenden Fotos, falls diese Zeilen es nicht tun. Wenn nicht, habe ich eben „Pech gehabt“. (Schade denn es handelt sich um Schönheitsflecken, die relativ leicht auszumerzen wären.)

Mit besten Grüßen,

Nelly Moia

Beiliegend: 26 Fotos

(6 × betr. Buche, 4 × betr. Weiher, 6 + 10 = 16 × betr. Kiowa/Felsen)

1. P.S. 1998:

Freundlicherweise haben die netten Rentner/Spaziergänger, welche die Bank hingestellt hatten — (die Bank, eine **gute** Idee!) — sie etwas vom Fuß der Buche weggerückt. Merci Dir Hären! Von Euch könnte Euer Bürgermeister Manieren lernen.

2. P.S.

Man geruhte nicht, mir auf die höflichen Vorschläge zu antworten oder gar die Fotos zur Kenntnis zu nehmen.

3. P.S.

Ich konnte damals noch nicht ahnen, daß man beabsichtigte, die Gegend mehr zu verschandeln, als 100 Kiowa-Terrains es vermöchten!

4. P.S.

In dem Zusammenhang möchte ich die höfliche Antwort des Bürgermeisters von Flaxweiler 1975, Roger Lenert, hervorheben, dem ich wegen zerstörter, schöner Hecken am Ortseingang geschrieben hatte.

Copyrighted material

De Rëmelenger Wee

Der sog. Rümelinger Weg „an d'Schaff" (= zur Arbeitsplatzbeschaffung) wird hochgelobt und vielgepriesen. Über den Rümelinger Weg in die Umweltverschandelung schweigt man sich aus.

Fahrer, kamst Du nach Rümelingen, so erfreute Dein Auge bis vor kurzem noch ein einzigartig prächtiges Panorama von Fels und Wald am Eingang zum Städtchen, wenige Meter vor den ersten Häusern links der schönen Straße (ab Kayler Poteau). In drei über einandergeschichteten Farb- und Felsgruppen lösten sich Braun-rot, Minette-orange und Ocker-gelb ab, gekrönt von Fichtengrün und darüber, mit etwas Glück, tiefblauer Himmel, dazwischen immer wieder das helle Grün der Birken, Weiden, Hecken der typischen „Minettskoppen a Kaulen". Wildromantisch zerklüftet das „Mini-Colorado", eine Augenweide die ungewöhnliche Farbenpracht — „un coin de paradis", wie ein Tourist es mir gegenüber bezeichnete. „Paradiese aus Menschenhand" nennt ja auch die Luxemburger Natur-und-Vogelschutz-Liga seit ein paar Jahrzehnten die Tagebaugebiete im Süden des Landes, seit sie nicht mehr von den Menschen ausgebeutet und auf das Prächtigste von der Natur zurückerobert werden.

Leider aber schweigt sich dieselbe Liga, schweigen sich sämtliche Naturschützer und -freunde aus zu der gegenwärtig sich ausweitenden, erschrekkenden Verschandelung dieser lieblichen Felsenmulde. Bulldozer baggern ins Gestein, Bauschutt, grau und häßlich, wird aufgetürmt, bis hart an den Rand der vielbegangenen „Hutbierg"-Promenade heran, und rückt gegen das Kiowa-Bogenschützen-Terrain vor.

Nicht, daß diese Leute mir etwa leid täten. Ihre Zielscheiben und Gerümpel stören ebenfalls vor der schönen Felsenkulisse, und der Trockenrasen mit Wildblumen und Schmetterlingen leidet unter ihren Aktivitäten (Was konnte man doch früher dort Bläulinge und Schwalbenschwänze fotografieren!). Aber nicht genug damit: um so recht motiviert zu sein beim Schießen, brauchen diese sympathischen Sportler den Anreiz von (fiktiven) Tieropfern: die Zielscheiben stellen realistisch gemalte Tiere dar! Ein hübscher Waschbär ist dabei, ein Birkenhuhn, ein Hirsch, allesamt durchlöchert wie die Siebe.

Daß ausgerechnet der schöne Eingang zur Ortschaft, diese „Visitenkarte", die ihre Besitzer schätzen und bewahren sollten, derart zum Bauschutt-Tipp degradiert wird, schockiert heute umsomehr, als ja mittlerweile jede Menge Platz frei wird in jenen Industriebrachen, die ökologisch und ästhetisch wertlos sind. Auch gibt es da noch den Düdelinger „Riesenkrater" am Fuß der „Haardt", nur wenige Kilometer entfernt, der nur darauf wartet, mit Bauschutt aus der ganzen Gegend gefüllt zu werden. (Eine provisorische Zufahrtsstraße, die Kayl und Düdelingen verschonen würde, müßte doch möglich sein.)

Doch weder die Rümelinger Naturfreunde noch die Kayler (deren Bauschutt sich immer weiter in den Kayler Wald hineinfrißt) scheinen die zwei Stätten der

Copyrighted material

Verwüstung einer Erwähnung für wert zu befinden. Weder in den Lesertribünen der Landespresse noch im „Regulus“ der LNVL noch im „Gréngespoun“ vermochte ich bislang die geringste diesbezügliche Kritik oder Information zu entdecken. Bin ich eine nachlässige Zeitungsleserin oder — tout le monde s'en fout?

Die befragten Rümelinger sind entweder gleichgültig, an Naturschönheit nicht interessiert, oder aber sie haben resigniert. Aus der ersten Gruppe ein Zitat (zur heillos verschandelten Felsenmulde also): „Wat as dann? Dat as e Lach. Där hu mär der nach vill zu Rëmeleng.“ (In der Tat, möchte man meinen, „Löcher“ mancherlei Art...). Die resignierenden Naturfreunde aber lassen nur noch die fünf Worte fallen, die man in diesem Land so oft zu hören bekommt, daß sie einen schon wie den Wahl- oder Wappenspruch des modernen Luxemburgers anmuten: „Do kann ee näischt machen!“

Eh oui. Es gibt eben schon viel zu lange keine starke politische Opposition mehr im Land. Die am Ruder können sich alles erlauben und tun's. Wer könnte sie daran hindern? Ein Gefühl der Lähmung hat viele Leute befallen. Des Erstickens. Der Resignation. Und Bitterkeit. Auf meine Fragen: Wortloses Schulterzucken, wortlose Wut. Sich bei den Behörden beschweren, Maul auftun, zur Feder greifen? „Man bekommt ja nicht einmal eine Antwort.“ Die süffisanten Machthaber haben derlei nicht nötig. Wer Macht hat, oder Geld, oder gar beides, braucht nicht auch noch Manieren zu haben, oder?

Vor mehreren Monaten schrieb ich einen Brief an den Rümelinger Bürgermeister, in dem ich ihn höflichst auf drei Schönheitsflecken in der Umgebung der Ortschaft hinwies. Der Genauigkeit halber hatte ich eine Serie von Farbfotos hinzugefügt, um das „Vorher-Nachher“ zu illustrieren. Zwei der „Flecken“ wären ohne weiteres zu beheben gewesen, Geringfügigkeiten. Der dritte war die unpassende Stellenwahl des Kiowa-Terrains am Fuß des malerischen Felsen des „Holleschbierg“. Vielleicht könnte eine bessere Stelle für den Klub gefunden werden?

Ich habe nicht die geringste Antwort bekommen. Verlorene Liebesmüh', der präzise erläuternde Text, die Fotos, die ich Esel extra für den Herrn machte. Nicht mal eine ausweichende Höflichkeitsfloskel war die Sache dem Adressaten wert. Ich kann deshalb die verbitterte Resignation derjenigen Bürger verstehen, die mir dieser Tage die jüngste Umweltverschandelung in der Nähe des „Musée des Mines“ gezeigt haben.

Es ist dies ein angenehmes, schattiges Plätzchen gewesen, von den Spaziergängern geschätzt, u.a. von den alten Rentnern, den Grubenarbeitern, deren man so viele im „Lange Groon“ begegnet, (auf den ich noch zurückkommen werde — er sollte integral unter Naturschutz gestellt werden!). Hin ist also das schattige Plätzchen neben dem Gebäude, das in der Nähe des Museums restauriert wird. Am 23. März wurden die hohen, alten Birken und Fichten gefällt. Eine dicke „Scheibe“ Birkenstamm habe ich mitgenommen und zuhause gemessen: 106 cm Umfang, die Rinde tief geborsten, bemoost, „ergraut“; es muß

Copyrighted material

ein ehrwürdiger, alter Baum gewesen sein. Mal wieder Kultur gegen Natur. Wie weiland auf dem „Gehansbierg", dessen perfekte Kuppel hoch über dem Land verstümmelt und mit einem mehr als überflüssigen, baufälligen Türmchen ver(un)-ziert wurde.

Zurück zum „Lange Gronn" (im Freundeskreis „Ameisewee" geheißen): diese langgezogene Schlucht parallel zur Straße nach Rümelingen hinab ist eine äußerst reizvolle kleine Wildnis, voller Blumen und Schmetterlinge, voller interessanter Zeugen aus der industriellen Vergangenheit der Gegend, z. B. die engen, moosigen Treppchen im Gestein, die Stollen- und Tunneleingänge, die Brücken. Ausgerechnet dort, an einer der schönsten Stellen, ließ die Gemeinde vor ein paar Jahren Bauschutt kippen (in eine schmale Querschlucht mit zwei Galerie-Eingängen plus Brücke).

Wie der Herr, so das Gescherr — vor einem Jahr versaute und verbaute ein Rümelinger Unternehmer das Ende des „Lange Gronn", um sich eine Straße den steilen Abhang hinaufzuschlagen. Sie sollte kurzerhand in die vielbefahrene(!) Staatsstraße münden, obwohl keine 200 m weiter unten schon eine Ausfahrt besteht. Die Bauarbeiten wurden gestoppt, aber unter dem Geröll liegt wieder einmal ein Stückchen Natur begraben, es gab viele Blumen dort und hohe Bäume...

Ich bin es leid, hier im Minett auf Schritt und Tritt solche Umweltverschandelung anzutreffen, die oft genug mit dem Segen des Umweltministeriums vor sich geht oder auch mit dem der Forstverwaltung, wie jüngst auf dem Kayler „Bromeschbierg" geschehen, wo ein barbarisch breiter Steinweg, schon fast eine Straße, ins Herz eines bislang heimlichen, kleinen Wäldchens geschlagen wurde, sehr zum Entsetzen aller Waldläufer und Spaziergänger, die die vormals so anmutig versteckten „Lärchekaulen" lieben. Aber von der Art von Liebe (zu möglichst unberührter und in Ruhe belassener Natur) versteht man höheren Orts anscheinend überhaupt nichts.

Doch es werden kaum Stimmen laut, die dergleichen Eingriffe in unsere schon nicht eben waldreiche und übermäßig zersiedelte Gegend anprangern. Man scheint sich darin ergeben zu haben, daß die Landesplanung das Minett offensichtlich zum Arsch Luxemburgs erkoren hat. Zur Illustration: die scheußliche Gegend nordöstlich von Esch (Autobahnaus- und -einfahrt...). Auf all das wäre noch zurückzukommen. Hier ging es ja vornehmlich um die Rümelinger Variante der Minett-Verschandelung.

Journal, 8. April 1998

P. S. Herbst 1998:

„Da kommt Bauschutt hin", antwortete man mir im Rümelinger Stadthaus. Wer's glaubt, wird selig. Ist mir auch mittlerweile egal.

Copyrighted material

Zu schön, um ...

unbehelligt zu bleiben — von den Bau- und Hauhelden der „Ponts et Chaussées" nämlich, die sie wahrhaftig lange genug übersehen hatten, sie, die prächtigen, alten Birnbäume längs der Straße zwischen Tetingen und Rümelingen, (s. „t" 10. 7. 85). Unsereins (die sog. „Baumnarren") nimmt nur wunder, daß es überhaupt noch schöne Bäume und Alleen gibt in diesem Land, wo ihnen (sowohl innerhalb der Ortschaften wie dazwischen) auf Schritt und Tritt nach dem Leben getrachtet wird. Der geringfügigste Vorwand genügt, um hierzulande einen Baum zu fällen. Willfährige Bürgermeister leihen meckernden Stein- und Asphaltfritzen nur zu gerne ein Ohr; da wird begradigt und geebnet und erweitert, als habe man im Lande Luxemburg noch nie etwas von Verkehrsberuhigung gehört.

Es geht auch anders. Mitten im Herzen der Millionenstadt Basel z. B., nur ein paar Schritte vom Rathausplatz entfernt, strömt der Verkehr durch die Bäumli-Gasse, rechts und links, an einer Verkehrsinsel vorbei, wo stolz eine mächtige Linde emporragt. In Luxemburg hätte der Baum keine Chance gehabt.

In England schafft man seit Jahrzehnten erweiterte und trotzdem baumbestandene Landstraßen dadurch, daß neben die alte, schmale, baumbestandene Straße eine zweite Fahrbahn gebaut wird; damit dient die eine Seite der früheren Allee zugleich als baumbestandene Seite der neuen Straße; (die alte wie die neue Fahrbahn werden Einbahnstraßen.)

Dieselbe kluge Formel, etwas abgewandelt, schlagen auch die Tetinger vor, aber statt einer weiteren Fahrbahn soll der geplante Fußgängerstreifen hinter den Bäumen entlang laufen. Diese perfekte Lösung des Problems ergäbe ein Plus für die derart zusätzlich geschützten Fußgänger. Die Straße braucht auf keinen Fall erweitert zu werden, (denn das würde sie in eine wahre Rennbahn verwandeln), sondern an dieser Stelle, wo die zwei Ortschaften fast aneinander stoßen, sollte die Geschwindigkeit (sowieso) auf 60 begrenzt werden.

Es wäre wirklich empörend, wenn die „Ponts et Chaussées" in altbekannter Selbstherrlichkeit gegen den Willen der Bevölkerung und trotz des negativen Gutachtens des Umweltministers die obige völlig vernünftige und praktikable Lösung ignorieren und die 21 herrlichen Birnbäume fällen würde.

Noch dieses Fühjahr wollte ich die schönen, großen Bäume in ihrem schneeweißen, üppigen Blütenschmuck fotografieren, verlegte die Sache aber wegen des miesen Wetters auf nächstes Jahr, und nun ist es vielleicht zu spät, die Bäume haben dieses Jahr vielleicht zum letzten Mal geblüht. (Es wäre übrigens nicht das erstemal, daß die allenthalben so aktiven Baumfeinde meinem Fotoapparat mit der Axt zuvorkämen!) Mich wundert, daß z. B. die wunderbare Birnbaumallee bei Ellingen an der Mosel bislang überlebt hat, sowie die mächtigen Straßenbäume von Quatre-Vents, und daß auf der Strecke zwischen

Copyrighted material

Diekirch und Wallendorf die Blutbuchen noch stehen. Ob die „Ponts et Chaussées" sie bis jetzt nur übersehen haben — oder stehen sie etwa schon auf ihrer Warteliste?

Alles möglich, denn die Zerstörung schützenswerter Bäume wie auch der ohnmächtige Versuch, sie zu bewahren, hat in Luxemburg Tradition, wie es ein Blick in die Kammerdebatten von 1910 beweist (zufällig dieser Tage studiert). Da sagt der sympathisch sozialistische Abgeordnete Dr. Michel Welter (dessen Denkbmal im Escher Stadtpark steht:

„Je voudrais qu'on prît une partie du crédit... pour la conservation d'arbres vénérables que nous avons dans le pays... Dans un village des bords de la Moselle il y avait des tilleuls séculaires autour de l'église... Le vandalisme a fait abattre ces arbres... Je voudrais que le Gouvernement prît l'initiative (pour protéger de tels arbres)... Et il ne faut pas abattre les arbres sur la route à la première demande!"

In der Tat! Dieser Protest gilt heute noch viel mehr als vor 75 Jahren. Im staubigen Minett, angesichts seiner Verkehrsdichte und Luftverseuchung, ist jeder Laubbaum kostbar. Und da in diesem Fall der Tetinger Vorschlag sowohl die Verkehrssicherheit wie den ökologischen Wert und die Schönheit dieser Baumreihe berücksichtigt, wäre es ein starkes Stück Unverfrorenheit, wenn die „Ponts et Chaussées" stur und arrogant auf ihrer überflüssigen, widersinnigen Zerstörungsaktion bestehen würden.

Grüne Info-Blätter, August 1985

Copyrighted material

Sources de danger

Un des arguments majeurs qui étaient avancés pour justifier l'abattage des vingt-et-un poiriers entre Tétange et Rumelange, se basait sur le prétendu danger que constituaient ces arbres le long d'une route assez fréquentée.

On invoquait les fruits tombés sur la chaussée, alors que d'innombrables pommiers (e. a.) le long des routes du Grand-Duché éparpillent leurs fruits mûrs depuis des décennies sans être abattus pour autant. On imaginait des voitures heurtant ces poiriers, alors qu'une rampe de protection aurait pu empêcher la chose. On prétendait que la route devait être élargie du côté des arbres, alors qu'on aurait pu le faire de l'autre côté. On s'apitoyait sur les pauvres piétons forcés de longer la route en passant devant les poiriers, alors qu'un sentier aurait pu être aménagé derrière ces troncs.

Bref, on ne cessait de crier au danger en se bouchant les yeux et les oreilles devant les arguments qui prouvaient que la survie des arbres et la sécurité routière ne s'excluaient nullement. Et l'abattage des vingt-et-un poiriers fut perpétré un matin de décembre, avec pas mal de cachotterie cynique de la part des autorités. Ce qui fait mal aux amis de la nature dans cette affaire, c'est le manquement de parole de «leur» ministre, celui de l'Environnement, qui a trahi ceux qui avaient placé leurs espoirs en lui, qui a trahi ce qu'il est censé protéger, ce qu'il avait promis de protéger.

Mais il est vrai que je ne donne pas cher de la compréhension pour l'environnement naturel au «Minett» chez ce «Stater» (x) depuis qu'il a fait saccager, en 1976, l'extraordinaire monument naturel que fut la colline couverte de grands hêtres du mont Saint-Jean, le «Gehansbierg» cher aux «Minettsdäpp». Mutilée, ébréchée à jamais que cette belle coupole verte, se dressant, parfaitement arrondie, au-dessus de la plaine qui l'entourait sur trois côtés, aujourd'hui réduite à un chantier pour constructions pseudo-médiévales (à qui il arrive de s'écrouler fort «coûteusement»), sans parler de la grotesque tour à 15 millions...

Pour en revenir aux poiriers de Tétange, ils sont donc morts, alors qu'ils auraient pu vivre cinquante années encore, eux qui étaient si resplendissants au printemps dernier, chargés de masses de fleurs blanches, que je ne photographiais pas, exceptionnellement, à cause du temps gris, me promettant cette photo pour le printemps 1986... Faut-il donc rappeler aux socialistes d'aujourd'hui ce qu'un des leurs, un véritable ami de la nature, lui, le Dr Michel Welter, déclara à la Chambre en 1910 déjà: «Je voudrais qu'on prît une partie du crédit... pour la conservation d'arbres vénérables que nous avons dans le pays... Le vandalisme fait abattre ces arbres... Je voudrais que le gouvernement prît l'initiative (pour protéger de tels arbres)... **Et il ne faut pas abattre les arbres sur la route à la première demande!»**

Mais alors qu'on trouve les millions nécessaires à la dégradation du mont Saint-Jean, alors qu'on massacre une rangée de vieux arbres en les accusant d'être

Copyrighted material

un danger pour la circulation, on ne trouve pas les sous et on ne s'aperçoit pas d'un danger autrement réel à quelques kilomètres de là, le long de la route sinueuse à la sortie de Kayl en allant vers Esch.

Voilà des années qu'une source mal canalisée y déborde sur la chaussée par temps de pluies (c'est-à-dire souvent...), et lorsqu'en hiver celles-ci sont suivies de gel, le bord de cette route (pas plus large que celle des poiriers et en plus comportant plusieurs virages) devient une véritable glissade, surtout quand il faut serrer à droite (où se trouve la source), parce que les voitures que vous croisez ne le font nullement, mais vont droit au but malgré les virages... Il faudrait agrandir l'ouverture du canal souterrain, où s'engouffre cette eau, ou plutôt où elle devrait pouvoir s'écouler sans plus, mais cette ouverture se trouve régulièrement obstruée par toutes sortes de débris, feuilles, branchages, boues, etc. Il suffirait peut-être d'y placer une espèce de muret, de rempart, pour empêcher le débordement de l'eau sur la route (?). Je ne suis pas experte des « Ponts et Chaussées », mais il doit y avoir une solution à ce problème, seulement voilà, messieurs les « responsables » sont trop occupés à abattre des arbres pour la trouver, cette solution.

En attendant, gare à vos pneus glissants, automobilistes de la vallée de Kayl; si on vous a délivrés des terribles poiriers de Tétange, la glissière gelée de Kayl n'est pas près de disparaître.

(x) Il y a trop de gens dans nos ministères et dans l'administration, aux Eaux et Forêts, aux Ponts et Chaussées, qui ne sont pas du bassin minier, dont la beauté naturelle leur est aussi inconnue qu'indifférente.

Le Républicain Lorrain, 5 janvier 1985

P. S. 1998:

„Der Baum des Jahres 1998 ist die Wildbirne" (t — 14. Nov. 1998). (Es wurde kein Kranz niedergelegt an der Tetinger Straße...)

Todesanzeige

Mer hun dei traureg Pflicht Iech den Doud vun 17 Téitenger a 4 Rëmelenger matzedélen.

Si sin den 18. Dezember op eng brutal Art a Weis aus dem Liéwen gerappt gin am stattlechen Alter vun ronn 100 Joer.

Hiren Doud huet eng déif Wonn an der Natur hannerlôss.

Dei 21 Birebeem si fir ëmmer aus dem „Verkéir" gezunn, an och déi schéinste Strôß kann eis Kollégen net ersetzen.

An déiwer Trauer

DEI GRENG ALTERNATIV
Luxpost, 30. Dezember 1985

Copyrighted material

„Kultur" wider Natur

Ob rotblau oder schwarz, ob Büchler-Autobahnen oder Notstandsarbeiten, den Bäumen geht es allemal an den Kragen hierzulande. Trotz viel Ökologie-Geredes in Presse und Politik wird die Natur bei uns mit Füßen getreten wie eh und je. Auf Schritt und Tritt beleidigen die verheerenden Auswirkungen privaten und öffentlichen Banausentums Herz und Augen der Handvoll Naturfreunde, Rufer in der Wüste seit Jahrzehnten.

Man braucht aber nicht einmal ein ausgesprochener „Baumnarr" zu sein, um erschüttert vor dem dumm-brutalen Massaker zu stehen, das dieser Tage den altehrwürdigen Gipfel des „Gehânsbierg" für immer verschandelt hat. Und zwar — o Ironie — im Dienste der Kultur.

Wer hätte das gedacht, als vor einigen Jahren mit den Ausgrabungen eines römischen Kastells begonnen wurde! Wäre das alte Gemäuer doch nie entdeckt worden! Sowieso wird letzten Endes kaum zu unterscheiden sein, was echt römisch und was Luxemburger Rekonstruktion ist — das Ganze sieht jetzt schon mehr neo-römisch als altertümlich aus. Da hätte man sich lieber gleich mit einer Maquette im Museum begnügen sollen, statt auf dem Johannesberg Vianden Konkurrenz machen zu wollen. Wievielen prachtvollen, hundertjährigen Buchen, den schönsten unserer Bäume, wäre damit ein stupider Tod erspart geblieben! Geht hin und seht sie euch an, die Stätte der Verwüstung, die herumliegenden Riesenleichen, die gefällten Silbersäulen.

Ganz gleich wieviel römisch-militärisches Gestein da herausgewühlt werden konnte, nichts rechtfertigt die Zerstörung des einzigartigen Luxemburger Naturdenkmals, das die altvertraute, weithin sichtbare, symmetrisch abgerundete Kuppel des „Gehânsbierg" war. Diese Silhouette hätte unbedingt vor Beginn der Arbeiten vor jeglicher Verstümmelung kontraktlich geschützt werden müssen, sogar wenn uns das ein paar römische Steine gekostet hätte. Es ist unerhört, daß dies nicht geschah. Warum haben wir überhaupt ein Umwelt-Ministerium, Naturschutzvereine und eine „Commission des Sites et Monuments"?

„Nieder mit den Bäumen!" — das ist so recht der Luxemburger Slogan par excellence, ob da auf Grund dubioser Zukunftsperspektiven in punkto Verkehr die prächtige Allee Niederanven-Roodt/Syr „geopfert" wird, ob Notstandsarbeiter die Flußläufe entlang dreinschlagen, was das Zeug hält, oder ob aus falsch verstandener Kulturbeflissenheit nicht einmal vor dem Johannesberg haltgemacht wird — was immer die Beweggründe, das Resultat ist das gleiche und auch die Mentalität . . . Arme Bäume.

tageblatt, 16. September 1976

P. S. 1998:

Dieser Leserbrief brachte mir einen wütenden (spontan handgeschriebenen) Brief des damaligen Umweltministers Robert Krieps ein, der mir meine „vitupérations" vorwarf und mir erklärte, man wolle den „sens historique de la population" fördern.

Straßenbäume abgeholzt

Kayl — Eine unangenehme Überraschung für viele Autofahrer, die ab Samstag die Strecke Kayl-Esch über den „Kayler Poteau" befuhren. Dort [...] wurden am letzten Freitag (den 16.3.90) die Bäume am Straßenrand gefällt.

Wenn die Verantwortlichen sicher gute Gründe anführen können hier abzuholzen, so überrascht doch der Charakter der Fällaktion. So konnte uns auf Anfrage hin am Freitag niemand mitteilen, warum die Strecke gesperrt wäre. Der Posten an der Straßensperre unten in Kayl teilte uns lediglich mit, es würden Arbeiten an der Straße ausgeführt.

SeK

tageblatt, 19. März 1990

S. weitere t-Artikel zu der Nacht-und-Nebelaktion

am 21. 3. 90:

„23 illegal gefällte Pappeln in Kayl — Schlamperei, sonst nichts!"

am 23. 3. 90:

„Illegales und eigenmächtiges Vorgehen der Ponts-et-Chaussées: 22 Pappeln ohne Genehmigung gefällt"

am 24. 3. 90:

„Zustände wie in Schilda"

S. auch die Mitteilung des „M.E./Esch"

am 24. 3. 90:

„Noch nicht genug Baumleichen ?"

und die der „Natur- und Vogelschutzliga"

am 21. 4. 90:

„Fahrlässigkeit, Schlamperei oder einfach Unwissenheit ?"

Copyrighted material

Die räudigen Pappeln

Sehr geehrter Herr D. von den „Ponts et Chaussées“,

Eine Frage an Sie, nachdem ich eben mit einigem Staunen Ihren Leserbrief im „t“ vom 31. März gelesen habe: Mit wieviel Stundenkilometern sausen Sie eigentlich die Kayler Straße hinab, um jedesmal mit Ihrem Wagen zu „springen“, wenn Sie an den Pappeln vorbeikommen (d. h. jetzt an Ihren Überresten mitsamt Wurzelwerk)? Ich bin diese Strecke unzählige Male gefahren ohne den geringsten Hopser, dabei keineswegs im Schneckentempo. Meine Kayler Freunde (Esch-Pendler) können dasselbe von sich behaupten. Also? Übertreiben sie nicht ein bißchen ... viel?

Dann, was die plötzliche „Krankheit“ dieser Bäume betrifft. Hätte mich ja auch gewundert, wenn die nun nicht auf einmal krank und gefährlich gewesen wären — angeblich. Wie sagt schon das arabische Sprichwort? „Wenn du Dich Deines Hundes entledigen willst, bezichtige ihn der Räude!“ Erstaunlich nur, daß außer Ihnen bislang niemand etwas von dieser Gefahr wußte. Wenn diese Pappeln seit den Februarstürmen so stark beschädigt waren, daß sie eine echte Gefahr darstellten, warum waren sie dann nicht schon längst gefällt worden?! Warum standen sie einen vollen Monat nach dem letzten Orkan immer noch am Straßenrand, während doch allenthalben ihre Schicksalsgenossen sofort entfernt wurden? Da stimmt doch etwas nicht, oder? Nein, mein Herr, wenn die Lage so kristallklar wäre, wie Sie sie darstellen, hätten die direkt Verantwortlichen für das Fällen der Bäume es nicht nötig, sich vor den Fragestellern zu verkriechen und Aussagen zu verweigern. Sie könnten doch dann guten Gewissens dasselbe behaupten wie Sie. Warum tun sie es nicht?

Noch eins: Sogar wenn die Stürme eine Reihe Äste oben in den hohen Kronen beschädigt hatten, so wäre erst noch zu beweisen, daß deshalb gleich die ganzen Bäume weg mußten, daß wegen ein paar zersplitterter Äste gleich 22 prachtvolle, hohe Stämme abgehackt werden mußten. Wo ist der fachmännische Beweis, daß dies notwendig war?

Kurz: Ihre Meinung, Ihr Leserbrief ändern nicht das Geringste am Tatbestand, an dem, was die Öffentlichkeit weiß bzw. noch nicht weiß:

1) Diese 22 schönen, hohen Bäume bildeten einen wesentlichen Bestandteil eines außergewöhnlich harmonischen Ganzen, nämlich der idyllischen Straße, die ins Kayler Tal hinabführt.

2) Sie wurden in einer frechen „Nacht- und Nebel“-Aktion gefällt ohne Genehmigung, Rechtfertigung und Aufklärung der Öffentlichkeit.

3) Die Fragen nach den Verantwortlichen und ihren Beweggründen bleiben seit der Tat unbeantwortet.

Copyrighted material

4) Es ist Zeit, daß wir die ganze Wahrheit erfahren. Die Schuldigen müssen gezwungen werden, den Schaden wieder gutzumachen, und zwar möglichst schnell.

Die fortgesetzte banausische Verschandelung unserer schönsten Landschaften muß endlich unterbunden werden. Oder es gibt keinen Naturschutz in Luxemburg!

tageblatt, 14. April 1990

Copyrighted material

Die Vorhersage ist leicht

Kürzlich wurde eine Reihe schöner Straßenbäume ohne Skrupel gefällt und man erfuhr, ein Schreinermeister habe das veranlaßt. Zwei Schreiner des anstoßenden Ortes kamen in Frage. Welcher war es? Ein Freund von mir tippte auf T., den er als jemanden kennengelernt hatte, der alles aus Holz machen oder mit Holz überziehen will. T., ein Mensch, der die Welt durch eine Holzbrille betrachtet, mußte es gewesen sein. Er war es tatsächlich.

Das war leicht zu erraten. Ein Baum ist aus Holz. Ein Brett ist aus Holz. Also ist ein Baum eine Summe von Brettern. Was zu beweisen war.

Die menschliche Freiheit ist sehr gering. Sie wird von vielartigen inneren und äußeren Einflüssen eingeschnürt. Ihre Kenntnis erlaubt in großem Maß die Vorhersage des Verhaltens in Denken und Handeln. Man kann in bestimmten Persönlichkeitsstrukturen umherreisen wie in einer Landschaft, in der man schon im voraus weiß, was man sehen wird. Das Gesehene ist nicht immer erfreulich. Es ist schon putzig zu beobachten, wie wir verbissen die Illusion der Freiheit aufrechterhalten. Der Katholik stellt sich kaum die Frage, ob er, in einem anderen Land geboren, etwa ein Moslem geworden wäre, der Fahrer eines starken Wagens merkt nicht, daß nicht er, sondern der Wagen ihn fährt und zum ständigen Überholen zwingt, und unser Schreinermeister, verfügte er über andere Gene, hätte die Bäume gemalt statt sie zu fällen.

Henry Gelhausen

d'Lëtzeburger Land, 20. April 1990

Gefährlicher als vorher

Da komme mir doch keiner mehr und behaupte, die 22 schönen Pappeln, die letzten März völlig illegal an der Kayler Straße gefällt wurden, seien krank gewesen! Diese angebliche Krankheit war bekanntlich einer der (durcheinander vorgebrachten) Gründe, welche nachträglich die Zerstörung rechtfertigen sollten. Doch die übriggebliebenen Baumstümpfe strotzen förmlich vor Gesundheit und Vitalität; auch nach der Verstümmelung sprossen sie üppig und brachten eine Masse von extra großen, kräftig grünen, glänzenden Blättern hervor. Und das trotz der lang anhaltenden Dürre!

Man hatte sie also stehen lassen, die dicken Stümpfe am Straßenrand, und so verwandelten sie sich bald in dicht belaubte, hoch aufgebauschte Pseudo-Büsche. Dadurch aber bedeuteten sie diesen Sommer monatelang eine weitaus größere Gefahr, als es vorher die weiß markierten Stämme waren. Die „Gefahr", welche diese Stämme aber angeblich an der kurvenreichen Straße darstellten, war letzten Winter ebenfalls zur Rechtfertigung der Fällaktion herangezogen worden.

Copyrighted material

Wo bleibt da die Logik der Verantwortlichen? Im März bangten sie anscheinend so sehr um die Sicherheit der Verkehrsteilnehmer, daß sie sogar das Gesetz mißachteten, nur um die bösen Bäume möglichst schnell fällen zu können. Nun aber ließen sie monatelang zu, daß in jedem der 22 „Büsche" ein unsichtbarer, harter Holzklotz stak, ein mächtiger Baumstumpf, an dem unachtsame Autofahrer ohne weiteres tödlich verunglücken konnten. Als nachgiebiges, weiches Blattwerk getarnt lauerten die Todesfallen den ganzen Sommer über an den Kurven, wo die Autos nur so vorbeiflitzten.

Die Klötze hätten doch sofort entfernt oder wenigstens bis zum Boden abgesägt werden müssen, oder aber entlaubt — das geschah schließlich vor ein paar Tagen, Ende August... — und auffällig weiß gezeichnet, oder eine Schranke müßte davor angebracht werden, was weiß ich. Nach Einbruch der Dunkelheit sind sie kaum sichtbar. Wo bleibt da die große Sorge der Verantwortlichen um die Verkehrssicherheit?

Die schöne, hohe Baumreihe, ein wesentliches ästhetisches Element dieser lieblichen Straße und des ganzen Tals, wurde — angeblich — der Verkehrssicherheit geopfert. Und jetzt? Oh Schilda, deine Bäume, deine Straßen!

tageblatt, 1. September 1990



Copyrighted material

Landstraße ade?

Nachdem vor einiger Zeit zwischen Kayl und dem Kayler Poteau eine stattliche Pappelallee der Motorsäge zum Opfer fiel, wird nun ein dicht mit Bäumen und Heckensträuchern bestandener Hang einfach weggebaggert. Wie so soft schon zerstört ein fragwürdiges Straßenbauprojekt ein reizvolles Stück Natur. Nicht nur dem eingefleischten Naturschützer, sondern dem ganz normalen Bürger gehen dabei eine Reihe von Fragen durch den Kopf.

Weshalb müssen in einer wenige Kilometer langen, relativ breiten Landstraße zwei langgezogene Kurven verschwinden? Das ziemlich große Gefälle in Richtung Kayl dürfte doch wohl nicht als alleiniges Argument anzuführen sein. Wird die neue Strecke nicht geradezu zur Raserei einladen? Sollten Landstraßen — wie es der Name verrät — nicht in erster Linie dazu da sein, schonend, d. h. der Topographie angepaßt, durch das Land und die Landschaft zu führen? Kurven, Steigungen und Gefälle machen dabei den besonderen Reiz aus und lassen uns eine Landschaft erst so richtig erleben. Um schnell voranzukommen, haben wir ja die Autobahnen und Schnellstraßen. Warum muß die Strecke Kayl-Esch/Alzette gerade zum jetzigen Zeitpunkt begradigt und möglicherweise mit einer Kriechspur versehen werden, wenn man weiß, daß am Bau der Schnellstraße „Collectrice du Sud" zügig gearbeitet wird? Vielleicht hat man aber auch nur vor, den Bürger auf der neuen Rennstrecke vermehrt zur Kasse zu bitten. Ein paar aufgestellte 60km/h-Schilder und entsprechende Verkehrskontrollen würden sicher sehr ergiebig sein.

Wie gesagt: Normen hin, Normen her, hoffentlich will man nicht alle Landstraßen Luxemburgs begradigen und ebener gestalten. Vielleicht wäre man nämlich gezwungen, sie in nächster Zukunft wieder zurückzubauen, wie man es ja bei manchen unserer Bäche tun will, um den Wasserabfluß zu verlangsamen und der Natur wieder etwas mehr zu ihrem Recht zu verhelfen. Aber wir sind ja ein reiches Land und können uns solche Maßnahmen allemal leisten. Nicht Kurven, Steigungen und Gefälle unserer Landstraßen stören im übrigen die Touristen (und nicht nur sie), sondern der schlechte Zustand des Straßenbelages. Daß das Umweltministerium bei Projekten wie der Straßenbegradigung Kayl-Kayler Poteau seine Einwilligung gibt, läßt tief blicken und zeigt wiederum einmal, wo bei uns die Prioritäten liegen. Da gibt es Sachzwänge, es gilt Normen zu berücksichtigen, vermeintliche Verkehrssicherheit geht vor..., die Natur ist da nur zweitrangig. Als wenn der Mensch nur auf seine Mobilität angewiesen wäre!

Natur- u. Vogelschutzliga

tageblatt, 7. Januar 1991

Copyrighted material

Das Weihnachtsgeschenk

Pünktlich zu Weihnachten haben die „Ponts et Chaussées" den Naturfreunden im Minett einen besonders gelungenen Coup beschert: die Verschandelung der lieblichen, kleinen Straße vom Kayler Poteau hinab ins Kayler Tal, eine der letzten schönen Landstraßen im mehr und mehr verhunzten, total zersiedelten, hemmungslos industrialisierten und von neuen Straßen allenthalben zerstückelten Minett.

Vielen von uns war diese anmutige, leicht schlängelnde Straße besonders lieb, und seit Jahren staunten wir darüber, daß man sie unbehelligt ließ, wo doch überall im Lande ihresgleichen der Garaus gemacht wurde. Es war zu schön, um wahr zu bleiben, und so hat auch das Stückchen Schönheit dieser Tage dran glauben müssen. Was schert unsere Straßenbanausen, diese Fachidioten in den Büros der Straßenbauverwaltung, denen ununterbrochen Straßen zum Fraße hingeworfen werden (als Beschäftigungstherapie?), was schert sie der bittere Verlust an Lebensqualität und Freude, den die Zerstörung einer solchen Straße für unsereins bedeutet?

Die kleine Tochter (zehn Jahre) eines Düdelinger Kollegen, der die Strecke täglich fährt, sagte einmal zu ihm; „Weißt Du, Papa, ich fahre so gern hierhin, es ist so schön hier." Kinder und Baum (Narren) sagen die Wahrheit... Den Papas sensibler Sprößlinge aber sei geraten, noch schnell alles Liebliche und somit Gefährdete in diesem Ländchen zu knipsen, um wenigstens anhand von Bildern eine Ahnung vermitteln zu können von dem, was Luxemburg einst war, ehe zuviel Geld jeden umweltzerstörerischen Unfug möglich machte — zuviel Geld, gekoppelt mit einer totalen Gefühllosigkeit gegenüber Schönheit und Harmonie.

Was war an dieser Straße so reizvoll? Nun, ab Esch z. B., kurz nach der Abbiegung ins Tal hinunter, glitt man in einen heimeligen, grünen Tunnel hinein, ein Blätterdach wölbte sich über dem Kopf, von Grün eingefangen rollte man dahin, den langgezogenen Windungen der Straße bergab folgend; an sonnigen Herbsttagen war es ein köstliches Eintauchen in flutendes Gold, und auch an Wintertagen, bei Frost und Schnee, war die Fahrt märchenhaft schön.

Besonders reizvoll war zudem die schnelle, kontrastreiche Aufeinanderfolge völlig verschiedener Landschaften und Straßenabschnitte. Nachdem man dem engen Trichter des Escher Neudorfs entronnen war, flog man sozusagen befreit zuerst die schnurgerade, breite Kayler-Poteau-Straße hinauf, und oben dehnten sich dann rechts und links Feld und Wald, bis hin zum Galgenberg einerseits, zum „Gehânsbierg" linker Hand. Den weithin schweifenden Blick bis zu waldigen Horizonten gab es sozusagen als Vorspeise, denn sofort danach, unvermutet, plötzlich, als beglückende Überraschung — das Eintauchen in den grünen/goldenen/schneeweißen Tunnel, je nach Jahreszeit; ein weiches Bergabrollen folgte, und schon wich der Wald wieder ebenso plötzlich einem tiefen Wiesengrund, gab den Blick wieder frei auf das sanft sich wellende Kayler Tal mit

Copyrighted material

unten der stolzen Pappelreihe... Solche Perspektiven gibt es nicht viele im Minett, diese Strecke war wahrscheinlich sogar einzigartig an dicht gedrängten Schönheitsmomenten.

Und das seit Jahren von Umweltschutzgeschrei und -geschwätz erschallende Luxemburg wußte dergleichen nicht zu schützen!

Die stolze Pappelreihe ist hin (seit März 1990), der „Tunnel" ist nicht mehr, die Bulldozer sind am Werk, der Wald am Straßenrand wird gerodet (die Orkane vom letzten Februar haben wohl noch nicht genug Wald zerstört), die Straße „muß" begradigt werden, obwohl gerade sie in absehbarer Zeit von der „Collectrice du Sud" entlastet wird. Niemand hielt seine Hand über sie, niemand, der die „Ponts et Chaussées" mit ihren anscheinend sakrosankten „Normen" in die Schranken verwiesen hätte, niemand, der diesen „Normen", von Bürokraten aufgestellt, andere Werte entgegenstellte, denn in Luxemburg ist die Schönheit kein Wert, ein Schönheitsministerium gibt es nicht, Umweltschutz bedeutet den meisten nur Schutz der eigenen Gesundheit, sauberes Wasser, reine Luft und dergleichen, bloße Schönheit ist belanglos. Oder vielmehr: Als schön gilt ein möglichst teures Protzauto oder -haus, teurer Schmuck, teure Kleider, teuer dies und das. Und in puncto Straßen natürlich möglichst gerade, breite Strecken, damit die Raser in den Protzautos gut vorwärts kommen. Straßen wie die Kayler Landstraße gehören ins Bilderbuch. Sie sind nicht mehr zeitgemäß. Zeitgemäß ist die Diktatur der Banausen.

tageblatt, 19. Januar 1991

Copyrighted material

Pour la sauvegarde du Lallengerbierg (*)

« Bruit et fureur » — voilà les éléments essentiels de la vie humaine selon le Macbeth de Shakespeare. Ils semblent en tous cas caractériser l'affaire Neidierfchen-Esch. Tout au plus, pourrait-on substituer un terme moins violent à « fureur », par exemple l'indignation (pleinement justifiée) des victimes de la malencontreuse déviation, dont les protestations s'ajoutent dorénavant à celles des habitants du Neiduerf, trop longtemps les seuls à protester (en vain) contre une situation insupportable.

A quelque chose malheur est donc bon, parce que l'augmentation dramatique du nombre des mécontents va probablement obliger les responsables politiques à faire ce qu'ils auraient dû faire, il y a des années déjà, à savoir imposer à Intermoselle (e. a.) le transport de ses produits par rail. (P. S. 1998: Tu parles!)

Halte aux camions infernaux

Pour le moment on nage encore en pleine confusion, avec les reproches amers et les dénégations véhémentes se succédant, se chevauchant même dans un beau fouillis à la Schilda ou Clochemerle. On se met aussi à additionner les pommes et les poires et à tomber d'un extrême dans l'autre. En effet, côté pommes et poires, il existe une différence de taille entre un poids lourd et une voiture ordinaire. Le premier véhicule, qu'il soit vide ou chargé, fait énormément plus de bruit sur son passage que le dernier. Ainsi, même si les poids lourds ne constituent « que 20 % » du trafic passant par le Neiduerf, l'impact négatif de ces 20 % est plutôt de 80 %!

Il est donc permis de penser qu'une fois débarrassés de ces camions infernaux, les riverains de la voie d'accès trouveront le passage des autres voitures fort supportable, cela aussi parce qu'un certain nombre de mesures auront encore permis de réduire considérablement les effets désagréables de cette circulation-ci. A partir de 1989, la route sera enfin lisse et les véhicules ne rebondiront plus d'un trou à l'autre ... Elle sera en outre couverte d'un asphalte spécial insonorisant (« Flüsterasphalt ») et il sera facile de réaliser une sévère limitation de vitesse qui contribuera beaucoup à la diminution du bruit.

Le gros du trafic quotidien (c.-à-d. 5 jours par semaine) passe seulement aux heures de pointe, quand d'un côté pas mal de riverains en question sont encore en route, eux aussi, ou alors peuvent se retirer temporairement dans les pièces situées à l'arrière de leurs maisons, ce que font après tout d'innombrables personnes qui, au Luxembourg et ailleurs, habitent les nombreuses rues où le trafic a beaucoup augmenté en ces vingt ans. Et dans ce contexte, n'oublions pas

(*) Il fut menacé — dans les discours des politiciens — d'une voie de contournement, proposée comme « remède aux habitants du Neiduerf » eschois, victimes des suites de l'installation de « Intermoselle » à Rumelange ...

Copyrighted material

que, contrairement à la plupart de ces cas, derrière les maisons du Neiduerf, c'est le calme plat et la nature! Il serait en outre possible de faire installer, aux frais de l'Etat, des vitres doubles en verre insonorisant dans toutes les fenêtres donnant sur la voie d'accès. Cela reviendrait toujours moins cher qu'une voie de contournement.

Le réseau le plus serré d'Europe

Bref, il semble que la situation future au Neidierfchen, une fois toutes les conditions ci-dessus réalisées, n'est pas aussi pénible qu'on veut le faire croire en ce moment. Et avant qu'on ne m'accuse d'ignorance ou de suffisance, je tiens à préciser que mon opinion se base aussi sur la réaction de certains riverains de la route d'Ehlerange qui «se croient au paradis» (sic), depuis que les camions Cloos empruntent la Voie Expresse; et d'affirmer que le reste du trafic, toujours intense mais composé de voitures de tourisme, est tout ce qu'il y a de plus supportable!

Néanmoins, voilà nos hommes politiques de se gargariser de grands mots et de formules magiques — «voie de contournement, infrastructure déficiente» — et de bramer après des routes et encore des routes, comme si ce pays n'avait pas déjà le réseau routier le plus serré d'Europe, comme si le bassin minier en particulier n'était pas déjà cisaillé de routes dans tous les sens! A ce rythme-là on aura bientôt une voie de contournement, cette pseudo-panacée, pour chaque voie d'accès, sans que la qualité de vie des riverains soit améliorée pour autant (voir le cas des riverains de la route d'Arlon à Luxembourg depuis la construction de l'autoroute). On finira simplement par asphyxier nos petites villes dans un réseau routier de plus en plus étouffant, et les habitants devront se déplacer de plus en plus loin pour trouver encore un bout de nature intact. Déjà maintenant, au «Minett», un promeneur ne peut presque plus faire 500 m en ligne droite sans tomber sur une route!

Ce sont les poids lourds en surnombre qui sont le fléau numéro 1 dans ce contexte, un fléau européen d'ailleurs. C'est à ce problème-là qu'il faut s'attaquer, au lieu de continuer à détruire nos campagnes, ou ce qui en reste, surtout dans le sud tellement peuplé.

La sauvegarde du patrimoine naturel

Ce qu'il nous faut, ce sont des hommes et des femmes politiques qui aient le courage d'imposer à Intermoselle (e. a.) le transfert de ses marchandises sur les rails, et non pas des opportunistes qui, dans un accès de fièvre pré-électorale, attisent le mécontentement des gens et font souffler un vent de panique afin d'en tirer un maximum de votes lors des prochaines élections.

Dire qu'en automne dernier, c'est le parti qui, avec des grenouilles sur ses affiches électorales, prétendit vouloir protéger l'environnement, qui aujourd'hui en appelle à la mutilation d'un des plus beaux et typiques paysages du bassin minier! Veut-il célébrer maintenant la fin de l'année européenne de l'Environ-

Copyrighted material

nement? Comme j'en ai marre de toutes ces « années » avec leurs beaux discours, leurs symposiums et tutti quanti, par exemple ces émissions de timbres à fleurettes — quelle hypocrisie!

Ne suffit-il donc pas que la belle zone (type « Bon Pays ») au nord de notre ville soit détruite par la Voie Express (qu'il aurait fallu construire **derrière** le « Lankholzerbösch »), faut-il à présent que les magnifiques paysages au sud de la ville, type « Mini-Colorado », y passent aussi?! Le hasard, qui ne fait pas toujours bien les choses, veut malheureusement que le « Lallengerbierg » soit une zone précieuse écologiquement, très belle, chérie par les amis de la nature, par toute personne qui ressent un besoin réel de sa beauté, de son calme à proximité de nos villes bruyantes et poussiéreuses. Il ne s'agit pas d'opposer, comme on l'a reproché un peu vite aux écologistes, « les droits des arbres » à ceux des hommes (les Neiduerfer las du trafic excessif dans leur quartier).

Mais il faut chercher un compromis entre le droit de ces derniers à un minimum de bruit dans leurs rues, et le droit de tous les Luxembourgeois (et surtout des « Minettsdäpp ») à la sauvegarde d'une partie importante de leur patrimoine naturel!

Il n'appartient pas à une poignée de politiciens indifférents à la nature et aveugles à la beauté, ni à ceux qu'ils réussissent à ameuter, de disposer sans plus (et de mutiler) ce « paradis de main d'homme », le « Lallengerbierg », produit fascinant de l'industrie et de la nature tout ensemble. La construction d'une voie de contournement dans cette superbe zone austère, mi-savane, mi Far-West, entraînerait à brève échéance l'irruption du « bruit et de la fureur », des motos, des hordes de barbares modernes, féconds en déchets, et la destruction du charme de ces grands espaces silencieux et fleuris. Il faut empêcher cela, c'est évident.

Le Républicain Lorrain, 9 avril 1988

P.S. 1998:

Avec l'aide des membres du « M.E. » (surtout Roger Schauls et Camille Schmit-Pauly) une pétition « pour la sauvegarde des paysages typiques de notre Minett » fut signée par plus de 60 instituteurs/trices et professeurs de biologie et d'éducation artistique. En outre, le député Vert Guy Bock posa au sujet de cette affaire une question parlementaire (N° 204 le 24 février 1988).

Copyrighted material

La pétition des enseignants

Esch-sur-Alzette, le 1er juin 1988

Monsieur le Ministre, (*)

Par la présente, les soussignés, professeurs de biologie au Bassin minier, se permettent de vous soumettre les considérations suivantes:

Suite à l'affaire „Neidierfchen“ des projets de construction de routes ont été proposés pour résoudre les problèmes de la circulation en question — voie de contournement du „Neidierfchen“ par le „Lallengerbierg“ et jonction à la Collectrice du Sud depuis le „Lânge Gronn“ de Rumelange en passant par le Poteau de Kayl et le „Brucherbierg“. Or, la construction de telles routes détruirait une partie essentielle d'un paysage d'une valeur esthétique et écologique extraordinaire.

Comme il existe d'autres possibilités de résoudre les problèmes de la circulation en question, e.a. le transfert sur le rail d'une grande partie des transports de marchandises, ainsi que diverses mesures de „Verkehrsberuhigung“ au „Neidierfchen“, il serait aberrant de saccager une partie magnifique du patrimoine naturel du sud au moyen de routes coûteuses: à celà, il convient d'ajouter que la soi-disant voie de contournement ne transformerait pas ipso facto le „Neidierfchen“ en quartier résidentiel, comme on veut le faire croire à ses habitants en ce moment. Le moins qu'on puisse exiger, c'est que de sérieuses études d'impact et de la circulation soient faites avant que la décision de construire de telles routes ne soit prise.

Si nous, professeurs de biologie, nous mêlons de cette affaire, c'est que nous ne pouvons rester indifférents devant les menaces qui pèsent sur une zone aussi exceptionnelle du point de vue écologique.

Notre fonction comme enseignants est de développer le respect de la nature de nos élèves, jeunes „Minettsdäpp“ qui doivent vivre et grandir dans une région surpeuplée, extrêmement industrialisée, où ne subsiste que peu de nature entre les usines et les agglomérations qui s'étendent et dévorent le paysage.

Or, ce paysage, et notamment les minières desaffectées, reconquises par les plantes pionnières, se révèlent être de véritables paradis écologiques, abritant de nombreuses espèces animales et végétales rares et protégées. En plus, les fronts de taille des carrières à ciel ouvert permettent de suivre l'évolution géologique de notre pays pendant plusieurs millions d'années. Les sites en question constituent un site de travail exceptionnel pour nos élèves, ainsi que pour les chercheurs de plusieurs universités limitrophes.

Nous ne pouvons dès lors assister sans protester à l'élaboration de projets visant à détruire une partie importante et précieuse de ces zones d'une valeur biologique et écologique exceptionnelle.

Copyrighted material

Nous vous prions donc, Monsieur le Ministre, de ne pas donner votre accord aux projets de construction des routes en question, mais de tout mettre en œuvre pour que soit préservée intacte toute la zone en question, le „Schëfflenger Bierg" (avec son „Lallenger et Bruchbierg") et les vallées de Kayl et de Rumelange à partir du Poteau de Kayl.

En vous remerciant d'avance, nous vous prions, Monsieur le Ministre, d'accepter nos salutations les plus sincères.

(*) le Ministre des Transports et des Travaux Publics;

copies au Ministre de l'Environnement, au Président de la Chambre des Députés et à NATURA.

Copyrighted material

Denkpause gefordert!

Mit einer Unterschriftenaktion möchte die Unterzeichnete die Politiker vor einer möglicherweise übereilten Entscheidung warnen, was die Lösung des Verkehrsproblems im Escher „Neidierfchen“ *nach* Abschluß der Renovierungsarbeiten betrifft.

Es sind bis jetzt mehr als genug überstürzte Entscheidungen getroffen worden. In dem jetzigen Klima kollektiver Hysterie (um nicht von Panik zu reden oder von politischem Opportunismus angesichts der kommenden Wahlen) ist es unverantwortlich, ohne weiteres den Bau einer kostspieligen Umgehungsstraße zu beschließen, *ehe* gründliche Studien die Notwendigkeit einer solchen Straße unwiderlegbar bewiesen haben.

Es ist bedauerlich, daß in dem seit Wochen herrschenden Durcheinander nicht nur die Einwohner diverser Ortschaften im Minett sich auf einmal feindselig gegenüberstehen, sondern daß nun im „Neidierfchen“ selbst die Interessen der Bewohner der einen Seite des Tales gegen diejenigen der anderen Seite ausgespielt werden, und Feindschaft entsteht, wo bislang Solidarität herrschte. Es muß darauf hingewiesen werden, daß die Anrainer der Rue St Nicolas, die vom Bau der geplanten Umgehungsstraße direkt bedroht sind, bis jetzt solidarisch die Protestaktionen des Interessenvereins „Neidierfchen“ unterstützt haben, obwohl sie selbst nicht vom Durchgangsverkehr belastet wurden. Es geht nicht an, sie jetzt einfach mit ihrem Problem im Stich zu lassen.

Hinzu kommt der Umstand, daß der „Lallengerbierg“ zufällig *die schönste* und in dem Sinn repräsentativste Landschaft des Luxemburger Südens ist! Sein ökologischer wie ästhetischer Wert ist Tatsache, und über diese Tatsache darf nicht ohne weiteres hinweggegangen werden. Es handelt sich nicht nur um die Zerstörung einer angenehmen Ruhe- und Erholungszone, sondern um die unvermeidliche weitere Verschandelung des ganzen Gebiets.

Die geplante Umgehungsstraße würde überdies die Luxemburger Straße in Esch keineswegs, wie beabsichtigt, entlasten, da kein vernünftiger Verkehrsteilnehmer zweimal hintereinander (ab Einmündung der Umgehungsstraße in die Schifflinger Str.) freiwillig in Richtung Schifflingen fahren würde, da der Weg an den ARBED-Weihern vorbei zeitraubend, eng und kurvenreich ist, von häufigen Dampfschwaden nicht zu reden (und vom Bahnübergang!).

Es gilt, alternative Lösungen zu suchen, um auch in Zukunft den Verkehrslärm im „Neidierfchen“ auf ein Minimum zu begrenzen. Auch eine Umgehungsstraße würde ihn übrigens nicht völlig abschaffen, sowenig wie der Bau der Autobahn die Arloner Straße in Strassen wirklich entlastet hat. Am vernünftigsten wäre es abzuwarten, *wie* schlimm die Situation wirklich nach Abschluß der Renovierungsarbeiten sein wird, wenn die Straße glatt und mit „Flüsterasphalt“ versehen, eine drastische Geschwindigkeitsbeschränkung auf 40 Stundenkilometer erreicht und, vor allem, der „Intermoselle“-Transport auf die Schiene verlegt ist.

Copyrighted material

Wenn dann die Lage *noch immer* unerträglich ist, könnte der Bau einer Umgehungsstraße ins Auge gefaßt werden, obwohl auch in dem Fall noch andere, interessante (und weniger teure) Lösungen in Frage kämen, *ohne* daß der „Lallengerbierg" verschandelt würde und die bis jetzt friedliche Rue St Nicolas eine solche Umgehungsstraße wortwörtlich auf den Buckel bekäme.

Revue Nr. 10; 9. 3. 1988

P.S. 1998:

Zur Erläuterung der Lage (allgemein und persönlich) damals:

Wegen langwieriger Umbau- und Straßenarbeiten war im Frühjahr 1988 die Straße durch das Escher Neudorf („Neidierfchen") für den sonst üppig fließenden Durchgangsverkehr gesperrt worden, so daß er sich nun durch Schifflingen und Kayl ergoß (ein beträchtlicher Teil davon). Das trieb die dortigen Bewohner auf die Barrikaden, mit dem Resultat, daß die Arbed schließlich die Durchfahrt über ihre Straße im Tagebaugebiet „Lalléngerbierg" öffnete (ab Mitte Kayler Poteau bis hinab zum Leesberg und der Schifflinger Straße). Damals entdeckten Tausende das Paradies „Lalléngerbierg", das bis dahin nur einer Handvoll von Spaziergängern bekannt gewesen war. (Ende des süßen Geheimnisses ...)

Wochenlang herrschte große Aufregung, und die Politiker malten sozusagen kreuz und quer zukünftige Umgehungsstraßen an die Wände der Versammlungslokale, wo sich die verärgerten Bürger ereiferten. Ich fiel damals auf das Politikergeschwätz herein und geriet in Panik beim Gedanken an eine Umgehungsstraße durch den „Lalléngerbierg" und (denn auch das wurde vorgeschlagen, von einer berüchtigten Schifflinger Politikerin ...) rundum den lieblichen „Brucherbierg", immer unten an seinem Waldsaum entlang (!). Jemand hätte mir damals barmherzigerweise erklären müssen, daß die Sache überhaupt nicht akut war und wahrscheinlich auf immer eine Utopie. Da niemand dies tat, waren es schreckliche Monate — selten habe ich mich so mit einem Umweltproblem gequält wie damals wegen der Horrorvisionen eines „Lalléngerbierg" als Industriezone, durchquert von verkehrsreichen Straßen! An 20 Adressaten schrieb ich Briefe (nicht etwa fotokopierte) und schickte jedem 30 Fotos der Gegend. Dazu der stressige Beruf; ein schlimmes Familienproblem; und in der benachbarten Klinik (denn ich verbrachte viel Zeit im Elternhaus in seiner direkten Nähe) lag meine Freundin Lydie Schmit im Sterben (sie starb am 7. April 1988; cf. die Daten meiner damaligen Artikel).

Diese paar Einzelheiten, um doch einmal darauf hinzuweisen, daß auch engagierte Naturfreunde (u. a. „Kämpfern") Familie haben und Beruf und ein Privatleben, das nicht einfachhin frei ist von aller Unbill, so daß sie sich samt und sonders frischfröhlich ihren diversen guten Sachen widmen können, weil sie sonst nichts zu tun hätten (!).

Copyrighted material

An einen Minister

Esch, den 14.8.1987

Sehr geehrter Herr Minister (*)

Als Umweltminister, der sich für das „Minett" einsetzt, dürfte Sie folgendes interessieren.

Die Straße, die vom Kayler Poteau hinabführt nach Rümelingen, ist wahrscheinlich die schönste der ganzen Minettgegend, zusammen mit dem Anstieg ab Esch und der Abzweigung nach Kayl hinunter. Das Teilstück Kayler Poteau-Rümelingen windet sich in langen, eleganten Schleifen den Hang hinab, durch Wald und Feld. Die meisten Luxemburger ahnen nicht, daß es derart reizvolle Straßen im „Minett" überhaupt gibt.

Leider aber ist diese Straße an einer besonders schönen Stelle, mitten im Wald, entstellt durch ein Depôt der „Ponts et Chaussées", das sich neben der Straße befindet. Die grauen Steinhaufen, Schlacken und Kies, die dort angehäuft sind, stören sehr in der grünen Waldlandschaft und verschandeln die schöne, weitgeschwungene Kurve an der Stelle völlig.

Es müßte möglich sein, dieses Depôt zu verstecken, indem man eine grüne Wand von Erlen, Fichten, Schlehdornhecken (?) dort anpflanzt, auf etwa 50-100 m (?) Länge. Sogar eine Ziegelmauer (von abwechselnder Höhe und mit einem zweifarbigen, dekorativen Motiv) könnte das häßliche Depôt verstecken, dekorativ wirken, und würde zudem keinen weiteren Unterhalt (wie das Beschneiden von Hecken) erfordern. Eine „Grünwand" wäre natürlich besser.

Hoffentlich finden Sie einmal die Zeit, die hübsche Reise von Esch nach Rümelingen zu machen, um sich vor Ort von der Sache zu überzeugen. (Bei der Gelegenheit könnten Sie übrigens auch den skandalösen Müllhaufen besichtigen, der zwischen „Léiwfrächen" und Rümelinger Straße den Wald und eine schöne Promenade verschandelt.)

In der Hoffnung, daß Sie sich für die Verschönerung dieser Straße einsetzen werden,

Hochachtungsvoll,

N. Moia

(*) Umweltminister Robert Krieps

Copyrighted material

Antwort

Madame,

J'accuse réception de votre lettre du 14 août 1987. Contrairement à votre suggestion je connais bien le parcours et partage votre jugement.

J'interviendrai dans le sens suggéré.

Pour ce qui est du «skandalösen Müllhaufen» vous apprendrez — en vous renseignant — qu'il est prévu d'aménager tout le secteur. Par ailleurs je peux vous assurer que la Ville de Rumelange (tout comme Kayl) a une approche exemplaire et a investi des sommes considérables selon des priorités longuement pesées.

Prochainement nous entamerons les travaux de conservation et d'aménagement des derniers fours à chaux et alentours.

Vous ferez sûrement plaisir aux responsables de ces projets en les contactant. Quant à moi je vous félicite de votre vigilance.

Je vous prie d'agréer, Madame, l'assurance de mes sentiments distingués.

Le Ministre de l'Environnement

Robert Krieps

P. S. 1998:

Auch der Einsatz eines Ministers ist manchmal für die Katz': statt eines grünen „Vorhangs", der das Depôt verhüllt hätte, pflanzte man ein paar nackte Baumstämme (mit ein bißchen Wipfel) . . . Total daneben.

Zum „skandalösen Müllhaufen" s. folg. Texte.

Copyrighted material

Ein Schönheitsfleck

Zu den landschaftlich schönsten Straßen im Süden unseres Landes gehören die drei, welche von den Höhen des Kayler Poteau hinab nach Esch, Kayl und Rümelingen führen. Die erste stößt breit und schnurgerade hinunter ins Escher Tal, vorbei an den roten, zerklüfteten Felsen über dem „Bourgronn“, mit dem Galgenberg im Hintergrund und den dunklen Kiefern des Ostbergs vor den ersten Häusern des „Neidierfchen“; die zweite schlängelt schmal ins liebliche Kayltal hinunter, zwischen Wald und Wiesengrund, mit plözlichen, weiten Aussichten bis hin zum „Gehânsbierg“; die dritte windet sich in großzügigen, weitgeschwungenen Kurven durch prächtigen Wald, an weitflächigen Feldern vorbei nach Rümelingen, malerisch eingebettet in Wald und Fels.

Besonders jetzt im Herbst ist an sonnigen Tagen die Fahrt nach Rümelingen eine einzige Pracht wegen der bunten Vielfalt der Gold-braun- und Grüntöne, die sich rechts und links der Straße in verwirrender Fülle folgen und überschneiden.

Leider aber verschandelt seit Jahr und Tag ein häßliches Depot der „Ponts et Chaussées“ das Mittelstück dieser schönen Straße. Graue Steinhaufen liegen umher, schmutzig und verwahrlost sieht der Flecken inmitten des Grüns der Bäume aus. Dabei wäre es so leicht, diese Stelle den Blicken der Vorbeifahrenden zu entziehen, so leicht, hier einen schmalen Grüngürtel oder „Vorhang“ aus Fichten und Gebüsch anzupflanzen (am Straßenrand längs des Depôts). Aber nichts geschieht, obwohl schon im Sommer 1987 die Minister Krieps (Umwelt) und Schlechter (öffentliche Arbeiten) den „Ponts et Chaussées“ diesen Vorschlag unterbreitet hatten.

Letzere sind doch sonst um ein umweltfreundliches Image bemüht, pflanzen haufenweise Bäumchen an den Rand der Autobahnen, aber eine Reihe Fichten, um die Harmonie dieser außergewöhnlich schönen Straße im Minett wiederherzustellen, das ist ihnen anscheinend zuviel. Wieder einmal, weil es ja nur das Minett ist, offiziell eine Industriegegend, über deren Naturschönheiten man achselzuckend hinweggeht? Warum bestehen dann die Lokalpolitiker nicht energisch auf dem Ausmerzen des Schönheitsflecks? Na ja, vielleicht werden die kommenden Wahlen endlich etwas in der Richtung bewirken.

tageblatt, 5. November 1988

Typischer Brief...

4. Februar 1991

Lieber Herr XY (*)

Erlauben Sie, daß ich nochmals auf das Problem mit der Kayler Bauschuttdeponie zu sprechen komme. Das Monstrum wächst ja noch immer weiter, ufert aus... Da lag wohl ein Mißverständnis meinerseits vor, als ich annahm, dieser Bauschutt (wie der im Minett allgemein) käme seit einiger Zeit auf den Monnericher „Tipp" (?!).

Zum erstenmal seit letztem Sommer war ich dieser Tage wieder in der Nähe des Kayler Monstrums. Der Weg (ein „autopédestre"), der letzten Sommer noch hart am Rand der Deponie vorbeiführte, ist nun zugeschüttet; eine neue Trasse wurde durch den Wald daneben gezeichnet — wie lange, bis auch die unter dem Geröll verschwindet? Es ist ja so, daß die Deponie sich breit(er) macht, in die sie umgebende Natur hinein, statt daß sie nur in die Höhe wächst. Man müßte den Arbeitern sagen, auf die große, flache Fläche oben weiter abzuladen, nicht aber an den Rand der Deponie, was zur Folge hat, daß sie, wie gesagt, in die Breite geht, auf Kosten der Wildnis daneben. Kann das denn nicht verhindert werden? Diese Deponie befindet sich sowieso auf einer unmöglichen Stelle: im Herzen von Wald und Felsendickicht, nahe einer einzigartigen Orchideenlichtung, usw. Wann wird sie ENDLICH geschlossen, das Ganze gestoppt?

Ich könnte einen Brief diesen Inhalts an den Kayler Bürgermeister richten..., um unverbindliche Floskeln zu ernten...(?). Könnten Sie an ihn schreiben, sich an ihn wenden in dieser Sache? Und was sagt man im Umweltministerium dazu? Warum wird der Kayler Bauschutt **nicht** auf dem Monnericher Tipp abgeladen? Da ist doch Platz, kein Wald...

Ich bin völlig entmutigt, was Umweltschutz in Luxemburg betrifft.

Mit besten Grüßen,

und in der Hoffnung, von Ihnen zu hören in dieser Sache,

(danke im voraus),

Nelly Moia

•

(*) Bekannter Naturschützer.
Typischer Brief, weil unbeantwortet und umsonst geschrieben.

Copyrighted material

P. S. 1998:

Auf einen Hilferuf im Sommer 1989 hatte Prof. Léopold Reichling ermutigende Worte an mich gerichtet (am 12. 7. 98): „Je signalerai l'existence du dépôt d'immondices aux responsables de la protection de la nature afin qu'ils fassent arrêter 'l'abomination', comme vous dites. L'endroit est en effet digne de la plus sérieuse protection [. . .]"

Ebenfalls für die Katz'; dabei ist „Poldi" ja nicht irgendwer im Luxemburger Naturschutz!

Copyrighted material

Kayler Schandfleck

Im Oktober 1995 organisierte die Kayler Gemeinde eine Ausstellung zum Thema Naturschutz in und um Kayl. Die Bürger wurden aufgefordert, Fotos einzuschicken, die Ausstellung in der früheren Tetinger Schuhfabrik war bunt und blumig. Fotogene Schmetterlinge, Blüten und Grünzeug zeigten eine heile Kayler Welt.

Auf keinem einzigen Bild war die skandalöse Bauschutt-Deponie zu sehen, die seit Jahren in den lieblichen Kayler Wald zwischen Rümelinger Straße und „Léiwfrächen" hineinwächst — ein Monstrum, das schon so manchen Spaziergänger schockte, der ab Flieger-Denkmal an der Rümelinger Straße den Spazierweg hinabgegangen ist.

Warum werden keinerlei Proteste umweltbewußter Kayler laut? Nie liest man einen Leserbrief, einen Artikel zu dem Thema. Was sagt der Méco dazu? Und die Grünen? Und die vielen Naturfotografen, die an jener Ausstellung teilnahmen? Eine Einwohnerin schrieb an den Organisator der Ausstellung. Keine Antwort. Ein Brief an die Gemeindeverantwortlichen ergab die knappe Mitteilung, diese Deponie sei vom Umweltministerium genehmigt worden.

Ja, dann ist wohl alles in Butter, wenn's genehmigt ist! Dann können alle Naturfreunde ruhig schlafen. (Man braucht es nur noch dem verschandelten Wald und seinen Tieren zu sagen, daß alles in bester behördlicher Ordnung ist.) Naturschutz auf Luxemburger Art . . .

tageblatt, 8. März 1997

Wieder totgeschwiegen?

Dieser Tage feiert Kayl mal wieder seine schöne Umwelt.

Die vorige Ausstellung zu dem Thema hatte ich besucht und mich an den hübschen Fotos, am dekorativen Grünzeug und gefällig präsentierten didaktischen Material erfreut. Alles wie geleckt. Erst nachträglich fiel mir ein, daß es da ein Monstrum in der lieben Kayler Gemeinde gibt, das alles andere wie geleckt ist — und offensichtlich kein bißchen präsentabel, obwohl es sehr wohl mit der Kayler Natur und Umwelt zu tun hat.

Aber im detaillierten Pressebericht steht kein Sterbenswörtchen über die skandalöse Bauschuttdeponie, welche sich seit Jahren zerstörerisch ausgerechnet in dem lieblichen Wäldchen zwischen „Léiwfrächen" und Rümelinger Straße ausbreitet — ein gräßliches Ding (das leicht zu besichtigen ist, binnen Minuten ab

Copyrighted material

Fliegerdenkmal an der Rümelinger Straße). Da geht denn die Rede von Bienenzucht und Sidor, von Biotonne und Blumen im Garten, von Sonnenenergie und Geologie. Aber über den naturzerstörerischen Tipp im Kayler Wald wird schamhaft der Mantel des Schweigens gebreitet. Wie luxemburgisch!

Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek, 5. Juli 1997

Copyrighted material

Kayler Naturfreunde?!

Gibt es die denn? In Kayl? Schön zu hören ist's — (s. ihren Leserbrief in der „Zeitung v. L. V" vom 11. Februar) — aber während sie meine totale Sympathie haben, was ihre Trauer um den zerstörten „Widdem" betrifft, so muß ich ihnen doch mein Befremden gestehen wegen ihres jahrelangen Schweigens — zumindest in der Öffentlichkeit — zu dem schrecklichen Kayler Bauschutt-Tipp. Wegen des „Widdem" protestieren sie; zum Tipp, der den lieblichen Kayler Wald skandalös verwüstet, keine Silbe! Wie ist das zu verstehen?

Seit Jahren versuche ich Naturfreunde (im Minett und bei den einschlägigen Behörden) zu bewegen, etwas zu unternehmen, um das Monster zu stoppen, der Zerstörung Einhalt zu gebieten. Im „tageblatt" (von den Kaylern nicht gelesen?) erschienen zwei meiner ziemlich verzweifelten Leserbriefe zu dem Thema: „Kayler Schandfleck" am 8. März letzten Jahres und „Wieder totgeschwiegen?" am 5. Juli. Null Reaktion auf diese Aufrufe, wahre S.O.S. Rufe, die auf taube Ohren stießen bei den Grünen, dem Mouvement Ecologique, den Kayler Naturfreunden, dem Umweltministerium, der Forstverwaltung, der Natur- und Vogelschutzliga — ogott, hab' ich „d'Flemm"!

Letzten September noch fotografierte ich einige besonders schöne Buchen in dem Waldstück, das den Riesentipp begrenzt(e) gen Norden. In den folgenden Monaten mied ich jenen Wald wegen des Schießlärms (vom nahegelegenen Stand her), den mein Hund panisch fürchtet. Aber im Januar kehrte ich zurück, auf der Suche nach dem verlorenen/verirrten (und verletzten!) Hund einer Bekannten, und sah, daß „meine" Buchen allmählich unter herangewälztem Bauschutt verschwanden — so wie vor ca. zwei Jahren der schöne Spazierweg dort (er war dann um etwa 100 m verlegt worden ...).

Im Februar vermochte ich Arbeiter zu fotografieren, die frischfröhlich („Fir dass kén an d'Kaul fällt") (!) den Wald rundum das Monstrum umlegten, nur so drauflos mit der Motorsäge ... Frage an die Kayler Naturfreunde: Wie lange wollt Ihr diese Leute noch gewähren lassen? Und: Wie steht es eigentlich mit einer Genehmigung des Umweltministeriums für diese fortschreitende Vergrößerung der Deponie mitten im Herz eines Waldes im Minett, wo Wälder nicht eben zahlreich und ausgedehnt sind? Wie wär's, wenn sich die Kayler Naturfreunde für diesen armen Wald einsetzten?

Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek, 18. März 1998

Copyrighted material

Encore un S.O.S. (*)

Cher Monsieur,

Lorsque j'ai découvert le début du saccage (le dépôt de gravats) dans la forêt de Kayl il y a quelques années (vers 1987), j'ai pris des photos (il n'y avait pas que des gravats d'ailleurs, loin de là) et j'ai essayé vainement d'ameuter des protecteurs de la nature et des associations censées la défendre. Plusieurs personnes éprises de la beauté si particulière («sauvage» et très variée) des forêts du bassin minier ont sympathisé, e.a. le Directeur du Musée National d'Histoire et d'Art, Gérard Till (Dir. Hon. depuis), mais la destruction du site a continué.

Il y a un an je photographiai encore quelques hêtres élancés, élégants, à proximité du monstre (= le dépôt) — et voilà qu'à peine dix mois plus tard je les retrouve en partie ensevelis sous les gravats qui avancent inexorablement dans la forêt (en janvier). Entretemps j'avais aussi publié deux lettres au «tageblatt» et à la «Zeitung v. L. V.», sans écho aucun. Et c'est ce **silence** qui me déprime et révolte presqu'encore davantage que le fait même! Finalement, à force de lettres et de coups de téléphone désespérés, je réussis à déplacer un représentant de l'Administration des Eaux et Forêts qui visita le dépôt et ses alentours avec moi ce 10 février '98 et en fut passablement choqué. Il avait l'intention d'y retourner avec un représentant du Ministère de l'Environnement, mi-février, [...] mais celui-ci fut empêché au dernier moment. Et **personne** de ce Ministère et de l'Administration en question (qui a une section Conservation de la Nature) n'est allé voir sur place depuis — où le saccage continue; (mais je ne suis plus retournée non plus, découragée et pas précisément maso).

Le fait 1) qu'il «faut bien mettre les gravats quelque part» et 2) que le Ministère de l'Environnement a autorisé la chose suffisent pourque personne ne dénonce cette destruction d'une belle forêt, dont le Bassin minier n'est pourtant pas riche (comparé à d'autres régions). Je trouve que les associations et mouvements divers qui chez nous défendent la nature devraient **attirer l'attention du public** sur ce qui se passe dans nos forêts faute d'un dépôt régional dont le choix d'emplacement traîne, **mais** se ferait peut-être plus vite, SI l'opinion publique indignée l'exigeait avec énergie(?).

(*) Photos de saccages + textes adressés au „Républicain Lorrain" le 5 avril 1998 suite à un entretien téléphonique:
Eisekaul
„Krater" Dudelange
Fin „Ameisewee", chantier/rte (Lange Gronn)
Musée des Mines, Rumelange
„Lärchekaulen"
„Bauschutt" Rumelange
Bauschutt Kayl
Ma 1re lettre aux autorités date d'août 1987 — au Min. de l'Envir. d'alors, feu Robert Krieps...! Mes dernières: de 1991, 1997 + 20 mars 1998 à des „prot. de la nature" sont restées sans réponse...(!).
En annexe: 26 photos, dont 7 de la décharge de Kayl, 1 du «cratère» de Dudelange

Copyrighted material

Mais alors qu'il existe un «cratère» immense au pied de la «Haardt» de Dudelange et que les terrains de l'ARBED (Belval etc.) pourraient accueillir pas mal! de gravats, la commune de Kayl a **encore** demandé l'autorisation **d'agrandir** ce dépôt effarant en pleine forêt, (au lieu-dit „Kéigronn").Cette autorisation n'a **pas** été accordée, et quand-même le 10 février on tomba sur deux jeunes gens qui abattaient les arbres tout autour du dépôt («fir dass keen an t'Kaul fällt») (sic) (réponse idiote!).

En mars dernier (1997) la commune de **Rumelange** commença par abattre et à enlever ce qu'il y avait comme verdure au pied des belles roches rouges à l'entrée de la petite ville (à gauche peu avant les premières maisons). Je crus qu'on voulait y aménager un parking pour les nombreux promeneurs de la promenade du «Hutbierg». En décembre 97, voyant que les bulldozers agrandissaient le charmant petit ravin fort brutalement, je m'adressais à la commune et appris que là aussi on allait déposer des gravats... Devant l'ampleur de la chose je m'adressais par écrit à diverses assiciations censées défendre la nature. Pas de réponse, pas de réaction **du tout!**

Entretemps des amis à Kayl, ayant appris mes démarches auprès des Eaux et Forêts, m'avertirent avec amertume que cette dernière admin. venait de saccager un bout de petit bois particulièrement charmant près de la «Léiwfrächen»! J'y allai et fis des photos, plutôt désespérée. (Ci-joint qqs copies). Quelques jours plus tard je tombai sur le site saccagé près du Musée des Mines, Rumelange (c.-à-d. un habitant de Rumelange m'y conduisit, aussi écœuré que moi, mais résigné).

Si les communes de Kayl et de Dudelange se mettaient d'accord quant à une voie d'accès au «cratère» de D., le dépôt régional pourrait débuter bientôt, à ce qu'il paraît. Mais tout traîne, pc il n'y a pas assez 1) d'information et 2) de pression du public. Quant aux officiels, j'abandonne: en plus de deux semaines le service Conservation de la Nature des Eaux et Forêts n'a pas été capable (!) de contacter le garde-forestier de K. pour lui demander des comptes quant à cette «route» barbare construite dans le petit bois (voir plus haut). — QUE FAIRE??? (S.O.S.!)

N. Moia

P.S. Ende 1998:

Einen Brief (auf deutsch), dessen Inhalt aber wütender und länger (5 S.) war als meine Kurzfassung an den „Répu", schickte ich am 24. März 1998 an Marc Thoma (dazu 41 Fotos); an den Gréngespoun (+45 Fotos); an den Regulus (+ ca. 37 Fotos), und an die Forstverwaltung (ca. 45 Fotos) (zus. mit vorangegangenen); im Ganzen etwa 160 Bilder.

Am 28. April kam Marc Thoma dann in den „Deep South", sich den Kayler Tipp-am-Bösch anschauen, wobei wir beide rein zufällig auf eine andere Gruppe Besucher des Tipps stießen, nämlich Vertreter der Forstverwaltung und der Gemeinde (u.a. der Bürgermeister und der Förster). Darüber berichtete der „Répu" am 29. April. Am 15. Juni behandelte Thoma das Problem im Fernsehen. Mitglieder des „Mouvement Ecologique" (Esch + Kayl) machten mit, u.a. Milly Theisen, Fränz Hengen und Jean Gaspard. Natürlich alles umsonst.

Copyrighted material

Von einer, die auszog, eine Auskunft zu bekommen!

Sehr geehrter Herr X,

Es ist Mittwochmorgen, den 29. April, 11.30. Eben habe ich Ihnen eingehängt mit dem Bescheid, Sie seien ein Witz. Ich hätte hinzufügen können: „— ein trauriger". So wie es der Naturschutz hierzulande allgemein ist. Manchmal scheint mir, man könne den Begriff ruhig aus dem Luxemburger Wortschatz streichen: es würde kaum auffallen, denn er interessiert nur eine Minderheit.

Zurück zu uns zweien. Mitte März (und übermorgen ist der 1. Mai...!) wandte ich mich schriftlich und telefonisch an Sie, um zu erfahren, was in aller Welt die Forstverwaltung bewogen hat, jenen gräßlichen Weg, schon fast eine steinige Straße, ins Herz des lieblichen „Bromeschbierg" oberhalb von Kayl zu schlagen. Eine entsetzte Kayler Naturfreundin hatte mich darauf hingewiesen, eine weitere fragte beim Bürgermeister nach und bekam zur Antwort, das sei ein Projekt der Forstverwaltung, man müsse sich bei den Leuten erkundigen. Ich telefonierte also dorthin und ließ mich an Sie als den Zuständigen für Naturschutz weiterreichen.

Leider war Ihre Reaktion nicht die erhoffte. Sie zeigten sich kein bißchen berührt oder motiviert, den Kayler Förster anzurufen, um sich (und mich) zu informieren. Meine Schilderung der Zerstörung des früher so schönen, wildromantischen, kleinen Schlängelpfads zwischen moosigen Steinen ließ Sie sichtlich, d.h. hörbar, kalt. Daß die neue „Fußgängerstraße" (?) brutal bis zu den bislang anmutig versteckten „Lärchekaulen" geschlagen worden war, ohne daß Anfang oder Ende der Trasse irgendwelchen Aufschluß über ihren Sinn gab, erzeugte keinerlei hörbare Reaktion. Naja.

Sie klangen damals vor allem überfordert, denn mit fast schüchtern anmutender Stimme gaben Sie zu, das Minett kaum zu kennen. Jedenfalls schien Kayl für Sie auf dem Mond zu liegen, auf der erdabgewandten Seite. Ich erklärte Ihnen, der „Bromeschbierg" sei ein bewaldeter Hügel fast gegenüber der „Léiwfrächen"-Grotte, etwas unterhalb des Bergarbeiterdenkmals, leicht zu finden. Ich nahm an, Ihnen damit genügend Informationen geliefert zu haben, damit Sie den Kayler Förster befragen könnten. Eigentlich hatte ich geglaubt, Sie seien schon auf dem laufenden, und war überrascht, daß Sie keine Ahnung von diesem Projekt hatten bzw. sich keine sogleich beschaffen konnten.

Aber es kam noch überraschender, denn Sie fragten, ob ich denn keine topographische Karte habe, um Ihnen den Ort genauer bezeichnen zu können. Ich unterdrückte die Frage, ob denn der Name „Bromeschbierg" nicht genügte, damit der Kayler Förster wisse, um welche neue Straße („Forststraße"? wie nennt man sowas?) es sich handelte. Nun, ich besaß tatsächlich die gewünschte Karte, und Sie baten mich, Ihnen eine Fotokopie davon mit eingezeichneter „Straße" zuzuschicken, zwecks Präzision... Was ich brav (und neugierig auf den Fortgang

Copyrighted material

der Untersuchung) selbigen Tages noch tat. Zwei Tage später rief ich an, um zu hören, was denn der von Ihnen mittlerweile befragte Förster von sich gegeben hatte.

Ogott! Sie hatten ihn noch nicht kontaktiert, denn meine Karte sei zu klein, sagten Sie meinen ungläubigen Ohren, Sie besässen eine größere, die würden Sie mir schicken, darauf könne ich dann den beanstandeten Weg bzw. die Straße nochmals einzeichnen. Ich machte geduldig das Spielchen mit, erhielt per Post Ihre etwas größere topographische Karte, zeichnete eine leicht größere Straße ein und schickte das Papier zurück. Nach ca. zehn Tagen rief ich an, da Sie sich noch immer nicht gemeldet hatten, und Sie erklärten mir, es sei Ihnen nicht gelungen, den Kayler Förster zu kontaktieren... Wie anfangs bemerkt, für Sie liegt Kayl tatsächlich auf der andern Seite des Mondes.

Sie waren z. B. am Vortag in Rümelingen gewesen, (wie Sie mir erzählten), wo Sie in der Nähe von Intermoselle nach Galerie-Eingängen suchten. Von dort sind es fünf ganze Autominuten bis zur Bauschuttdeponie von Kayl im „Kuhgrund", ein Ort, dessen Problematik Ihnen nicht mehr unbekannt war. Trotzdem sind Sie Naturschutzzuständiger nicht hingefahren (und schon gar nicht bis hinüber zum „Bromeschbierg"...). Jedoch: da ich zufällig kurz vorher ein Dutzend Galerie-Eingänge ausfindig gemacht hatte, u. a. mit der Hilfe netter Rümelinger Rentner und ex-Bergarbeiter, die die Gegend kennen wie ihre Tasche, schickte ich Ihnen sofort die Adresse eines solchen Experten sowie eine aus dem Gedächtnis gezeichnete Ortsangabe der mir bekannten Eingänge. (Ich weiß aber nicht, ob diese Informationen Sie je erreicht haben...).

Ein paar Tage später rief ich wieder an, um endlich zu hören, warum die vermaledeite Straße in den Wald des „Bromeschbierg" gebaut worden ist. Man teilte mir mit, Sie seien in Urlaub! Eine Botschaft für mich betr. „Bromeschbierg" hatten Sie natürlich nicht hinterlassen.

Mein nächster Anruf erfolgte dann am 28. April morgens, also vor etwa einer halben Stunde. Sie klangen nun etwas ungnädig, als Sie mir mitteilten, Sie seien schließlich in Urlaub gewesen und hätten den Förster noch immer nicht erreicht am Telefon — wohlgemerkt, seit ca. 6 Wochen... Ich fragte, ob Sie sich über mich lustig machten und ob Sie denn nicht mal per Fax an die Kayler Gemeinde den telefonisch Unerreichbaren auffordern könnten, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Darauf Sie, unangenehm berührt: „Ech bestëmmen, wéi ech do viirgin". (sic). Übrigens war das Wörtchen „vorgehen" bei anderthalb Monaten Stillstand besonders treffend gewählt, finden Sie nicht auch? Ich nannte Sie also einen Witz und hängte ein.

Am selben Tag, nachmittags, lief ich zufällig bei der Kayler Bauschutt-Deponie „im Kuhgrund" auf den Kayler Förster. Ich war in Begleitung von Marc Thoma, und der Förster inmitten eines ganzen Rudels Herren von der Forstverwaltung und von der Kayler Gemeinde. Es ging ziemlich hoch her wegen der Deponie, aber ich vermochte endlich meine lang und vergeblich angefragte Erklärung „straight from the horse's mouth" zu hören: da oft Kinder in den

Copyrighted material

„Lärchekaulen“ spielen und dort letztes Jahr dreimal Feuer ausgebrochen war, hatte man einen Weg für Geländewagen angelegt, um der Feuerwehr die Zufahrt zu erleichtern; zudem muß das Waldstück durchforstet werden wegen der Borkenkäfergefahr; auch zum Abtransport der alten Stämme mußte diese „Straße“ also gebaut werden. Und diese Information war also der Forstverwaltungsbeamte, der für Naturschutz zuständig ist, in sechs Wochen nicht fähig gewesen, herauszufinden und einer geduldigen Naturfreundin mitzuteilen ...!

Ich habe die Geschichte hier aufgeschrieben, denn es handelt sich schließlich bei dem Herrn um einen Staatsbeamten — ein gut bezahlter, krisensicherer Posten — bezahlt von der Allgemeinheit, also auch mit den Steuern der unterzeichneten, höflichen Auskunftsuchenden. Das scheinen Staatsdiener nicht zu wissen resp. aus dem Gedächtnis verloren zu haben. Dies, um ihr Gedächtnis aufzufrischen.

P. S. November 1998:

Ich hätte dem Kayler Förster auch selbst telefonieren können, aber 1. hatte ich das 2-3 mal vergeblich versucht und 2. wollte ich wissen, wie die Sache mit dem „Stater“ Beamten sich weiterentwickeln würde.

Copyrighted material

Inhaltsverzeichnis

Copyrighted material

Copyrighted material

Copyrighted material

Copyrighted material

Copyrighted material

Copyrighted material

Copyrighted material

P. S. 1998:

Ganz unter uns — meine Lieblingstexte sind:

Ellergronn — La dégradation d'un quartier — Das Weihnachtsgeschenk — Elle écope toujours — Rot und Grün sind bedroht — Sommerferien in Esch/Alzette — Danke, mein Hund! — Es begann mit der Bâloise — Das waren noch Zeiten — Geliebter Regen, Winterschlaf — Sie heißt Hase — La douce Lasauvage — De la laideur avant toute chose — Fußgängerbetrachtungen

Copyrighted material

CARTOONS CONTRA CATTENOM



EDITIONS OEKO-FONDS
1986

Copyrighted material



Copyrighted material



Copyrighted material



Photo: Sylvie Mousel

Copyrighted material